



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

R. Pauli.

830.6

P94

**GENERAL LIBRARY  
UNIVERSITY OF MICHIGAN.**

**THE  
Hagerman Collection**

**OF BOOKS RELATING TO  
HISTORY AND POLITICAL SCIENCE**

**BOUGHT WITH MONEY PLACED BY  
JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61**

**IN THE HANDS OF  
Professor Charles Kendall Adams**

**IN THE YEAR  
1883.**

R. Pauli,

830.6

P94



20308

# Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. Sahn.



---

Sechster Band.

---

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Georg Reimer.



# Inhalt.

## Erstes Heft.

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte. II. Scribe und seine Schule. . . . .	Seite 1
Das Selbstgovernment. . . . .	— 26
Sardinien und die Annektionen. . . . .	— 53
Politische Correspondenz. . . . .	— 86
Sicilische Briefe. . . . .	— 101
Notizen. . . . .	— 114

## Zweites Heft.

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte. III. Chateaubriand. . . . .	— 117
Der deutsche Bund und die deutsche Flotte. . . . .	— 146
Ein Schleswig-Holstein'scher Dichter. . . . .	— 178
Der dritte Band von Gutzot's Mémoires. . . . .	— 196
Politische Correspondenz. . . . .	— 201
Aus Italien. . . . .	— 209
Notizen. (Die Baltische Monatschrift. — Die Preussischen Provinzialblätter. — Die Zeitschrift des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klasse. — von Sybel's Historische Zeitschrift. — Protocolle der Wiener Ministerial-Conferenzen.) . . . . .	— 215

## Drittes Heft.

Cadavere und Knabköpfe. III. Oliver Cromwell. . . . .	— 221
Wolfgang Amadeus Mozart. . . . .	— 250
Zur Situation. . . . .	— 273
Der erste deutsche Juristentag. . . . .	— 281
Sicilische Briefe. . . . .	— 284
Aus dem Kirchenstaat. . . . .	— 302
Notizen. (Eine Borrebte von D. F. Strauß. — Ein deutscher Essai.) . . . . .	— 307

## Viertes Heft.

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte. IV. Joseph de Maistre und Lamennais. . . . .	Seite 313
Zur Geschichte des italienischen Nationalvereins. . . . .	— 336
Thomas Babington Macaulay. . . . .	— 353
Die Frage der Küstenverteidigung bei'm Bunde. . . . .	— 397
Politische Correspondenz. . . . .	— 400
Die Bedeutung der italienischen September-Ereignisse. . . . .	— 412
Ein Blick auf die deutsche Genossenschaftsbewegung. . . . .	— 416

## Fünftes Heft.

Milton. . . . .	— 419
Das Priesterregiment im Kirchenstaat. . . . .	— 449
Zum Berliner Universitäts-Jubiläum. . . . .	— 483
Die Neugestaltung Oesterreichs. . . . .	— 492
Aus Oesterreich. . . . .	— 510
Politische Correspondenz. . . . .	— 516
Notizen. . . . .	— 529

## Sechstes Heft.

Unsere Historiker. . . . .	— 531
Die Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit. . . . .	— 543
Ein Brief Goethe's an den Herzog von Weimar. . . . .	— 559
Die wirtschaftliche Reformbewegung in Deutschland. . . . .	— 563
Hannovers Staatswirtschaft in den letzten zwölf Jahren. . . . .	— 583
Zum Stieber'schen Prozeß. . . . .	— 593
Aus Oesterreich. . . . .	— 601

## D r u c k f e h l e r.

- S. 189, Z. 20 v. o. lies „Detelf“ statt „Detolf“, und ebenso fernerhin.  
S. 216, Z. 28 v. o. lies „ohne Literaten“ statt „ohne Literatur“.

# Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte.

## II.

### Scribe und seine Schule.

Wenn das Gesetz des Contrastes bei Zusammenstellung dieser Schilderungen uns leitete: es hätte sich zu dem Bilde des in unserem ersten Artikel (im Aprilheft d. J. S. 349 ff.) betrachteten Dichters ein schärferes Gegenstück nicht aufstreiben lassen, als der poetische Fabrikant, dessen Werken wir den Stoff für die zunächst beabsichtigten Erörterungen entnehmen. *Béranger* — und *Scribe*; der Lieberdichter, welcher ein Leben braucht, um vier bis fünf kleine Bändchen mit scheinbar leicht hingeworfenen Reimen zu füllen — und der Dramatiker, der *Baudevilles*, *Komödien*, *Dramen*, *Operntexte* zu Duzenden aus dem Aermel schüttelt; das Muster fröhlicher, freiwilliger Frugalität — und der studirte Lebemann; der *Millionär* — und der moderne *Diogenes*, vor dessen Tonne die Großen der Erde vergeblich mit ihrem Golde und mit ihren Ehren erscheinen. In der That, wenn irgend zwei literarische Größen dieser Epoche, so scheinen diese Zwei nichts mit einander gemein zu haben. Dennoch lenkt die Betrachtung des Einen mit Nothwendigkeit auf die Erscheinung des Anderen. Sie ergänzen sich nach Inhalt und Form. Es ist zweckmäßig, sie neben einander zu studiren, sobald wir die Literaturgeschichte um Aufschluß angehen, nicht nur über die Individualität der Bahn brechenden Geister, sondern auch über die geistigen und sittlichen Zustände des den Schriftstellern zugänglichen Publicums. Indem *Béranger* den Ausspruch betont: „Meine Muse ist das französische Volk,“ bezeichnet er in Einem Worte seine Schwäche und das Geheimniß seiner Erfolge. Er steht in der That in sehr wesentlichen Punkten nicht über seinem Publicum, wie wir es von dem ächten Volksdichter mit Recht verlangen. Aber dafür hat er mitten

im Herzen des französischen Nationalbewußtseins seine sichere Stellung; er fühlt in seinen Adern den Pulsschlag dieses oft gleichzeitig frivolen und enthusiastischen, kleinmüthigen und heroischen, erhabenen und lächerlichen, aber nie langweiligen Ungeheuers, welches sich selbst so gern die "große Nation" nennt. Er findet den musikalischen, unmittelbar das Herz treffenden Ausdruck für jedes Ideal, an welches das Empfinden seines Volkes — nicht etwa bloß die Speculation einzelner Bevorzugter — hinanreicht. Seine Kleider gestalten zu echtem poetischem Leben Alles, was in dem Herzen dieses Volkes in Augenblicken der Erhebung und Sammlung ein Echo findet. — Von allen diesen Dingen wird Scribe nur gelegentlich und selten berührt, und doch darf auch er sagen: "Meine Muse ist das französische Volk." Es ist wirklich dieselbe Muse, der er seine Eingebungen dankt, nur daß sie ihm zu andern Stunden und in andern Stimmungen erscheint. Scribe erwärmt sich nur selten und mäßig für politische und patriotische Fragen. Kaiser und Republik, Constitution, Jesuiten, Pressfreiheit, die Rheingrenze machen ihm die geringsten Sorgen. Poetische Entzückungen und tiefsinnige Betrachtungen sind ihm gleich fremd. Aber für das bunte Treiben des thatsächlichen, täglichen Lebens, für das Gegenspiel der Interessen, für die tausend kleinen Triebfedern dieser lärmenden, glänzenden, corruptirten, leichtfertigen, und doch so anziehenden, vielfach liebenswürdigen und in hohem Grade lebenskräftigen, französischen Gesellschaft hat er den schärfsten, sichersten Blick. Die ganze Fülle ihres alltäglichen Daseins legt er den Franzosen der höheren und mittleren Stände in einer nicht abreißen den Reihe von bunten, sauber gezeichneten Bildern auseinander. Er schonkt ihre Schwächen nicht. Aber er zeichnet sie mit so naivem Behagen, er hat selbst so viel davon weg, daß er stets nur pikant wird, niemals beleidigt. Während *Béranger* uns poetisch empfinden läßt, was die Franzosen vermögen, wenn eine große nationale Idee sie erregt, so zeigt sie uns Scribe bei ihrer täglichen Arbeit, im Strudel ihrer Geschäfte und ihrer Freuden. Sein eigentliches Gebiet ist die große, beständig nach oben und nach unten hin sich ausdehnende Mittelklasse, welche in den Intervallen der großen politischen Erschütterungen die Breite des Lebens einnimmt und in der Stunde der Umwälzungen nur auf Augenblicke hinter die Massen und ihre Führer zurücktritt. Er ist zu Hause im *Comptoir* des *Banquiers* und in der *Coullisse* der *Börse*, in den *Salons*, den *Douvoirs*, den Arbeitsstuben der Geschäftsleute und den *Ateliers* der Künstler. Er bringt in die *Vorzimmer* der *Minister* ein, wie in die *Sprechsäle* der *Deputirten* und in die *Logen* der *Schauspieler* und *Schauspielerinnen*. Ueberall, wo die Jagd nach Genuß, nach *Gewinn*, nach "Ehre" den

Staub aufwirbelt, da ist sein Platz. Er fühlt sich wohl in diesem unreinen Elemente und athmet in vollen Zügen diese Atmosphäre der Intriguen, der Leidenschaften und der Genüsse. Wie sehr er sich jedoch seiner Gesellschaft fügt, so wenig macht er sich Illusionen über sie; er deutet ihre Schwächen aus und wahrt sich dabei das Privilegium, ihr die Wahrheit zu sagen. So sind seine Arbeiten eine Zielscheibe geworden für die vornehme Kritik, eine Goldquelle für den Verfasser und ein Labfal für das gelangweilte Theaterpublicum der gesammten europäischen gebildeten Welt. Eine unerschöpfliche Fundgrube lehrreicher Beobachtung aber sind sie für den Nichtfranzosen, wenn er das französische Volk der letzten Jahrzehnte nicht im kriegerischen Schmutz sehen will, oder in der von Staub und Pulver geschwärmten Ploufe, sondern im Hauskleide oder im Ballstaat. Und wie ihr Inhalt, so stellt ihre Form sie als eine Art Supplement neben Beranger's Lieder. Mit den letzteren erschöpfen sie (und ihre unzähligen Nachbildungen) für die vorliegende Epoche die nationalen und eigenthümlichen poetischen Formen, deren unsere Nachbarn mit zweifellosem Erfolge sich bedient haben. Die gesammte, so hoch gepriesene Lyrik der romantischen Schule ist mehr oder weniger gelungene Nachahmung deutscher und englischer, hie und da auch südbromanischer Vorbilder; der französische Roman hat sich zwar fruchtbar und bedeutsam genug, aber doch unter wesentlichem Einfluß des Auslandes, namentlich Göthe's, Walter Scott's und Dickens' entwickelt; das ernste Drama und die Tragödie haben die seltsamsten Sprünge gemacht, um den Riesenspuren Shakspeare's und Schiller's zu folgen — und sind dann kraftlos in das alte klassische Geleise zurückgeglitten. Dagegen hat die altfranzösische Chanson unter Beranger's siegreicher Herrschaft sich zum nationalen Liede erhoben, und in den Lustspielen und Conversationsstücken Scribe's hat das eigenthümliche dramatische Talent der Franzosen einen in seiner Sphäre mustergültigen Ausdruck gefunden. Der Charakter des Volkes und die Organisation der Gesellschaft kommen dem französischen Dichter auf diesem Gebiete gleich sehr zu Statten. Wenn Geselligkeit die Hauptquelle der Civilisation und diese noch etwas Anderes als Bildung ist, so haben die Franzosen nicht ganz Unrecht, sich für das „civilisirteste“ Volk zu halten. Bis zum geringsten hinab leben sie in der That mit ihren Gewohnheiten, ihrem Dichten und Trachten in der Gesellschaft. Das Urtheil dieser ist ihnen für die Schöpfung aller Dinge eine endgültige Entscheidung; dies Urtheil für sich zu gewinnen, ist ihr beständiges Streben. Hierin hat der französische Dichter und Held dem Virtuosen oder der Modistin in den meisten Fällen wenig vorzuwerfen. Das Voltaire'sche Wort „Niemand

ist verwegen im Dunkeln“ hat für alle Kreise des französischen Lebens seine vollständige Geltung; es enthält den Schlüssel zu jenem uns Deutsche so seltsam anmuthenden System der öffentlichen Belohnungen und Auszeichnungen, dessen Einfluß sich bei unsern Nachbarn auf das ganze weite Gebiet der Gesellschaft erstreckt. In Frankreich beginnt die Ordenssucht, der Beifalls- und Auszeichnungs-Hunger schon auf der Schulbank. Hat der Junge sich acht Tage lang nicht geprügelt, so winkt ihm der prix de sagesse, der Orden für die artigen Kinder, und dieser Stern leuchtet ihm forthin sein Leben hindurch: nur, daß er in späteren Jahren von Silber am karmoisinrothen Bändchen getragen wird, und daß nicht mehr blos die glücklichen Eltern und die neidischen Mitschüler, sondern je nach Rang, Glück und Erfolg die Gemeinde, die Berufsgenossen, die Kameraden, das Publicum, vor Allem aber die Damen den glücklichen Gewinner bewundern. Geschäft, Wirkungskreis, Art der Leistungen ändern nichts am Wesen der Sache. Den Bauer, welcher das fettste Schwein zur Ausstellung bringt, lohnt offizielle Ehre nicht minder, als den Schriftsteller, der die akademische Preisaufgabe löste, oder den siegreichen Feldherrn. Ernste Professoren werden von ihren Zuhörern mit Beifallsstaketen empfangen, wie eine Tänzerin oder ein Virtuose, und in den öffentlichen Sitzungen der Akademie wetteifern die Blicke und die Händchen der stets zahlreich anwesenden Damen mit dem Lobe und den Spenden der gelehrten Körperschaft in Beglückung der Sieger. Der Einfluß dieses nationalen Bedürfnisses gesellschaftlicher Anerkennung ist unermesslich, im Guten wie im Schlimmen. Alle glänzenden Eigenschaften und alle Schwächen der Franzosen hängen innig mit ihm zusammen; es ruft Erscheinungen hervor, die durchaus nicht mit deutschem Maße gemessen werden dürfen, wenn wir dem Charakter unserer Nachbarn nicht schweres Unrecht thun wollen. Bei uns geht gedehnte Eitelkeit mit Feigheit und Nichtnützigkeit fast ausnahmslos Hand in Hand. Wenn wir von einem deutschen Dichter hörten, der für die Besuche der Muse feierlich Toilette machte, seine Haare interessant und weltchmerzlich scheitelte, seinen Schlafrock in künstlerische Falten drapirte und dann sich niederlegte, um unsterbliche Verse über Gott und Natur zu schreiben, so würden wir ihn unbesehen, und ohne sonderliche Gefahr des Irrthums, für einen talentlosen Narren erklären, selbst wenn er nicht, wie Herr von Lamartine, in seinen eigenen Schriften mit dem Nachdruck des guten Gewissens diese Dinge von sich ausplauberte. Ein Feldherr, der, auf den Tod angeklagt, mit seinem Advocaten eine patriotische Effectscène einstudirte, sie nachher vor dem Gerichtshof ausführte und im Rausch des so gewonnenen Beifalls zum Lobe gieng — er hätte in unseren Augen die Gel-

tung eines ernsthaften Charakters unfehlbar verwirkt, und hätte er in zwanzig Schlachten gesiegt. Das ist in Frankreich anders, und wir haben nicht das Recht, Lamartine deshalb für einen Stümper und Ney für einen Voltron zu erklären, weil sie das Alles gethan.

Es liegt auf der Hand, wie nothwendig dieser Trieb des Wettsefers, dieser Beifallshunger, dieser Respect vor dem Urtheil der Gesellschaft einem Volke ist, in welchem das Individuum durch keine tieferen und sittlicheren Bande mit dem Ganzen zusammenhängt. Und wenn die Sache für den Gesetzgeber und für den denkenden Menschenfreund neben ihrer glänzenden und guten ohne Zweifel ihre schwer bedenkliche Seite hat — für den Lustspielbichter ist sie durchaus unschätzbar. Er gewinnt dabei Alles, was die Tragödie verliert. Eine feste, gesellschaftliche Disciplin, eine scharf ausgeprägte Sitte und Umgangsform kommt den Personen seiner Fabel wie mit einem fertigen Gewande entgegen, die Lösung der Conflicte wird durch die Sitte und den Geist der Zeit unweigerlich vorgeschrieben; der Dichter darf gegen diese Voraussetzungen nicht verstoßen, ohne sich um seinen Erfolg zu betragen. Wenn die große Gleichförmigkeit seiner Gesellschaft ihm für Erfassung aller Grundtypen menschlicher Thorheit und Schwäche nicht förderlich ist, deren kräftig individuelle Gestaltung uns in den Lustspielen Shakespeare's entzückt, so läßt sie dafür die eigenthümlichen Producte dieser besonderen sittlichen Atmosphäre in desto klareren, faßbareren Zügen hervortreten. Der Dichter giebt diese dann aus, wie Geld von deutlichem und anerkanntem Gepräge. Der Zuschauer weiß auf der Stelle, mit wem er es zu thun hat, und, über die Charaktere schnell orientirt, giebt er mit sorglosem Wohlgefallen den Wechsellern einer lichtvoll exponirten und meist geschickt durchgeführten Handlung sich hin, sowie dem für Franzosen unwiderstehlichen und in deutschen Stücken so seltenen Genuß eines glänzenden, leichten, nie schleppenden und langweiligen Dialogs.

Wir haben in dem Gesagten die Vorzüge und auch die Schwächen der meisten Scribe'schen Stücke so ziemlich beisammen. Eine vollständige Beurtheilung oder auch nur Aufzählung derselben überschreitet natürlich die Grenzen dieses Versuches und hat auch mit seinem Zweck nichts gemein. Es kann uns nicht interessieren, die mehr oder weniger komischen Situationen und Anekdoten hier in Reih' und Glied zu stellen, welche Scribe und seine zahlreichen Mitarbeiter in ihren Vaudevilles dramatisirt haben. Diese bunten, lustigen Sommervögel haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie den Zuschauern in einem heilsamen Gelächter das Eintrittsgeld vergüteten. Die literarische und die culturhistorische Betrachtung haben gleich wenig mit ihnen zu schaffen. Ebenso wenig ist es hier unsere Absicht, gegen Scribe's zahlreiche industrielle Streifzüge auf ihm eigentlich fremde Ge-

biete eine Lanze zu brechen. Aber das Bild der französischen Gesellschaft, wie seine bessern originalen Arbeiten es naturgetreu entwerfen und wie sein eigenes Treiben es in mancher Beziehung fast typisch repräsentirt, dies soll in seinen Hauptzügen im Folgenden zu zeigen versucht werden.

Ueber Scribe's Leben und Persönlichkeit ist weit weniger in die Oeffentlichkeit gebrungen, als über die vieler Schriftsteller dieser Epoche, die hinter seinen Erfolgen weit zurückgeblieben sind. Scribe ist eben zu bürgerlich, zu praktisch und vielleicht — zu glücklich, um viel von sich reden zu machen. Pariser Kind, wie Béranger, wurde er im Jahre 1791, elf Jahre nach jenem, in begüterter Familie geboren. Er war nicht, wie jener, in Bezug auf seine Bildung dem Zufall und dem Mitleid gutherziger Verwandten überlassen. Die Gräuelpöbel wie die poetischen Aufregungen der Revolution waren vorüber, als er in die Jahre des Bewußtseins eintrat und in regelrechter Weise die Ausbildung eines französischen Juristen empfing. So ist ihm denn auch nur ein schwacher, traditioneller Eindruck von jenen Jahren heroisch leidenschaftlicher Erhebung geblieben; er empfing seine Jugendindrücke in der Glanzperiode des Kaiserreichs, aber unter wohlhabenden Bourgeois und klugen Leuten, in einer gegen die Begeisterung der „Gloire“ schon ziemlich blasirten Gesellschaft. Man darf bei Beurtheilung dieser Zustände nicht vergessen, daß selbst Béranger in jenen Jahren der polizeilich-militärischen Musterregierung von seinem späteren kriegerischen und Napoleonischen Enthusiasmus noch weit entfernt war, daß er den König von Drott diehtete, zur selben Zeit, als die französische Jugend auf den Schlachtfeldern von Lügen und Lügen blutete. Während der Chansonnier die Diners der halb-legitimistischen Gesellschaft „le Caveau“ durch seine ausgelassenen Lieder erheiterte, trat Scribe, im Jahre 1811, mit einem Baubeville, „der Derwisch“ hervor. Der Sturz des Kaiserreichs und die Restauration brachte den Sohn guter, wohlhabender Familie nicht aus dem Geleise. Er fuhr fort, an Baubeville-Späßen harmlosester Art seine Technik zu üben, bis er 1827 mit einer regelmäßigen Sitten-Komödie, „die Geldheirath“ die klassischen Bretter des théâtre français eroberte. Das erste Jahrzehnt der Juliregierung bezeichnet dann den Höhepunkt seiner wunderbaren Fruchtbarkeit und seiner Erfolge. Die Klasse, welcher Scribe durch Geburt, Erziehung und Charakter angehörte, hatte die Zügel ergriffen. Sie beutete ihren Sieg nach Kräften aus, nur wenig durch den periodisch rollenden Donner der Emeuten gestört, und Scribe, jetzt hoch auf den Wogen des ihm gewordenen Beifalls einher fahrend, war unermüdet, in stets wechselnder, geschickter und geistreicher Gestaltung dieser industriellen, glänzenden, üppigen, geistig angeregten und dabei gründlich frivolen

Gesellschaft die Züge ihres Antlitzes zu zeigen. Die prächtige Göttesche Geschichte von den klassischen Dummeln, die sich an den Abenteuern des Hans Ohnesorge in Utopien ergöhen und den Spott des Rhapsoden sich im Geringssten nicht anfechten lassen, sie wiederholte sich fast bei jedem bedeutenden Scribe'schen Stücke — und zwar nicht nur in der Haltung der über ihre eigene Thorheit ohne den geringsten Vorsatz der Besserung lachenden Menge. Scribe selbst war ein zu praktischer Mann, um durch seine geistreichen und beißenden Ausfälle gegen handwerksmäßiges Schriftstellertum in seinen eigenen Operationen sich im Geringssten geniren zu lassen. Inbem er die großen Industriellen und Gelbmänner verspottete, sah er ihnen das Geheimniß ihrer Erfolge ab. Es entging seinem Scharfblick nicht, daß aller Reichthum im Grunde auf der Kunst beruht, Andre für uns arbeiten zu lassen, und so übertrug er denn, ein bahnbrechendes Genie, das Princip der Arbeitstheilung aus den Werkstätten der Modeschneider, der Kunsttischler und Stahlfederfabrikanten in die Ateliers der dramatischen Künstler, welche vor dieser Reform, mit einem Kopfe und mit einer Feder auch nur den Proletarierlohn des vereinzeltten Arbeiters gewannen. Ein ganzes Geschlecht von dramatischen Genies verbandte ihm Anleitung, Ausbildung, guten Verdienst, nicht selten sogar Reichthum und Ruf. Scribe wählte den Stoff, er arrangirte die Handlung im Ganzen und Großen, gab die Effectstellen und glänzenden Abgänge an, und seine Lehrlinge setzten den Dialog oder die Versen dazu. Machten sie Fortschritte, so war Nennung des Namens auf dem Titel (neben dem der Firma) ihr angemessener Lohn, bis dann die Besten sich emancipirten und auf eigne Hand dramatische Arbeit lieferten, vielleicht auch ihrerseits neue Gehülfen sich heranzogen. So, und unter dem Schutze der französischen Preßgesetze, ward Scribe mehrfacher Millionär. Es versteht sich, daß er als guter Geschäftsmann keinen zahlungsfähigen Kunden zurückwies. Jede dramatische Mode, jede Geschmacksrichtung wurde ihm zinsbar. Er schrieb Adrienne Lecouvreur für Fräulein Rachel, Feltz und Robert den Teufel, die Hugonotten, den Nordstern, die Wallfahrt nach Ploërmel für den kosmopolitischen Berliner Maestro. Klassicismus und Romantik, Vaudeville, Charakterkomödie, Historie und Oper, — ihm ist Alles gerecht und gelegen, sobald es bezahlt wird. Mit historischen Ördsen springt er um, wie Jean de Paris in der Legende. Vor seiner Feder sind todtte Staatsmänner und Helden nicht sicherer, als lebendige Schwindler und Puschmakler. Er schreibt eine Posse über Struensee's furchtbares Ende, ein witziges Intriguenpiel über Marlborough's Sturz und einen sentimentaln, dramatisirten Liebesroman über den Tod Peter's des Großen und den Regierungsantritt der ersten russischen Katharina. Frau Birch-

Pfeiffer, Rogebue und Iffland dürfen neben dieser Fruchtbarkeit kaum genannt werden.

Es versteht sich nun von selbst, daß eine ernsthafte, politische Rolle mit dieser literarischen Vielseitigkeit und stets schlagfertigen Bereitschaft sich nicht verträgt. Doch hat Scribe gleichwohl in politischen und socialen Fragen seine bestimmte, klar ausgesprochene Meinung. Er faßt sie nicht als Gewissenssache, noch mit begeistertem Schwunge, wie *Béranger*, doch ist sein Votum deshalb nicht weniger beachtenswerth für die Beurtheilung der Gesellschaft, in welcher, für welche und über welche er schreibt. Diese Gesellschaft ist eben die Lebensluft, welche er athmet, sie enthält die Voraussetzungen seiner Auffassung aller Verhältnisse, und da diese Voraussetzungen für die unendliche Mehrheit des französischen Mittelstandes noch heute gelten, so lohnt es der Mühe, sie einen Augenblick anzusehen.

Natürlich liegt der Schwerpunkt des Systems auch hier wieder in der Auffassung der Revolution und ihrer Ergebnisse. Scribe hat diesem politischen Glaubensbekenntnisse, abgesehen von sehr vielen, gelegentlichen Aeußerungen, eine besondere Arbeit gewidmet. Die Trilogie „Vor, Während und Nach“ stellt sich die Aufgabe, die Zeit der alten Regierung, den Revolutionschwindel und die Zustände der Restauration vom Standpunkte der historisch-dramatischen Skizze oder des *Baudevilles* den Parisern vor Augen zu führen. Das erste Stück führt uns in eine Familienberathung des Herzogs von *Surgy*. Es handelt sich um Versorgung der Kinder. Der älteste Sohn erhält natürlich die Güter, außerdem ein Cavallerie-Regiment und eine reiche Erbin zur Frau; sein jüngerer Bruder soll als Malteserritter, die Schwester als Nonne die „*Gloire*“ des Hauses aufrecht erhalten. Es fehlt in der Gesellschaft außerdem nicht an dem lieberlichen Cavalier, der seine Gläubiger prellt und verhöhnt, und dabei sein Geld zum Fenster hinauswirft, und gegen bürgerliche *Canailles* beiderlei Geschlechts sich allerhand fashionablen Muthwillen herausnimmt; noch an dem schurkischen Intendanten, dem plebejen, selbstfüchtigen Schmeichler und Heuchler, dem bereitwilligen Werkzeuge jeder vornehmen Schleichtheit. Das sentimentale Element wird durch *Julie* vertreten, die im *Surgy'schen* Hause erzogene Tochter eines durch die *Surgy's* zu Grunde gerichteten Kaufmanns. Ihre Liebe zu dem Chevalier wird durch schurkische Ränke der Herzogin und des Intendanten gekreuzt und irre geführt, fast im Stile von „*Kabale und Liebe*.“ Der Chevalier sieht die getäuschte Geliebte an einen Bürger verheirathet. Er überwindet den Schmerz, schüttelt mit dem Staube des väterlichen Hauses die Vorurtheile seiner Geburt von den Füßen und wird — Geschäftsmann, nachdem er gegen

die Thorheit der Geburtsvorurtheile eine kräftige Standrede à la Rousseau gehalten, dagegen der Industrie und der Speculation seine Hochachtung bezeugt hat.

Das zweite Stück („Pendant“) führt uns mitten in die Tollheiten der Schreckenszeit. Die herzogliche Familie ist ausgewandert, zerstreut. Der bürgerfreundliche Chevalier allein hat ruhmvoll für Frankreich gekämpft. Endlich aber gereicht sein Name auch ihm zur Gefahr. Geächtet, verkleidet tritt er in die Boutique, in welcher Julie, seine Jugendgeliebte, in treuer Pfllichterfüllung mit ihrem wackern Gérard, dem Barbier, die Haushaltung führt. Eben hat der Convent die Ehescheidung freigegeben, und massenweise eilen die befreiten Franzosen, von dem kostbaren Rechte Gebrauch zu machen; selbst Gérard, so lieb er seine Julie hat, hält es für nöthig, wenigstens zum Schein die Mode mitzumachen, um durch reactonäre, eheliche Treue nicht in den Ruf des Aristokratismus zu kommen. Zur Rettung des Chevaliers bietet er gern seine Hand. Es gelingt, den Nachbar „Caracalla,“ den Bürgerwehr-Offizier und ultra-jacobinischen Schubflücker zu täuschen, den Familienschatz der Surgy aus deren Hause zu heben und den Chevalier in Sicherheit zu bringen.

Zwanzig Jahre später fährt dann das dritte Stück, das Bauderville „Nachher“ uns wieder in dieselbe Gesellschaft. Gérard ist bei Austerlitz als tapferer Kriegermann geblieben. Der Chevalier lebt als emeritirter General und — reicher Fabrikbesitzer und Speculant mit Julie, der durch die wohlwollende dramatische Vorsehung ihm wieder geschenkt, in glücklicher Ehe. Der Republikaner Caracalla ist in seinem Hause als Portier das Gnadenbrod; der überliche Vicomte des ersten Stücks lehrt von langer Seefahrt aus der Südsee nach Frankreich zurück. Vor 1789 mit La Peyrouse in See gegangen und gescheitert, hat er die Revolution und das Kaiserreich auf einer wüsten Insel verträumt. Er findet „sein Paris“ natürlich sehr zum Nachtheil verändert, räsonnirt recht ergötlich über die verkehrte, von der Revolution hinterlassene Welt, ist zu seinem Entsetzen Zeuge, wie der General de Surgy seine einzige Tochter einem jungen, bürgerlichen Advocaten, noch dazu einem Neffen jenes oben erwähnten, schurkischen Intendanten zur Frau giebt und wird durch seine legerischen Redensarten dem Dichter Veranlassung zur Entfaltung einer merkwürdigen Gesinnungstüchtigkeit. Die Wohlthaten der Revolution werden dabei in lehrreicher und bezeichnender Weise gefeiert: „Ohne Vorurtheil macht ein Jeder seine Industrie geltend oder seine Talente. Unsre Vicomtes machen Geschäfte, unsere Ritter sind Fabrikanten. In diesem Jahrhundert, wo das Verdienst, mit oder ohne Namen, sich der Achtung erfreut, ist ein Marquis mein Architect und mein Arzt ein Baron!“ — „Und wir,

meine Freunde,“ sagt der General, nachdem er die Liebenden zusammen gegeben, — „meine Mitbürger, die wir nach so vielen Stürmen endlich den Hafen erreicht haben, und unter dem Schutze des Thrones und der Befehle jene verständige und gemäßigte, seit vierzig Jahren ersehnte Freiheit genießen: bewahren wir sie, wir haben sie theuer genug bezahlt. Vergessen wir, einmüthigen Sinnes, das Böse, was man gethan hat; sehen wir nur noch das vorhandene Gute! Entfernen wir jene traurigen Erinnerungen und einigen wir uns in dem neuen Frankreich, unter dem Ruf: Eintracht, Vergessen!“

Das wäre denn ungefähr Scribe's Standpunkt, und (denn an der Meinung eines einzelnen betriebsamen Literaten wäre so viel nicht gelegen) der Standpunkt der wohlhabenden Schichten jener großen Mittelklasse, welche von 1815 bis 1848 in der Entwicklung Frankreichs eine so glänzende und vielfach maassgebende Rolle spielte. Man sieht, das Glaubensbekenntniß ist von Véranger's Ansichten nicht wesentlich verschieden. Wir haben hier dieselbe tiefe Abneigung gegen die Privilegien der Geburt, dasselbe Eintreten für die freie Concurrenz jeder Kraft und jedes Talents, diese charakteristischen Familienzeichen der modernen französischen Gesellschaft. Es fehlt nur der begeisterte Schwung des patriotischen Stolzes, der Cultus des Kaisers und seines Ruhmes und die sentimentale Apotheose der arbeitenden Klassen und der „kleinen Bürger,“ dieser eigentlichen, furchtbaren Werkzeuge der im Bonapartismus verkörperten „bewaffneten Demokratie.“ Scribe theilt im Ganzen die Friedensliebe und den lähnen Scepticismus der reichen französischen Bourgeois. Er hat keinen Grund, die Lichtseite des neuen Frankreich zu verdecken, wird er selbst doch hell genug von ihrem Goldglanze beschienen. Aber er ist darum durchaus nicht so blind, wie Viele ihm vorwerfen, gegen die Flecken und Schäden dieser so lärmenden und so glänzenden Gesellschaft, gegen ihre Unfähigkeit für politische Freiheit, gegen die Kleinlichkeit ihrer Bestimmungen und ihrer Interessen. Und wenn seine industriellen Arbeiten ihm Ruhe lassen, so liebt er es wohl, dieser wenig erquicklichen Maske gelegentlich seinen satirischen Hohlspiegel vorzuhalten, um sie durch ihre eigenen, lustig verzerrten Züge, wenn nicht zur Besserung, so doch zum Lachen zu bringen. Einige dieser Bilder sind immerhin interessant und lehrreich genug, um die Mühe der Betrachtung zu lohnen.

Man hat Scribe den „Dramatiker der hohen Finanz“ genannt, wie Balzac ihren Romellisten. Der Ausdruck ist richtig, insoweit er die Lebenskreise bezeichnet, in denen Scribe sich mit Vorliebe bewegt und die er am gründlichsten kennt. Vollkommen unberechtigt dagegen ist das hergebrachte Veredle über Scribe's angeblichen Servilismus gegenüber den

Leidenschaften und Lastern der hohen Finanz und der Industrie, wie es noch neuerdings Schmidt-Weissenfels in seinem oberflächlichen Buche über „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration“ wieder aufgewärmt hat. In dieser „historischen und kritischen“ Darstellung ist Scribe wieder einmal der wahre Sündenbock unseres industriellen Jahrhunderts. Das Richtige hat solchem Verebe gegenüber Julian Schmidt ebenso bündig wie treffend ausgesprochen. „Diese Schicht der Gesellschaft (die hohe Finanz),“ heißt es bei diesem, „ist von Scribe vorzüglich geschildert, und wenn ihm der Vorwurf gemacht wird, er sei ihr Anwalt, so begreift man nicht, worauf diese Anklage sich gründet. Im Gegentheil sind diese Zustände nicht bloß correct gezeichnet, sondern die moralische Kritik tritt so schroff als möglich hervor.“ — Es ist, bezeichnend genug, eine bittere Satire auf den Geist jener Kreise, „die Geldheirath,“ mit welcher Scribe 1827 das Théâtre français und die Bahn des regelmäßigen Lustspiels betrat. Zwei der widerwärtigsten Typen unserer modernen, unter der Fahne der freien Concurrenz dem Genuß nachjagenden Gesellschaft sind in diesem Stück die Hauptträger der Handlung: Dorbeval, der durch die Chancen des Papierschwindels nicht nur reich, sondern auch genial und in jeder Beziehung unfehlbar gewordene Banquier, und Poligni, der durch den Glanz mehr, als durch das reelle Behagen des Luxus unter die schimpflichste Tyrannei eingebildeter Bedürfnisse gebeugte Dandy. Dorbeval, in der Schule stets die Plage der Lehrer, ist im Wechsel-Comptoir und an der Börse zu der befriedigenden Erkenntniß gekommen, daß die Natur ihn durch den allein selig machenden Esprit des Affaires für den Mangel an Talent und Geist reichlich entschädigt hat. Das seltsame Bewußtsein des erfüllten Lebensberufes thront auf seiner Stirn, seit er die zweite Million in Sicherheit hat. Er wird respectabel in jeder Beziehung, leutselig, wohlthätig, ein herablassender Freund der Kunst und der Literatur, ein lebenswürdiger Wirth, ein gemäßigt-patriotischer Bürger. Man bewundert nicht nur seine guten Diners, seine glänzenden Bälle, seine geschmackvoll ausgestatteten Räume, — auch sein Charakter erhebt die gerechtesten Ansprüche auf die Verehrung der gesammten guten Gesellschaft. Er hat das Unerhörte gethan. Einmal durch glückliche Speculationen bereichert, ließ er seine Jugendgeliebte — nicht sitzen. Er hat die Unvermögende aus Liebe geheirathet, und die gute That hat sich belohnt. Die feine Bildung und die Lebenswürdigkeit seiner Gemahlin sind die Zierde seiner Salons, sie sind ihm für alle etwa vorkommenden Operationen ein offener Creditbrief auf die öffentliche Meinung. „Eine Frau, die nichts hatte, habe ich reich gemacht,“ so vertheidigt er seinen Schritt einem Freunde gegenüber, „das brachte mir Ehre in der Gesellschaft, und über-

dies, ich will es nur sagen, es war richtig berechnet. Denn, so oft wir uns zanken, ist sie zum Nachgeben verpflichtet. Es ist ihre Schuldigkeit, mir zu Gefallen zu leben, mich zu lieben, mich anzubeten; ich habe nicht nöthig, mich deshalb zu geniren, noch das Geringsste dafür zu thun; ich habe ihr Glück gemacht!" — Dies "gute Herz" ist denn auch den Jugendfreunden nicht verschlossen. Dorbeval führt den Beweis, daß nur die Verkümbung die Reichen hochmüthig und eitel schilt. Er verläugnet seine alten Schulkameraden nicht, da sie sich zufällig ihm vorstellen, der Eine als Oberst a. D., der Andere als ein eben zur Berühmtheit durchgebrungener Maler. "Ja, meine Freunde," sagt er, "ja, was man auch spricht, der Reichtum hat mein Herz nicht verborben. Für Euch bin ich noch immer der Alte, ein guter Junge, und nichts weiter. Wenn mich Andere gelegentlich ein Bißchen selbstbewußt sehen, ein Bißchen hochmüthig, um es heraus zu sagen — je nun, in meiner Lage ist es nicht ganz leicht, die Selbstzufriedenheit ganz zu vermeiden. Man kann sich über seinen Esprit täuschen, aber nicht über seine Thaler. Da liegen sie, in der Kasse: ein regelrechtes Verdienst, zu dem ich den Schlüssel habe. Und wenn man bis auf den Centime sich abschätzen kann, so ist das kein Hochmuth mehr. Es ist Arithmetik." Und dieser leutselige Arithmeticus faßt nun den Entschluß, seinen Jugendfreund Poligni glücklich zu machen. Scribe zeichnet in diesem Charakter mit sicherer Hand eine der traurigsten und verbreitetsten moralischen Krankheiten, deren Keim die moderne Gesellschaft nicht blos in der französischen Hauptstadt so üppig entwickelt. Poligni, brav, gutmüthig, liebenswürdig, wie das Ideal des ächten Franzosen, einst tapferer und glücklicher Soldat, ist nach dem Frieden in die vornehme Gesellschaft gerathen und damit in die Knechtschaft des hohlen Ehrgeizes und des Luxus. Um reich zu scheinen, um in den Salons und auf den Promenaden zu glänzen, legt er daheim sich harte Entbehrungen auf. Er hält Equipage bei 8000 Francs Rente. Das Ueberflüssige verzehrt das Nothwendige in seinem Haushalt. Er macht den Reichen den Hof, aus purer Ehrfurcht vor ihrem Gelde, vor ihren prächtigen Zimmern und Meubeln, vor dem Schimmer, der sie umgibt. Der hohen Protection seines Schulfreundes kommt er mit hingebendem Herzen entgegen. Es handelt sich einfach darum, durch eine reiche Heirath ihn unter die Respectabeln zu erheben, und zwar ist des Banquiers Cousine, Hermance, erlesen, das Geschäft zu machen. Sie ist freilich geistlos, kokett, albern (ihr Vetter kann nicht läugnen, daß sie acht Jahre in einem der ersten Pensionate zugebracht hat); sie sieht auf der Kunstausstellung nichts als Toiletten, und sehnt sich nach einem Manne, ungefähr wie der Fährndrich nach den Epauletten und der Primaner nach

der Studentenmütze — aber sie hat 500,000 Francs, und damit ist die Sache in Ordnung. Es handelt sich nur noch darum, für Poligni eine Wechselagentur zu kaufen, um ihm eine für einen anständigen Bräutigam schickliche Stellung in der Gesellschaft zu geben. Dorbeval hat schon seinen Mann auf's Korn gefaßt und gedenkt, als geschäftskundiger Menschenfreund, zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. Der Agent Lajaunais ist ihm Geld schuldig. Schon seit einiger Zeit hält er den Mann nicht mehr für „sicher“; seit ein paar Tagen aber ist das bevorstehende Fällissement ihm Gewißheit; denn Lajaunais hat se eben auffallend kostbare Diamanten und prachtvolles Gespann für seine Frau gekauft, sowie einen glänzenden Ball angekündigt. Es ist also Gefahr im Verzuge; die nächste Nacht vielleicht fährt er ohne Abschied nach Brüssel. Ihn vorher zu arretilren, geht nicht gut an; es wäre auch ein böses Beispiel für die Gläubiger seiner Collegen. So wird man denn lieber auf Zahlung bringen, den Verkauf der Stelle erzwingen, sie billig erstehen und der Freundschaft und Liebe einen Triumph bereiten, ohne den geschäftlichen Grundsätzen zu schaden. Natürlich wird Poligni nun durch das Auftreten einer verloren geglaubten Geliebten in den beabsichtigten dramatischen Conflict verseht. Vergebens erhebt seine bessere Natur sich gegen den Dienst des goldenen Kalbes. Scham und Zerknirschung im Herzen, sieht er, durch eigne Schuld und Schwäche, sich der trostlosen Knechtschaft seiner Geliebe verfallen. Das Glück der tugendhaften Personen des Stückes hebt die düsteren und naturwahren Farben dieser ganzen Entwicklung nur noch schärfer hervor.

Und wie hier der herz- und geistlose Materialismus der Selbsterkonomie, so wird in zahllosen anderen Stücken die entsehlliche Unlauterkeit der Gesinnung gezeihelt, welche in dieser athemlosen Jagd nach Erfolg und Gewinn wie eine Pest die Gemüther ergreift. Immer und immer wieder kommt der Dichter auf den Schwindel zurück, auf die Charlatanerie und den Puff, diese schlimmsten Flecken unsrer, nicht nur der französischen, unter den Lockungen und den gebieterischen Antrieben der freien Concurrenz herangewachsenen Gesellschaft. Mit unerbittlichem Hohn zeigt er insonderheit der „Hauptstadt der civilisirten Welt“ die Unlauterkeit ihres lärmenden und glänzenden Treibens. Wie in diesem Wettrennen um den goldenen Preis die sittliche, kräftigende Liebe zur Arbeit, der Respect vor dem eigenen Werk den Gemüthern entschwindet, wie der Wahrheitsinn bis auf den letzten Funken erlischt, wie diese Gier nach dem augenblicklichen, materiellen Lohn alle Schranken der Grundsätze, des Standes und der Gesellschaft über den Haufen wirft und in der verdorbenen Seele keinen Hebel in Thätigkeit läßt, als die einsame nackte Selbstsucht — das wird in ganzen Reihen, mitunter überladener, aber warmer, lebenskräftiger

und in den wesentlichen Zügen nur zu treuer Bilder uns vorgeführt. Die „Camaraderie,“ der „Puff,“ die „Calomnie“ gehören hieher. Schriftsteller, Künstler, Kaufleute, Deputirte und Pairs von Frankreich werden mit derselben ägenden Brähe des Hohnes begossen. In der „Camaraderie,“ d. h. der „Cliques-Wirthschaft,“ hat eine Bande mittelmäßiger Gesellen sich vereinigt, um durch unverschämtes, gegenseitiges Selbstlob, freche Intrigue und rücksichtslose Verläumdung der Concurrenten sich ihre Erfolge zu sichern. Es sind alle noblen Carrièren so ziemlich vertreten: Aerzte, Advocaten, Journalisten, Schriftsteller jeder Art, Politiker hohen und höchsten Ranges. Ein schlaues, ehrgeiziges Weib, leidenschaftliche Intriguantin, um sich für eine verfehltete Liebe zu rächen, ist, ächt französisch, die Seele des Ganzen. Die verhältnißmäßig harmlose Komik dieses Treibens wird durch den jungen Oscar Rigaut vertreten, den rothwangigen, wohlhäbigen Einfaltspinsel aus der Provinz. Durch seinen stets offenen Geldbeutel und seine guten Dèjeuners den wackeren „Räubern“ empfohlen, durch seine ehrgeizige Cousine zu Ehren und Würden bestimmt, läßt er mit aller unverdorbenen Naturkraft seines provinzialen Appetits die poetischen Erfolge sich schmecken, welche ein gütiges Schicksal ihm auf jedem Schritte entgegen bringt. Wie Dorbeval war er auf der Schule stets unter den Besten, und auch mit seinem Jus hatte es später nur schwachen Fortgang. Da trat er unter die verbündeten Carrière-Macher. Das Fach der Leichen- und Verzweiflungs-Poesie fand sich just unbefetzt. Er macht sich daran, und bald ist sein „Katafalk, Grabgedichte von Oscar Rigaut“ in allen Revüen gepriesen, der Weg in die Deputirten-Kammer, zu Aemtern und Sinécuren steht ihm offen. Nicht minder pikant ist die Carrière des Doctor Bernard, dessen Frau von Miremont, der Schutzgeist der Coterie, sich bedient, um ihren Gemahl, den Pair und Inhaber von acht Staatsämtern, rechtzeitig krank werden zu lassen, sobald ein politischer Prozeß oder eine wichtige Abstimmung droht. Bezeichnend genug gipfeln alle Intriquen der Bande in Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch die Journale, und in Bearbeitung der Minister durch hübsche, schlaue und ehrgeizige Weiber. Eine Deputirtenwahl, als sicherster Weg zu Ehrenstellen und — zu einer reichen Frau, führt Vermittelung und Katastrophe herbei. Der endlich durchgesetzte Sieg des talentvollen, ehrlichen Mannes macht den Hohn gegen die Gesellschaft nur noch schärfer: er wird nämlich nur der Gegenintrigue und dem glücklichen Zufall verdankt. Es macht einen wehmüthig komischen Eindruck, wenn der junge Aristides in der Befriedigung des Gelingens seine Anklagen gegen die Gesellschaft zurücknimmt: „O, wie ungerecht war ich! Noch diesen Morgen beklagte ich mich über Schicksal und Welt. Ich beschuldigte mein Jahr-

hundert der Parteilichkeit, der Intrigue und der Kabale — und jetzt sehe ich, daß es noch wahre Freundschaft giebt, daß man noch Erfolge erringt, ohne Coterien, ohne schimpfliche Künste!“ — Für den mittelbigen Spott, mit welchem die unterrichteten Anwesenden diese Herzensergießung aufnahmen, ist es nur eine schwache Entschädigung, wenn der Dichter mit dem Ausrufe schließt: „Ja, man siegt nur mit Kameraden. Aber man hält sich oben, wenn man Talent hat!“

Noch schärfer und, man möchte sagen, dogmatischer behandelt der „Puff“ das gleiche Thema. Man merkt dem Stücke die Bitterkeit an, mit der das klägliche Zusammenbrechen des Bürgerkönigthums im Jahre 1848 die Seele des für revolutionäre Illusion nicht mehr zugänglichen Dichters erfüllte. Scribe kommt hier, gegen seine Gewohnheit, aus dem Lou der Strapredigt fast gar nicht heraus. In der ersten Scene entwickelt der philosophische Geschäftsmann Desgaubets, ein rechtschaffener, scharfblickender, idealistischer Theorien abholber Praktiker nach dem Herzen des Dichters, seine Theorie des Puffs und der von diesem beherrschten französischen Gesellschaft: „Der Puff ist ein englischer Einfuhrartikel, der für sich allein hinreichen würde, für die entente cordiale zu zeugen. Der Puff ist die Kunst, das, was nicht vorhanden ist, anzufäen und aufgehen zu lassen, zu eigenem Gewinn. Er ist die zur Speculation ausgebildete Lüge, aller Welt zugänglich, frei circulirend für das Bedürfnis der Industrie und der Gesellschaft. Alle Prahlereien, Schwindeleien, Empfindeleien unserer Dichter, Redner und Staatsmänner: es sind Puffs! Die Modedame, die Migräne bekommt, damit man ihr Diamanten kaufe — ein Puff! Der Dichter, der Kritiker, der Jedermann zum großen Manne ernennt, damit man ihm die Ernennung zurückgebe — ein Puff! Und die protegirenden, menschenfreundlichen Damen, die Eisenbahnen, die Actien-Zusagen — Puffs! Und die Liebfosungen gegen die Wahlmänner, die Versprechungen des Deputirten und nachher seine Neben! Der Kaufmann, der euch sagt: Kauft meinen Bärenpelz, meine Kaschmirshwals; der Minister, der von seiner Abdankung redet: Puffs! und wieder Puffs! Ohne den Wohlthätigkeits-Puff zu rechnen, den Puff der Uneigennützigkeit, des Patriotismus, der Frömmigkeit! Denn der Puff steht jedem Stande, jedem Range, jeder Klasse zu Diensten. Doch ist anzuerkennen, daß die Advocaten, die Journalisten und die Aerzte ihn am gewohnheitsmäßigsten und massenhaftesten consumiren!“ Dieses ziemlich trostlose Programm wird nun mit vielem Geschick und scharfem Wit, wenn auch durchweg mit absichtlicher Uebertreibung, in Scene gesetzt. Wir sehen abwechselnd und miteinander den Familien-Puff, den literarischen und politischen Puff, den Großmuths- und den Verzweiflungs-Puff defiliren. — Desgaubets, der alte schlaue Geschäfts-

mann, übt einen magischen Einfluß in den Salons, an der Börse und im Cabinet des Ministers — blos weil er sich in den unbegründeten Ruf eines reichen Geizhalses gebracht hat. Ein junger Edelmann aus alter Familie vertauscht den Säbel mit dem Notizbuche des Wechslers, ruinirt sich durch Luxus und waghalsige Speculation und versucht dann, seine ebelmüthige Schwester zu einer reichen Heirath gegen ihre Neigung zu zwingen, indem er ihr weismacht, er werde sich tobttschießen, wenn sie nicht ihr Lebensglück opfere, um die Fortsetzung seines tollen Luxus möglich zu machen. In den Regierungskreisen geht es zu, wie in der „Camaraderie.“ Dort verschachert der Minister Aemter um Abstimmungen der Deputirten; hier wird die Pension einer Generals Wittve verbessert, weil der Commis des Ministers sich einbildet, daß jene eine Liaison mit einem Staatsrath habe. Sobald die Ehrenhaftigkeit der Dame zufällig an den Tag kommt, wird die Bewilligung auf der Stelle zurückgezogen: man hat eben kein Interesse, eine ehrbare, protectionslose Wittve zu beschützen. — Am schlimmsten kommen die literarischen Schwindler fort. Scribe hat einen besonderen Eic auf die in Frankreich allerdings sehr zahlreiche Race der vornehmen Herren, welche durch Anmaassung oder Erschleichung literarischen Rufes sich einen Weg in die Akademie, in die Deputirten-Kammer und von da in einträgliche Sinecuren und Finanzgeschäfte zu bahnen bemüht sind. Er berührt hier eine der widerwärtigsten Wirkungen der französischen Centralisation und jenes Ermunterungs-, Auszeichnungs- und Belohnungs-Systems, das die Arbeiten des Geistes von der Schulbank an zur taxirten und bezahlten Waare erniedrigt und das der Würde, der inneren Freudigkeit und Kraft eben so viel entzieht, als es der äußeren Geltung und dem materiellen Wohlbefinden etwa einbringen mag. Die Akademie, die Deputirten- und Pairs-Kammer sind auf diese Weise ein Kirchhof literarischer, ächter und unächter Verühmtheiten geworden, und, was nicht weniger schlimm, der gemeinste, weltliche Ehrgeiz drängt sich in die Ehrenhallen der Streiter des Geistes und macht den Senat der französischen Kunst und Gelehrsamkeit nicht selten zu einem wenig erfreulichen Tummelplatz kleiner und kleinster Interessen. — Schon in der Camaraderie zeichnete Scribe einen an literarischem Ruhmesdurst beschwerlich erkrankten Grand-Seigneur, den Baron v. Montlucar. Indessen begnügt sich dieser noch damit, seine Frau mit langweiligen Erzählungen zu plagen, seine unsterblichen Werke in befreundeten Journalen herauszustreichen und sich in lächerlicher Weise von seinen „Freunden“ zur „Annahme“ einer Deputirten-Wahl zwingen lassen zu wollen. Hier, im „Puff“, tritt dieselbe psychologische und sociale Krankheit weniger unschuldig auf. Der Staatsrath Graf Maignan verschafft sich durch Vermittelung eines ge-

wandten Buchhändlers die hinterlassenen Schriften eines Generals, giebt sie unter seinem eignen Namen heraus und wird so ein berühmter Mann. Um es mit der Kritik nicht zu verderben, macht er einem, durch den Dichter mit vieler Laune karrikirten Blaustrumpfe, den Hof. Er betet Fräulein Corinne Desgaubets an, die Tochter des Pseudogeizhalses, die es sich in den Kopf gesetzt hat, Gräfin zu werden, einstweilen aber als Dichterin und giftige literarische Lasterzunge unter der Funt Apollo's Schreden verbreitet. Durch Zufall wird es ihr bekannt, daß Graf Marignan aus Versehen einen Roman, eine schwache Ersilingsarbeit eines jungen Offiziers, als zweiten Band seines berühmten „Geschichtswerkes“ hat drucken lassen und dafür Mitglied der Akademie geworden ist. Diese Entdeckung löst den dramatischen Knoten. Corinne hat die Reputation des Grafen in ihrer Gewalt. Sie erläßt ihm die literarische Hinrichtung nur um den Preis lebenslänglicher ehelicher Fester, zu deren Vollziehung sie selbst als Gräfin Marignan mit der ganzen Unbarmherzigkeit eines abgehärteten Blaustrumpfes sich anstellt. Die Vereinigung und Belohnung des tugendhaften Liebespaares ist dann der selbstverständliche Schluß.

Mit dieser durchaus skeptischen und nüchternen Auffassung der Pariser, d. h. der maßgebenden französischen Gesellschaft, hängt denn auch die sprichwörtliche Fribolität Scribe's in Behandlung ernster und ernstester historischer Stoffe zusammen. Man weiß, mit welcher souveränem Behagen er die Katastrophe der Weltbühne seinen dramatischen Gewohnheiten und Bedürfnissen dienlich macht. Das „Glas Wasser“, „Vertraud und Katon“, die „Ezaarin“ gleichen sich wie ein Ei dem andern. Scribe steht nur kleine, rein persönliche Motive hinter den prächtigen Aushängeschildern der Staatsactionen; er urtheilt über die historischen Katastrophen, wie ein Kammerdiener oder eine Mätresse es thun würden: und auch in dieser Auffassungsweise steht er der Durchschnitts-Intelligenz des französischen Mittelstandes weit näher, als die Verehrer der politischen Weisheit der Franzosen vielleicht meinen. Es giebt einmal zu politischer Aufklärung und politischem Tact nur Einen Weg, und der geht nicht durch die Hörsäle der Professoren, noch durch die Triumphbogen cäsarischer oder republikanischer Volkseste, sondern durch die Sorgen, Mühen, Kämpfe und Freuden gemeinnützigier Thätigkeit, wie nur eine geordnete Selbstverwaltung sie möglich macht. Die militärisch centralisirte „Demokratie“ des aus der Revolution hervorgegangenen Frankreich liegt von diesem Wege nicht weniger weit ab, als der geheimthuende Despotismus des alten Régime. So lange Frankreich in der seit Richelieu's Zeit verfolgten Bahn fortschreitet, wird denn auch sein historisches Drama aller Wahrscheinlichkeit nach das

Schicksal seiner politischen Versammlungen theilen — es wird sich unter der Inspiration der Phrase und der Intrigue in unfruchtbarem Zirkel bewegen.

Nun wäre es aber Unrecht, unter dem wenig erfreulichen Einbruche dieser Betrachtung von einem Dramatiker von Scribe's Beliebtheit, Einfluß und Verdienst zu scheiden, oder gar über die französische Gesellschaft in Hauch und Bogen, als über eine bloße Vervielfältigung jener theils lächerlichen theils verächtlichen Gestalten, wie es oft genug geschehen, abzusprechen zu wollen. Es hieße das unsererseits in den Fehler des Herrn von Lamartine verfallen, der noch neuerdings auf irgend eine halbverstandene Sage aus seiner Jugendzeit hin uns Deutsche als ein Volk von halbwachen, poetischen Träumern bezeichnete. Es versteht sich, daß Scribe auch die Glanzseiten der Franzosen zur Anschauung bringt und zwar mit recht seiner Beobachtung und meist glücklichem Tact. Im Allgemeinen sind es drei Arten von Menschen, welche in seinen Schilderungen den französischen Charakter zu Ehren bringen: die Soldaten, die gebiegenen Künstler und Gelehrten und — die Damen. Es fehlt nur der sentimentale Zug zu dem Blousen-tragenden Volke, um die Gallerie Beranger's wiederum vollständig zu machen. Die Vorliebe der französischen Dramatiker, Novellisten und Liedersänger für den Soldaten ist ein ächt nationaler, von uns nicht genug zu beachtender Zug. Er entspricht genau der Bedeutung, welche der bewaffnete Träger der Regierungsgewalt in dieser zertriebenen und zerbröckelten Gesellschaft nothwendig beansprucht, und nicht weniger den Eigenschaften, welche der französische Soldat in Behauptung dieses Ranges entfaltet. Die militärische Disciplin bringt in der That alle guten Eigenschaften des Franzosen zur Geltung: seine muntere, entschlossene Beweglichkeit, sein Talent für scharfe und schnelle Beobachtung, seine überaus feine Empfindung für das Urtheil der Genossen, und, indem sie gleichzeitig den schlimmsten Nationalfehlern, der französischen Unbeständigkeit und leichtfertig-selbstfüchtigen Genußsucht eine ernste und feste Schranke entgegenstellt, entwickelt sie nicht selten im Soldaten den Typus des Volkes zu einer gewissen Idealität. In dem Drama „le Gendre de Mr. Poirier“ spricht Augier diese Wahrnehmung recht treffend aus. Ein hochadliger Lebemann, Hector, Herzog von Montmeyran, findet eines Tages, daß er sein Vermögen so ziemlich verthan hat. Es bleiben ihm nur noch 5000 Francs jährliche Rente. Da tritt er kurz und gut in die africanische Armee, lebt und schlägt sich wie jeder andre gemeine Soldat und benützt alljährlich in der Carnevalszeit seinen vierwöchentlichen Urlaub, um in Paris seine 5000 Francs in alter Weise an den Mann zu bringen. Auf einer solchen Excursion trifft er seinen Jugendfreund, den

durch eine reiche bürgerliche Heirath so eben reetablirten Marquis de Presles. Man bedauert ihn, macht Anmerkungen über sein großes Kollet, er aber entgegnet: „Meiner Treu', ja, ich liebe mein Handwerk. Es macht Freude, sage ich dir, dieses thätige, abenteuerliche Leben. Selbst die Disciplin hat ihren Reiz. Es ist gesund und bringt das Gemüth zur Ruhe, wenn das Leben ein für allemal geregelt ist, ohne die Möglichkeit des Widerspruchs, und darum ohne Unentschlossenheit und ohne Bedauern. Und dann, mein Lieber, die patriotischen Gefühle, über die wir im Café de Paris unsern Scherz hatten, — vor dem Feinde lassen sie das Herz doch wunderbar schwellen. Der erste Kanonenschuß macht den Windbeuteleien ein Ende, und die Fahne ist nicht mehr ein Lappen an einer Stange; sie wird zum Ehrenkleide des Vaterlandes!“

Denselben und ähnlichen Anschauungen begegnen wir überall auch bei Scribe. Es ist dies der Punkt, in welchem die Franzosen schlechterdings ernsthaft werden. Selbst Scribe vergißt auf Augenblicke seinen kühlen Skepticismus, sobald ihm eine Uniform zu Gesichte kommt. Wie unwürdig es für einen Soldaten sei, zu intriguiren, darüber findet sich in Bertrand und Raton eine sehr kräftige Stelle. Der Admiral St. Géran in „Une Chaine“ ist eine wahre Rittergestalt, wie auch das neunzehnte Jahrhundert sie in Frankreich noch liebt und versteht: schlicht und einfach in Worten, gewaltig in Thaten, kein Kaufbold, aber ein scharfer Arzt seiner Ehre, dabei vertrauensvoll, wohlthätig, großmüthig und dankbar. Im „Puff“ spielt Kapitän Albert d'Angremont, natürlich auch von der africanischen Armee, ein wenig den Mollidre'schen Menschenfeind, den bis zur Donquixoterie eifrigen Ritter der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Er läßt damit oft genug an, aber schließlich ist er doch der einzige kernige und gesunde Mann der ganzen Gesellschaft und hat sich auch über die Folgen seines Auftretens in letzter Instanz nicht zu beschweren. Man sieht deutlich: Scribe ist für die eigenthümliche Größe seines Volkes durchaus nicht ohne Herz und Verstandniß, wenn auch Enthusiasmus und lyrischer Schwung mit der Natur seines Talents wenig gemein haben, wie er denn seine innere Verwandtschaft mit den Principien der wesentlich bürgerlichen, industriellen und literarischen Juli-Epoche nirgend verläugnen kann. Sie spricht sich häufig aus, wo er Gelegenheit findet, ein selbständiges, ehrlich arbeitendes und dabei praktisches Talent zu zeichnen, einen Mann, der, ohne rechts oder links zu schauen, durch isolirte Leistungen in der durch schamlose Selbstsucht und Schlawheit verderbten Gesellschaft sich Bahn bricht. Da erwärmt sich denn sichtlich die Sprache des Dichters, er grüßt seine eigene Farbe und leiht seiner eigenen Herzensmeinung über die Aufgabe und Bedeutung männlichen Lebens und Schaffens kräftige Worte. Es

versteht sich natürlich, daß diese Lebensphilosophie von Véranger's idealer Resignation ebenso weit entfernt ist, als von dem Geld- und Stellenhunger der gemeinen Masse. Scribe muthet dem Künstler, dem Gelehrten nicht zu, mitten in einer reichen, üppigen Gesellschaft sich auf die erhabenen, aber etwas mageren Freuden des traditionellen Dichterkimmels zu beschränken. Er weiß es seinem Zeitalter Dank, daß es auch handgreiflichen Lohn für geistige Arbeit bereit hat. Ganz verständig z. B. spricht sich darüber der Maler Olivier in der "Geldheirath" aus; der dort gegebenen Schilderung des modernen Künstlerlebens fühlt man die Wärme der eigenen Erfahrung an, und jeder Verständige wird dem Dichter beistimmen, der nicht der Ansicht ist, daß Ausschweifungen und Noth als die natürliche Atmosphäre der Musenjünger auch ferner noch zu betrachten seien. So weit ist die Sache ganz in der Ordnung. Es ist auch nichts dagegen zu sagen, daß Scribe seine braven, ehrlichen Jungen regelmäßig durch die Hand schöner, tugendhafter und edelmüthiger Mädchen oder Damen belohnt. Aber ein Nebenumstand bei diesen poetischen Preisvertheilungen ist allerdings charakteristisch. Es trifft sich nämlich, daß jene schönen und tugendhaften Heldinnen so ziemlich ausnahmslos reich sind, und zwar ordentlich reich. Sie thun es nicht leicht unter 500,000 Francs. Nicht, als ob sie selbst oder ihre Freier sich nun aus diesem Mammon das Allermindeste machten. Sie haben sogar eine entschiedene Neigung, gegen Ende des vierten Actes auf all' ihr Hab' und Gut zu Gunsten irgend eines Unglücklichen, oder auch allenfalls eines gefährlichen Schurken zu verzichten und sich an der bloßen Liebe, wenn nicht gar an der bloßen Ehre genügen zu lassen. Doch bleibt es immerhin eigenthümlich, daß das Schicksal diese Opfer stets mit Zinsen zurückerstattet, und die Frage, wie es mit dem Glück und der Moral aussehn würde, wenn diese Rückerstattung weniger sicher wäre, ist schwer zu vermeiden. Wenn irgendwo, so ist hier Scribe's schwache Seite zu suchen, im Sinne jener Beurtheiler, die ihn zum Schmeichler des Materialismus, zum Hofdichter der hohen Finanz stempeln.

Noch eine letzte Genugthuung sind wir endlich dem französischen Dramatiker und mit ihm der Gesellschaft schuldig, welche er zeichnet. Sie betrifft die Auffassung der Frauen. Scribe vereinigt hier alle Vorzüge der französischen Sitten und Lebensformen, während er ihre Fehler kaum leicht berührt oder gänzlich vermeidet. Nicht, daß seine Stücke frei wären von jenen eigenthümlich französischen Verhältnissen der beiden Geschlechter, an welche der Germane so schwer sich gewöhnt. Aber er behandelt sie durchweg mit Delicatesse; er weiß ihre feineren, wirklich poetischen Seiten geltend zu machen. Mit sicherem Tact zeichnet er jenes

specifisch französische, nicht selten bis zu wahren Heroismus sich steigernbe Freundschaftsverhältniß der beiden Geschlechter, jenen chevaleresken Zug vieler französischen Frauen, der die durch ihre Freundschaft Beglückten für den Mangel inniger, gemüthlicher Hingabe nicht selten bis auf einen gewissen Punkt entschädigt. Zahlreiche Stellen Scribe'scher Lustspiele erinnern schlagend an *Véranger's* schönste Lieder und Bekenntnisse über dieses ächt französische Thema. Namentlich jene frischen, resoluten Soldaten- und Künstler-Charaktere zeigen sich wie durch eine Art geheimnißvoller Freimauerei mit den Damen verbunden: man conspirirt für sie, um ihrer übertriebenen Ehrlichkeit zu Hülfe zu kommen, man ebnet ihnen die Wege in der Gesellschaft; man bringt, wenn es ja sein muß, selbst die Eitelkeit auf dem Altare ihrer Freundschaft zum Opfer. So in der reizenden Stelle der *„Camaraderie“*, da *Joë* und *Agathe* sich zu Gunsten *Edmond's* verbünden. Dieser hat in der Bitterkeit seines Herzens an *Joë* geschrieben, von einer unglücklichen Liebe gesprochen, verzweifelte Entschlüsse durchblicken lassen. Natürlich hält *Joë* sich für die Geliebte. Als sie dann die Entdeckung macht, daß nicht sie, sondern ihre Freundin *Agathe* gemeint ist, gesteht sie mit allerliebster Naivetät ihren Irrthum; aber sie wird in ihrer Freundschaft nicht wankend. Es kommt eine förmliche Damen-Allianz für den unschuldig Geplagten zu Stande: „Da alle Welt sich gegen *Edmond* verschwört, verbünden wir uns für ihn! Zwei Freundinnen, zwei Schulschwestern, die geheim und uneigennützig für einen braven, jungen Mann conspiriren! Das Motiv ist so lobenswerth! Der Himmel wird für uns sein, die Frauen gleichfalls! Da kann der Sieg ja nicht fehlen!“ — Einen fast heroischen Schwung nimmt dieses dramatische Motiv in dem Stücke: „*Une chaine.*“ Ein ächt französisches Verhältniß liegt hier der Fabel zum Grunde. Ein junger Componist aus der Provinz besteht in Paris die furchtbaren Proben des noch nicht zur öffentlichen Anerkennung durchgebrungenen Talents. Eine „*grande dame*,“ einer der Sterne der besten Gesellschaft, nimmt sich seiner Hülfslosigkeit an. Ihr Zauberwort setzt die Feder eines berühmten Libretto-Fabrikanten für den Tonkünstler in Bewegung, es eröffnet dann seinem Werke die Thüren der großen Oper, und ein schöner „*succès d'enthousiasme*“ belohnt die aufgewendete Mühe. Allmählich gewinnt nun das Protections-Verhältniß eine leidenschaftliche Färbung. Aber der junge Mann mag auf die Länge den Gedanken nicht tragen, einen vertrauensvollen Ehrenmann, der ihm sein Haus und sein Herz öffnet, heimlich an seiner Ehre zu schädigen. Die Ankunft seiner schönen und — freilich auch reichen Cousine aus der Provinz steigert diese tugendhaften Gefühle zu einem Entschluß, und nach ein paar ungeschickten und vergeblichen Versuchen wird die „*Kette*“ endlich gebrochen. Mannichfache

Mißverständnisse geben dann Veranlassung zu Scenen der Verzweiflung und des Heroismus, wobei die Feinheit und die Seelenstärke des Weibes durchaus auf der Lichtseite des Bildes stehen, bis endlich, allerdings nicht Pflichtgefühl, sondern beleidigter Stolz den Kampf zu Gunsten der Tugend entscheidet. Es ist ein specifisch französisches Sittenbild, von Sentimentalität keine Spur, aber Feuer, Anmuth, Bewegung und feiner, gefelliger Tact in jedem Zuge. Wir thun einen Blick in eine Welt, deren innerstes Wesen unserer Empfindung fremd, wo nicht antipathisch bleibt, die aber den Beobachter mächtig anzieht und ihn nicht nur gut unterhalten, sondern auch an Menschenkenntniß wesentlich bereichert, entläßt.

Das modern-französische Drama und Lustspiel, wie Scribe es repräsentirt, darf keine hervorragende und bleibende Stelle beanspruchen unter den poetischen Offenbarungen wahrer und schöner Menschlichkeit. Aber als geschickter treuer Abdruck der gesellschaftlichen Sitten und Instincte eines bedeutenden und einflußreichen Volkes behält es seinen eigenthümlichen Werth, und bis auf diese Stunde ist der poetische Nachwuchs des letzten Jahrzehnts weit entfernt, den Altmeister des französischen Intriguen- und Conversationsstückes zu erreichen, oder gar zu verdunkeln. Julian Schmidt hat in der Hauptsache Recht, wenn er (I. S. 164) bemerkt: „In den Formen und Stoffen Scribe's bewegen sich sämmtliche Lustspielbichter des heutigen Frankreichs. Es sind sehr kräftige Talente darunter, z. B. Bayard“ (auch Sandeau, Augier, Legouvé, Mélesville, Mme. de Girardin, Ponsard u. s. w.) — „aber keiner von ihnen bietet etwas Neues, und die Kritik müßte sich beständig wiederholen.“ Nur in dieser Allgemeinheit ist dies letzte Urtheil, wir dürfen hinzufügen leider, nicht ganz zu unterschreiben. Es hat in den vierziger und fünfziger Jahren allerdings eine Bewegung Statt gefunden. Den talentvollen, aber im Princip verfehlten Versuchen Augier's und Ponsard's zur Ausbeutung der Antike für das Lustspiel ist Schmidt selbst im zweiten Bande seines Werkes gerecht geworden (S. 409). Aber auch das modernste kaiserlich-französisch-moralische Conversationsstück hätte wohl eine kurze Abfertigung verdient. Man kann der französischen Auffassung von Liebe und Ehe recht viel zu Gute halten, so lange sie lachend und unbefangen als die naturwüchsige Art des Volkes auftritt. Ihre neuesten Compromisse mit der Moral der gut situirten und wohlgesinnten Gesellschaft sind dagegen wahrhaft scheußlich. Schon in *Diane de Lys* brachte der jüngere Dumas diese neu angestrichene und approbirte Moral in der Gestalt des Ehemanns auf die Bühne, der den Liebhaber seiner vernachlässigten Gattin meuchelmörderisch umbringt, nachdem der Autor fünf Acte hindurch in aller Weise thatsächlich die Partei der Liebe gegen die Ehe genommen. Noch ärger macht es dieses „größte

dramatische Talent des heutigen Frankreich" in seiner vielbesprochenen Schilderung der „Demi-Monde.“ Frivolste Genußsucht unter der Vormundschaft der kältesten, philisterhaften Berechnung: das ist hier die Parole der Leute nach des Dichters und seines maßgebenden Publicums Herzen. Der Ehren-Held und Ritter des Stückes, Olivier von Jalin, drängt den Kern dieser Tugend à la Napoleon III. am Schlusse eines biederen Vortrages über den Unterschied zwischen der ächten und der unächten guten Gesellschaft in den seinem Freunde ertheilten Rath zusammen: „Heirathen Sie Susanne nicht, aber lieben Sie dieselbe; es ist wohl der Mühe werth!“ — Es ist eine gerechte Nemesis, daß vor dieser Verbindung der Frivolität mit dem Philisterthum die alt-französische Grazie ihr Haupt verhüllt. Dumas' des Jüngeren und noch mehr Barrière's jüngste Productionen (*Les filles de marbre; Les faux bonhommes; Les Parisiens; Les fausses bonnes femmes; L'héritage de Msr. Plumet*) liefern dafür erschreckende Belege. Mit diesen beiden Autoren hat die rohe cynische Wirklichkeit ihren Einzug aus dem Roman auf die Bühne gehalten. Dabei stehen selbst Barrière's Schilderungen noch in erster Linie unter den dramatischen Erzeugnissen des regenerirten Frankreich von gestern und heute. „Sie leben wenigstens,“ sagt Montégut in der *Revue des deux Mondes*, „sie leben, wie der Schuster, der Stiefelpußer und die Wäscherin. Der schäumende Saft des Lebens läßt die lächerlichen Herzen der armen Teufel schlagen, die Flamme des Lebens glänzt aus ihren dünnen und gierigen Augen.“ — Mit dieser Bemerkung verbindet der geistreiche Literator einen Rath an seine dramatisch-strebenden Landleute: sie möchten einmal den Versuch machen, den Typus des modernen, jungen Franzosen dichterisch zu gestalten. „Er ist mit erhabenen und edeln Eigenschaften ausgestattet, aber, mit einer positiven und materiellen Gesellschaft in Berührung gebracht, macht er den Menschen seiner Zeit sich äußerlich gleich, um nicht ihr Opfer zu sein. Schnell erkennt er, daß es reine Dummheit wäre, seine Empfindung oder seine Großmuth an eine Welt zu verschwenden, die diese Eigenschaften als Luxus betrachtet. Von nun an wird die Furcht, der Betrogene zu sein, der Beweggrund aller seiner Handlungen, und der Abscheu vor dem Lächerlichen wird die Richtschnur seines Benehmens. Er sieht die Welt gegen sich bewaffnet und sucht vor Allem, mit gleichen Waffen zu kämpfen; der Härte setzt er den Cynismus entgegen. Er hat weder Vertrauen noch Mißtrauen in Bezug auf die, mit welchen er umgeht. Er hat die unbedingteste Ueberzeugung, daß sie ihn zu ihrem Vortheil zu mißbrauchen bemüht sind, und daß er sich also darauf einrichten muß, seinerseits sich ihrer zu seinem Nutzen zu bedienen. In der gesellschaftlichen Organisation sieht er einen Austausch

von unmittelbaren Diensten, die sich in unmittelbaren Diensten bezahlen müssen. Er ist hart und grausam ohne Gewissensbisse: wenn er großmüthig ist, so geschieht es mit Stolz und ohne Wärme; thut er das Gute, so thut er es mit Verachtung. Sein Haß hat keine Zähigkeit, weil der Haß ein Gefühl ist, das nichts einbringt. Er hält es für ebenso unnütz, sich zu rächen, als zu verzeihen; aber er vergißt nichts. So, mit Gleichgültigkeit und Eynismus bewaffnet, geht er in's Leben hinein, nur von sich selbst etwas erwartend, überzeugt, daß der Mensch der natürliche Feind des Menschen ist. — — Dies ist der Typus des modernen, jungen Franzosen, wenn er wahrhaft moralisch und von guten Anlagen ist. Nun schließe man auf das, was er sein muß, wenn er unmoralisch und geistlos ist.“

So weit Montégut. Wir wollen diesem Bilde gegenüber nicht die Geberde des Pharisäers machen, zumal wir nicht vergessen dürfen, daß ein etwas mißvergnügter Orleanist es entwirft. Aber es mag immerhin dazu beitragen, die in manchen deutschen Kreisen wie ein Gift um sich greifende Verehrung der neuesten französischen Entwicklung und namentlich ihrer äußeren Erfolge auf ihr richtiges Maas zurückzuführen. Fahren wir fort, die Franzosen zu respectiren, soweit sie es verdienen, und sie aufmerksam zu studiren. Wir können positiv und negativ sehr viel dabei lernen. Nur vor zwei Dingen mag der Deutsche sich hüten: — sie zu fürchten, und ihrer nationalen Action uns gegenüber jemals zu trauen!

---

## Das Selfgovernment.

R. Oueiß. Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht. Zweiter Band. Berlin, Springer 1859.

Wiederholt haben diese Blätter auf die Fülle historischen Wissens und politischer Gedanken hingewiesen, welche in Rudolf Oueiß's begonnenem Werke über das englische Staatsrecht niedergelegt sind. Der zweite Band, der die englische Communalverwaltung darstellt, ist vielleicht noch lehrreicher als sein Vorgänger, er beleuchtet die Frage von der Selbstverwaltung in Kreis und Gemeinde, deren glückliche Lösung jetzt wohl von allen Einsichtigen als die Vorbedingung des constitutionellen Lebens angesehen wird. Aber je reicher das Werk ist an durchaus neuen, beherzigenswerthen Lehren, je mehr wir Mangel leiden an irgend brauchbaren Schriften über das Thema, je lieber wir daher Oueiß's Werk auch in den Händen des großen Publicums sehen möchten — um so bedauerlicher erscheint uns die überaus unglückliche Form des Buchs. Wir freuen uns, daß unser Landsmann unvergleichlich tiefer und einsichtiger in das Wesen der Selbstverwaltung eingedrungen ist, als selbst jener Autor, der bisher diese brennende Frage am glücklichsten behandelt hat; nur in Einem ist ihm Tocqueville's ancien régime entschieden überlegen: in der Kunst zu wiederholen und einen massenhaften Stoff übersichtlich zu gruppiren. Scheint es doch oft, als habe der Verfasser die Darstellung absichtlich erschwert, um den Ernst, die Nüchternheit, die Schwierigkeit des Gegenstandes recht handgreiflich fühlbar zu machen. Nicht als ginge Oueiß darauf aus, nach der schlechten alten Juristensitte das lebendige Leben in ein möglichst künstliches System hineinzuwängen; nein, er weiß sehr wohl, daß ohne fortwährende Vergleichung und Beziehung auf heimische Zustände die Darstellung einer fremden Verfassung nicht bloß unnütz, sondern unverständlich bleibt. Trotzdem ist das Buch für englische Leser zu systematisch, für die Mehrzahl der Deutschen zu weitschweifig. Nicht dringend genug können wir unsre Leser bitten, sich durch diesen Mangel nicht von dem Studium des bedeutenden Werkes zurückschrecken zu lassen. Denn leider ist mit dem Buche bereits der übliche wohlfeile Mißbrauch getrieben worden. Die Augsburger Zeitung und andre Blätter dieses Schlags haben einzelne Abschnitte aus dem Werke herausgerissen, nach denen es scheinen sollte, als stimme Oueiß mit ein in den tollen Chor derer, die des Wehegeschreis über Englands Verfall nicht müde werden.

Oneist selbst spricht mit geringer Hoffnung von dem zu erwartenden Erfolge der Schrift, und allerdings liegt ihr Hauptwerth in dem, was die Leser verlegen oder befremden wird. Ehe an eine Verständigung über die Durchführung der Selbstverwaltung in Deutschland gedacht werden kann, gilt es, eine Reihe tief eingewurzelter Lieblingsmeinungen von Grund aus zu beseitigen. Oneist versucht dies mit einer Methode, welche sich streng an die Thatfachen hält und darum jeder thatsächlichen Berichtigung zugänglich ist, und mit einer Sachkenntniß, die nur von denen vollkommen gewürdigt werden kann, welche aus eigener Beschäftigung wissen, daß es sich hier um Fundamentalsätze der gesammten Staatslehre handelt. In dem wüsten Durcheinander der Parteilforderungen ist heute vielleicht nur ein einziger Punkt, in welchem sich Alle zu begegnen scheinen: Die Klage über die Bureaucratie. Nur Eine Klasse mag in diesen Jammer nicht mit einstimmen, die Klasse, welche seit Jahrhunderten unsern Staat wirklich regiert und in politischen Fragen nimmermehr blos als Partei gelten kann: das monarchische Beamtenthum. In der That ist jene Klage vag und unklar genug. Es handelt sich nicht darum, die Mannichfaltigkeit der Staatszwecke zu beschränken, etwa, wie viele Apostel der sogenannten Gesellschaftswissenschaft verlangen, die Schule, die Kirche, ja sogar die Besitz-Klassen als selbständige Corporationen neben den Staat zu stellen und die wichtigsten Staatsaufgaben durch die freiwillige Association der Bürger zu erfüllen. Dieser „voluntarism“ d. h. die freiwillige Thätigkeit von Privatgenossenschaften hat vielmehr eine zweifache, nie zu überschreitende Grenze. Ueberall, wo die wirthschaftlichen Interessen von Privatvereinen in Collision gerathen mit den Forderungen des Gemeinwohls, ist der voluntarism unanwendbar oder doch nur dann möglich, wenn die Zwangsgewalt des Staates ihn beschränkt und beaufsichtigt. Ein warnendes Beispiel bietet hier die Geschichte der englischen Eisenbahnen, die in einem hochgebildeten, an Selbstthätigkeit gewöhnten Volke unter den Händen jenes Freiwilligkeitssystems in den Zustand sündlichster Verrottung geriethen und lediglich durch das Eingreifen des Staates gerettet werden konnten. Und wieder: die Beschaffung von nothwendigen, für die Existenz der Gesamtheit unentbehrlichen Gütern kann nimmermehr dem Belieben der Privaten anheimgegeben werden. Die Wehrhaftigkeit, die geistige Bildung unsres Volks sind die Voraussetzung, die unerläßliche Vorbedingung für unsern Staat. Hier erwächst ihm die Pflicht positiver, befehlender und zwingender Thätigkeit. Es hieße geradezu, unsre gesammte Cultur auf's Spiel setzen und der schwer errungenen Segnungen des Staats verlustig gehen, wollten wir die Mannichfaltigkeit der Staatszwecke beschränken; jeder Culturfortschritt des Volks erweitert sie nothwendig — eine Thatfache,

welche beikläufig zur Genüge die wunderliche Klage über die Kostspieligkeit des constitutionellen Systems erklärt. Zwei Forderungen also sind es, eine negative und eine positive, welche sich in dem berechtigten Verlangen nach einer Minderung des Vielregierens zusammenfassen. Einmal: auch auf den Gebieten, welche der Wirksamkeit des Staats von Rechtswegen zukommen, soll der Staat seine Thätigkeit auf das unbedingt Nothwendige beschränken, nicht selbst administrieren, wo eine Oberaufsicht, nicht befehlen, wo eine Belehrung genügt u. s. f. Sodann — und diese positive Seite der Sache behandelt Gneist ausschließlich — die Aufgaben des Staates sollen nicht allein durch ein besoldetes Beamtenthum erfüllt werden, sondern durch ein Zusammenwirken mit, theils freiwillig übernommenen, theils zwangsweise aufgelegten, Ehrenämtern der Bürger.

Leichterem Eingang würde diese Auffassung finden, wenn die deutsche Lehre von den Corporationen nicht in so heilloser Verwirrung läge. Jene Ehrenämter der Bürger im Dienste und für die Zwecke des Staats sind nämlich nur in denjenigen Corporationen möglich und statthaft, welche mit dem Staate wesentlich gleichartiger, politischer Natur sind, wie er, auf territorialer Grundlage ruhen, wie er, alle ständischen Gegensätze umfassen: in Kreis und Gemeinde. In Deutschland aber sind die Nachwehen der staatsfeindlichen ständischen Bestrebungen des Mittelalters bis auf den heutigen Tag so stark, daß man diesen durchgreifenden Unterschied, der Kreis und Gemeinde von allen anderen Corporationen unterscheidet, noch immer nicht begreifen will. Die Einen, um nur dem Staate sein gutes Recht zu retten, läugnen kurzerhand jede selbständige Berechtigung der Corporationen; die Andern, welche richtig fühlen, daß die Basirung der Staatsverfassung auf Wahlen nach der Kopfszahl ein Unding ist, daß es vielmehr zwischen dem Staate und dem Individuum noch ein mittleres Bindeglied geben muß, wollen Zünften, Adelsgenossenschaften, Actiengesellschaften, kurz, jeder Incorporation socialer Sonderzwecke gleiche Rechte zustehen, wie den Gemeinden. Hier, wenn irgendwo, thut es der deutschen Jurisprudenz noth, von ihrer englischen Schwester zu lernen, welche für das öffentliche Recht der modernen Völker eine ähnliche typische Bedeutung hat, wie die römische für das Privatrecht. Das englische Recht unterscheidet scharf die für Staatszwecke bestimmten, mit staatlicher Zwangsgewalt ausgestatteten öffentlichen Corporationen von den gemischten und den Privat-Corporationen. In jenen, in Kreis und Gemeinde allein ist die Ausübung obrigkeitlicher Pflichten durch Ehrenämter möglich. In Deutschland aber will man diesen Unterschied der politischen und der nicht-politischen, zur Erfüllung staatlicher Pflichten schon wegen ihrer Einseitigkeit, ihrer nothwendigen Parteilichkeit und wegen der mangelnden territorialen Grundlage durchaus ungeeigneten Corporationen nicht sehen, man

begnügt sich mit der vieldeutigen Definition, welche in einer moralischen Person die juristische Personification eines „gemeinnützigen“ Zwecks sieht, und erkennt nicht, daß die Gemeinnützigkeit einer ständischen Sondergenossenschaft eine dem Umfange und der Art nach verschiedene ist von der einer politischen Communität.

Ebenso unklar sind die Meinungen bei uns über die Befugnisse der Corporationen. Man kann sich keine selbständige Corporation vorstellen ohne die Autonomie, ohne ein Genossenschaftsgericht. Gerade die Geistesvollsten unsrer Juristen, die Anhänger jener großen historischen Schule, der wir die Einsicht verdanken in den Werdegang des Rechts ohne den Staat: — sie am wenigsten können sich von der Meinung frei machen, daß die Autonomie ein notwendiges Attribut einer Genossenschaft bilde. Vielleicht mahnt zu schärferem Nachdenken die Thatsache, daß in England, dem Lande, wo die mittelalterlichen Corporationen sich anerkanntermaaßen am lebenskräftigsten erhalten haben, Gesetzgebung und Gericht von jeher in den Händen des Staats centralisirt waren. Selbstgovernment bedeutet lediglich Selbstverwaltung. Wie alle Corporationen Englands allein durch königliche Genehmigung entstehen, wie sie alle unbedingt durch Parlamentsbeschluß aufgehoben werden können, so haben sie auch nur das Recht Statuten, bye-laws zur Ordnung ihrer Verwaltung zu erlassen nach den Gesetzen des Landes, in Uebereinstimmung mit dem gemeinen Rechte und beschränkt auf die vom Staate anerkannten Zwecke der Corporation. Wer irgend gelernt hat öffentliches und Privatrecht, Rechtserzeugung und Rechtsanwendung scharf zu sondern, der wird eine solche Befugniß schwerlich Autonomie nennen. Um der Klarheit willen wird man sich dem Geständniß nicht entziehen können, daß der moderne Staat, der so ungeheure Pflichten gegen das Volk erfüllt, die Gesetzgebung allein in Händen haben muß, daß er den Corporationen und Privaten nie die Befugniß, das Landesrecht abzuändern zugestehen kann. Auch die Gerichte sind in England durchgängig königlich, es giebt keine Standesgerichte. Ebenso ist das Gewohnheitsrecht, dessen üppiges Wuchern in Deutschland neben einigen guten so viele böse Früchte getragen hat, in seiner Geltung aufs Aeußerste beschränkt: es ist nur anerkannt, wenn es dem gemeinen Rechte nicht widerspricht und in die Zeit vor Richard Löwenherz hinaufreicht. Wer hier eine allzu harte Beschränkung der „Freiheit“ sehen möchte, der bedenke, daß bei der Verschlungenheit des heutigen Verkehrs jedes Genossenschaftsgericht nothwendig in die Lage kommt, über Ungenossen zu richten und dann selbst Partei wird. Nur die Beschränktheit ihrer Rechte hat die englischen Corporationen erhalten, während in Deutschland und Frankreich, gegenüber den schrankenlosen Rech-

ten der Corporationen, der zum Bewußtsein seiner Pflichten erwachte Staat zum Kampfe gezwungen war, zu einem Kampfe, welcher mit der Vernichtung eines großen Theils der alten Corporationen endete. Auch hier hat sich das Wort bewährt: *par requierre de trop grande liberts chet-on en trop grand servaige*. Auch hier geziemt es, ehe wir an die Freiheitsrechte der Bürger denken, zunächst dem Staate zu geben, was des Staates ist.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich von selbst, wie wenig es zutrifft, wenn man immer wieder die „Naturwüchsigkeit“ des englischen Staates preist. Die Geschichte Englands hat nichts von jener vielgerühmten „organischen Entwicklung“, bei welcher das Köstlichste des Menschen und des Staates, der Wille, verloren geht. Allerdings reichen die Anfänge des heutigen britischen Staatswesens in eine graue Vergangenheit hinauf; seine beste sittliche Stütze, der lebendige Gemeinfinn der Nation, ist sogar schon in dem germanischen Genossenschaftsleben der angelsächsischen Zeit gesefet worden. Aber jene Communalsteuern und Ehrenämter, welche das Wesen der Selbstverwaltung ausmachen, entstehen offenbar nicht von selbst, sondern durch positiven Befehl des Staats. In der That sind es königliche Gesetze, welche das englische Selbstgovernment eingerichtet und anbefohlen haben. Die grundlegenden Gesetze wurden bereits in dem durch seine legislative Fruchtbarkeit berühmten Jahrhundert der drei ersten Eduards gegeben (1272—1377). Die weitere Ausbildung ist dann ein Werk ununterbrochener bewußter Thätigkeit der Gesetzgebung. Daß freilich jene Gesetze wirklich ausgeführt worden, daß sie in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen sind, ist allein das Verdienst dieses tüchtigen, selbständigen und streng-disciplinirten Volkes selbst. Letzteres scheint uns von Oneist, der in einem etwas einseitigen Monarchismus befangen ist, bei Weitem nicht laut genug betont. Juristisch steht freilich fest, daß die gesammte englische Verwaltung auf königlichen Erlassen beruht. Historisch jedoch ist es nicht minder unzweifelhaft, daß sehr viele dieser königlichen Willensäußerungen durch das Volk ertrotzt und erzwungen wurden, und noch klarer scheint es, daß nur ein so stolzes, reiches und ordnungsliebendes Volk eine Verwaltung ertragen konnte, die dem Bürger so schwere Lasten auflegt.

So wunderbar es ist, ein Werk jahrhundertelanger gesetzgeberischer Thätigkeit als ein „naturwüchsiges“ zu bezeichnen, so wenig ist man im Rechte, wenn man England beneidet, weil dort so wenig regiert werde. Die discretionäre Gewalt ist vielmehr dort noch heute sehr groß, sie war es schon zu einer Zeit, wo der Continent von einer Staatspolizei keine Ahnung hatte. Aber die Polizeigewalt wird nicht bloß durch besoldete

Beamte, sondern zum größten Theile durch ein Ehrenbeamtenthum ausgeübt, und sie ist nicht enge, aber fest begrenzt durch die Möglichkeit, jeden Beamten vor den Landesgerichten zu verklagen wegen Verletzung von Corporationsrechten oder Grundrechten der Bürger. Und diese feste Einbegung der Polizeigewalt ist nur dadurch möglich geworden, daß der Staat schon frühzeitig alle Befugnisse besaß, die ihm zukommen. Hätte schon im vierzehnten Jahrhundert, wie in England, bei uns ein Ritter klagen können: „ich darf nicht einmal meinen Jungen prügeln, ohne daß der königliche Friedensrichter sich einmischet,“ — so würden wir heute schwerlich über die Allgewalt der Polizei zu seufzen haben.

Nicht minder schief ist die weitverbreitete Meinung, als sei England das klassische Land der „Decentralisation.“ Nur weil Gesetzgebung und Gericht immer in den Händen des Staats centralisirt blieben, ward eine Decentralisation der Verwaltung möglich. Und auch diese ist keineswegs vollständig. Um vorläufig zu schweigen von der schwerbedenklichen Umwandlung, welche im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts auf diesem Gebiete sich vollzogen hat, so galt immer der Grundsatz: Kreis und Gemeinde können nur diejenigen Angelegenheiten selbst verwalten, deren Kosten sie durch Communalsteuern selbst aufbringen. Dieser Satz bewährt sich mit der Sicherheit eines mathematischen Gesetzes in der gesammten Geschichte des englischen Selbstgovernment. Reistet der Staat auch nur einen Zuschuß für irgend einen Communalzweck, so beginnt er sofort, die Anstellung von Staatsbeamten zu fordern, es folgt eine Zeit des Habers und der Unzufriedenheit, und eher nicht endet der unfriedliche Uebergangszustand, als bis entweder der Staat oder die Commune Beides, die Kosten und die Verwaltung, erhalten hat.

So reicht das Recht der Commune genau so weit wie ihre Pflichten. Ueberhaupt ist das Gleichgewicht von Rechten und Pflichten der Grundgedanke des englischen Staatswesens. Englands Staat ist genau das Gegentheil der „ständischen Gliederung“. Das Familienrecht, das Erbrecht u. s. f. aller Stände ist das gemeine Landesrecht; die politischen Vorrechte der nobility und der ungeheure politische Einfluß der gentry sind nicht das Vorrecht eines Standes und noch weniger haften sie an der Scholle. Sondern dem Adel gebührt seine Macht, weil er die größten politischen Pflichten erfüllt, weil er den größten Theil der Communalsteuern trägt und den größten Theil der Verwaltung des Landes selbst besorgt — mit einem Worte, weil er die in Wahrheit regierende Klasse ist. Auch dies Gesetz bewährt sich durchgehends in der Geschichte, und die heutige Zerstückung der englischen Verwaltung beruht wesentlich auf der Verletzung desselben.

Wir müssen uns jetzt, nachdem wir so viele gern gehegte Lieblingsvorstellungen bekämpft, noch gegen eine letzte wenden, die populärste von allen. Die wüsten Tage freilich sind vorüber, wo man z. B. in Sachsen die Geschwornen aus Volkswahlen hervorgehen ließ, also das Gericht grundsätzlich zur Parteisache entwürdigte. Aber noch immer kann man sich eine Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinde nicht anders als in den Händen gewählter Beamten vorstellen. In England dagegen ist Regel, daß die Communalämter, welche Strafrecht und Polizei, also eigentliche obrigkeitliche Gewalt, ausüben, durch königliche Ernennung besetzt werden. Das mag Vielen befremdlich erscheinen, die, durch die Gewohnheit der socialen Genossenschaften verleitet, das Princip der Wahl als das Zeichen der Selbständigkeit betrachten. Und doch ist die königliche Ernennung die einzige Bürgschaft dafür, daß die Verwaltung der Kreise nicht systematisch in das, für den constitutionellen Staat unvermeidliche Parteitreiben hineingezogen werde. Gewählte Beamte kennt das englische Selbstgovernment nur in den Verwaltungszweigen, die vorwiegend ökonomischer Natur sind, bei welchen also die Wahrung der Interessen der Steuerzahler sich von selbst versteht; und ferner in den engen innigen Verbänden der Ortsgemeinde, des Stadtviertels, wo das nachbarliche Band zu stark, das locale Bedürfniß zu handgreiflich ist, als daß die Wahl zu politischen Partezwecken mißbraucht werden könnte.

Die bedeutungsvollste Wahrheit aber, die Sneyt auf jeder Seite beleuchtet, ist die Einsicht in den Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung. Allerdings zählt Niebuhr's Wort, das die Verwaltung kurzweg für unvergleichlich bedeutender als die Verfassung erklärt, heute wohl ebenso wenig Anhänger, wie die weiland allein seligmachende Lehre der Altliberalen, welche, allzu besangen in dem gerechten Kampfe gegen das Bevormundungssystem des bürokratischen Absolutismus, von der Einführung einiger constitutioneller Formen sofort eine Verwandlung des gesammten Staates erwarteten. Aber doch selten genug ist die Erkenntniß, daß die Verfassung eines Staates sich mit Nothwendigkeit aus seiner Verwaltungsordnung ergibt, und daß Staatskrankheiten entstehen, wo beide sich nicht decken. Meint doch selbst der treffliche Binde, der Vater, eine ausgebehnte Theilnahme der Bürger an den öffentlichen Geschäften sei mit jeder Verfassung, außer mit der Despotie, vereinbar. Eine Zeit lang gewiß; aber ebenso unzweifelhaft würde, wenn diese Theilnahme der Bürger an der Verwaltung dauernd, gewohnheitsmäßig geworden wäre, das Verlangen nach Theilnahme an der Gesetzgebung laut werden und der Staat nicht eher zum Frieden gelangen, bis jenem Verlangen gewillfahrt worden. Preußens Geschichte seit Stein's Städteordnung be-

legt dies zur Genüge. Deutlicher noch spricht Englands Beispiel, dessen Verfassung noch vor einem Menschenalter ein Abbild seiner Verwaltungsordnung war. Die parlamentarischen Wahlkreise sind einfach die Verwaltungskörper, die Communitäten des Selbstgovernment; die Mehrzahl der Abgeordneten sind Männer, welche in der communalen Verwaltung thätig sind; das Haus der Lords endlich umfaßt die Spitzen der in den Gerichten, der Graffschaftsverwaltung, der Kirche wirklich regierenden Klassen. Diese Erkenntniß des Zusammenhanges von Verfassung und Verwaltung ist darum so heilsam, weil sie viele ungerechte Beschuldigungen gegen die deutsche Staatsgeschichte aufhebt, weil sie den Wahn vernichtet, als sei das späte Aufkommen constitutioneller Verfassungen in unsrem Vaterlande durchaus nur eine Folge von Tyrannei und Verblendung. Es ziemt dem Historiker nicht, jenem blutlosen Fatalismus zu huldigen, der, wenn er das Nothwendige der Thatfachen begriffen, sie auch gerechtfertigt glaubt. Aber auch das empfindlichste sittliche Urtheil wird gestehen müssen, daß die Einbürgerung constitutioneller Formen in Deutschland so lange unmöglich war, als das besoldete Beamtenthum allein die persönlichen Dienstpflichten für den Staat, die niederen Stände fast allein die ökonomische Staatspflicht der Steuerzahlung erfüllten. Denn darin liegt ja das Charakteristische des Staats als eines Lebendigen, als einer sittlichen Institution, daß er — zum Troß den nationalökonomischen Lehren von der Arbeitstheilung — mit den materiellen Leistungen seiner Bürger sich nicht begnügen kann, sondern auf ihre persönlichen Dienste, auf sittliche Factoren, rechnen muß.

Die Betrachtung englischer staatlicher Zustände ist für den Deutschen darum so schwer, weil wir, bewußt oder unbewußt, den Maasstab heimischer Verhältnisse an die fremden anlegen und die englischen Institutionen den deutschen vielfach entgegengesetzt sind. Um es kurz zu sagen, diejenigen Elemente des Staats, auf denen Preußens Stärke bis jetzt beruht, sind in England meist verkümmert und verbildet — und umgekehrt. Die tüchtigen und ausgewachsenen Glieder des deutschen Großstaates sind etwa die Krone, das Beamtenthum und das Heer, die Verwaltung der Ortsgemeinde, die Verhältnisse von Schule und Kirche — alles Dinge, welche in England weit minder glücklich geordnet sind. Und wieder, unser unfertiges Parlament, unser staatsfeindlicher oder mindestens unpolitischer Adel, unsere Provinzial- und Kreis-Verwaltung kann sich mit den entsprechenden glänzendsten Seiten des englischen Staates nicht entfernt vergleichen. Für beide Staaten in gleichem Maasse ein Hort der Zukunft ist die unangetastete Ehre der Gerichte, — doch auch hier besteht der tiefgreifende Unterschied, daß England den wohlfeilen Schutz

der Privatrechte in Preußen ebenso wenig kennt, wie Preußen den gerichtlichen Schutz der öffentlichen Rechte in England. Bei so starken Gegensätzen ist es den Deutschen leicht, in den englischen Institutionen nur einen Beleg für vorgefaßte Parteimeinungen zu erblicken. Es bildet Gneist's bestes Lob, daß er von solcher Befangenheit unberührt geblieben: ist er doch nach seinem eignen Geständniß zu seinen letzten Resultaten fast wider sein Erwarten gelangt. Von manchen Einseitigkeiten ist das Buch trotzdem nicht freizusprechen. Als tüchtiger Systematiker vergißt der Verfasser in seinem Eifer für den nothwendigen Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung nur zu oft die tröstliche Wahrheit, in wie unlogischen und unharmonischen Institutionen ein tüchtiges Volk sich zurechtzufinden vermag. Noch mehr leidet er an einem Fehler, wozu gerade die besten Staatsgelehrten, jene, die den ganzen Menschen für ihre Wissenschaft einsetzen, am leichtesten verfallen. Er generalisirt nicht selten Wahrheiten, welche, durch die Nöthigkeit des Augenblicks hervorgerufen, auch nur für diesen Augenblick gelten können. Die Erkenntniß, daß der Desorganisation des heutigen England kaum anders als durch das Eingreifen des verfassungsmäßigen Königthums abgeholfen werden kann, verleitet ihn, auch der englischen Vergangenheit eine hypermonarchische Färbung zu geben, welche sie in Wahrheit nicht hat. Solche kleine Mängel wird eine neue Bearbeitung, deren das formlose Buch ohnehin dringend bedarf, leicht beseitigen.

Nach dieser vorläufigen Verständigung wird es möglich sein, den Fundamentalsatz des Buches, der in jedem Worte seine wohlterwogene Bedeutung hat, zu verstehen. „Selbstgovernment heißt in England die Verwaltung der Kreise und Ortsgemeinden nach den Gesetzen des Landes durch Ehrenämter der höheren und der Mittelstände mittelst Communalgrundsteuer.“

Betrachten wir jetzt das englische Selbstgovernment im Einzelnen, so wird sich ergeben, daß die wachsende Desorganisation desselben seit den zwei letzten Menschenaltern wesentlich zusammenhängt mit dem Verlassen der obigen leitenden Grundsätze.

Die ursprünglichen Verwaltungsbezirke von England und Wales sind die Grafschaften — Kreise von durchschnittlich 60 Quadrat-Meilen mit 450,000 Einwohnern in England, 30 Quadrat-Meilen mit 84,000 Einwohnern in Wales. Sie sind in ihrer Mehrzahl bereits in der angelsächsischen Zeit gebildet, und eine Vergleichung mit deutschen Verhältnissen wäre möglich, wenn etwa die Kurmark, Altmark, Mittelmark sich bis heute ihre alte landschaftliche Selbständigkeit bewahrt hätten. In einem Staate, der so früh zur territorialen Einheit gelangte, konnte diese uralte Kreis-

Verfassung die Jahrhunderte überdauern. Ja, so völlig hatte sich allmählich bis zum achtzehnten Jahrhundert die gesammte Verwaltung in den Grafschaften concentrirt, daß das selbständige Leben der Ortsgemeinden darüber gänzlich verkümmerte. In Deutschland ist ziemlich genau das Gegentheil der Fall. Da die Grenzen der deutschen Staaten fortwährend wechselten, da es die schwere Aufgabe zu lösen galt, zersplitterte und entfremdete Länderstücken zur staatlichen Einheit zusammenzuschweißen, so mußte die Gestalt der Provinzen und Kreise sich wiederholt ändern, ihre Selbstständigkeit immer mehr schwinden. Um so tüchtiger und kräftiger haben sich unsere Dorf- und Stadtgemeinden erhalten.

Ueberall nun bildet in England eine Communalsteuer die Grundlage der Selbstverwaltung. Von jeher wurden, wo es nöthig war, eine Communalverwaltung zu schaffen oder zu erweitern, zuerst die Bedürfnisse der neuen Commune erforscht und bestimmt, dann die Aufbringung der dazu nöthigen Mittel festgesetzt, und aus diesen Mitteln und den zu ihrer Erhebung und Verwendung bestimmten Aemtern ergab sich endlich die Gestalt der Communalverfassung. Die Zwecke und die Art der Communalsteuern sind also ein für allemal vom Staate festgesetzt: der Commune selbst steht nur die Ausschreibung, Verwaltung und Verwendung zu. Die Grafschafts- und Gemeindesteuern sind ohne Ausnahme Grundsteuern. Während der Staat für seine Finanzen überwiegend auf indirecte Steuern angewiesen ist, die Einkommensteuer erst seit dem neunzehnten Jahrhundert kennt und den Grundbesitz direct nur mäßig besteuert, zahlt der Grundbesitz für Communalzwecke von den 417 Millionen Thalern seines Durchschnittsertrags jährlich 50 bis 70 Millionen Thaler, also durchschnittlich 15 Procent des Ertrags. Und zwar ist die Belastung des großen Grundbesitzes eine unverhältnismäßig hohe. Obwohl nämlich die alte Steuerfreiheit der niederen Klassen gesetzlich längst beseitigt ist, so lebt doch die Ueberzeugung von der Ehrenpflicht der Besitzenden zu unverhältnismäßiger Steuerzahlung so mächtig in der Gentry, ist die traditionelle Rücksicht gegen die Armen so groß, daß die Beiträge der cottages der Unvermögenden oft zu Hunderten durch die steuerausprechenden quarter-sessions der Friedensrichter von den Listen gestrichen werden. Deshalb, und wegen der natürlichen Ungleichheit der Bedürfnisse der einzelnen Communen, gilt es als ein „sehr gewöhnliches“ Verhältniß, daß der große Grundbesitz 35 Procent seines Ertrages als Staats- und Communalgrundsteuer zu entrichten hat. Der Grundbesitz bestreitet also den weitaus größten Theil der gesammten Landesverwaltung, und so wird es erklärlich, daß der Staat in der Regel weniger als ein Achtel seiner Einnahme für die innere Verwaltung verwendet. Der Grundsatz,

mit den Communalsteuern ausschließlich die local visible profitable property zu belasten, und unter diesen Begriff außer dem Grundeigenthum höchstens noch Gewerbe- und Handelsvorräthe zu subsumiren, — dieser Grundsatz hat sich über die gesammte Communalverwaltung verbreitet, weil er erfahrungsmäßig die gerechteste und mildeste Besteuerungsweise angeht. Die Grundsteuer ist die gerechteste Communalsteuer, denn die Gemeinde hat kein Recht, Vermögen und Einkommen, die außerhalb ihres Gebietes gelegen sind oder erworben worden, zu besteuern. Sie ist die mildeste Communalsteuer, denn eine verständige Communalverwaltung erhöht den Werth der in ihr belegenen Grundstücke, und so wird dem Grundbesitzer ein Theil der Steuerlast ersetzt. Sie entspricht ferner dem alt-englischen Grundsatz, daß alle Staatslasten nicht auf die Individuen, sondern auf die Hausstände zu vertheilen sind. Sie beschränkt endlich die übermäßige Belastung des Grundbesitzes mit Hypotheken, denn offenbar wird ein Real-Eigenthum, das so schwere öffentliche Pflichten trägt, nicht leicht als bloßes Vermögensobject betrachtet, nicht leicht mobilisirt werden. Natürlich konnte der Grundbesitz unendlich eine so ungeheure, wechselnde, ja steigende Communalgrundsteuer und gleichzeitig eine in ihrem Betrage ebenfalls schwankende Staatsgrundsteuer ertragen. Daher hat man seit 1798 versucht, die letztere zu fixiren und abzulösen, so daß gegenwärtig etwa zwei Fünftel derselben abgelöst sind und nur noch gegen acht Millionen Thaler an Staatsgrundsteuer entrichtet werden. Es leuchtet ein, daß der Grundbesitz in Deutschland nicht im Entferntesten im Stande ist, eine so unverhältnißmäßige Belastung zu ertragen wie die, welche die Grundlage der politischen Macht des britischen Adels bildet. Eines aber bleibt dunkel: ob die Ignoranz oder die Frechheit derer mehr zu bewundern ist, welche Angesichts solcher Thatfachen sich unterfangen, Englands Beispiel anzuführen, als einen Beweis für die Nothwendigkeit der Minderbelastung oder der Steuerfreiheit des großen Grundbesitzes!

Die Grundsteuern, durch welche die Mittel der Selbstverwaltung beschafft werden, sind folgende vier. Die Kosten der Strafgerichts- und Polizeiverwaltung der Grafschaften werden bestritten aus der County Rate. (Einzelne Bezirke und die Städte, welche von der Grafschafts-Polizeigewalt der Friedensrichter eximirt sind, bringen die Kosten der Friedensbewahrung auf durch die der County Rate entsprechende Borough Rate). Die Armenverwaltung der Ortsgemeinden wird bestritten durch die Poor Rate. Da bei dem bekannten verwaorlosten Zustande der niederen Klassen in England diese Steuer von jeher unnatürlich hoch war, so sind eine Reihe anderer Ortsgemeinbelasten dazugeschlagen worden, und sie bildet gegenwärtig die Hauptsteuer der Ortsgemeinden. Ihr

Betrag ist höher, als der aller übrigen Grafschafts- und Ortsgemeindesteuern zusammengenommen: in diesem Jahrhundert schwankend zwischen 34 und 62 Millionen Thalern jährlich. Die Erhaltung der Kirchen geschieht, soweit sie nicht gedeckt ist, durch die Zehnt-Abfügungsrenten, aus der Church Rate. Daran schließt sich endlich die Highway Rate zur Erhaltung der Brücken und Wege in den Grafschaften.

Aber diese Steuerlast bezeichnet nur einen Theil der Pflichten, welche dem Grundbesitz gegen die Commune obliegen. Noch wesentlichler ist die persönliche Dienstpflicht der gesammten Grundbesitzer in den Ehrenämtern der Commune.

Der Sheriff zunächst, weiland der allmächtige Landvogt der normannischen Könige, der Inhaber der gesammten finanziellen und polizeilichen Gewalt, gilt noch immer als der erste Beamte der Grafschaft. Seine Amtsgewalt ist jedoch heute eine sehr beschränkte, er hat die Verantwortlichkeit für einen Theil der Untergerichtsgeschäfte. Er hat die Ladungen vor die Civilgerichte und die Vollstreckung der Executionen, endlich die Bestellung der Juries zu leiten. Alle diese Geschäfte besorgt er jedoch nicht in Person, sondern durch einen von ihm ernannten Untersheriff, gewöhnlich einen Anwalt, der ein zahlreiches Bureau unter sich hat. Zu diesem steht der Sheriff in einem ähnlichen Verhältniß, wie bereinst der deutsche Gerichtsherr zu seinem Gerichtshalter. In Person hat er nur die Leitung der Parlamentswahlen und die Repräsentation der Grafschaft vor den reisenden Richtern u. dgl. auszuführen. Dies wegen der bedeutenden Repräsentationskosten sehr lästige Amt geht wie ein Reihedienst unter den großen Grundbesitzern der Grafschaft um, welche zur Uebnahme desselben verpflichtet sind. Die Bestellung der Sheriffs erfolgt durch königliche Ernennung auf ein Jahr, ohne Rücksicht auf die Parteistellung. Im Uebrigen ist die Civiljustiz der Grafschaften zwar neuerdings (1846) verbessert worden durch die Errichtung der 60 Kreisgerichte (Einzelrichter) für kleinere Civilklagen; doch beschränkt sich die selbstthätige Theilnahme der Grafschaftseinsassen an der Civiljustiz auf die Functionen des Sheriffs und auf den Geschwornenbienst in der Civiljury, welche aus den Mittelständen ernannt wird. Und zwar sind gerade die tüchtigsten Elemente der Mittelstände von diesem Dienste befreit, so daß das Ansehen der Civiljury gegenwärtig bedeutend gesunken ist, und die Civiljustiz der Grafschaft den schwächsten Theil des alten Selfgovernment bildet.

Um so großartiger sofort ist die Selbstthätigkeit der Grafschaftseinsassen auf dem Gebiete der Straffjustiz und Polizei. Hier ist die glänzendste Seite des Selfgovernment, das Verelch der Friedensrichter.

Ein altes prahlerisches englisches Wort sagt, daß nichts auf der Welt sich einem englischen Friedensrichter vergleichen lasse, und auch Wincke erklärt dieses Amt für die vielleicht vollkommenste Institution irgend eines Landes, da es alle Vorzüge der collegialen Verwaltung ohne ihre Mängel in sich vereinige. Aber es ist keineswegs die Form seiner Einrichtung, welche dies Amt zu solchem Ansehen gebracht und es in England so populär gemacht hat, daß im Volksmunde der Friedensrichter als der Magistrate, der Beamte par excellence gilt. Vielmehr ist des Verkehrten und Unbehülflichen nothwendig sehr viel in einer Institution, welche einen großen Theil der inneren Verwaltung in die Hände von 18,300 Gentlemen legt (worunter etwa 8200 wirklich im Amte thätige). Ja, es ist ihnen sogar ein Theil der Strafsjustiz anvertraut, da England jene scharfe Scheidung von Justiz und Verwaltung nicht kennt, die für den reinen Beamtenstaat unentbehrlich ist. Bekannt ist endlich, wie jene Werke, aus denen der englische Friedensrichter seine technische Belehrung schöpft, mit Recht als das Ideal der Geschmacklosigkeit und handwerksmäßigen Compilation gelten. Das Bewundernswürdige der Einrichtung liegt also nicht in der technischen Form, sondern in dem Geiste der Gerechtigkeit und Mäßigung, der sich in der Gentry gebildet hat durch das traditionelle Ausüben der obrigkeitlichen Pflichten dieses wichtigsten Ehrenamtes — seit jenem denkwürdigen Jahre 1360, wo das stürmische Verlangen der Grafschaften nach Wahrung des Friedens die Krone endlich zur Einsetzung dauernder Friedensrichter nöthigte. Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein wurden in die „Friedenscommission“ (d. h. die Liste der vom König zu diesem thätigkeitsmäßig lebenslänglichen Amte Ernannten) regelmäßig einige rechtsgelehrte Beamte mit aufgenommen. Erst seit die Friedensrichter auf ihre Sporteln gewohnheitsmäßig verzichteten, seit es unter den höheren Klassen zur Regel ward, den Söhnen eine liberale Erziehung zu geben, sind die Sessoren der Friedensrichter zu dem geworden, was sie heute sind: Collegien von unbesoldeten Gentlemen unter dem Ehrenvorsitze des custos rotulorum, des Lord-Lieutnants der Grafschaft, der in der Regel ein Pair des Reichs ist. Das Amt verlangt persönliche Thätigkeit; Stellvertretung ist unstatthaft. Möglich wird diese Verwaltung durch Grundbesitzer erst dadurch, daß die Gentry sich der Selbstbewirthschaftung ihrer Güter entschlagen hat und von Pachtrenten lebt. Denn es ist Grundsatz, daß der Friedensrichter in keiner Angelegenheit amtlich thätig sein darf, wobei er irgendwie als Grundherr oder Geschäftsherr vermögensrechtlich betheilig ist. Die Söhne der vornehmsten Klassen suchen gemeinhin schon nach erlangter Mündigkeit um Aufnahme ihres Namens in die Friedenscommission nach, während Advocaten, Geistliche, Capitalisten sich meist erst

in späteren Jahren darum bewerben. Das Ansuchen wird, wenn der Candidat die gesetzlich vorgeschriebenen Eigenschaften besitzt, regelmäßig gewährt. Erst seit der Zeit der Königin Anna ist ein Censur für das Amt festgesetzt (100 Pfd. Sterl. Grundrente) — eine unwesentliche Bestimmung, da der Zeitaufwand und die Kosten der Würde nur von Vermögenden getragen werden können. Die Frage, wie eine Verwaltung durch eine so große Zahl zum Theil sicherlich träger oder unfähiger Gentlemen möglich sei, ist in sehr unlogischer aber zweckmäßiger Weise dadurch gelöst, daß die Friedensbewahrung von allen Friedensrichtern der Grafschaft concurrirend geübt wird. Die einzelnen Friedensrichter haben auf Anrufen der Betheiligten die Straf- und Polizeigesetze zu handhaben, sie lassen sich bei drohender Ungefeklichkeit Friedensbürgschaft stellen, sie haben ein Voruntersuchungsrecht für Vergehungen, sie sind endlich sogar Polizeistrafrichter ohne Jury über Unfug aller Art — eine von den besseren englischen Juristen sehr angefeindete, aber bei der Bequemlichkeit des Publicums beliebte Befugniß. Ferner sind die Grafschaften seit 1829 in Divisionen eingetheilt, deren laufende Verwaltungsgeschäfte durch die petty sessions der Friedensrichter der Division besorgt werden. Die wichtigsten Geschäfte der Grafschaft endlich werden durch die vierteljährlichen general quarter sessions geleitet, bei denen in der Regel alle „gewöhnlich thätigen“ Friedensrichter erscheinen. Diese Quarteressionen sind zugleich das Appellationsgericht und die Beschwerde-Instanz für die Entscheidungen der einzelnen Friedensrichter und der petty sessions und ein Strafgericht mit Zuziehung einer Jury für Vergehen. Die Masse der sicherheits-, sitten- und gewerbepolizeilichen Geschäfte ist sehr groß. Annähernd läßt sich sagen: der Geschäftskreis der Friedensrichter entspricht etwa der größeren Hälfte der Geschäfte unserer Regierungen und Landräthe, doch so, daß die Arbeitslast unseres Einen Landraths von mindestens zehn bis zwölf wirklich thätigen (usually attending) Friedensrichtern getragen wird.

Natürlich wäre es thöricht, die freiwillige Uebernahme so ausgedehnter Geschäfte allein aus dem politischen Sinn und dem Pflichteifer der Gentry zu erklären. Vielmehr hat die Gesetzgebung Alles gethan, um das Amt des Friedensrichters zu erleichtern und wünschenswerth zu machen. Die concurrirende Gewalt aller Friedensrichter stellt es jedem Einzelnen frei, ob er sich an den Geschäften betheiligen will. Mit eigentlichen Bureau-Arbeiten hat der Friedensrichter wenig zu thun, da die meisten Geschäfte durch Ausfüllung gedruckter Formulare geschehen und den Quarteressionen ein besoldeter clerk of the peace, den petty sessions ebenfalls besoldete Secretäre für die mechanischen Geschäfte beigegeben sind. So ge-

wohnt sich die Gentry schon in der Grafschaftsverwaltung, das besoldete Beamtenthum als ein subalternes Element zu betrachten; dies erklärt die ähnliche, von den continentalen Zuständen grundverschiedene Stellung, welche die Gentry des Parlaments gegenüber den Solbbeamteten der Centralverwaltung einnimmt. — Auch die Verantwortlichkeit des Friedensrichters ist so ermäßigt, daß ein gebildeter Mann dadurch nicht abgeschreckt werden kann. Er unterliegt keiner disciplinarischen Gewalt, sondern allein einer civilrechtlichen Regresspflicht und einer strafrechtlichen Verantwortlichkeit. Auch diese tritt nicht ein wegen materieller Unrichtigkeit seiner Entscheidungen, sondern lediglich, wenn ihm eine interessirte oder gehässige Handlungswiese vorgeworfen wird. Das Recht des Publicums bleibt demnach zur Genüge gewahrt, indem die Reichsgerichte die Entscheidung über Grundrechte der Bürger oder allgemeine Rechtsprincipien an sich ziehen. Zu diesen Erleichterungen tritt endlich, als das für die Meisten entscheidende Motiv zur Uebernahme des Amtes, das allgemeine Ansehen und der tiefgreifende politische Einfluß, welche mit der Würde verbunden sind. — Nur in einigen starkbevölkerten städtischen oder Fabrikdistricten sind an die Stelle dieses Ehrenamtes besoldete Polizeirichter getreten, zuerst in London 1792, weil die Honoratioren solcher Bezirke meist weder die Neigung, noch die Muße haben zur Uebernahme der hier besonders großen Geschäftslast, und überdies diesen Fabrik- und Geschäftsherren die unparteiische Stellung der Landgentry fehlt.

Außerdem betheiligen sich die höheren Stände durch die Anklagejury, die Mittelstände durch die Urtheilsjury für Strassachen persönlich an der Handhabung der Strafjustiz. Dagegen ist das uralte Ehrenamt der constables, der den Friedensrichtern untergebenen ausführenden Polizeibeamteten in den Kirchspielen, mehr und mehr verkümmert. Das gesunkene Ansehen des Amtes und die höheren Ansprüche, welche gegenwärtig an die Polizeibeamteten gestellt werden müssen, vereinigten sich, um die Uebernahme des Amtes den Mittelständen zu verleiden. Ein Versuch, die Mittelstände in Fällen der Noth in Masse zum Constablerdienste zwangsweise herbeizuziehen, ist nicht durchgeführt worden. Vielmehr hat sich die besoldete *police*, welche Robert Peel in London 1830 einführte, rasch über die Hälfte des Landes verbreitet. Seit 1856 ist sie sogar in einzelnen Grafschaften zwangsweise durch den Minister des Innern eingeführt worden. Allerdings war eine Reform dieses arg vernachlässigten Gebiets unerlässlich, allerdings lassen sich manche technische Vorzüge des neuen Systems nicht verkennen, und glücklicherweise stehen die neuen besoldeten Polizeidiener noch immer unter dem Oberbefehle der Friedensrichter und können wegen Ueberschreitung der Amtsgewalt vor diesen verklagt werden.

Dennoch bleibt diese Einführung eines massenhaften besoldeten Polizeibeamtenthums ein bedenklicher Schritt auf der abschüssigen Bahn der Zerstörung des alten Selfgovernment, welches wesentlich auf der persönlichen Dienstpflicht der Bürger beruht. In den so "reformirten" Graffschaften beschränkt sich die Theilnahme der Graffschaftsinsassen an der polizeilichen Executive auf — die Bezahlung des Zuschlags zur County Rato, von welchem die Kosten der neuen Polizei bestritten werden. Und bereits bezahlt die Staatskasse einen Zuschuß zu diesen Kosten, so daß eine immer wachsende Centralisation der Polizeigewalt in den Händen des Ministers des Innern zu befürchten steht.

Während das Friedensrichteramt nur die höheren Stände, der Jurz-bienst nur diese und die Mittelklassen, der alte Constablerdienst nur die letzteren trifft, besteht endlich noch eine schwere Zwangspflicht, welche alle Bürger zur Handhabung der Straffjustiz heranzieht: die unbedingte Verpflichtung zur Anklage, welche in England ebenso unumgänglich ist, wie bei uns die Zeugenpflicht. In der Regel wird ein Privatmann — meist ein Zeuge oder der Damnicat — von dem die Voruntersuchung leitenden Friedensrichter als Ankläger verpflichtet. Die technischen Nachtheile, welche aus dem Mangel eines amtlichen Organes für die Anklage hervorgehen, haben zwar schon zu mannichfachen Reformvorschlägen geführt. Der Vorschlag aber, daß die Popularklage beseitigt werde und die zu bildende Staatsanwaltschaft das ausschließliche Recht der Anklage erhalte — dieser Vorschlag, dessen Durchführung mit ihren schwer bedenklichen Folgen wir bei uns zu Lande alltäglich vor Augen sehen, ist in England auch von den eifrigsten Bewunderern französischer "Logik und Klarheit" noch nicht gewagt worden.

Die englischen Militärverhältnisse sind, wie im Mittelalter, so noch heute anomaler Natur. Durch die bitteren Erfahrungen aus der Zeit der Stuarts ist das Vorurtheil, welches in dem stehenden Heere nur eine Vormauer des Absolutismus sieht, tief in das Volk eingedrungen. Und leider hat diese, in dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht unbegreifliche Meinung auch in Deutschland Eingang gefunden. Aber während bei uns die gesunde Einsicht in die unerläßlichen Bedürfnisse der Landesverteidigung verhindert hat, daß die wiedererwachte päpstliche Lehre von dem natürlichen Hass zwischen Fürsten und Völkern Eingang fand beim Volke — sind in England jene unglücklichen Vorurtheile in der That stark genug gewesen, um jede irgend genügende Organisation des Soldheeres und der Graffschaftsmiliz zu hemmen. Die Miliz schließt sich zwar genau an die Polizeiverwaltung der Graffschaften an, indem der Ehrenpräsident der Friedensrichter, der Lord-Vicutenant, zugleich das Ehrencommando der

Grasschaftsmiliz fährt. Sie war sogar eine Zeitlang ein Schoßkind des Adels, der in der Miliz mit ihren, aus der Gentry ernannten Offizieren ein aristokratisches Gegengewicht gegen das monarchische Soldheer erblickte. Endlich hat man während der Gefahren der Napoleonischen Kriege 1802 eine neue Organisation durchgeführt. Aber nach dem Frieden ist das Institut gänzlich vernachlässigt worden. Die Zulässigkeit der Stellvertretung und die seit 1829 immer wiederholte Suspension der periodischen Enrol- lirtung der Mannschaften haben den Grundsatz des persönlichen wirklichen Dienstes umgestoßen. So ist die Miliz heute nicht viel mehr als ein Schein: an schwache, besoldete Stämme schließt sich im Falle der Noth ein Haufe müßiger Leute. Auch der orientalische Krieg hat daran wesentlich nichts geändert.

Das bisher geschilderte System von Ehrenämtern, dessen Schwerpunkt in dem Friedensrichteramte liegt, hat zwei Eigenthümlichkeiten. Die Besetzung der Aemter nämlich erfolgt wesentlich durch königliche Ernennung, und ferner, diese gesammte Verwaltung erstreckt sich auf größere Bezirke, auf die Grasschaften. Zu diesem von Geist sogenannten alten Selbstgovernment steht vielfach im Gegensatz eine Reihe neuerer Institutionen. Das neue Selbstgovernment bezieht sich auf die Ortsgemeinden; es localisirt die Verwaltung. Außerdem muß in solchen engen Verbänden das Princip der Wahl der Beamten das herrschende sein. — Hier wieder offenbart sich, daß es der Geist der Gentry war, der das alte Selbstgovernment tüchtig und segensreich wirken ließ. In der technischen Form, der Schnelligkeit und Ordnung der Verwaltung sind viele der neuen Einrichtungen dem alten Selbstgovernment entschieden überlegen. Aber der Geist der neuen Fabrikgentry ist in ihnen herrschend und hat auf verhängnißvolle Abwege geführt, — jener Geist der souveränen Nationalökonomie, der in aller Gemüthsruhe die Frage aufwirft, wie es mit der Freiheit der Baumwollproduction stehen werde, wenn die Franzosen das Vaterland erobert haben — jener materialistische Sinn, der nicht begreift, wozu die zeitraubenden, dem Geseze der Arbeitstheilung hohnsprechende, persönliche Dienstpflicht der Bürger in der Gemeinde nütze, da doch besoldete Beamte technisch tüchtiger administrieren können. Auch Deutschland kennt Apostel dieser Denkart, aber noch immer hat das Pflichtgefühl und der tiefwurzelnde Realismus unfres Volks die Mehrtheit selbst der Fabrikstädte davor bewahrt. In England dagegen begegnen sich in solcher Sinnesweise die Manchestermänner und eine junge büreaukratische Schule, die ihren Mittelpunkt in dem neuen Armenamte hat. Fast alle neuen Verwaltungseinrichtungen Englands sind dieses Geistes voll. Nicht ein persönlicher Dienst wird den Gemeindegliedern auferlegt — sie zahlen nur Steuern

und erfreuen sich des behaglichen Rechtes, einen Ausschuß zu wählen. Und wieder dieser Ausschuß ist nur wenig persönlich thätig, er hat das zweifelhafte Recht, so viel besoldete Beamte zu ernennen als ihm gut dünkt, und bereits herrscht in dieser Patronage der Gemeinde-Ausschüsse ein ärgerer Nepotismus, als sogar im Parlamente. Dies ungefähr sind die Umrisse der Formen, in denen die neue Selbstverwaltung sich bewegt, und es ist selbstverständlich, daß mit der wachsenden Entwöhnung der Bürger von dem persönlichen Dienste in der Gemeinde der Einfluß der Staatsgewalt auf die Commune immer mehr zunimmt.

Werfen wir weiter einen Blick auf die Städteverwaltung. Die Städte konnten natürlich der Grafschaftsverwaltung der Friedensrichter, die offenbar nur für das flache Land geeignet ist, niemals völlig unterworfen sein. Sie bildeten je einen von der Grafschaft eximirten Freibeizirk für Municipal- und Polizeiverwaltung, und das Bürgerrecht war auf diejenigen beschränkt, welche Gemeindesteuern zahlten und Communaldienste leisteten (paying scot, bearing lot). Der einseitige ökonomische Charakter, welchen der Besitz ausschließlicher Gewerbrechte den deutschen Städten gab, fehlte den englischen. Dafür beginnt seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts eine fortschreitende Verbküdung der Städte aus politischen Gründen. Der Antheil der Städte an den Unterhauswahlen überstieg weit ihre wirkliche Bedeutung; in einer Zeit, wo der Ackerbau drei Viertel des nationalen Reichthums darstellte, saßen im Hause der Gemeinen neben 92 Grafschaftsabgeordneten 405 Abgeordnete der Städte. Daher haben der Absolutismus der Tudors, die „königliche Kunst“ der Stuarts und die Aristokratie des achtzehnten Jahrhunderts wetteifernd sich bestrebt, die Städte im oligarchischen Geiste umzugestalten und so zum Zwecke der Parlamentswahlen zu beherrschen. So fand das neunzehnte Jahrhundert Städte vor, welche meist durch einen sich selbst ergänzenden Rath geleitet wurden, mit einer geschlossenen Bürgerschaft, die an der Stadtverwaltung keinen nennenswerthen Antheil nahm und den Genuß nutzbarer Rechte (Zollfreiheit, Gemeinheitsnutzung) als ihr wesentliches Vorrecht ansah. Längst vergessen war der alte gute Grundsatz, daß das paying scot bearing lot den Bürger mache; die Bürgerschaft bestand oft zum größten Theile aus Auswärtigen. Einen Begriff von diesen schmählich verrotteten Zuständen mag die Stadt Portsmouth geben, welche in den dreißiger Jahren unter 146,000 Einwohnern 102 Bürger zählte, unter diesen wieder nur 50 zur Parlamentswahl Berechtigte, meist Auswärtige. Eine solche Wählerschaft bot dem Einfluß der Gentry leichtes Spiel: die Städte wurden der Rückhalt der Adelparteien des Parlaments. Der Gemeinderath ernannte wohl einen reichen Ad-

ligen zum lebenslänglichen High Steward der Stadt, und der Patron bedekte, zum Dank für die Willfährigkeit bei den Parlamentswahlen, großmüthig den Ausfall in der Stadtkasse. Fürwahr, es war die höchste Zeit, daß die Städteordnung vom 9. September 1835 dem Unwesen ein Ende machte. Das Gesetz, eine wenig glückliche Nachahmung der preussischen Städteordnung von 1830, legt die Municipal-Verwaltung in die Hände eines jährlich wechselnden Bürgermeisters (mayor), eines Magistrats von 4 bis 16 Mitgliedern (aldermen), endlich eines gewählten Gemeinderaths (common council) von 12 bis 48 Mitgliedern. Der alte Satz, der das Bürgerrecht an das Tragen der Communalsteuern und Communaldienstesknaß, kam wieder zu Ehren, und der Hauptwerth des Bürgerrechts besteht, wie es sich gebührt, nicht mehr in dem Genuße nutzbarer Rechte, sondern in der Theilnahme an der Verwaltung durch die Wahlen zum Gemeinderath. Auch die finanziellen Ergebnisse der neuen Ordnung sind durchaus günstig. Aber leider ward diese wohlgemeinte und bringend gebotene Reform getrübt und gestört durch zwei arge Mißgriffe. Der Magistrat hat nämlich das Recht, für die Ausführung der Verwaltung so viel besoldete Beamte zu ernennen, als ihm beliebt. Damit ist der, in den Städten Englands ohnedies weit verbreiteten Abneigung gegen den persönlichen Communaldienst Thür und Thor geöffnet. Sodann ist eine Hauptaufgabe der Commune, welche von den deutschen Städten so tüchtig erfüllt wird, die Armenverwaltung von der Municipalverwaltung völlig getrennt. — Ganz einsam steht neben den 199 Städten, welche die Reform bereits angenommen, die altehrwürdige, ungeheuerliche Verfassung der City von London, welche das Bürgerrecht von der Theilnahme an einer Zunft abhängig macht.

Noch mehr sogar als die Stadtverfassung haben sich die Verhältnisse der englischen Landgemeinden abweichend von den deutschen entwickelt. Dörfer in unserem Sinne kennt England nicht. Es fehlt die Gutsheerrschaft, es fehlt der Bauernstand: der halben Million freier Grundeigenthümer, die einen Fort und Rückhalt Preussens bilden, kann England nur 17,000 Landeigenthümer und 224,000 Pächter entgegenstellen. Seit es dem Adel gelungen, die Bauernschaften völlig auszukaufen, konnte die Landgemeinde nicht, wie bei uns, eine, mit der Ordnung des gemeinschaftlichen Landbaues vorwiegend beschäftigte Bauernschaft sein. Den Mittelpunkt für die Landgemeinde bildet vielmehr die Kirche; das englische Dorf war ein Kirchspiel (parish), dessen Gemeindeversammlung (vestry) die zur Erhaltung der Kirche u. s. w. nöthige Kirchensteuer bewilligt. Seit der Reformation ward der Kirche die ungeheure Last der Armenverwaltung aufgelegt; aber der Widerspruch, daß die Staatskirche für die weltlichen

Angelgenheiten der, zur größeren Hälfte aus Dissidenten bestehenden Ortsgemeinden sorgen sollte, hat zur Ablösung der Armenpflege von der Kirche geführt. Heute dient das Kirchspiel wieder lediglich kirchlichen Geschäften, die von je zwei Church Wardens (Kirchenvorstehern) verwaltet werden. —

Auch England hat die Wahrheit an sich erlebt, daß jede tüchtige Monarchie wohlwollend für das Loos des kleinen Mannes sorgt, während auch der besten Aristokratie ein positives Wirken für die niederen Klassen schwer fällt. Mit großem Eifer hat sich die monarchische Gewalt der Tudors bemüht, die schwerste der von der Kirche des Mittelalters auf den Staat der Neuzeit übergegangenen Pflichten zu erfüllen, — die Armenverwaltung. Aus diesem guten Geiste hervorgegangen ist das berühmte Armengesetz von 1601, welches die Armenlast den Kirchspielen aufbürdet und die Armenverwaltung in die Hände der Kirchenvorsteher und mindestens je zweier, von den Friedensrichtern ernannter Armenaufseher legt. Die Aristokratie jedoch, engherzig bestrebt, die Armenlast von ihrer Heimath nach Kräften abzuwälzen, erschwerte das Niederlassungsrecht der niederen Klassen auf's Aeußerste, so daß diese Stände in Wahrheit in ihrem heimathlichen Kirchspiele confinirt blieben und auf die Dauer kurzer Dienstcontracte im Lande hin- und herzogen. Nehmen wir dazu den künstlich auf einem niedrigen Stande gehaltenen Tagelohn, die Vertheuerung der Lebensmittel durch die Kornzölle, endlich den gegen die Absicht des Armengesetzes allmählich zur Herrschaft gelangten Grundsatz, daß die Armenversorgung nicht durch Arbeit, sondern durch Geld erfolgen solle, so werden wir die unnatürliche Höhe der Armensteuer und die trotzdem menschenunwürdige Lage des Proletariats begreifen. Eine nothwendige und tiefgreifende Reform ward endlich vollzogen durch die Poor-law-amendment-act von 1834, welche für Stadt und Land gelten sollte und heute im größten Theile des Reichs ausgeführt ist. Die Kirchspiele werden als Ortsarmenverbände organisirt, größere Kirchspiele für die Zwecke des Armenwesens in mehrere Abtheilungen zer schlagen. Die Steuerzahler und Eigenthümer in diesen Ortsarmenverbänden wählen nach einem sechsfach classificirten Stimmrechte einen Armenrath (guardians of the poor). Da aber die meisten Kirchspiele für eine geordnete Armenversorgung bei Weitem zu klein sind, so werden durchschnittlich je vierundzwanzig Kirchspiele zu einem Kreisarmenverbände (poor-law-union) vereinigt, der geleitet wird von dem board of guardians, d. h. den zusammentretenden guardians der Ortsarmenverbände und den Friedensrichtern des Bezirks. Auch diese Reform mit ihrer übersichtlich logischen Ordnung hat zu glänzenden finanziellen Ergebnissen geführt. In einiger

Sinſicht iſt auch das Loos der Armen ſeitdem erleichtert worden, nur erlöſen laut die Klagen aus den allzu kleinen Kirchſpielen, wo ein oder einige Grundeigenthümer über das Loos des kleinen Mannes entſcheiden. Aber rückſichtsloſer als irgendwo iſt in dem Armengeſetze der Grundſatz des perſönlichen Communaldienſtes verlaſſen worden; die Armenordnung iſt der Kern und Mittelpunkt der büreaukratiſchen Mißbildungen des heutigen England. Die guardians ſowohl der Orts-, als der Kreis-Armenverbände haben jenes bedenkliche und leider mit großem Eifer geübte Recht, nach Bedürfniß beſoldete Beamte für die Armenverwaltung zu ernennen. Nur zu viele boards of guardians ſehen in ihrer Bürgerpflicht nur das Recht zur Patronage, der Vergebung kleiner Verforgungsſtellen an heruntergekommene Subjecte. Die beſcheidene und doch ſo unendlich ſegensreiche Wirkſamkeit der Armenvorſteher deutſcher Stadtviertel, die tüchtige, ſelbſtthätige Schaffen, das dem Pflichteifer und dem guten Gemüthe unſrer Mittelſtände ein ſo fruchtbares Feld bietet — Ihr würdet es im heutigen England vergeblich ſuchen. Jene Soldbeamten, auf welche die Pflichten der Commune übergegangen, ſtehen ſämmtlich unter den Befehlen der Staatsbehörde, des poor law board, deſſen Seele der Miniſter des Innern iſt. Das Miniſterium hat damit einen tiefgreifenden Einfluß auf die Commune erlangt, der einer Parteiregierung nicht zukommt. Zum Ueberfluß iſt die Reviſion der Armenrechnungen Diſtrictbeamten anvertraut, welche vom Staate ernannt und beſoldet werden. Und in dieſem neuen Beamtenthum iſt bereits der ganze wohlbekannte Jammer büreaukratiſcher Schreibſeligkeit eingeriſſen, wie denn z. B. ein Streit über die Frage, ob ein Armenarzt für den Beſtand bei einer ſchweren Entblindung höheres Honorar zu fordern habe, vom Miniſter entſchieden wird! Die Künſtelei des ſechsfach abgeſtufenen Stimmrechts und die ſtaatsfeindliche Befugniß der Wähler, ihr Wahlrecht durch Stellvertretung zu üben, haben natürlich der bequemen Abneigung gegen den perſönlichen Communaldienſt allen Vorſchub gethan.

Wie dem inbeß ſei: die blinden Verküherer der auffälligen legiſlativen Fruchtbarkeit des heutigen Parlaments vergeſſen, daß mit dieſen zahlreichen neuen Geſetzen nur die lang dauernde Verſäumniß wichtiger Staatspflichten wieder gut gemacht wird. War doch das lebenskräftigſte Ehrenamt des alten Selbstgovernment ausschließlich für Straſſenpolizei und Sicherheitspolizei, nicht für die Wohlfahrtspolizei beſtimmt. In der That, kaum war mit dem neuen Armengeſetze der Staat einer ernſten Pflicht gerecht geworden, ſo erhob ſich ſofort das Verlangen, daß auch für andre, von den Communen biſher vernachläſſigte Aufgaben der Wohlfahrtspolizei Sorge

getragen werde. Diesem Wunsche kam man entgegen mit einer Reihe von Gesetzen, welche der Armenordnung ähneln, nur daß sie sogar noch mehr in geistlosem, mechanischem, bürokratischem Sinne gehalten sind. Die richtige Einsicht, daß den heutigen Anforderungen an die Wohlfahrtspolizei der persönliche Ehrendienst der Gemeindegensossen allein nicht mehr genügen könne, wird hier verkehrt zu der, mit einer parlamentarischen Verfassung unverträglichen, gänzlichen Vernichtung des persönlichen Dienstes. Dieses neu-englischen Geistes voll ist die Allgemeine Gesundheitsacte von 1848. In jeder Commune wird durch Wahl nach klassificirtem Stimmrecht ein local board für das Sanitätswesen ernannt, der — wesentlich nichts thut, als die Patronage führen über zahlreiche Solbbeamte. Der thätige Antheil der Gemeindegensossen an der Gemeindeverwaltung wird dabei so ganz zur lächerlichen Farce herabgewürdigt, daß die souveränen Wähler die Listen der für den local board Vorgesetzten in's Haus geschickt erhalten und durch Hinzuschreiben der Anfangsbuchstaben ihres werthen Namens ihre Bürgerpflicht erfüllen! Das Stimmrecht der Wähler freilich wird in den übrigen zahlreichen Gesetzen für ähnliche Zwecke verschieden geregelt, die Grundzüge der Verwaltung sind jedoch die gleichen: gewählte local boards, die durch Solbbeamte verwaltet lassen, und folgerichtig ein tiefgreifender Einfluß der oherauffehenden Staatsbehörden.

Die Verwaltung der Brücken und Wege — um auch dies schließlich zu berühren — liegt den Kirchspielen und Grosschaften ob. Sie ist offenbar vorwiegend ökonomischer Natur; deshalb und weil bei den veränderten Wirthschaftsverhältnissen der alte persönliche (Frohn-) Dienst der Gemeinde-Einsassen unmöglich geworden, hat man billigerweise nach und nach eine große Zahl besoldeter surveyors of highways u. s. w. angestellt. —

Auf den ersten Blick nun leuchtet ein, wie gänzlich unvermittelt das neue Selbstgovernment dem alten gegenübersteht. Die Landgentry, welche dem Friedensrichteramte mit so rühmlichem Eifer obliegt, zieht sich mährisch von der Armenverwaltung und ähnlichen Geschäften zurück, wo ihr kein überwiegender Einfluß zusteht. Hier ist eine Verschmelzung durchaus nöthig. Einerseits ist die Durchführung des persönlichen Dienstes auch in der Armenverwaltung unerläßlich, andrerseits wird die Landgentry nach der gänzlichen Veränderung der socialen Verhältnisse auf ihr ausschließliches Recht zum Friedensrichteramte zu verzichten haben. — Noch auffälliger ist der Mangel jedes Zusammenhanges zwischen den einzelnen Zweigen der neuen Communalverwaltung. Die heutige City von London erfreut sich einer Straßenreinigung nach allgemeinem Stimmrechte, einer Armenverwaltung nach classificirtem Stimmrechte, einer Stadtverordnetenwahl

nach Jünften, endlich einer Polizei nach dem Muster der Pariser Préfectur. Sicherlich das Bild einer vollkommenen Desorganisation, welche so nicht dauern kann. — Wie schwer immer diese und ähnliche Bedenken in's Gewicht fallen, so liegt doch in der Armenordnung der segensreiche Keim einer neuen Entwicklung. Der Hauptmangel der englischen Verwaltung seit Jahrhunderten lag darin, daß zwar eine tüchtige Graffchaftsverwaltung, aber keine lebensfähige Ortsverwaltung vorhanden war. Nun sind aber die alten Graffchaften bei der Dichtigkeit der heutigen Bevölkerung offenbar zu groß, um die regelmäßigen Verwaltungskörper zu bilden, während die Kirchspiele, welche oft nur 100 bis 200 Köpfe zählen, für diesen Zweck wieder zu klein sind. Daher bilden die neuen Kreisarmenverbände, die poor-law-unions (deren jetzt 624 bestehen mit durchschnittlich der Hälfte der Bevölkerung eines preußischen Kreises) den Schwerpunkt der heutigen und sicher auch der zukünftigen Selbstverwaltung. Die neuen Kreisgerichte und alle übrigen Zweige der Verwaltung beginnen bereits, sich in diese neuen Kreise einzufügen. So werden, wie wir sahen, die laufenden Verwaltungsgeschäfte der Friedensrichter in den petty sessions der Divisionen erledigt; diese friedensrichterlichen Divisionen aber decken sich mit den poor-law-unions. Der alten Graffchaft bleibt sonach eine allerdings geminderte, aber noch immer schwerwiegende Bedeutung als Wahlkreis für das Parlament, als Untergerichtsbezirk, endlich als Regierungsbezirk der friedensrichterlichen quarter sessions. Noch ist Vieles an diesen neuen Bildungen embryonisch, aber die Möglichkeit, daß die neuen Kreise durch Selbstthätigkeit der Inassen sich gedehlich weiter entwickeln und so dem Fortschreiten der Bürokratie einen Damm entgegensetzen — diese Möglichkeit wenigstens ist vorhanden.

Werfen wir schließlich noch einen vergleichenden Blick auf Deutschland, so beginnt freilich jede solche Betrachtung mit dem A und O des deutschen Jammers: — wir haben keinen fertigen, arrondirten, nationalen Staat. Und wir halten diese traurige Thatsache für so unermesslich wichtig, daß wir glauben: nur dann und nur deshalb hat der Deutsche ein Recht, über fremde einheitliche Staaten zu urtheilen, wenn und weil er die klare Ueberzeugung in sich trägt, daß auch sein Vaterland zu der Vorbedingung des modernen Staatslebens, zur nationalen Einheit gelangen wird. Sehen wir jedoch hiervon ab, so hat Deutschland — oder mindestens der deutsche Großstaat — keinen Grund, bloß mit Neid und Bewunderung auf das englische Selbstgovernment zu blicken. — Wir stimmen freilich nicht mit ein in Guizot's übertriebene, ausschließliche Betonung des positiven Rechts — eine Einseitigkeit, welche ihn verleitet, auf die

allgemeinen, politischen Theorien allzu herablassend niederzubilden. Uns scheint vielmehr unzweifelhaft, daß die modernen Staatsverfassungen nicht bloß auf wirtschaftlichen und rechtlichen Thatsachen ruhen, sondern auch eine ganze Welt politischer Ideen als Grundlage unter ihren Füßen haben, welche als das allmählich angewachsene Erbtheil einer alten Cultur eine sehr reale Bedeutung besitzt. Wir sehen daher in den Staatslehren der Encyclopädisten und der deutschen Philosophen mehr, weit mehr, als bloß subjective Meinungsäußerungen „privatisirender Gentlemen.“ Die eine Wahrheit aber versteckt sich hinter diesem Grolle gegen die Theorie: die Staatswissenschaft muß endlich ablassen von der dürftigen Auffassung der Politik als einer Klugheitslehre. Nicht Fragen der Klugheit, sondern Fragen der Nothwendigkeit behandelt die Politik: es gilt, aus den vorhandenen socialen Thatsachen die durch die politische Logik gebotenen politischen Consequenzen zu ziehen. Vergleichen wir Preußen und England in solchem Sinne, so ergibt sich zunächst, daß in Preußen mehrere Zweige der Selbstverwaltung besser und tüchtiger als in England vorhanden sind. Wird doch eine hochwichtige Aufgabe, welche die englische Communalverwaltung gar nicht kennt, das Volksschulwesen, von unsern Gemeinden besorgt. Unre Landwehrverfassung ferner ist dem englischen Milizwesen ohne Frage überlegen. Auch in der Städteverwaltung handelt es sich nicht um die Aufnahme englischer, sondern um die Rückkehr zu altpreussischen Grundsätzen. Ebenso können wir der Mißfere der englischen Kirchspiele unsere Stadtviertel und das Schulzenamt in den Dörfern getrost gegenüberstellen. Ueberall ist hier die persönliche Dienstpflicht für die Commune bei uns rücksichtsloser aufgelegt. Die Armenverwaltung endlich bedarf in Preußen nicht jener radicalen Umänderung wie in England; auch die Gesundheits- und die übrige Wohlfahrtspolizei, deren lange Vernachlässigung jenseits des Canals zu so bedenklichen Neuerungen geführt hat, ist bei uns längst im Wesentlichen geordnet. Dagegen ist für die Kreise und Provinzen die Anwendbarkeit der Selbstverwaltung für Preußen offenbar geringer, und wir können hierin keinen Nachtheil sehen, da in den Ortsgemeinden, dem Kerne des deutschen Selfgovernment, der persönliche Communaldienst in viel ausgebehnterem Maße aufgelegt werden kann, als in den Kreisen. Nicht nur kann die Einheit des Staates eine ausgebehnte Selbstständigkeit dieser größeren Glieder bei uns nicht dulden, sondern es darf auch unser monarchisches Beamtenthum, eng verwachsen, wie es ist, mit der Geschichte des Landes, nimmermehr eine subalterne Stellung einnehmen gegenüber den großen Grundbesitzern, welche den persönlichen Communaldienst und die Communalsteuerpflicht größtentheils erst lernen sollen, und, da sie ihre

Güter selbst bewirthschaften, zur unparteiſchen Ausübung obrigkeitlicher Rechte wenig geeignet ſind. Die Verwaltung durch königliche Beamte unter dem Beirath von Kreis- und Provinzialſtänden, welche England nicht kennt, bleibt für Preußen das natürliche Verhältniß, vorausgeſetzt freilich, daß die längſt verheiſſene radicale Reform dieſer Stände endlich erfolgt. Dagegen iſt nothwendig, daß der große Grundbeſitz zur Erfüllung jener perſönlichen Dienſtpflichten, die der Bürger und Bauer längſt erfüllt, gezwungen werde. Es iſt zu wünſchen, daß große Grundbeſitzer kraft königlicher Ernennung, ſei es allein oder in Gemeinſchaft mit rechtsgelehrten Beamten, die Handhabung der ländlichen Polizei, ja ſelbſt ein Polizeirichteramt übernehmen — natürlich mit feſten Schranken gegen das „Richten in eigener Sache.“ Offenbar iſt ein ſolches Ehrenamt im königlichen Dienſte ein ander Ding, als die von den Feudalen erſehnte, an der Scholle haſtende, unverantwortliche gutsherrliche Polizei, das will ſagen die Bildung von Staaten im Staate. An der Criminaljuſtiz nehmen die Bürger bereits ſelbſthätig Theil durch die Schwurgerichte, doch bleibt hier eine Anknüpfung der Geſchwornenpflicht an die Stellung der Bürger in der Commune zu wünſchen. Eine Civiljuſtiz endlich iſt in Deutſchland, wenn überhaupt, ſicher nur innerhalb ſehr enger Schranken möglich. Der obigen Erweiterung der Selbſtverwaltung entſprechend kann eine mäßige Decentraliſation der Finanzen erfolgen: die Uebertragung einiger Polizei- und Gerichtskosten, vielleicht auch des Wegebauens auf die Kreislaſſen.

Man ſieht, dieſe Vorſchläge für eine Erweiterung der Selbſtverwaltung in Preußen ſind ſehr mäßig. Um ſo entſchiedener ſind zwei Forderungen zu betonen, ohne deren Erfüllung ein freies Staatsweſen unmöglich iſt: Sicherung der öffentlichen Rechte durch gerichtlichen Schutz und — Abſchaffung der Exemtionen vom gemeinen Rechte, inſondere der Befreiungen von der allgemeinen Bürgerpflicht der Steuerzahlung.

Am meiſten vernachläſſigt iſt in dem conſtitutionellen Preußen die Verbindung von Verfaſſung und Verwaltung. Die Geſchichte Englands, deſſen Graſſchaftsverwaltung erſt dann geſichert ward, als in der Zeit nach der Reſtauration ſein parlamentariſches Recht wahrhaft geſetzt war — dieſes Beiſpiel mag uns den nothwendigen Zuſammenhang von Verfaſſung und Verwaltung lehren. Heben wir drei weſentliche Punkte hervor, welche deutlich zeigen, wie wenig im heutigen Preußen dieſer Zuſammenhang beachtet iſt.

Das Wahlgeſetz, welches das Stimmrecht für die Wahlen zum Hauſe der Abgeordneten gänzlich unabhängig macht von der Stellung der Wähler in Kreis und Gemeinde, wird heute wohl von den meiſten Ur-

theilsfähigen als verfehlt anerkannt. Doch sehen wir diese Zustände nicht mit gar so hoffnungslosen Augen an, wie Gneist. Denn wenn es gewiß ist, daß die Versammlungen der Urwähler den General-Versammlungen einer Actiengesellschaft äußerlich ziemlich ähnlich sehen, so ist nicht minder sicher, daß unser Wahlgesetz weder aus einer ökonomischen Auffassung des Staats hervorgegangen, noch in solchem Geiste vom Volke betrachtet wird. Und auch hier kann die sittliche Tüchtigkeit der Nation den Mängeln der Institutionen auf einige Zeit die Waage halten. Einige Furcht vor dem rothen Gespenste, vor Allem aber der gänzliche Mangel an Erfahrung darüber, wie das Unding des Bonapartistischen allgemeinen Stimmrechts zu vermeiden sei — dies waren die Motive, denen wir die Mißbildung des Wahlgesetzes verdanken. Und eben deshalb wird noch eine längere Erfahrung, eine definitive Regelung der Communalpflichten abzuwarten sein, bevor an eine Reform zu denken ist.

Ungleich dringender ist eine andre, von Gneist mit schlagenden Gründen, wie uns scheint, befürwortete Reform: die wirkliche Bildung und Benützung des verfassungsmäßigen königlichen Staatsrathes, dessen Thätigkeit, obwohl ein Stein sie verlangte, Preußen seit einem halben Jahrhundert schmerzlich vermißt. Halte es Niemand für einen Zufall, daß nicht bloß Preußen, sondern auch Mittelstaaten, wie Hannover und Sachsen, wiederholte Versuche gemacht haben zur Wiederherstellung dieser altmonarchischen Institution. Allerdings haben wir kein eigentliches Parteinministerium, aber doch ein Cabinet, das über ein gemeinsames politisches System einig ist und bei einem Regierungswechsel oder einem anderen Anlaß sofort durch ein entgegengesetztes System verdrängt werden kann. Und diese so jähem Wechsel unterworfenen Ministergewalten sind in Wahrheit schrankenlos. Unsere Minister haben nicht bloß, was ihnen gebührt, die Organisations- und Etatesachen ihres Departements zu leiten, sondern ein großer Theil der Jurisdiction über Fragen des öffentlichen Rechtes liegt in ihren Händen; ja, sie sind sogar Richter in eigener Sache, indem sie über die Grenzen zwischen Ministergewalt und Communalverwaltung entscheiden. Daher kommt bei jedem Ministerwechsel ein Theil der Staats- und der Communalverwaltung aus den Fugen. Noch mehr, ein mit so hochwichtigen Geschäften überladener Minister ist offenbar nicht im Stande, den Zusammenhang seines Departements mit den übrigen im Auge zu behalten. Daher wird der Recurs an das Gesamtministerium gewöhnlich zur Farce, zu einer Appellation von dem Minister an den Minister. Schwere, auf die Dauer unerträglich Uebelstände, Uebelstände, in der That, die sich kaum anders beseitigen lassen, als durch die Thätigkeit des Staatsrathes, des Collegiums der Spitzen des gesammten Militär- und Civilbeamten-

thums. Mit ganz anderer Unbefangenheit als ein Fachminister würde ein solcher königlicher Rath die Jurisdiction über über die öffentlichen Rechte von Communen, Beamten und Privatn, und wir freuen uns, daß diese Meinung sich bereits Bahn bricht in entscheidenden Kreisen, wie der Commissions-Bericht des Abgeordnetenhauses über die Kiel'sche Petition wegen der Beamtengehalte beweist. Finden die Minister einen Rückhalt an einem stehenden Staatsrath, so werden die wichtigsten dauernden Staatsinteressen, wie die Angelegenheiten der Kirche und Schule, nicht mehr, wie heute, abhängig sein von der subjectiven Meinung eines Fachministers. Endlich wird der Zusammenhang zwischen den einzelnen Zweigen der Verwaltung nur von einem Collegium des gesammten hohen Beamtenthums richtig gewürdigt werden. Und man bedenke, daß jedes wichtige Verwaltungs-gesetz in mehrere Zweige der Staatsverwaltung eingreift. Man bedenke ferner, daß sogar in England, dem klassischen Lande der Parteilregierung, ein durchgreifendes neues Verwaltungsgesetz — eine Gemeindeordnung u. dergl. — nicht durch Fachminister, sondern durch eine, ohne Parteilrückfichten zusammengesetzte Immediat-Commission vorbereitet wird. In Preußen ist kein Zweig der Verwaltung aus dem Zusammenhange der übrigen so gründlich ausgegliedert, wie das Heer. Die eigenthümlichen Interessen dieser Stütze unseres Staates sind freilich von der Verfassung in sehr rücksichtsvoller Weise gewahrt, aber noch immer fehlt den Spigen des Militärs, was sie gerechterweise beanspruchen dürfen — ein Antheil an der allgemeinen Staatsleitung. Eben deshalb steht das Heer halb außer der Verfassung, eben deshalb behauptet sich die Anomalie eines Militär-Cabinetts, eben deshalb ist jene einseitige Standesgefinnung groß geworden, welche nur zu oft als der wahre militärische Sinn angesehen und gefördert wird, wie denn die sächsische Staatsrathsordnung die Generale des Staatsraths grundsätzlich von der Berathung nicht-militärischer Fragen ausschließt. Und doch sind unzweifelhaft eine Reihe wichtiger militärischer Fragen zugleich bürgerliche Angelegenheiten — man denke an die Landwehr, die Rekrutirungsfachen. Dieser Mangel eines innigen Zusammenhangs zwischen dem Heerwesen und der übrigen Verfassung und Verwaltung ist wahrlich nicht dadurch zu heben, daß man dem Landtage noch größere Befugnisse über das Heer zugesteht — ein heute in Preußen wohl nirgends mehr ernstlich gehegter Gedanke — sondern dadurch, daß man das hohe Militärbeamtenthum an der collegialen Thätigkeit des Staatsraths theilhaftigt. Dann ist es möglich, daß in der Schule dieser Arbeit für allgemeine Staatszwecke das Militär sich in die Verfassung einlebt und den geheimen Widerwillen gegen das constitutionelle Wesen allmählich aufgibt. — Um es kurz zu sagen, der Zusammenhang

und die Stätigkeit der Staats- und Communalverwaltung verlangt eine stehende, collegiale Oberbehörde neben den wechselnden Fachministern.

Nirgends tritt der Mangel eines Zusammenhanges zwischen Verfassung und Verwaltung in Preußen klarer, schreiender hervor, als in der Einrichtung des Herrenhauses. Man vergegenwärtige sich den ganzen Widersinn dieser Institution. Der eine Factor der preussischen Gesetzgebung ist bei aller äußerlichen Aehnlichkeit dem Wesen nach das Gegentheil eines Oberhauses. Es ist nicht wie das Haus der Lords die Vertretung der Klassen, welche in Wahrheit das Land regieren, sondern die Vertretung eines Standes, welcher an der Selbstverwaltung einen sehr geringen Antheil nimmt, ja von wichtigen öffentlichen Pflichten und mehreren Säzen des gemeinen Rechtes eximirt ist — eine Körperschaft von nicht ganz unzweifelhafter Rechtsmäßigkeit, welche grundsätzlich aus Rücksicht auf eine Partei gebildet worden, — die Vertretung eines Standes, welcher, erzürnt über den Verlust einiger überlebter Rechte, unsere neuere Staatsgeschichte für eine Krankheit hält, eines Standes, welcher von dem Umschwung der Ideen der Nation verhältnißmäßig am wenigsten berührt worden, eines Standes, welcher, statt nach Art ächter Staatsmänner, die öffentliche Meinung zu prägen, sich grundsätzlich in einem Kampfe gegen dieselbe und gegen die Regierung gefällt. Der Urgrund des Uebels liegt darin, daß in Preußen der große Grundbesitz nicht zugleich die höchsten Aemter im Staate übernimmt und nach dem Verlaufe unserer Geschichte heute nicht mehr anschießlich übernehmen kann. Um die Vertretung von Besitz und Amt im Herrenhause herbeizuführen, macht Sineist den Vorschlag, den königlichen Staatsrath durch königliche Ernennung in das Herrenhaus aufzunehmen. Uns scheint dieser Gedanke nicht plos politisch richtig, sondern auch rechtlich begründet, denn das Beamtenthum, das bis jetzt unsern Staat wirklich regiert, hat sicher nicht minder, als der große Besitz, ein wohl erworbenes Recht auf Theilnahme an der Gesetzgebung. Aber schon bevor die Umbildung des Staatsrathes möglich sein wird, scheint uns ein Eingreifen in die systematische Opposition des Herrenhauses durch Benutzung des verfassungsmäßigen königlichen Ernennungsrechts unerläßlich. Allerdings hegen wir zu der alten Loyalität des preussischen Adels das gute Zutrauen, daß er, einmal gewöhnt an den persönlichen Ehrendienst in Kreis und Gemeinde, lernen wird, den Staat unter dem Gesichtspunkte der öffentlichen Pflichten und nicht bloß der ständischen Sonderansprüche zu betrachten. Für jetzt jedoch handelt es sich erst um die gleichmäßige Steuerpflicht, also um die Voraussetzung jenes künftigen Selbstgovernment, in welchem der Adel, will's Gott, einst lernen soll,

ein politischer Stand zu sein. Darum muß die Benutzung des königlichen Rechtes gegen die Opposition bald und entschieden erfolgen. Erst wenn bereinst der große Grundbesitz völlig auf dem Boden des gemeinen Rechtes stehen und die Pflichten der Selbstverwaltung tragen wird, kann jene Gehässigkeit schwinden, welche heute beide Häuser scheidet, erst dann ist eine regelmäßige Verbindung beider möglich durch den Uebertritt ausgezeichneter Mitglieder aus dem unteren Hause in das obere. —

Diese kurze Verührung nur einiger von den vielen brennenden Fragen im preussischen Staate wird genügen, Gneist's Meinung zu bestätigen, daß für Preußen eine Zeit schwerer, ununterbrochener Arbeit gekommen ist, eine Zeit des Ausbaues halb fertiger Institutionen. Und schon das theoretische Verstehen der wirklichen Verfassung und Verwaltung eines Staates ist eine mühevoll Arbeit; dafür hat uns Gneist's Werk wieder einen redenden Beweis gegeben, dessen Mängel und Vorzüge den leichtfertigen politischen Dilettantismus gleich sehr zurückschrecken werden. Und noch gründlicher mag uns die thatsächliche Betrachtung des englischen Selbstgovernment von der Thorheit hellen, in der gebrechlichen Einrichtung dieser Welt irgendwo die Verwirklichung vorgesehener politischer Ideale zu suchen. —

---

## Sardinien und die Annexionen.

---

Die Kunde des zu Villafranca am 7. Juli v. J. abgeschlossenen Waffenstillstandes und noch mehr die der nach wenigen Tagen dort unterzeichneten Friedenspräliminarien, während man sich noch mit den umständlichen Berichten über den großen Sieg der verbündeten französisch-sardinischen Armee bei Solferino beschäftigte, überraschte Europa auf eine Art, wie kaum ein ähnliches Beispiel in der Geschichte aufzuweisen ist. Besonders tief natürlich mußte der Eindruck in Italien sein; man erwartete von einem Augenblicke zum andern die Nachricht des Falles des schon von den Piemontesen berannten Peschiera, als der schwächsten und ausgefestehten der Festungen des berühmten Esch-Mincio-Bierocks — statt dessen sah man aus den blutigen Siegen bei Magenta und Solferino Friedenspräliminarien hervorgehen, welche trotz der kaiserlichen, die Frei-

heit Italiens bis zur Adria verkündenden Proclamationen anscheinend die Halbinsel auf eine, wenn nicht gleiche, doch sehr ähnliche politische Lage wie vor dem Siege zurückbrachten. Zu dem Schmerze der zu Villafranca plötzlich getäuschten nationalen Hoffnungen gesellten sich, vorzüglich in Mittelitalien, das Gefühl der durch die verabredeten Restaurationen gefährdeten eigenen Sicherheit bei den an dem nationalen Aufschwunge Theilnehmenden, so wie die Ahnung der dem Lande durch solche Restaurationen bevorstehenden Drangsale, von denen die Vorstellung durch die Erinnerung aus früheren gleichen Fällen in allen Gemüthern lebendig war. Die Politik der Annexionen, zu welcher bereits im Jahre 1848 der Grund durch Volksabstimmungen im lombardisch-venetianischen Königreiche und in den Herzogthümern gelegt worden, sprang aus jenen Gefühlen mit erneuerter Kraft hervor, und faßte nicht nur in den ehemaligen revolutionären und patriotisch-nationalen Elementen, sondern selbst in den conservativeren Kreisen feste Wurzel. In den Annexionen sah man seit Villafranca nicht nur die Erfüllung der patriotischen und nationalen Bestrebungen, die seit mehr denn fünfzig Jahren die Halbinsel auf verschiedene Art durchwühlten, sondern auch das einzige, das allein sicher helfende Mittel, um sich den verhassten und unheilbringenden Restaurationen zu entziehen.

Freilich wußte man Anfangs nicht, wie und durch welche Wege, gegenüber den Stipulationen von Villafranca, die Annexionspolitik würde durchgeführt werden können, und dies hatte die Gemüther im ersten Augenblicke mit tiefer Besorgniß erfüllt. Bald indeß wurde diese durch eine nähere Betrachtung der Lage und gewisser besonderer Umstände zerstreut, von denen man erst hinterher Einsicht erhielt und die gerade ganz geeignet waren, den Weg zu den Annexionen trotz Villafranca anzubahnen. Zwei Punkte waren es vorzüglich, welche diesen Umschlag bewirkten. Einmal die bald erwiesene Unausführbarkeit der zwischen den beiden Kaisern verabredeten italienischen Conföderation, und sodann der von Frankreich verkündigte Grundsatz der Nichteinmischung in die italienischen Angelegenheiten. Dieser letztere Grundsatz wurde wiederholt vom Kaiser Napoleon III. den italienischen Deputationen, die sich ihm aus verschiedenen Theilen der Halbinsel vorstellten, zugesichert, ohne daß die österreichische Regierung bei irgend einer Gelegenheit, weder offen, noch verdeckt, dagegen Einwendung gemacht hätte. Was die italienische Föderation betrifft, so überzeugte man sich, daß Sardinien einer solchen politischen Combination, trotz der anscheinenden Vortheile, die daraus entspringen mochten, niemals beigetreten wäre. Dies würde als ein Aufgeben der eigenen Unabhängigkeit angesehen worden sein, und lieber, ohne Zweifel wäre Sardinien in seine alten

Grenzen zurückgetreten, wenn die Lombardei nur um einen solchen Preis zu erringen gewesen wäre. Die Piemontesen halten an ihren jetzigen politischen Institutionen mit einer Zähigkeit fest, zu der sie in der That allen Grund haben; denn diese haben nicht bloß geistigen und materiellen Aufschwung und die Möglichkeit gegeben, die schwierigsten Krisen im öffentlichen Leben mit Glück zu überstehen, sondern sie haben auch dem Lande Ruhm und Ansehen nach Außen verschafft. Diese Anhänglichkeit an die Verfassung geht vom Oberhaupte des Staats aus und bringt bis in die untersten Volksschichten; ihr ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß das Land sich so schnell von dem Unglücke des Jahres 1849 erholen und bald darauf in dem europäischen Völkerrathe fast als Großmacht auftreten konnte, so oft es sich um italienische Angelegenheiten handelte. Die Bethheiligung Sardiniens an dem italienischen Bunde, zu welchem auch Oesterreich und der Papst gehören sollten, wäre mit der sardinischen Verfassung unverträglich gewesen; man hätte sich mit den absolutistisch-klericalen Grundsätzen Oesterreichs und Roms auf irgend eine Weise vergleichen müssen, umsomehr, als die Restaurationen in Mittelitalien, selbst unter den günstigsten Bedingungen, von Reactionen gegen das nächst Vergangene unzertrennlich gewesen wären. Sardinien konnte ohne eigene Erniedrigung und ohne Widerstand gegen die öffentliche Meinung im eigenen Lande keine auch nur passive Zustimmung zu solchen Reactionen geben. Erniedrigung und Widerstand der Regierung gegen die öffentliche Meinung hätte sich aber mit der Verfassung nicht vertragen. Die Rede- und Pressfreiheit, das Associationsrecht, vor Allem das Uebergewicht der Wahlkammer, das verfassungsmäßig sich nicht nur in der inneren, sondern auch in der äußeren Politik und in Allem, was Italien betrifft, kund giebt, wäre mit jenen Reactionen unverträglich gewesen, und noch weniger hätten jene freien Institutionen neben den unabänderlichen Grundsätzen der römischen Curie oder den despotisch-militärischen Launen des österreichischen Hofes bestehen können. So auf der einen Seite. Es kam aber hinzu, daß der Papst und der König von Neapel sich selbst vor dem geringsten Zugeständnisse scheuten, das jene Combination von ihrer Seite nothwendig gemacht hätte, und wie Sardinien daraus Beeinträchtigung seiner Freiheit, so fürchteten jene Fürsten Beeinträchtigung ihrer absoluten Macht. Das Beispiel Kurheßens im deutschen Bunde war für Sardinien hinlängliche Belehrung; das Beispiel Oesterreichs, welches trotz Bundesacte seinen Absolutismus in den deutschen Provinzen wahrte, war für jene Fürsten nicht hinlänglich beruhigend.

Das Princip der Nicht-Intervention und die Beseitigung des italienischen Bundes hatten also die Italiener von vornherein von der Unaus-

fährbarkeit der Verabredungen von Villafranca überzeugt, und das um so eher, als es mit ihren Wünschen und den unerlässlichen Bedingungen ihrer Sicherheit zusammentraf. Trotzdem konnte man sich nicht verhehlen, daß die Lage sehr schwierig war, und wenn keine Pression Sardinien die Zustimmung zum italienischen Bunde abzubringen im Stande war, so hatte man doch nicht die Gewißheit, daß eine solche Pression nicht doch zuletzt die Restauration in Mittelitalien zu Wege brächte, besonders wenn jene Provinzen, längere Zeit hindurch ohne regelmäßige Regierung gelassen, in anarchische Zustände verfallen sollten. Sardinien konnte wohl durch bloßen passiven Widerstand den italienischen Bund vereiteln, aber in jenem Falle hätte es doch sicher weder die Macht noch den Willen gehabt, sich der unvermeidlichen Einmischung anderer Mächte allein zu widersetzen. Die Territorialstellung in Oberitalien würde alsdann mit Ausnahme der Lombardie in die früheren Verhältnisse zurückgetreten sein. Parma und Piacenza waren freilich zu Villafranca nicht erwähnt — aber konnte man sich die Wiederherstellung des Herzogs von Modena ohne die der Herzogin-Regentin von Parma denken? Dann aber waren bei solcher bloß materieller Ausführung der Präliminarien von Villafranca die politischen Verhältnisse in Italien, wie sie vor dem Kriege bestanden, nicht geändert: der einzige Unterschied bestand darin, daß die Grenze der italienischen Unabhängigkeit vom Tessin nach dem Mincio gerückt war, auf eine Linie, welche ebensowenig, wie die alte, unmittelbar militärisch verteidigt werden konnte.

Es war daher im Interesse Sardiniens, sowohl für die eigne Selbsterhaltung, wie auch, damit die gebrachten Opfer nicht ganz verloren gingen, dafür zu sorgen, daß keine anarchische Bewegung in den Provinzen, welche in Folge des Krieges von ihren alten legitimen Regierungen verlassen waren, entstände. Nur dadurch konnte das Princip der Nichtintervention aufrecht erhalten werden, worauf es doch hauptsächlich ankam. Diese Aufgabe wurde jedoch sofort der sardinischen Regierung dadurch erschwert, daß ihr in Folge der Stipulationen von Villafranca die Nothwendigkeit auferlegt wurde, nicht nur alle Truppen sondern auch alle piemontesischen Functionäre aus den Provinzen Mittelitaliens zurückzuziehen; sie zögerte zwar so viel als möglich mit dieser Maßregel; mußte sie zuletzt doch in's Werk setzen. Glücklicher Weise war eben der Gouverneur von Modena, Farini, ein in der Schule des Grafen Cavour gebildeter Staatsmann, kein geborener Piemontese, und in Bologna fand sich der Oberst Cipriani, ein persönlicher Freund Louis Napoleon's, bereit, die oberste Gewalt anzutreten. Farini übernahm die Dictatur in Modena, Parma und Piacenza, Cipriani in den Legationen; Beide konnten eine erlesene Schaar patriotischer Männer um sich versammeln, die durch ihre

im Verkehr mit den sardinischen Staatsmännern gewonnene politische Erfahrung befähigt waren, das Bedürfnis der Lage einzusehen und durch ihren Einfluß auf die Bevölkerungen zur Erreichung des Zweckes, die Anarchie niederzuhalten, wirksam beitragen konnten.

Die Art sofort, wie in Sardinien, in Folge der Präliminarien von Villafranca, die Ministerkrisis verließ, trug nicht wenig dazu bei, den Bevölkerungen Vertrauen auf die Zukunft einzufößen und ihnen den moralischen Muth zu verleihen, der als das beste Schutzmittel gegen die Wirkungen anarchischer Wühlereien angesehen werden durfte. Diese fehlten natürlich nicht in Mittelitalien, da sich in dieser Hinsicht die Reste der alten republikanischen Secten mit den Reactionären, die wohl wußten, daß sie, wie 1849, nur auf diesem Wege zu ihrem Zwecke gelangen konnten, stillschweigend verbündet hatten. Auf die Kunde der Friedenspräliminarien hatte Graf Cavour seine Entlassung als Minister in die Hände des Königs niedergelegt. Seine Weigerung, die Politik Sardinien's noch fernere zu leiten, obwohl durch die legislativen Vollmachten, welche die Kammern während der Dauer des Krieges der executiven Gewalt anvertraut hatten, ihm völlig freie Hand gegeben war, ließ Anfangs vermuthen, daß die nationale Politik Sardinien's nicht mehr durchgeführt werden könnte. Als aber Graf Arese, der ganz mit den Ansichten des Kaisers Napoleon und den Pacten von Villafranca einverstanden war, das erhaltene Mandat, ein neues Ministerium zu bilden, zurücklegen mußte, schöpfte man wieder Hoffnung, und als Mattazzi damit zu Stande kam, stellte sich das Vertrauen ganz her, weil man überzeugt war, daß das neue Cabinet höchstens einen durch die Umstände gebotenen Stillstand, auf keinen Fall aber ein Zurücktreten von den nationalen Bestrebungen bedeutete. Die Folge zeigte, daß man richtig geurtheilt hatte.

Nur eine provisorische Stellung indeß war damit erreicht, die, wie Jedermann fühlte, auf die Dauer unhaltbar war. Die Restaurationspolitik, die im ersten Anlauf von Villafranca aus ihr Ziel verfolgt hatte, verlegte sich auf's Warten. Von der andern Seite begriff man, daß die Abwehr der Anarchie und das Wachehalten Sardinien's gegen jeden Rückfall nur negative Stellungen waren, die zu keinem Ziele führten —: es wäre nimmer gerathen gewesen, den Ausgang dem Zufalle oder der Initiative einer fremden Macht zu überlassen. Es drängte eben Alles auf die Behauptung und Ausführung der Annektionspolitik hin, die sich gleich Anfangs als das einzige Heilmittel gegen die drohenden Gefahren dargestellt hatte. In der That, sie hatte aufgehört, bloß ein Ziel schwärmerischen Strebens nach italiischer Einheit zu sein: sie war ein praktisches Bedürfnis, eine Maßregel der Nothwehr und des gegenseitigen Schutzes geworden.

In den Herzogthümern war die Annexion, im Falle des Sturzes der sogenannten legitimen Regierungen, niemals in Zweifel gezogen, und seit 1848 kam in dieser Hinsicht dies- und jenseits der Trebbia keine andere Politik in Betracht. Anders standen die Sachen in Toscana und in den Legationen. Die nationale Partei, welche in Toscana auf Annexion drang, die sogenannte piemontesische Partei, war zwar die thätigste und einsichtsvollste, aber nicht die zahlreichste, überdies stimmten Viele dazu nur unter der Voraussetzung der gleichzeitigen Einheit Italiens. Die zahlreichere Partei wünschte eine neue italienische Dynastie mit freisinnigen Institutionen, mit oder auch ohne Gebietsvergrößerung durch die Legationen und andre Provinzen des Kirchenstaats. Wenn Sardinien durch Hilfe Frankreichs das Venetianische erlangt hätte, so würde diese Partei, die Partei des „getrennten Königreichs“, ohne Zweifel die Oberhand behalten haben. Nach den Pacten von Villafranca jedoch sah Toscana keine andere Alternative vor sich, als entweder wieder ein österreichischer, wo nicht gar ein französischer Vasallenstaat zu werden, oder die Annexion auszusprechen. Aus Toscana einen von Sardinien beschützten, abgeordneten Staat zu bilden, kam in Italien wohl Niemandem in den Sinn, und wäre in der That auch die schwächste, unglücklichste Combination gewesen, zu der weder die Staatsmänner Sardinien's, noch die Patrioten Toscanas die Hand geboten hätten. Der energische Baron Ricasoli, der nach dem Abgange des Piemontesen Buoncompagni als Regierungspräsident die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übernommen hatte, ganz der piemontesischen Partei zugehörend, widmete dem Triumphe der Annexionspolitik seine ganze Thätigkeit. Außer den genannten Gründen politischer Nothwendigkeit fand sich der Toscaner noch durch den Gedanken geschmeichelt, daß er in dem neuen italienischen Staate durch seine feinere Bildung und edleren Kunstsinne eine hervorragende Stellung einnehmen würde. „Was nützt es uns, daß wir Piemont vergrößern helfen?“ fragten die Leute den Baron Ricasoli: „Das ist es nicht,“ antwortete er, „im Gegentheil, wir werden durch Piemont größer werden“, — und die so Beruhigten stimmten für die Annexion.

In den Legationen war vielleicht ursprünglich das Streben nach Annexion noch geringer als in Toscana, und die dortige Nationalpartei hätte jede Combination angenommen, welche außerhalb derselben eine freie und nationale Bewegung verbürgt hätte. Als aber Venedig nicht zu Sardinien kam, fühlte man auch dort die Nothwendigkeit, zusammenzuhalten und den einzigen liberalen, nationalgesinnten Staat in Italien so viel als möglich durch den eigenen Beitritt zu verstärken. Die Annexion erschien als die bestmögliche, als die einzige Bürgschaft gegen die Rückkehr der über Alles gehaßten und verabscheuten Priesterregierung, und wie in Toscana

fiel diese politische R thigung mit den Bestrebungen der einheitlichen, nationalen Partei zusammen. Dies, offenbar, waren die nüchternen politischen Betrachtungen, die hinter dem Enthusiasmus der Jugend, dem Zujuchzen der Massen und der Begeisterung für den Re galantuome, für den Sieger von Palestro und St. Martino, für den ersten Soldaten der italienischen Unabhängigkeit, standen, und solchen Gefühlen erst tiefe Bedeutung und nachhaltige Wirkung bei den übrigens leicht erreglichen s blichen Völkerschaften gaben. Daraus erklärt sich, wie die später einberufenen, aus den Volkswahlen hervorgegangenen Nationalversammlungen zu Parma, Modena, Bologna und Florenz fast einstimmig die Annektion votirten, und Männer der gem digten konservativen Partei mit ehemaligen Republikanern und Einheitschw rmern zusammengingen. Es kam hinzu, daß die Aufgabe der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung von den provisorischen Dictatoren trefflich gelöst wurde, indem nur eine einzige nennenswerthe Ausnahme zu Parma, wo der Oberst Anviti als Opfer der Volkswuth fiel, Statt fand. Der liberalen und nationalen Partei stand es wohl zu, ihren Abscheu darüber auszubr cken, und zu bebauern, daß die Unthat nicht verhindert werden konnte. Schwerlich indeß war das von der retrograden Partei in ganz Europa deswegen erhobene Geschrei berechtigt, nachdem diese Partei selbst früher die scheußlichen Thaten Anviti's mit dem Mantel der legitimen Gewalt zugebedeckt hatte. So, scheint es, hat auch die öffentliche Meinung in Europa jenes Ereigniß beurtheilt, und die Sache der italienischen Abhängigkeit und Freiheit von jener Blutschuld freigesprochen.

Auf diese Art waren die Hauptantriebe und Grundbedingungen der Annektionspolitik in Mittelitalien festgesetzt, und merkwürdiger Weise waren sie die nothwendige Folge der anscheinend zu ganz anderen Ergebnissen bestimmten Pacten von Villafranca. Fanatische Verehrer Napoleon's III., welche in ihm, trotz des unterbrochenen Krieges, den Befreier Italiens und den standhaften Beförderer der italienischen Unabhängigkeit und Freiheit sehen, mochten sogar behaupten, der Kaiser habe ein solches Ergebniß vorbereitet und berechnet. Eine nüchterne Ansicht der Haltung des französischen Kabinet's in der italienischen Frage, ein Blick auf die außerordentlichen Umstände, welche eintreffen mußten, um Mittelitalien auf die Einsicht der Nothwendigkeit der Annektionspolitik zu bringen, und der Nation den Weg zu deren Durchführung zu weisen, f hrt natürlich auf ein anderes Urtheil. Wie dem indeß sei: unzweifelhaft ist es, daß die Verbreitung jener Ansicht viel dazu beitrug, die Nationalbestrebungen zu kräftigen, und vorzüglich hat der Aufstand in Sicilien aus dieser Ueberzeugung keinen geringen Antrieb erhalten. Jeden-

falls hat die Folge gelehrt, daß Napoleon III. Bedingungen der eigenmächtigsten Art daran knüpfte. Einstweilen setzte Frankreich so bedenkende und entschiedene Hindernisse der Annektionspolitik entgegen, daß ihre Durchführung bei der Gleichgültigkeit oder auch feindseligen Haltung der anderen europäischen Mächte eine Zeitlang mehr als problematisch blieb.

Das Haupthinderniß, welches gegen die Bildung eines mächtigen italienischen Königreichs von Seiten Frankreichs sich ergab, war die traditionelle Politik des französischen Kabinetts, die stets darauf bedacht war, das Aufkommen einer nationalen Macht in der apenninischen Halbinsel zu hintertreiben. Die verschiedenen Parteien in jenem Lande, welche nach einander an's Ruder kamen, gaben zwar verschiedene Motive an, oder hüllten ihre italienische Politik in ein verschiedenes Gewand, aber in der Hauptsache — politische Absonderung der Theile der Halbinsel — stimmten sie allezeit überein. Was die Legitimisten und Orleanisten auf conservativen Grundsätzen mit jesuitischem oder liberalem Anstrich durchzuführen suchten, thaten die Republikaner vom revolutionären Standpunkte aus. Dies wurde in einer sehr lebhaften Debatte der sardinischen Deputirtenkammer noch vor dem Ausbruche des italienischen Krieges zur Klarheit gebracht und die späteren Erläuterungen Lamartine's und Bastide's brachten statt der beabsichtigten Widerlegung nur die Bestätigung jener Behauptung. Eine für Italien günstigere Ansicht indeß war von den dynastischen Interessen der Bonaparte zu hoffen. In der That hat man oft die Behauptung aufgestellt, daß Napoleon I. nicht gestürzt worden wäre, wenn er die Bildung eines mächtigen Italienischen Königreichs zu Stande gebracht hätte; alsdann hätten Frankreich und Italien vereint der Coalition widerstehen können, oder wenigstens bessere Friedensbedingungen erlangt. Ebenso jetzt. Würde sich jetzt eine europäische Coalition gegen Frankreich bilden, — so sagen Einige im vermeintlichen Interesse der Napoleoniden, — dann müßte das mächtig gewordene Sardinien nothwendig zu Frankreich stehen, denn die siegreiche Coalition würde ohne Zweifel zu den Restaurationen in Italien führen; Sardinien würde dann von Neuem geschwächt oder in ganz andere Bahnen geleitet. Hegte man in den Tuilleries wirklich diesen Gedanken? War wirklich die Haltung Frankreichs gegenüber der Annektionspolitik in Italien ein Kampf zwischen diesen zwei entgegengesetzten Richtungen der traditionellen Politik und der dynastischen Interessen? War der Erwerb Nizzas und Savoyens ein Mittel, um dieselben so gut als möglich auszugleichen? Italien constituirte sich, und Frankreich sichert seine Grenzen von dieser Seite; würden dadurch nicht beide Theile befriedigt? Wenn man betrachtet, mit welchem Eifer Frankreich die Restauration in

Toscana und eine halbe Restauration in der Romagna anscheinend betrieb, im Grunde aber nichts that, was in dieser Hinsicht als eine wirksame Action hätte gelten können, daneben aber immer ein thätiges Streben nach dem Besitze Nizzas und Savoyens bekundete — dann, in der That, ist es schwer, einer anderen Voraussetzung Raum zu geben.

Die Abtretung Savoyens und Nizzas war schon in der berühmten Zusammenkunft zu Plombières besprochen worden, und sollte als Preis für die Erwerbung der Lombardei und Venedigs sowie der Herzogthümer dienen. Jene Abtretung sowie die Einführung einer Napoleonischen Dynastie in Florenz, vielleicht auch in der Romagna, sollten die Bedenken der traditionellen Politik beschwichtigen. Aber die von Preußen eingenommene Stellung, der schlechte Erfolg des Prinzen Napoleon in Florenz, der sich dort keinen Anhang zu bilden wußte, die Bewegung in der Romagna, wodurch die clericale Partei aufgerüttelt wurde, gaben den Vertretern der traditionellen Politik neue Argumente und größeres Ansehen, und sie behauptete von Neuem zu Villafranca die Oberhand. Sardinien erhielt die Lombardei ohne Festungen, und von Nizza und Savoyen war nicht mehr die Rede; die Zerstückelung Italiens also sollte durch die Restaurationen ferner aufrecht erhalten werden. Doch bald verloren jene Argumente ihr Gewicht; die öffentliche Meinung war augenscheinlich mit Villafranca nicht zufrieden; Preußen war durch den Friedensschluß entwaffnet, der Prinz Napoleon hatte die Täuschung bald verschmerzt und verlegte sich auf andere Aussichten, der Kaiser, dessen persönliche Eindrücke bald verwischt waren, sann auf Mittel, um die clericale Partei unschädlich zu machen. Indessen war Frankreich durch die Verabredungen von Villafranca, Oesterreich gegenüber, gebunden. Wenn Napoleon wirklich sich vorgenommen hatte, die Annektionspolitik in Italien durchzuführen zu lassen und zu befördern, so hatte er eine sehr verwickelte Aufgabe vor sich. Er mußte sich überzeugen, daß trotz den Anstrengungen seiner Regierung die Vertragsartikel von Villafranca unausführbar seien; er mußte die Bedenken der traditionellen Politik Frankreichs niedererschlagen; er mußte irgendwie mit der clericalen Partei fertig werden. Die Bemühungen des französischen Cabinets für die Wiederherstellung der österreichischen Erzherzoge in Italien waren um so eifriger, als der Minister des Aeußeren, Graf Baladowitz, selbst aus persönlichen Rücksichten für die Restauration des Großherzogs von Toscana sich interessirte. Dennoch waren diese Bemühungen beständig durch die Versicherung des Kaisers durchkreuzt, daß auf keinen Fall die Wiederherstellung durch die Gewalt der Waffen herbeigeführt werden, und daß damit auch der — von vornherein als unmöglich anerkannte — italienische Bund in's Leben treten sollte. Ohne es zu wollen,

trug auch Oesterreich dazu bei, die Unausführbarkeit des Vertrages von Villafranca zu beweisen. Venetien sollte, diesem Vertrage zufolge, zwar unter österreichischem Scepter verbleiben, aber eine nationale und freisinnige Verwaltung erhalten: Oesterreich zeigte aber nach Verlauf einiger Monate, daß es nicht einmal im Stande war, in Venetien eine einfache Amnestie für politische Vergehen aufrichtig und edelsinnig in's Werk zu setzen: im Gegentheil, die polizeiliche Heze gegen alle auch noch so unschuldigen und an sich ungefährlichen Aeußerungen des Nationalgefühls war bald so an der Tagesordnung, wie zu den glorreichsten Zeiten des Unterdrückungs-Systems. In der Depesche des Herrn Thouvenel an den französischen Gesandten in Wien v. 31. Jan. d. J. sind die Bemühungen der französischen Regierung zur Verwirklichung der Stipulationen von Villafranca weitläufig und mit einer gewissen Ostentation aufgezählt, und vorzüglich wurden die Missionen der Grafen Reiset und Poniatowski als Beweis von der Aufrichtigkeit der französischen Regierung in jener Sache erwähnt. Die Wahrheit ist, daß zu jener Zeit die Unmöglichkeit, jene Stipulationen in's Werk treten zu lassen, schon ausgemacht war: — die französische Note sollte nur das Abgehen von denselben einleiten. Schon zur Zeit des Zürcher Friedens war diese Unausführbarkeit so weit festgesetzt, daß man nicht mehr von der Rückkehr der Erzherzoge in ihre Staaten sprach, sondern nur ihre Rechte einfach reservirte. Graf Rechberg hatte aber nicht Unrecht, wenn er am 17. Februar an den Fürsten Metternich schrieb: „das Mißlingen jener Anstrengungen sei hauptsächlich den Zusicherungen zuzuschreiben, daß die Anwendung der Gewalt ausgeschlossen sei. War dies aber nicht das Bekenntniß der Unausführbarkeit jener Verträge? Und hatte die Klage des österreichischen Ministers über die revolutionären Untriebe Sardiniens in Venetien nicht ebenso die Bedeutung, daß Oesterreich neben Sardinien in jenen Provinzen nicht vernünftig zu regieren und ruhig zu leben im Stande ist?

Indessen verlor die französische Regierung die clericale Partei nicht aus den Augen, und die Unentbehrlichkeit der französischen Besatzung in Rom kam ihr dabei vortrefflich zu Statten. Die Rücksichten, welche der heilige Stuhl aus diesem Grunde zu beobachten genöthigt war, hinderten den ultramontanen Klerus in Frankreich, gegen die Regierung zu scharf aufzutreten, als diese ihre Maafregeln traf, um den Ultramontanismus in Frankreich politisch zu annulliren. Ohne irgend eine nachtheilige Folge im Innern fürchten zu müssen, konnte der Kaiser den 31. December den bekannten Brief an den Papst richten, worin er diesem anrieth, auf die schon verlorenen Provinzen zu verzichten. Die romagnolischen Legationen hatten zwar keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den Verabredungen

von Villafranca, es war aber augenscheinlich, daß ein Verzicht auf die Restauration in diesen Provinzen und die Unmöglichkeit für Oesterreich, sie durchzusetzen, ein gleiches Schicksal für die kleineren Staaten Mittelitaliens voraussetzte.

Gewiß, es ist auffallend, wie eine so gespannte Lage durch sechs Monate hingehalten werden konnte, ohne zu einer Krisis zu führen. Freilich suchten die Betheiligten einer solchen so viel als möglich auszuweichen; aber die Umstände waren stärker als der Wille gewesen, wenn man nicht einen Ableiter für jede Ueberstürzung gefunden hätte. Dieser Ableiter war das Stichwort — Congreß. Frankreich rechtfertigte nach allen Seiten seine anscheinenden oder wirklichen Schwankungen durch Berufung auf den europäischen Congreß, Sardinien antwortete den im September in Turin und Mailand erschienenen Deputationen aus Mittelitalien, welche die Annexionsdecrete der Nationalversammlungen darbrachten, gleichfalls mit Berufung auf einen solchen Congreß. Oesterreich willigte in den Congreß ein, weil es darin eine Aussicht erblickte, den im Zürcher Vertrag vorbehaltenen souveränen Rechten Achtung zu verschaffen und den annexionspolitischen Tendenzen entgegenzutreten. Damit war die Sache der Annexionspolitik so weit vorgeschritten, daß man des europäischen Congresses zuletzt entzathen konnte. Die Schwierigkeiten und Bedenken, welche man in Rom gegen eine solche diplomatische Zusammenkunft, wozu auch der Papst und der König von Neapel ihre Repräsentanten hätten senden sollen, erhob, bahnten den Weg zur Beseitigung des Congresses, als derselbe überflüssig geworden war.

Wenn man den Gang der französischen Regierung in diesen Verhandlungen genau betrachtet, so ersieht man leicht, daß sie bei jedem Schritte sich von den Stipulationen von Villafranca entfernt und der Annexionspolitik sich annähert, bis die Broschüre „der Papst und der Congreß“ einen entschiedenen Wendepunkt bezeichnet. Zu Villafranca wird die Rückkehr der entthronten Fürsten bedungen, in Zürich sind ihre Rechte bloß reservirt, in dem Briefe des Kaisers an den König Victor Emanuel vom 20. October v. J. wird der Herzog von Modena aufgegeben, in dem Brief an den Papst die Provinzen als verloren für den heiligen Stuhl bezeichnet, und später in der französischen Note vom 24. Februar auch der Großherzog von Toscana seinem Schicksale überlassen. In eben dem Maße nehmen auch die Zugeständnisse an Sardinien zu: Villafranca gab nur die Lombardei, Piacenza wurde bald darauf unter der Hand versprochen, den 20. October kam Parma dazu, und am 24. Februar wurden alle Annektionen unter gewissen Bedingungen zugelassen. Die eigentliche Wendung scheint gegen das Ende des Jahres mit der Veröffentlichung der

Broschüre „der Papst und der Congreß“ beschlossen worden zu sein. In der That trat auch Graf Walewski, der eigentliche Vertreter der Restaurationspolitik für Toscana, kurz darauf von seinem Posten ab, um denselben an Herrn Thouvenel abzutreten, und diese Veränderung wurde allgemein, vorzüglich aber in Italien und England, als Anzeichen einer freisinnigeren Politik in den Angelegenheiten der Halbinsel angesehen. Wenn Frankreich auch jetzt noch mit den Concessionen an Sardinien zurückhielt, so geschah es, — weil es sich zuvor Nizza's und Savoyens versichern wollte. Letzteres wurde erreicht, als Graf Cavour wieder die politische Bühne betrat, und somit waren die Hindernisse und Bedenken Frankreichs gegen die Annektionspolitik beseitigt.

Dies war entscheidend. Die anderen Mächte waren entweder neutral, oder günstig, nur Oesterreich blieb natürlich ein unerschütterlicher Gegner der Annektionspolitik, mußte sich aber begnügen dagegen zu protestiren. Nichts desto weniger trug gerade Oesterreich nicht wenig dazu bei, gegen seinen Willen und unbewußt das Annektionswerk zu befördern. Sein Verhalten in Venetien wurde bereits in diesem Sinne hervorgehoben. Erbittert durch die Fortdauer des alten Regierungssystems machten die Venetianer politische Demonstrationen, und die österreichische Regierung, statt dieselben als natürliche Folge der Ereignisse und der Volksstimmung anzusehen und danach zu handeln, beschuldigte die Piemontesen, griff zu strengen und verzerrenden Polizeimaßregeln, zettelte Hochverrathsprozesse an. Die Venetianer wanderten aus, und die jungen Leute flohen über die Gränze, um sich in den neuen Regimentern der Emilia als Freiwillige einzureihen.

Den größten Vortheil brachten aber der Entwicklung der Annektionspolitik die Zögerungen, welche durch die unmäßigen und hartnäckigen Ansprüche Oesterreichs, hinsichtlich der Theilung der öffentlichen Schuld in die Verhandlungen der Zürcher Friedensconferenz kamen. Die österreichische Diplomatie beging gleich Anfangs den Fehler, eine so außerordentliche Forderung zu stellen, daß sie nicht nur mit der Sachlage nicht übereinstimmte, sondern auch keine Wahrscheinlichkeit vorlag, sie würde auch nur annäherungsweise durchzusetzen sein. Nichts mußte der sardinischen Regierung wünschenswerther sein, als den Abschluß in die Länge zu ziehen, um sich in der Zwischenzeit in seiner neuen Lage zurechtzufinden und zu festigen, und um die Annektionspolitik in Italien zur Reife zu bringen, besonders in Hinsicht der Beseitigung äußerer Hindernisse. Schon die Wahl des Grafen Desambrois, eines eben so kaltblütigen als starrsinnigen, jede Streitfrage bis in die kleinlichsten Umstände erörternden Staatsmannes, zum sardinischen Bevollmächtigten in Zürich, zeigte die Absicht

des Turiner Kabinetts, die definitive Abschließung so viel als möglich in die Länge zu ziehen, und die übertriebenen finanziellen Ansprüche Oesterreichs konnten den desfallsigen Absichten des zu Villafranca gewiß nicht versöhnten Feindes nicht besser entsprechen. Dieses Mittel, die Verhandlung in die Länge zu ziehen, war Sardinien um so willkommener, als es sich zum Grundsatz gemacht hatte, in Zürich den Unterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich wegen der Regelung der Angelegenheiten Mittel-Italiens fremd zu bleiben, wie es auch den hierauf bezüglichen Stipulationen von Villafranca fremd geblieben war, und daher auf diesem Felde nicht hoffen konnte, seinen Zweck zu erreichen. Ueberdies gab Oesterreich dadurch, daß es seine Forderung zuerst auf ungefähr 650 Millionen Francs, den Monte Lombardo-veneto nicht eingerechnet, stellte, und zuletzt sich mit 100 baar ausgezahlten Millionen begnügte, seine schwache Seite nur allzu deutlich zu erkennen.

Von Seiten Englands hatte die Annexionspolitik keine Hindernisse zu befürchten, sondern vielmehr jeden Vorschub zu erwarten. Torys und Whigs stimmten in dem Wunsche überein, im Kriege neutral zu bleiben, aber auf diplomatischem Felde waren die am Ruder stehenden Whigs den italienischen Freiheits- und Nationalitäts-Bestrebungen günstig, und Lord Palmerston natürlich war immer bereit, alle Schritte der französischen Regierung in dieser Richtung zu unterstützen, ja selbst die Initiative zu ergreifen, sobald sein kaiserlicher Freund damit einverstanden war. So kam es denn, daß England, sobald es sich von der Wendung der Dinge in den Tuilerien überzeugt hatte, durch Lord Cowley in Paris und Lord Loftus in Wien in den letzten Tagen des Januar vier bestimmte Vorschläge, die italienische Frage betreffend, einreichte, deren letzterer ausdrücklich die Sanction der Annexionspolitik gewährleistete. Frankreich antwortete zwar über diesen Punkt ausweichend, indem es zuvor die Meinung Oesterreichs zu wissen wünschte. Diese war natürlich verneinend, denn der Wiener Hof glaubte in den Vorgängen von Mittel-Italien keinen Grund zu finden, um von den Zürcher Stipulationen abzugehen; dies hinderte aber Frankreich nicht, den 24. Februar selbst solche Vorschläge zu machen, welche der Anerkennung der Annexionen gleichkamen. Das Ministerium Cavour war nämlich fest im Sattel, und die Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich, der verhängnißvolle Kaufpreis, konnte ohne Weiteres mit vollkommener Zuversicht auf Erfolg in Anregung gebracht werden.

Die Rückkehr des Grafen Cavour zur Leitung des sardinischen Ministeriums war selbst eine nothwendige Phase in der Entwicklung der Annexionspolitik, zu welcher das englische Cabinet so gefällig war, Pathenthelle zu vertreten. Man hatte von allen Seiten rasches, unüberlegtes

Vorgehen in den inneren Angelegenheiten dem Ministerium Rattazzi vorgeworfen; dies und noch mehr kleinliche Schikane seiner Gegner, vorlauter, ungeschickter Eifer von Seiten angeblicher Freunde, hatten die Existenz desselben bereits sehr unsicher gemacht; dennoch hätte es bis zur Einberufung des Parlamentes sich halten können, wenn es die äußere Lage erheischt hätte. Da dies nicht der Fall war, so brauchte es nur eines geringen Anstoßes um es zum Sturze zu bringen. Gegen die Mitte Januars ließ Lord J. Russell dem Turiner Cabinet mittheilen, daß wichtige Verhandlungen im Zuge wären, welche eine Mission des Grafen Cavour nach Paris und London wünschenswerth machten. Der Graf wurde von seinem Landgute Veri, wo er in anscheinender Ruhe und Zurückgezogenheit lebte, nach Turin berufen. Er zeigte sich bereit, den ihm angebotenen Auftrag zu übernehmen, jedoch unter der Bedingung, daß in einer bestimmten, sehr kurzen Zeit das Parlament einberufen werde. Dies war aber ohne augenscheinliche Verletzung des eben vom Ministerium Rattazzi verkündigten Wahlgesetzes und der darin festgesetzten Fristen zur Anfertigung der Wahllisten nicht möglich; es wurde verweigert, die Verhandlung abgebrochen, und Graf Cavour schickte sich an, nach Veri zurückzukehren. Aber Rattazzi mochte die Verantwortlichkeit dieses Bruches, der für die äußere Politik sehr ernste Folgen haben konnte, nicht auf sich nehmen und ergriff einen Vorwand, der ihm durch ungeschickte Zwischenträger gegeben wurde und wozu der englische Gesandte beitrug, um abzutreten. Er mochte überdies fühlen, daß die Zeit des Stillstandes und der abwartenden Politik in der Annektions-Angelegenheit vorüber sei; es handelte sich jetzt um ein kräftiges Einschreiten — und dies war nur dem Grafen Cavour möglich, der nach Außen und Innen Ansehen und Vertrauen besaß.

So war Frankreich allmählich dahin gelangt, selbst die Annektionspolitik vorzuschlagen, um gewisse, von der Napoleonischen Dynastie nach Außen und Innen angestrebte Vortheile daran zu knüpfen: die Erwerbung Nizza's und Savoyens und den gesicherten Besitz eines dienstwilligen Bundesgenossen; Oesterreich war in eine passive Stellung zurückgebrängt, und mußte froh sein, in Venedig nicht weiter belästigt zu werden; England war allezeit halfreich zur Beförderung der Annektionspolitik zur Hand. Die anderen zwei Großmächte waren durch ihre geographische Lage und die anderseitige Richtung ihrer unmittelbaren Interessen weniger geeignet, thätig in dem Gange der italienischen Frage einzuwirken; — beide Mächte zeigten sich im Ganzen der Annektionspolitik günstig, mit gehöriger Verwahrung der Legitimitätsprincips, für das sie zwar nicht wie zur Zeit der heiligen Allianz in Europa einstehen, das sie jedoch noch immer für sich in Anspruch

nahmen. Erst als die Frage wegen Abtretung Savoyens und Nizza's aufkam, wurde Preußen aufgeregt, — es braucht hier nicht entwickelt zu werden, wie die Gleichgültigkeit Englands, die mißliche Kriegsverfassung des deutschen Bundes, die eigene reformbedürftige Wehrorganisation, die Ohnmacht Oesterreichs und Andres zusammenwirkte, unsre Action auf ein sehr bescheidenes Maas zurückzubringen.

Die Einreden kleinerer Staaten, als des Papstes wegen Schwächung seiner weltlichen Herrschaft, der Schweiz wegen der Neutralität Nord-Savoyens, und Spaniens wegen der Verwandtschaft mit der bourbonischen Dynastie in Parma konnten unter diesen Umständen nicht als Hindernisse gegen die Annektionspolitik erscheinen, und so beeilte sich der Kaiser Napoleon III. am 1. März in der Thronrede bei Eröffnung der legislativen Session sie feierlich zu verkünden und gleichsam zur unwiderruflichen Thatsache zu erheben. Es handelte sich nunmehr, die Angelegenheit abzuwickeln und ins Werk zu setzen, und die beiden fast gleichzeitigen Noten des Grafen Cavour über die Annektionen in Mittel-Italien und über die Abtretung Nizza's und Savoyens, wiesen den Weg, den man zu diesem Zwecke einhalten wollte, nämlich für Mittel-Italien eine allgemeine Volksabstimmung, und für die abzutretenden Provinzen eine gleiche Abstimmung und ein Votum des sardinischen Parlamentes.

Der Moment hinsichtlich Mittel-Italiens war günstig, als die kaiserliche Thronrede das Princip der Annektion zugelassen hatte. Was in der Zwischenzeit seit Villafranca in jenen Provinzen geschehen war, um die von Außen her erregten Schwierigkeiten zu beseitigen, hatte die Sache trefflich vorbereitet und eingeleitet. Die von dem Volke gewählten Versammlungen votirten rasch zu Modena und Florenz noch im Monate August, zu Bologna Anfangs September die Beseitigung der früher bestehenden Regierungen und die Annektion an Sardinien; in Parma geschah dies zu gleicher Zeit durch ein „Plebiscit.“ So hatten sie das Loos jener Provinzen ohne Verzug festgestellt, während, meist durch die Schuld Oesterreichs, die Friedensunterhandlungen sich langsam hinschleppten. Wenn Oesterreich gleich nach den Präliminarien von Villafranca den Frieden um jeden Preis unterzeichnet hätte, und der Großherzog von Toscana mit der Friedensurkunde in der einen, mit einem liberalen und nationalen Programme in der andern Hand in Florenz erschienen wäre, so hätte sich Manches in Central-Italien anders gestaltet, und die Annektionspolitik, wenn sie überhaupt noch durchzuführen war, hätte ganz andere Schwierigkeiten überwinden müssen. Hatte doch das päpstliche Militär durch rasches, freilich auch grausames Handeln, und durch Verbreitung des Schreckens dem Papste die Marken und Umbrien, Ancona und Perugia erhalten!

Auch der durch das Ministerium Rattazzi angebotene Stillstand in der Entwicklung der Nationalpolitik Sardinien's hatte indeß seine eigenthümlichen Gefahren, und diese mußten, wenn nicht durch wirkliche, doch wenigstens durch anscheinende Fortschritte beseitigt werden. Die Abgeordneten der Provinzen Central-Italiens brachten daher im September nach Turin und Monza die Annektionsbeschlüsse der Versammlungen, um sie dem Könige zur Annahme vorzulegen. Ihr Erscheinen wurde als ein Nationalfest gefeiert, aber die Antwort des Königs enthielt keine unbedingte Zusage, sondern berief sich, um Zeit zu gewinnen, auf den zukünftigen europäischen Congress. Damit war es deutlich genug gesagt, daß die äußeren Schwierigkeiten noch nicht beseitigt seien, und daß man noch einige Zeit warten müsse, um die Annektionen zu vollziehen. Indessen suchten die Dictatoren Farini, Cipriani und Ricasoli die Lage ihrerseits dadurch zu sichern, daß sie eine bewaffnete Macht aufstellten, welche die innere und äußere Gewalt der Factionen zurückzuschlagen im Stande sei, und zur Vermehrung der materiellen Macht der Annektionspolitik beitragen sollte. Dies schien um so nöthiger, als am linken Ufer des Po der Herzog von Modena ein kleines Heer unter dem Schutze Oesterreich's unterhielt, und an der südlichen Grenze der Romagna die päpstlichen Truppen eine Invasion zu beabsichtigen schienen. Die sardinische Regierung suchte die Aufstellung jener bewaffneten Macht dadurch zu befördern, daß sie den eigenen, aus jenen Provinzen gebürtigen Offizieren und Freiwilligen den Abschied auf ihr Verlangen ertheilte, worauf sie in den neuen Regimentern Central-Italiens Dienste nahmen. So war auch der Divisions-General Fanti hinübergekommen; auch Garibaldi, der Held von Varese, und viele Andere, die unter ihm in der Lombardei unter den Cacciatori delle Alpi gedient hatten, und sich nicht an den piemontesischen Militärdienst gebunden fühlten, gingen theils nach Toscana, theils nach der Romagna; sie wurden ferner von einer sehr großen Anzahl von Freiwilligen aus den venetianischen Provinzen verstärkt, während die toscanischen Truppen gleichsam den Kern dieser neugebildeten Militärmacht abgaben, besonders nachdem durch Uebereinkommen der Dictatoren eine Art von militärischer Liga in Central-Italien geschlossen worden. Eben diese Anordnung jedoch, die im Principe zur Beruhigung der Bevölkerungen beitrug und Vertrauen einflößte, wurde bald selbst eine Gefahr, indem in Folge mangelhafter Organisation und politischer Wählereien der extremen Factionen die an der südlichen Grenze der Romagna aufgestellten Truppencörper sich der Action der Regierung zu entziehen suchten, und gereizt wurden mit eigener Faust unter Mißbrauch des Namens Garibaldi in die benachbarten päpstlichen Provinzen einzufallen. Diese anar-

chischen Versuche hatten das Errungene in Frage gestellt, und die schon angedeuteten Interventions-Gefahren heraufbeschworen. Garibaldi wurde zurückgerufen und gegen die Wähler mit Strenge verfahren. Es war jedoch augenscheinlich, daß nichts Andres als die mehrmonatliche Unabhängigkeit zu diesen Ereignissen Anlaß gegeben und daß es hohe Zeit sei, die ungedulbigen Geister zu beschwichtigen. Auch die Finanzlage der zu annectirenden Provinzen war durch das Provisorium und die vielen militärischen Ausgaben in schwierigen Umständen, wofür man wiederum nur in der Beschleunigung der Annektion eine Abhülfe zu finden hoffen durfte. Diese Rücksichten, vielleicht auch der Wunsch, einen entscheidenden Schritt zu versuchen, gaben zu einem Beschlusse Anlaß, der nicht gerade die Annektion war, jedoch sich ihr annäherte. Es erfolgte die Ernennung des Prinzen von Carignan zum Regenten der vereinigten Provinzen Mittel-Italiens. Es war dies ein Gedanke Farini's, der darin nur die Annäherung an Sardinien sah, während Andere, besonders Ricasoli, fürchteten, die Gegner der Annektion dürften diese Schöpfung benutzen, um sie zur Grundlage einer bleibenden Trennung zu machen. Die Verhandlungen darüber wurden zwischen den drei Dictatoren sehr geheim fortgeführt, bis es Farini, ohne Zweifel durch das sardinische Ministerium unterstützt, gelang, seine Collegen zu überzeugen. Die Versammlungen von Modena, Parma, Bologna und Florenz wurden sonach am 6. und 7. November einberufen und durch den Vorschlag der Gouverneure überrascht, dem Prinzen von Carignan die Regentschaft zu übertragen. Sie wurde überall einstimmig votirt; nur in Florenz erklärte sich eine Stimme dagegen. Allein schon am 12. wies der *Moniteur* das Mißfallen der französischen Regierung über den gefaßten Beschluß aus, und bald darauf wurde dasselbe auch direct nach Turin angezeigt, — in dem gewöhnlichen sauer süßen Tone, den die französische Diplomatie in ähnlichen Fällen gegen den sardinischen Hof anzunehmen pflegte. Das sardinische Ministerium, seiner zuwartenden Stellung sich bewußt, hielt es nicht für rathsam, sich mit Frankreich über jene Angelegenheit, die doch an sich nur wenig bedeutete und keine Entscheidung brachte, zu entzweien. Unter dem Vorsitze des Königs wurde ein Ministerrath gehalten, zu welchem auch andere einflußreiche Männer wie Cavour, d'Azeglio und Boncompagni berufen wurden. Man kam überein; dem Verlangen Frankreichs nachzugeben, und um sich einigermaßen mit Ehre aus dem Handel zu ziehen, sollte der Prinz von Carignan die ihm angebotene Gewalt an Boncompagni übertragen, der sie pro forma und ohne wirklichen Einfluß auf die Regierung übernahm. Wenigstens Eine, gewiß glückliche und wichtige Folge ging immerhin aus dem verunglückten Versuche hervor. Es war

die Abbanlung des Gouverneurs der Romagna, Cipriani, und die Vereinigung jener Provinzen mit Modena und Parma unter Farini als Gouverneur, wobei die vereinigten Provinzen die Benennung Aemilia annahmen. Dadurch wurde das Geschick der Romagna mit dem der Herzogthümer verknüpft, und dies war wohl der Hauptzweck, den die Führer der Annektions-Bewegung in Bologna bei der Regentschaftsfrage vor Augen hatten. Inzwischen gewährleistete die sardinische Regierung, ihre legislativen und finanziellen Vollmachten benutzend, sowohl der Aemilia als auch Toscana eine Anleihe, und somit war auch für die Finanznoth gesorgt; man konnte nach alle dem noch einige Monate in der zuwartenden Stellung ohne Unzufömmlichkeiten ausharren.

Als nun gegen Ende des Jahres die schon angeführte Wendung in der französischen Politik an's Licht trat, hatte man schon in Mittel-Italien die Idee gefaßt, die Annektion dadurch zu erzwingen, daß bei der Einberufung des sardinischen Parlamentes auch die Deputirten der ämilischen und toscanschen Provinzen in Turin erscheinen und im Namen der italienischen Unabhängigkeit Einlaß in die Kammer verlangen sollten. Eine Kammer, welche ihre Aufnahme nicht votirt hätte, war nicht denkbar, eben so wenig eine Regierung, die einem solchen Beschlusse ihre Sanction geweigert hätte. Der Augenblick war günstig, nur daß man sich beeilen mußte, damit nicht störende Ereignisse dazwischenträten. Dies ohne Zweifel war die Meinung Cavour's, als er bei seinem Wiederauftreten im Januar die Einberufung der Kammern beschleunigt wissen wollte. Das sardinische Statut und Wahlgesetz war bei Zeiten in der Aemilia und Toscana verkündigt und in Kraft gesetzt worden; doch trotz allem Drängen konnte die Anfertigung der Wahllisten und die Wahloperationen nicht vor Ende März zu Ende gebracht werden, und die Einberufung der Kammern war erst für den Anfang Aprils möglich. Der günstige Verlauf der Verhandlungen bot inzwischen die Gelegenheit dar, die Annektionen früher auf einem anderen Wege zu Stande zu bringen. Der Vorschlag Englands eine neue entscheidende Abstimmung mittelst einer aus neuen Wahlen hervorgegangenen Versammlung eintreten zu lassen, zeigte diesen Weg. Es galt, den Vorschlag der französischen Regierung annehmbar zu machen, und dazu brauchte man nur statt einer neuen Versammlung, die allgemeine Volksabstimmung in Anregung zu bringen. Dies war auch augenscheinlich der Sinn des englischen Vorschlages, obwohl er aus Rücksicht für die eignen Regierungsgrundsätze einen anderen Wortlaut hatte.

Die allgemeine Volksabstimmung — man denke übrigens von ihr, was man wolle — war in der That zugleich ein treffliches Mittel, um die unbequemen und unannehmbaren Bedingungen der Oberhoheit des

Papstes in der Romagna und der Autonomie Toscanas, worauf Frankreich zu beharren schien, zu beseitigen. Als Graf Cavour gegen Ende Februars den König nach der Lombardei begleitete, kam er an der Grenze von Modena mit Farini zusammen und verabredete die zu treffenden Anordnungen. Ricasoli war Anfangs von Neuem widerspenstig, angeblich weil er die schon geschehenen Abstimmungen für vollkommen gültig ansah und jede neue für überflüssig hielt, in der That aber, weil er von dem Suffrage universel allarmirende Auftritte besorgte und die Anhänger der Autonomie Toscana's für zahlreicher und einflussreicher hielt, als sie wirklich waren. Doch nach dem Austausch vertraulicher Mittheilungen zwischen ihm, Cavour und Farini ließ er sich bereben. Auf Grundlage der französischen Depesche vom 24. Februar machte Cavour officiell den Baron Ricasoli mit den Vorschlägen Frankreichs hinsichtlich Toscana's bekannt, worauf Ricasoli ebenfalls auf officielltem Wege mit der Berufung auf die allgemeine Abstimmung antwortete, die noch vor dem Eintreffen jener Mittheilung angeordnet war.

Wenn man diese einzelnen, anscheinend geringfügigen Umstände der diplomatischen Verhandlungen in gedrängter Uebersicht sich vergegenwärtigt, kann man sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren. Eine Nation, die aus langwieriger Erniedrigung und Unterdrückung durch ungeheure Opfer an Menschenleben und zeitlichen Gütern sich herausgewunden zu haben und zu diesem Zwecke Revolutionen und Kriege mit abwechselndem Glücke durchgemacht, ungebeugten Sinn im Unglücke gezeigt und zuletzt im Glücke Maaß zu halten gelernt hatte, eine Nation, der das Recht der Selbstbestimmung und der Unabhängigkeit zuletzt im Principe nicht mehr bestritten wird, sieht sich genöthigt, um zum wirklichen Genuße dieses Rechtes und zur Sicherung desselben zu gelangen, allen Winkelzügen der Diplomatie nachzugehen, und denselben durch Anwendung gleicher Künste entgegenzutreten, damit Intrigue, politische Scheelsucht und Eigennutz das große Werk nicht unterwühlen und verderben. Zieht man das edle, aber auch feurige und reizbare Naturell des Grafen Cavour, das volksthümliche und gutmüthige Benehmen Farini's, den ehrenhaften, starren Charakter Ricasoli's in Betracht, dann, wahrlich, darf man staunen wie diese drei Männer sich einer solchen mühsamen Geduld erschöpfenden Aufgabe unterziehen mochten, und bei derselben beharrlich und unverbrochen bis zur Lösung ausbauerten. Nur echter Patriotismus, das Bewußtsein des großen Zweckes und die Erinnerung an bittere Erfahrungen konnten ihnen die nöthige Besonnenheit und Selbstüberwindung verleihen. Und auch die Empfindung des Königs Victor Emanuel mögen wir uns vergegenwärtigen, wenn er sich mit diesen Kleinlichen und verdrüsslichen und doch so schwer wiegenden Schwierigkeiten be-

schäftigen mußte, nachdem er den großen Hindernissen auf den Schlachtfeldern entgegenzutreten und sie mit schnell entscheidendem Wagen zu bekämpfen gewohnt war. Als auf den Gefilden von Palestro die lombardischen Freiwilligen aus tödtlichen Wunden blutend ihm die Hände entgegenstreckten und ihm zuriefen: *Siro, fate questa povera Italia!* da dachte er wohl nicht, daß die längst übernommene, damals mit so vielem Blute besiegelte Verpflichtung, Italien aus seiner Erniedrigung hervorzuziehen und es neu und groß zu schaffen, nicht blos mit Kanonen und Säbeln gegen feindliche Menschenmassen, sondern auch mit Schrift und Wort gegen die Diplomatie des helfenden Freundes durchgeführt werden mußte, und daß dies der langwierigere Theil der Unternehmung sein werde.

Am 11. und 12. März fand in ganz Aemilien und Toscana die Volksabstimmung nach dem allgemeinen Stimmrechte statt: die Formel war „Annexion“ oder „getrenntes Königreich.“ Obwohl dieser letztere Ausdruck so breit gehalten war, daß alle der Annexion feindlichen Parteien sich darin vereinigen konnten, so war die Zahl der für das „getrennte Königreich“ Stimmenden überaus gering; die Annexion wurde überall mit ungeheurem Jubel und mit der größten Mehrheit votirt. Farini und Ricasoli brachten im feierlichen Aufzuge das gerichtlich anerkannte Ergebniß der Abstimmung nach Turin vor den königlichen Thron, und zwei königliche Decrete, welche später die Genehmigung des Parlamentes erhalten sollten, verkündigten, Aemilia und Toscana seien integrierende Theile des Königreiches geworden; dieses führte zwar in Staatschriften des auswärtigen Amtes noch den Namen „Königreich Sardinien;“ in inneren Angelegenheiten heißt es noch amtlich einfach „das Königreich;“ sonst nennt man es gern „Königreich Italien“ oder „der vereinigten Provinzen Italiens.“ Als einige Tage später das Parlament zusammentrat, votirten die Deputirtenkammer, durch die Abgeordneten Central-Italiens, die Kammer der Senatoren, durch neuernannte Mitglieder aus jenen Provinzen verstärkt, die erstere einstimmig, die andere gegen eine aus zehn Nercischen Stimmen bestehende Minderheit die legislative Sanction jener Decrete: — die Annexion wurde dadurch eine vollendete und legale Thatfache.

Zu ihrer vollständigen Begründung nach Außen war indeß noch die Vollenbung eines schweren und schmerzlichen Opfers nöthig. Nur durch die mächtige Hülfe Frankreichs hatte Sardinien seine Erfolge errungen. Vergebens hatte es nach anderen Alliancen ausgeschaut, vergebens nach einer entschiednen moralischen Unterstützung, die es ihm möglich gemacht hätte, sich von dem Willen des Helfers zu emancipiren. Durch die passive Politik der anderen Mächte stand es so mit dem dormaligen Uebergewicht des französischen Kaiserreichs in Europa, daß die Zustimmung Europa's

zu den italienischen Annektionen in erster Linie durch die Zustimmung Frankreichs bedingt war; war doch sogar England in solcher Abhängigkeit von dem verwegenen Bundesgenossen, daß es schwerlich seinerseits die Anerkennung auszusprechen gewagt hätte, bevor nicht das Kaiserreich zugestimmt hätte. Wir haben diese Schwäche Englands, wir haben die Versäumnisse Preussens wiederholt in dieser Zeitschrift beklagt —: für Sardinien, soviel ist gewiß, gab es keine Wahl. Worin das Geheimniß des Widerstrebens Frankreichs gegen die Anerkennung der neuen Erwerbungen lag, konnte Niemand verborgen sein. Es handelte sich um einen Act, der vielleicht das Vorspiel einer ganzen Reihe von Attentaten auf die bestehenden Rechtszustände und auf den Frieden Europa's war — allein um einen Act zugleich, bei dem für das neue Sardinien Sein und Nichtsein auf dem Spiele stand. Wir reden von der Abtretung Nizza's und Savoyens. Gewiß, auch wenn Sardinien viel mächtiger gewesen wäre, als es bei der territorialen Ausdehnung des neuen Königreichs und mit einer in der Organisation begriffenen Armee thatsächlich war, so hätte es doch, verlassen von jeder andern zuverlässigen Hilfe, nicht daran denken können, sich mit Frankreich zu entzweien. Wenn auch kein Krieg oder sonstige Gewaltanwendung, weder von Osten noch von Westen her, für den Augenblick bei einer Weigerung zu befürchten war, so wäre doch die Lage des neuen Königreichs so prekär geblieben, daß man der Besorgniß hätte Raum geben müssen, die Regierung werde zuletzt den von Augen geschärften Factionen nicht mit Erfolg widerstehen können.

Unter dem Drange so gebieterischer Nothwendigkeit wahrte Graf Cavour, man muß es gestehn, so viel Würde und Freiheit, als mit dem widerwärtigen Handel irgend verträglich war. Mit einem Takte, wie ihn die französische Diplomatie nicht gezeigt hatte, trennte er zunächst die Frage der Annektionen in Italien von der Frage der Abtretung Nizza's und Savoyens, und antwortete mit zwei verschiedenen Noten auf die französische Depeche vom 24. Februar, welche beide Angelegenheiten combinirt hatte. Mit der ersteren beseitigte Cavour die Bedenken Frankreichs, betreffend die Romagna und Toscana; mit der zweiten gab er die Annektion Nizza's und Savoyens zu, auf dieselben Principien wie für die Annektionen in Italien gestützt, nämlich die Rationalität, die allgemeine Abstimmung und die gesetzliche Sanction der Landesvertreter. In Paris sofort machte man nur gegen die parlamentarischen Verhandlungen Einwendung, und Cavour mußte diese Besorgnisse durch das Zugeständniß beschwichtigen, daß die Debatten erst nach der allgemeinen Abstimmung stattfinden. Der Abtretungsvertrag unter Vorbehalt einer solchen Abstimmung und der Sanction des sardinischen Parlamentes wurde am 24. März unterzeichnet, und um die Mitte

Aprils schritt man zur Abstimmung in Nizza und Savoyen. Der Erfolg ist bekannt: nicht minder die späteren Debatten im Turiner Parlamente. Gegen eine berebte Opposition führte Cavour die Sache der Abtretung abermals mit anerkanntem politischem Geschick. Er ließ die Theorie der natürlichen Grenzen, sowie die von der französischen Diplomatie angesprochene Sicherheit der eignen Grenzen ganz bei Seite, offenbar in der Absicht, daß man die Forderung Frankreichs isoliren und durch keine Principien begründen müsse, die anderswo eine gefährliche und ruhestörende Anwendung veranlassen könnten. Die große Mehrheit beider Kammern zu Gunsten des Vertrages bewies, daß die Nation die Lage der Regierung zu würdigen wisse — das Opfer war vollbracht, schmerzlich für den König, welcher sein treues Stammland aufgab, schmerzlich für das Land, dessen Heer tapfere und altgewohnte Gefährten verlor. Am 15. Juni wurde Savoyen und Nizza französisches Gebiet und gleichzeitig verließen die französischen Truppen die Lombardei, die sie seit dem Kriege theilweise besetzt hielten, und zogen über Piemont und Genua nach dem eigenen Lande. In diesem Abzuge lag auch die stillschweigende Anerkennung und Gewährleistung der Annexionen in Italien, die Graf Cavour ausdrücklich weder verlangen noch annehmen mochte, wie er es in der Deputirtenkammer erklärte. Herr Thouvenel hatte in seiner Depesche vom 30. Januar an den Grafen von Persigny sich dahin geäußert, „daß die Räumung der lombardischen Provinzen nicht früher ausgeführt werden könne, als bis die offene oder stillschweigende Anerkennung der Großmächte die neue Ordnung Italiens verbürge.“ Die Räumung hat stattgefunden, die neue Ordnung erscheint daher in den Augen Frankreichs gesichert.

Sie erscheint gesichert, aber sie ist nicht vollendet. Was in Rom und Neapel vorgeht, vor Allem die Ereignisse in Sicilien zeigen, daß die Arbeit, ein neues Italien zu schaffen, noch nicht zu Ende ist. In Rom läßt man kein Mittel unversucht, um den Fortschritt dieser Arbeit aufzuhalten und das schon Vollendete wieder rückgängig zu machen. Ununterbrochen wendet das Papstthum seine geistliche Macht an, um die politischen Zwecke des Absolutismus und der Fremdherrschaft in Italien zu unterstützen und seine eigne, auf solche Grundlagen gebaute weltliche Herrschaft aufrechtzuerhalten. Die politische Aufgabe der Italiener dem Papstthum gegenüber richtet sich daher auf Zweierlei: auf Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes, in dem Gebiete selbst, welches bis jetzt den Kirchenstaat ausmacht, und auf Anwendung des Strafgesetzes gegen den Mißbrauch der geistlichen Gewalt in den Ländern, wo die Staatsgewalt nicht in den Händen des Papstthums liegt, nachdem schon früher jede weltliche Gerichtsbarkeit dem Clerus entzogen wurde. Gegen diese letzteren Maß-

regeln appellirte das Papstthum an die öffentliche Meinung, doch ohne den geringsten Erfolg. Die gegen seine weltliche Herrschaft unmittelbar gerichteten Angriffe suchte der heilige Stuhl durch Berufung an die absolutistischen und katholischen Mächte Europas abzuwehren, und zwar mit Erfolg, so lange das Interventions-Princip in Geltung war. Nach Villafranca haben sich aber die Dinge auch in dieser Hinsicht geändert, und die weltliche Herrschaft des Papstes muß auf eignen Füßen stehen, wenn sie fort-dauern will. In der Romagna konnte sie es nicht, und darum waren jene Provinzen verloren: für die anderen Provinzen des Kirchenstaates ist der Prozeß noch nicht entschieden. Seitdem die Regierungen das Interventions-Princip aufgaben, sucht das Papstthum Hülfe bei seinen Anhängern im Auslande; Peterspfennig, Anleihen und freiwilliger Zulauf zu päpstlichen Kriegsdiensten sind die Mittel dieser Hülfsleistung, und der katholische Episcopat in der ganzen Welt ist in eine große politische, finanzielle und Rekrutirungs-Agentur für Rechnung der weltlichen Gewalt des Papstes umgewandelt. Während eine Partei in Rom durch diese Mittel hofft, das zu retten, was noch von der weltlichen Herrschaft übrig geblieben, glaubt eine andere, die am Ruher sitzt, auch das Verlorene wieder erobern zu können, und intrigirt zu diesem Zwecke mit ihren Parteigenossen in Wien und Neapel, vielleicht auch in Paris und Madrid. Daher setzten Pius IX. und sein Staatssecretär, Cardinal Antonelli, den Rathschlägen des Kaisers Napoleon, die Romagna aufzugeben und den Besitz der andern Provinzen dafür zu sichern und durch zeitgemäße Reformen ohne fremde Hülfe an den heiligen Stuhl zu fesseln, die entschiedenste Weigerung entgegen. Die Annektionspolitik, welche den heiligen Stuhl um die vier Legationen brachte, und noch andere Provinzen ihm zu entreißen drohte, wurde von dem Papste förmlich in den Baun gethan, und die Excommunication gegen alle Beförderer und Werkzeuge jener Politik, insofern sie die Romagna betraf, ausgesprochen. Auch dies hatte keinen Erfolg; die Regierung des neuen italienischen Königreiches begnügte sich, die amtliche Verkündigung des Excommunications-Breve zu verhindern. Die gebrauchte Waffe war stumpf, und statt die Gegner zu verletzen, wendete sie sich in diesem Zeitalter der Discussion und der Kritik gegen die Urheber zurück.

Immerhin indeß gelang es der päpstlichen Regierung, durch die angeworbenen fremden Truppen und durch die Schrecken wilder, militärischer Execution, wie sie zu Perugia ausgeübt wurde, die Annektionspolitik an den Grenzen der Marken und Umbriens aufzuhalten. Sardinien, dem Grundsatz getreu, seine mit jener Politik zusammenhängende National-Aufgabe durch keine directen Provocationen, die auf die Urheber zurückfallen und

nicht zu bannende Geister heraufbeschwören könnten, zu compromittiren, blieb bei jenen Grenzen stehen und überläßt es der Spannkraft des Freiheits- und Rationalitätsprincips, den Weg zu ferneren Annektionen nach jener Seite zu bahnen. Darum wurde Garibaldi, der dort befehligte, durch die Autorität des Königs zurückgerufen, als sein Name als Vorwand für ein Abgehen von jenem Grundsatz und zur Organisirung einer revolutionären Propaganda und Invasion in den Marken dienen sollte. Diese scheinbaren Erfolge ermutigten die reactionäre Faction in Rom und sie dachte schon daran, angriffswelse zu verfahren, um die verlorenen Provinzen zu erobern. Ein in den africanischen Feldzügen berühmt gewordener französischer Heerführer wurde für den päpstlichen Dienst gewonnen und die fremden Truppen durch neue Werbungen, zu welchen vorzüglich Oesterreich durch seine verabschiedeten und beurlaubten Soldaten und Offiziere Vorschub leistete, verstärkt. Der päpstliche Hof machte zur Ausführung dieser Pläne gemeinschaftliche Sache mit den entthronten Fürsten Mittelitaliens, die ein gleiches, ja höheres Interesse an dem projectirten Wagestück hatten, und mit dem Könige von Neapel, der die Annektionswogen bereits gegen seinen eigenen Thron im Anzuge sah und nicht merkte, daß er durch unzeitige Herausforderungen sie um so gewaltiger gegen sich aufthürmte. Das österreichische Cabinet hielt sich zwar von diesem Treiben fern und hätte gewünscht, das legitime Italien seine eigene Abwartungspolitik, selbst mit scheinbaren Concessionen, ergreifen zu sehen, denn die Zeiten waren für eine neue Schilderhebung für die Legitimität in Italien nicht günstig. Aber es fehlte in Wien nicht an Personen, die anders dachten und im entscheidenden Augenblicke mit ihren Ansichten am kaiserlichen Hofe durchzubringen sich versprachen; überdies waren die Führer der Intriguen in Rom und Neapel seit Jahren gewohnt, Sardinien als einen kleinen Staat von fünf Millionen Einwohner anzusehen, und sie änderten ihre Vorstellung nicht, obwohl es zu elf Millionen angewachsen. Man glaubte mit den vorhandenen Hülfsmitteln es gegen Sardinien allein aufnehmen zu können, um so mehr, als dieses aus leicht begreiflicher Vorsicht seine Grenzen am Mincio nicht unbesezt lassen durfte. Innere Unruhen und die Aufwiegelung der an strenge militärische Disciplin noch nicht gewohnten Truppen in den neu-annectirten Provinzen sollte die Ausführung der Invasionspläne erleichtern; und dazu hatte der den römischen Grundsätzen anhängende Theil des Alerus die nöthigen Instruktionen erhalten. Die sardinische Regierung jedoch war auf ihrer Hut; sie verstärkte die strategischen Stellungen am untern Po und an den südlichen Grenzen, betrieb mit größter Eile die Befestigung von Bologna, verfuhr mit großer Strenge gegen den widerspenstigen, regierungsfeind-

lichen Merus, und stellte schnell die wankende Disciplin in den Truppen durch zweckmäßige Maafregeln her. Zuletzt kam der sicilische Aufstand, der, Anfangs unterdrückt, der Reaction neue Hoffnung gab, bald aber, durch die Expedition Garibaldi's wieder angefaßt, die Macht Neapels gänzlich lähmte und die römische Curie wieder auf die Defensivse zurücktrieb.

Es ist hier nicht unsere Absicht, die Voranfänge und Grundursachen der sicilischen Revolution zu erörtern. Lagen dieselben doch so augenscheinlich auf der Hand, daß ihr Ausbruch bei der ersten günstigen Gelegenheit ganz bestimmt von jedem denkenden Politiker vorhergesagt werden konnte. Dennoch war das Gelingen schwierig; denn so lange die Aufstände, vereinzelt im Inneren, außer dem Bereiche der Städte vorfielen, waren sie von keiner Bedeutung und leicht unterdrückt: die volkreichen Städte, wie Palermo, Messina, Catania waren entweder durch starke Besatzungen und Forts im Zaume gehalten oder so nahe an der See, daß sie im vor kommenden Falle leicht durch die neapolitanischen Kriegsschiffe bezwungen werden konnten. Indessen hatten die Ereignisse in Ober- und Mittelitalien eine gewaltige Wirkung auf der Insel hervorgebracht, und die Hoffnung erweckt, diesmal mit Erfolg das Joch des bourbonisch-neapolitanischen Despotismus abschütteln zu können; die italienische Einheitspartei in allen ihren Aflancen, von Giuseppe La Farina, den man als intimen Vertrauten Cavour's bezeichnete, bis zu dem revolutionären Schwärmer Mazzini, machten sich an's Werk, um die Erhebung der Sicilianer zu organisiren. In der That erschienen an einigen Orten bewaffnete Banden, Squadro, welche gegen die bourbonische Regierung, jedoch ohne bestimmten und gemeinsamen Zweck auftraten. Da die sicilischen Städte ruhig blieben, so wäre ihre Rolle bald ausgespielt gewesen, wenn der berühmte Freischaarenführer, General Garibaldi, der in den Feldzügen der Lombardei und in Rom eine außerordentliche Befähigung zum kleinen Krieg beurkundet hatte und dessen Name eine magische Wirkung auf alle thatenbürftige Patrioten der Halbinsel ausübte, sich nicht der Sache angenommen und insgeheim einen Zug von der ligurischen Küste aus vorbereitet hätte. Zwei Dampfer trugen ihn nach der Insel Sicilien, ihn und seine Gefährten, kaum tausend an der Zahl, meist der entschlossenen Schaar der „Alpenjäger“ angehörend, die vor einem Jahre in der Lombardei bei Varese und St. Termo die wohlgeordneten und disciplinirten Truppen Oesterreichs in die Flucht schlugen. Vom Glück begünstigt, noch mehr aber durch Kühnheit und Umsicht den Erfolg sichernd, landete der Held in Marsala am 12. Mai, und am 17. desselben Monats, am Jahrestage seines Sieges bei St. Termo, nach einem kühnen, wohlausgedachten und

überraschenden Manöver zog er siegreich mit den Waffen in der Hand in Palermo ein und zwang die neapolitanischen Truppen, in Folge einer Capitulation, die Stadt zu räumen. Mit dem Besitze Palermo's hat der Aufstand der Insel eine solide Grundlage; die neapolitanischen Truppen haben zwar, indem wir dies schreiben, noch immer Messina, Agosta und Syracus als feste strategische Stellungen besetzt, von welchen aus sie die Wiedereroberung der Insel zu versuchen gedenken. Es scheint indes, daß die Tage der bourbonischen Dynastie gezählt sind, und daß es kaum mehr zu einem neuen Kampfe auf der Insel selbst kommen werde.

Wie sich aber dies auch gestalten möge, so ist die Frage schon jetzt berechtigt, wohin soll die sicilianische Revolution führen? — und die italienischen Patrioten mit Garibaldi an der Spitze, der die Dictatur der Insel bereits im Namen des Königs Victor Emanuel übernommen hat, antworten darauf ohne Bedenken: Zur Annexion. Und schon werden die Vorbereitungen gemacht, um nach dem Wahlgeseze vom Jahre 1848 eine Nationalversammlung einzuberufen, welche nach dem Vorgange der ämilianischen und toscanischen Versammlungen den Anschluß an Sardinien votiren soll. Zwar suchen einige Mazzini'sche Stimmen die Insel als reif zu einem republikanischen Experimente darzustellen, während von andrer Seite die Vermuthung aufgestellt wird, eine neue aristokratische, von municipalen Ideen durchdrungene Partei werde die politische Autonomie der Insel verfechten. Beide Tendenzen finden aber keinen günstigen Boden in den jetzigen Verhältnissen der Insel und Italiens überhaupt, die erstere noch weniger als die zweite. Sicilien wird auf keinen Fall das Banner eines so verderblichen Dualismus, der Republik im Süden gegen das Königthum im Norden, nach Italien bringen; es existiren gar keine Elemente dazu. Die politische Trennung Siciliens auf Grund aristokratischer und municipalistischer Ideen würde aber der Revolution selbst gleich verderblich werden. Zwar ist die nationale und patriotische Idee der Annexion nicht tief in die Massen gedrungen, weniger als in irgend einem andern Theile Italiens, Neapel ausgenommen; dafür jedoch ist die zahl- und einflußreiche sicilianische Emigration, die aus Piemont in Folge der neuesten Ereignisse nach der Insel zurückkehrt, Dank den gesammelten Erfahrungen unbedingt für den Anschluß gestimmt; und ähnliche Nöthigungsgründe in der That existiren in Sicilien für die Annektionenpolitik wie in Centralitalien. Der Hauptzweck, wofür die Sicilianer die Waffen ergriffen haben, ist der, sich von der neapolitanischen Oberhoheit loszureißen; sie wollen um keinen Preis, unter keiner Bedingung von Neapel aus regiert werden. Das ist keine vorübergehende Leidenschaft, keine durch die Zeitumstände bedingte Aufwallung; es ist eine uralte Tradition. Die Nor-

mannen und Hohenstaufen gingen von Sicilien aus nach Neapel und hatten auf der Insel ihren Hauptsitz. Als das Haus Anjou von Neapel aus dahin ging, machte man die sicilianische Vesper, und die Insel zog die Aragonessische Herrschaft der Anjouischen vor. Kaiser Karl V. ist einer der gefeiertsten Herrscher von Sicilien, weil er einige Zeit in Palermo seinen Hofstaat hielt. Auch das Andenken des Herzogs von Savoyen, Victor Amadäus, der sich dort die Königskrone aufsetzte, wird in Ehren gehalten, obwohl seine Piemontesen den Ruf eines kniderigen und schmutzigen Volkes zurückließen: die Sicilianer sahen in jenem Könige die Bürgerschaft der Trennung von Neapel. Selbst mit dem Bourbonnischen Stamme hatten sich die Sicilianer zu versöhnen angefangen, als er während der Napoleonischen Kriege seinen Sitz in Palermo aufschlug. Die sicherste Bürgerschaft gegen die Rückkehr der neapolitanischen Oberhoheit und Reaction liegt nun für Sicilien gegenwärtig in der Annektion. Keine wie immer geformte Autonomie, keine andere politische Combination könnte der Insel Sicilien Freiheit und Unabhängigkeit auf die Dauer gewährleisten. Die Volksmenge hat freilich diese politischen Argumente als solche nicht bei der Hand, aber ihr genügt es, gesehen zu haben, daß die Befreiung im Namen Italiens und des Königs Victor Emanuel durch Italiener entscheidend befördert wurde; was diese Macht zu Stande brachte, wird sie auch allein zu bewahren wissen; so urtheilt die Menge, und daher ist es zu erwarten, daß der Ausgang auch in Sicilien kein anderer sein werde als in Mittel-Italien. Der durch die Anklagen der reactionären Partei nur mehr verbreitete Glaube, daß die patriotische Erhebung der Insel durch die sardinische Regierung veranlaßt und unterstützt sei, wirkt in derselben Richtung. Man schöpft aus dieser Ueberzeugung Kraft und Hoffnung auf den Erfolg.

Ueber diese Anklage selbst ist es fast überflüssig, Worte zu verlieren. Sie ist in den österreichischen und päpstlichen Staatschriften gegen Sardinien auf eine sehr umständliche Weise durchgeführt. Das Turiner Cabinet hat ihr keine andere Antwort entgegengesetzt, als daß die Provocationen, über welche sich jene Regierungen beklagen, nicht von der sardinischen Regierung ausgehen, sondern auf die Freiheit der Presse, die Selbstbestimmung der sardinischen Staatsbürger, die bestehende Constitution und die herrschenden Gesetze begründet seien, wogegen der sardinischen Regierung kein legales Repressions-Mittel zu Gebote stehe. Klage und Antwort tragen die Sache nicht aus. Die Wahrheit ist: nicht die sardinischen Provocationen und die, wie immer, versteckten Hülfsleistungen, sondern die eigene Weigerung, irgend welche zeitgemäße und nationale Reform vorzunehmen, hat die päpstliche und die neapolitanische Re-

gierung an den Rand des Verderbens gebracht. Auch für die Berechtigung der Annektionspolitik überhaupt giebt es keinen besseren — und wir denken, dies ist ein guter Grund. Wohl dem Lande, in welchem das Recht stets so geachtet worden, daß dasselbe, um zu gedeihen, keiner Umpflanzung in einen neuen Boden bedarf. Italien ist sicher dieses Land nicht. Die Staatschriften Cavour's, Farini's und Ricasoli's haben wiederholt die Mißbräuche der gestärzten Regierungen, die totale Unfähigkeit derselben, das politische und sociale Wohl ihrer Unterthanen wahrzunehmen, ja, die Hintansetzung jeder menschlichen und rechtlichen Rücksicht von Seiten jener Regierungen weitläufig dargethan. Was Wunder, wenn bei solchen Zuständen die Anschauung allein noch durchbringt, daß, wie im Privatrecht die Expropriation aus Gründen des öffentlichen Wohles zulässig sei, sie noch viel mehr gelten müsse bei Regierungen, die dem Zweck, zu dem sie bestellt waren, geradewegs entgegenhandelten? Das Legitimitätsprincip aber, auf das man sich so gern beruft — was ist es anders, als die Formulirung einer Thatsache, abhängig lediglich von der Wahrheit und der inneren Lebendigkeit dieser Thatsache? Zum darrten Princip erstarrt ist es ein machtloser Popanz. In der ganzen romanischen Welt war jene Thatsache von Hause aus eine schlecht begründete. In Italien wenigstens erscheint erst mit dem Aufgeben des Princip's der Legitimität das monarchische Princip von einer parasitischen Pflanze befreit, die ihm Verderben drohte: — erst damit sind die republikanischen Tendenzen überwunden worden. Victor Emanuel — wer wird es leugnen wollen — hat mit besonderer Kraft und Entschlossenheit den Weg vorgezeichnet, den auch die legitimen Dynastien zu wandeln haben, um das monarchische Princip zu retten, indem er es auf die einzig festen Stützen der nationalen Politik und Machtstellung gründete. Das entgegengesetzte Verfahren hat die Bourbonische Dynastie in Frankreich zu Falle gebracht; es wird auch den Bourbonen in Neapel den Thron kosten — und auch hier wird, früher oder später, die Annektionspolitik triumphiren, wenn auch dieselben zwingenden Gründe hier nicht vorwalten mögen, wie in Mittel-Italien und auf Sicilien.

Anders allerdings dürften sich die Sachen in Rom gestalten. Von der Schlingpflanze des Legitimitätsrechtes befreit, bleibt dem Papstthume nur sehr wenig vom monarchischen Princip übrig, denn es ist ein Wahlreich eigenthümlicher Art, wo der Weg zur obersten Gewalt jedem offen steht, der den nöthigen Vorbedingungen sich bei Zeiten unterwirft. Aber der geistlichen Gewalt des Papstthums ist man in Italien geneigt freien Spielraum zu lassen, um der katholischen Welt jeden Vorwand zu benehmen, in die weltlichen italienischen Angelegenheiten sich einzumischen. Wie

und in welcher Ausdehnung diese besondere politische Combination in's Werk gesetzt werden soll, ist wohl eine Frage der Zukunft, deren Lösung im gegenwärtigen Augenblicke nicht reif ist. Einstweilen hält Frankreich Besatzung in Rom und schützt den Papst gegen das Anschreiten revolutionärer Leidenschaften. Für die Herstellung eines dauerhaften Verhältnisses sind jedoch ganz andere Garantien nöthig, wenn man den Haß in Erwägung zieht, den das Papstthum als politische Einrichtung sich in Italien zugezogen hat, und es ist jetzt nicht wohl abzusehen, auf welche Art diese herbeigeschafft werden können. Bei der bekannten Denklungsart Pius' IX. ist es nicht zu erwarten, daß zweckmäßige Auskunftsmitel noch bei seinen Lebzeiten zwischen den Mächten sich vereinbaren lassen sollten. Nach ihm ist dies eher zu hoffen, da das Cardinalscollegium sich den Zeiteinflüssen nicht entziehen kann, und nicht selten Gegensätze auf dem päpstlichen Stuhl unmittelbar auf einander folgen.

So bleibe nur noch das Venetianische außer dem Bereiche der Anneziionspolitik, und dort wird sie wohl ihre letzte Probe zu bestehen haben. Davon ist man diesseits der Alpen so gut wie jenseits überzeugt, in Turin wie in Wien. Die Italiener rechnen dabei ihrerseits auf den jetzt angehenden Währungs- und Zerfetzungsprozeß des österreichischen Kaiserstaates. In Wien erwartet man vielleicht günstige Chancen von der altgewohnten Uneinigkeit und Schwäche Italiens. Die Zeit wird lehren, wer sich täuscht. Wenn man den zwölfjährigen Aufschwung Sarbinien's in Betracht zieht, so wie die der Freiheit inwohnende Kraft, so wird man sich nicht verhehlen können, daß das Spiel der italienischen Unabhängigkeit besser steht als das der österreichischen Gewaltherrschaft.

In der That berechtigen keineswegs die jetzigen inneren Zustände des neuen Königreiches dazu, demselben ein schlimmes Prognostikon für die Zukunft zu stellen. Die Kammer der Abgeordneten weist eine compacte zahlreiche, talentvolle Mehrheit auf, welche um die Regierung sich schaaert, um diejenige Regierung, welche die Nationalpolitik vorbereitet, angebahnt und zu der bis jetzt so glücklich verlaufenen Anneziionspolitik ausgebildet hat. Auch die Opposition, aus verschiedenen Nuancen zusammengesetzt, benimmt sich im Ganzen mit Mäßigung und Takt, und hütet sich der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, ohne darum von ihrer Stellung etwas aufzugeben. Dies erleichtert dem Ministerium die Aufgabe, die es vor sich hat; sie bleibt aber immer eine der schwierigsten. Nie hat sich vielleicht eine Regierung im gleichen Falle befunden; es handelt sich darum, Provinzen, die sich auf einmal zusammenfinden und bisher auf die heterogenste Art verwaltet und regiert wurden, zu einem einzigen Staatskörper zu verschmelzen, ohne den einzelnen Theilen ihr eigenthümliches Gepräge

zu nehmen. Sardinien wurde constitutionell regiert, mit einer einfachen, jedoch pedantischen Verwaltung; die Lombardei stand unter fremder Regierung, unter polizeilichem Drucke, und hatte eine mächtige und einflußreiche Bureaucratie; Parma und Modena waren hart und despotisch regiert, das erste gut, das zweite schlecht verwaltet, Toscana ebenfalls despotisch, aber mild regiert, mit regelmäßiger Verwaltung; in der Romagna war die Regierung Priesterdruck, die Verwaltung Priesterwillkür. Diese Provinzen harmonisch zu verbinden, ist die Aufgabe der Regierung; und dies in einer Zeit großer politischer Aufregung, in einer Uebergangsepoche, die ihren Prozeß noch nicht vollendet hat, ja, denselben unter dem Einfluß der politischen Stürme, welche durch die Halbinsel wehen, vollenden soll.

Bei dem Eintritt in die Lombardei im vorigen Sommer war die neue Verwaltung für das Bedürfniß des Krieges geschaffen worden, und ein Gouverneur mit unbeschränkten Vollmachten bestellt. Nachdem die Friedenspräliminarien zu Villafranca unterzeichnet waren, der Krieg als geendigt, und der Besitz der Lombardei als gesichert angesehen werden konnte, mußte das Ministerium Rattazzi darauf denken, die Regierung und Verwaltung des Landes zu reorganisiren. Vermöge der Politik des Stillstandes, welche die Verhältnisse jenem Ministerium anlegten, stellten sich zwei verschiedene Systeme dar. Für den der italienischen Politik günstigsten Fall, nämlich daß die Erwerbung der Lombardei der Anfang der nachherigen Annektionenpolitik gewesen wäre, und diese in kurzer Zeit hätte durchgeführt werden können, hätte man es bei den dringlichsten provisorischen Anordnungen bewenden lassen können, um das Land an das neue Staatssystem anzupassen, sonst aber mit der definitiven Organisation warten bis die Annektionen vollendet und jene durch gemeinschaftliche Berathung hätte festgestellt werden können. Der eingetretene Stillstand hätte aber auch, wie schon bemerkt wurde, bloß die Grenze der italienischen Unabhängigkeit an den Rincio rücken können ohne wesentliche Veränderungen in dem politischen Zustande Italiens, und für diesen Fall war es nicht rathsam, mit der Verschmelzung und Concentration der Kräfte der alten und neuen Provinzen zu zögern. Das Ministerium Rattazzi, den schlimmsten Wechselfall im Auge behaltend, ergriff das letztere System: die Verwaltung der alten und neuen Provinzen wurde ganz auf gleichen Fuß gestellt und nach gleichen Grundsätzen eingerichtet. Diese allerdings plötzliche und wenig vorbereitete Umwandlung der lombardischen Administration, die Zerstückung des Landes in mehrere direct vom Turiner Centrum abhängenden Verwaltungsgebiete, welche die politische Wichtigkeit der Hauptstadt Mailand bedeutend einschränkte, die dadurch verletzten Interessen und der

getrübte persönliche Ehrgeiz einiger Leiter der neuesten lombardischen Bewegung brachten eine große Unzufriedenheit gegen das Ministerium Rattazzi hervor, die sich in den heftigsten Invektiven und in der entschiedensten Opposition fast aller Parteien kund gab. Rattazzi verfolgte aber unaufhaltsam seinen Zweck und suchte das Land mit seinen Maaßregeln dadurch zu versöhnen, daß er den Gemeinden und Provinzen die größtmögliche Autonomie in Localangelegenheiten zuwandte, und durch sehr große Ausdehnung des administrativen Wahlrechtes die Gemeinde- und Provinzial-Verwaltung demokratisirte. Der parlamentarischen Opposition, die bei den politischen Wahlen und bei der Zusammenberufung der Kammern sich kundgeben mochte, suchte er dadurch die Spitze abzubringen, daß er die Führer der alten liberalen Opposition im sardinischen Parlamente zu hohen und einträglichen Staatsämtern beförderte. Der Unmuth und die Entrüstung gegen die Regierungsmaaßregeln Rattazzi's machte sich vorzüglich in der lombardischen Presse kund, welche die ungewohnte Freiheit in dieser Hinsicht bis zur ärgsten Licenz mißbrauchte, und insofern einen bedeutenden Einfluß ausübte, als das Publicum an solche Ausschreitungen nicht gewohnt war, und ihnen größere Wichtigkeit beilegte als sie wirklich verdienten. Man ging so weit, im elegischen Tone das Finis Longobardiae zu verkünden und es der piemontesischen Regierung als ein Nationalverbrechen vorzuwerfen. Doch bald zeigte es sich, daß die Aufregung eine größtentheils künstlich hervorgebrachte gewesen, und als Graf Cavour wieder an's Ruder trat, wurden alle vereinzelt Vorschläge, um jene Maaßregel rückgängig zu machen, beseitigt. Cavour begnügte sich, eine Revision der neuen Organisationsgesetze mit Zugiehung des Parlamentes, worin auch die neu annectirten Provinzen repräsentirt sein sollten, zu versprechen. In den ämilischen Provinzen hatte Farini die Verwaltung bereits so weit der alten sardinischen Staaten assimilirt, daß nach vollbrachter Annexion sie gleich der Lombardei in das gemeinschaftliche, einheitliche System aufgenommen werden konnten. Dies war nicht der Fall mit Toscana, dessen provisorische Autonomie anerkannt werden mußte, und die Graf Cavour um so weniger mit einem Schläge umzustürzen geneigt war, als dazu Gründe politischer Nothwendigkeit, wie früher bei der Lombardei, nicht vorhanden waren. Darum wurde auch nach der Annexion die getrennte Verwaltung beibehalten, an deren Spitze der Prinz von Carignan als Statthalter gesetzt wurde, um die königliche Prærogative der Executiv-Gewalt auszuüben, während die Legislative auch für Toscana der König mit den Kammern theilt. Unter dem Prinzen von Carignan wurde in der Person des Barons Ricasoli ein Gouverneur bestellt, der die ganze Verwaltung leitet, mit Ausnahme des Kriegs- und Seewesens, welches direct

unter dem Turiner Ministerium steht. Dies ist die oft besprochene Autonomie Toscana's, die, wie es scheint, den Toscanern selbst am liebsten fällt, da es doch ihre Abgeordneten sind, welche am eifrigsten in der Kammer auf Assimilirung und Aufhebung der Autonomie bringen. — —

Die Durchführung der Annexionspolitik in Italien ist ein so gewaltiges Ereigniß, daß seine Wirkungen auch über die Grenzen der Halbinsel von großem Gewichte sein müssen. Die Parallele zwischen Italien und Deutschland insbesondere liegt zu nahe, als daß sie nicht gezogen werden sollte — so nahe in der That, daß es wichtiger ist, auf die Unterschiede als auf die Ähnlichkeit hinzuweisen. Man hat oft gesagt, daß Sardinien seinen Einfluß auf der Halbinsel nur durch die Macht des Beispiels ausgebreitet und nur dadurch seine späteren Erfolge angebahnt hat. Nur darum richteten sich alle Augen nach Sardinien, weil dieses Land das Muster einer freien und nationalen Regierung gab und die auf diesem Wege erlangte Stellung mit Kühnheit und Kraft zu behaupten verstand. Soweit unzweifelhaft ist die Rolle Preußens in Deutschland eine verwandte, und in diesem Sinne ist das Wort von den „moralischen Eroberungen“ gesprochen und bewährt worden, um immer mehr bewährt und immer besser verstanden zu werden. Von den Italienern insgesammt, ferner, mögen wir Deutsche nicht zu stolz sein, patriotischen Eifer, Unterordnung particularer Interessen und individueller Ansichten unter das Gemeinsame, politischen Takt und politische Entschlossenheit zu lernen. Wenn endlich einzelne deutsche Regierungen, die wir nicht zu nennen brauchen, lästern sind; das Beispiel der jetzt gestürzten italienischen Regierungen nachzuahmen, so wird die Schuld bei ihnen sein, wenn sie sich auch ein ähnliches Schicksal bereiten. Denn in der That, nur ein solches Uebermaaß von Verblendung, wie es z. B. in der bekannten Aeußerung des Herrn von Borries zu Tage getreten, würde im Stande sein, die Einheit Deutschlands auf Wege zu weisen, wie diejenigen, die sich in Italien so natürlich empfahlen. Im Uebrigen sind diese Wege nicht unsere Wege. Der Begriff der Annexion ist kein deutscher Begriff. Keine Fremdherrschaft rechtfertigt in Deutschland so gewaltsame und gefährliche Operationen, wie die, welche die Cavour'sche Politik charakterisiren. In dem nationalen und antibonapartistischen Interesse sind Deutschlands Völker geeinigt, und haben die bedeutendsten deutschen Fürsten einig zu sein und Preußens Vortritt anzuerkennen nur eben erst öffentlich bekannt. So lange dieses Bekenntniß eine Wahrheit bleibt, hat Preußen eine Verstärkung seiner Macht in der Weise Piemonts nicht nöthig. Preußen ist bereits der nationale Staat und die nationale Macht, wozu Piemont erst zu werden strebt, und es weiß, daß es diese Stellung am sichersten verstärkt, je entschiedener es gegen die

Freundschaft und die Freundschaftsversicherungen des französischen Imperators auf der Hut bleibt.

### Politische Correspondenz.

Berlin, 1. Juli 1860.

Eine unruhige Zeit voll ernster Entscheidungen liegt hinter uns. Schon die äußern Symptome haben die Gemüther tief bewegt: wie viel mehr hätte es ein Blick in den Zusammenhang der Dinge gethan! Oern würden wir uns des Erfolges in der Stille freuen und das Vergangene ruhen lassen, bis die Geschichte es aufdeckt, die es einst ganz und rücksichtslos aufdecken kann; aber für das Verständniß der Gegenwart und der nächsten Zukunft, die beide ernst genug sind, ist es unerläßlich, das Geschehene wenigstens andeutungsweise und in den allgemeinsten Umrissen zu zeichnen.

Alle Welt wird höchlich durch die Nachricht überrascht worden sein, daß Rußland die orientalische Frage plötzlich wieder auf die politische Tagesordnung gesetzt habe, und zwar in einer Weise, welche eine Lösung derselben mit Ungestüm herbeiführen zu sollen schien. Von einem Staat, der die Folgen eines mehrjährigen Krieges noch bei Weitem nicht überwunden hat; der sich auf weit-aussehende innere Reformen eingelassen hat, welche vorerst die materiellen Hilfsquellen des Landes in ergiebigeren Fluß bringen sollten; dessen Finanzen zerrüttet waren; von einem Staat, der es aus eben diesen Gründen zu seiner Maxime gemacht zu haben schien, sich zunächst sorgfältig von allen auswärtigen Händeln fern zu halten, — von einem solchen Staat glaubte man es am wenigsten erwarten zu dürfen, daß er mit dem kühnsten Plan zu seiner Machterweiterung, für dessen Ausführung er sonst nur unter besonders günstigen Verhältnissen offen zu arbeiten pflegte, jetzt in dem Zustande innerer Kraftlosigkeit oder doch jedenfalls nur langsam vorrückender Reconvalescenz hervortreten würde. Und doch war es eine Thatsache, daß dieser Staat den Großmächten Vorschläge machte, welche die im Pariser Frieden auf das Bändigste und Umständlichste sanctionirte Souveränität der Pforte in innern Angelegenheiten über den Haufen zu stürzen und die Brandfadel des Aufsturus unter die christliche Bevölkerung des türkischen Reichs zu schleudern drohten. Wo hatte Rußland seine Stütze für eine so verwegene Politik?

Im sich selbst gewiß nicht. War es doch bekannt, daß Rußland, um seinen Finanzen aufzuhelfen, selbst die gewöhnliche Recrutirung unterlassen hatte. Und der Ausbruch innerer Unruhen in der Türkei, der mit großer Bestimmtheit vor-auszusehen war, sobald Rußland wieder offen die Fahne des Protectorats über die gesammte orthodoxe Kirche entfaltet, schien doch in nächster Folge eine militärische Intervention herbeiführen zu sollen. Wer hielt vor Rußland den Schild, wenn es mit seiner geschwächten Kraft jetzt auf Unternehmungen sich einließ,

bei welchen es vor wenigen Jahren zur Zeit seines größten Einflusses in Europa gescheitert war?

Den einzigen Schlüssel zu diesem Räthsel liefert das französisch-russische Einvernehmen. Die Annäherung der beiden Kaiserreiche gleich nach dem Ende des orientalischen Krieges war eine augenfällige Thatsache; und sie war erklärlich genug. Im Orient verfolgen beide Staaten höchst belangreiche Interessen, die leicht mit einander versöhnt werden können und in dem Interesse Englands einen gemeinsamen Gegner zu bekämpfen haben. Und zweitens giebt es für L. Napoleon zur Beherrschung der britischen Politik kein wirksameres Mittel, als durch ein Einverständnis mit Rußland die orientalische Frage fest in der Hand zu halten, um hierdurch je nach den Umständen England gefügig zu machen, oder es zu schrecken, oder seine Kraftentwidelung auf anderen, Frankreich näher liegenden Gebieten zu lähmen. Diesem Einverständnis ist Rußlands Haltung während des italienischen Krieges zuzuschreiben. Derselben Quelle entstammten, zur Zeit der Congreßfrage, die Versuche, den etwaigen Congreßberatungen gar keine oder doch möglichst weite Grenzen zu stecken, damit auch für eine Revision des Pariser Friedens von 1856 die Bahn frei bleibe. Und dieses Einverständnis liegt auch jetzt dem Versuche zu Grunde, die orientalische Frage einer weiteren Entwidelung entgegen zu führen. Ja, wenn man sich an das Auftreten des Herzogs von Montebello bei der Gesandten-Conferenz in St. Petersburg erinnert, — er war es, der die drei russischen Forderungen zu Papier brachte, — und wenn man sich an die überraschende Reise des Baron Bubberg nach Paris erinnert: so wird man es für höchst wahrscheinlich halten, daß die orientalische Frage nicht bloß auf Grund eines allgemeinen freundschaftlichen Einvernehmens, sondern auf Grund bestimmter Verabredungen zwischen Frankreich und Rußland von dem letztern Staate wieder angeregt wurde. Und die folgenden Ereignisse erheben diese Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit: beide Staaten wirkten für ein gemeinsames Ziel nach einem bestimmten Plane zusammen.

Aber in dem Einverständnis Frankreichs und Rußlands allein lag noch keine Bürgschaft, daß die orientalische Angelegenheit in einer dem französisch-russischen Interesse entsprechenden Weise sich entwickeln würde. Zwei andere Staaten sind bei dem Schicksal der Türkei in erster Linie theilhaftig. England hat bisher stets so gehandelt, als ob durch den Umsturz der Türkei seine Interessen im innersten Mark verletzt würden; und daß es für Oesterreich eine Lebensfrage ist, ob die unruhige Osthälfte des Kaiserstaates nun auch im Süden von demselben Reich umklammert werden soll, das sie im Osten und Norden umschließt, wird österreichischen Staatsmännern, wenigstens denen der alten Schule, als eine unumstößliche Thatsache gelten. Oesterreich allerdings ist jetzt gelähmt, und ein selbstständiges Auftreten gegen die russisch-französischen Pläne ist von ihm nicht zu erwarten. Wie aber, wenn Preußen, das schon seit längerer Zeit sich England anzunähern und das Londoner Cabinet zu einer festeren Politik gegen die französischen Uebergriffe zu bestimmen sucht, den Moment zum Abschluß der längst gewünschten Allianz benutzte? Würde ein solches Zusammenstehen der beiden Staaten in Bezug auf die orientalische Frage nicht auch

Oesterreich zur äußersten Kraftanstrengung ermutigen? Könnte dadurch nicht eine Tripel-Allianz in's Leben gerufen werden, welche den russisch-französischen Plänen im Orient Schwierigkeiten entgegenstellen dürfte, die für Rußland in seiner gegenwärtigen Lage und, wie wir glauben, auch für Frankreich höchst bedenklich sein müßten?

Sicherlich würde eine solche Coalition den politischen Maximen des Kaisers Napoleon durchaus zuwider sein. Die europäischen Staaten untereinander zu isoliren und sie je nach den Umständen gegen einander zu benutzen, — das ist stets der Grundlern seiner Politik gewesen; das Schicksal seines Oheims hat ihm diese Vorsicht unauslöschlich eingeprägt. Er konnte ihr am wenigsten in einem Zeitpunkt untreu werden, in welchem sein eignes Land sich noch nicht von den Folgen der letzten kriegerischen Anstrengungen erholt hatte; am wenigsten an der Seite eines einzigen Bundesgenossen, dessen militärische Leistungsfähigkeit zur Zeit als äußerst problematisch erscheinen mußte. Wenn er gleichwohl zur Wiederanregung der orientalischen Frage seine Zustimmung gab, so konnte er es nur in der Voraussetzung thun, daß es ihm gelingen werde, das Zustandekommen einer Coalition zwischen England, Preußen und Oesterreich zu vereiteln.

Die Haltung Preußens war also für diesen Plan von entscheidender Wichtigkeit. Gelang es, Preußen in Bezug auf den Orient zur Neutralität zu bestimmen oder es in Deutschland selbst auf eine Weise zu beschäftigen, welche die ganze Kraft des Staats auf dieses ihm näher liegende Gebiet concentrirte und gleichzeitig die Aufmerksamkeit Oesterreichs vollkommen in Anspruch nahm; so war England isolirt und der französischen Politik die erste Gelegenheit geboten, den Interessen Englands einen entscheidenden Schlag beizubringen. Die Suprematie Frankreichs hatte ein unberechenbares Gewicht erlangt, sobald es dem Kaiser gelangen war, die folgenschwerste von allen europäischen Fragen in seinem Sinne, gegen das Interesse Englands so zum Antrag zu bringen, daß er der materiellen Macht Englands eine empfindliche Wunde schlug.

Die Hoffnung, daß es gelingen werde, auf Preußen in dem bezeichneten Sinne einzuwirken, wurde durch manche Umstände unterstützt. Ueber den Charakter des britischen Cabinets hatte Preußen auf Grund der Savoyer Angelegenheit frische und sehr lehrreiche Erfahrungen gemacht; es hatte gesehen, daß in England die alte, stolze, nationale Richtung vergeblich gegen die friedfertige und um der materiellen Interessen willen zu jeder Demüthigung bereitwillige Partei anlämpfe; es hatte die volle Bedeutung einer früheren Aeußerung Lord Palmerston's, daß in Paris und London gewissermaßen nur Eine Regierung herrsche, auf sehr verdrießliche Art in Erfahrung gebracht. Darnach konnte es für Preußen nicht gerade verlockend sein, Verpflichtungen für einen Staat zu übernehmen, dessen Minister ihre Politik auf die Aufrechthaltung des Einvernehmens mit Frankreich stützten und selbst in Fragen, welche, wie die Schweizer Frage, für ganz Europa von der hervorragendsten Bedeutung sind, eine so überaus mißliche Rolle gespielt haben. Andererseits war die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen seit den Verhandlungen während des italienischen Krieges und seit dem Exenburger Manifest um nichts gemildert; Oesterreich war

im Gegentheil auch seit jener Zeit der deutschen Politik des preussischen Cabinets überall schroff entgegengetreten, aus alter Gegnerschaft selbst bei Angelegenheiten wie die Bundeskriegsverfassung, bei denen das österreichische Interesse mit dem preussischen Hand in Hand geht. Eine plötzliche Verständigung beider Staaten in Bezug auf die orientalische Frage, welche für Preußen offenbar von viel geringerer Wichtigkeit ist als für jede andere europäische Großmacht, lag demnach außer aller Wahrscheinlichkeit. Und überdies schien es leicht, die Verwicklung der deutschen Angelegenheiten so auf die Spitze zu treiben, daß sowohl Preußens wie Oesterreichs Aufmerksamkeit durch sie vollständig in Anspruch genommen wurde. Die liberale Richtung der preussischen Regierung hatte viele andere deutsche Kabinette, die einer entgegengesetzten Richtung huldigten, tief beunruhigt und zu Verabredungen bewogen, deren Spitze entschieden gegen Preußen gelehrt war. Eine compacte Majorität trat auf dem Bundestage allen Anträgen Preußens siegreich entgegen. Die Reaction hatte nicht blos die particularistischen Neigungen der Stämme, sondern auch die aus dem vorigen Jahre datirenden Antipathien gegen Preußen so vortrefflich zu ihrem Vortheil zu verwerthen gewußt, daß Deutschland nahe daran war, sich in zwei feindliche Lager zu spalten. Es stellte sich die sonderbare und den französischen Wünschen sehr dienliche Thatsache heraus, daß dieselben Stimmen, welche über die ehrgeizigen Pläne der preussischen Politik in einer Weise declamirten, als ob Preußen die andern deutschen Staaten rücksichtslos zu verschlingen drohe, gleichzeitig die preussische Politik als Kleinmüthig, verzagt, zu jeder That unfähig darstellten und unbesonnen genug waren, sie zu Beweisen ihrer Kraft in demselben Moment zu provociren, in welchem sie sich als die erbittertsten Gegner Preußens präsentirten. Die Wirkung einer solchen Taktik auf das preussische Nationalgefühl war augenfällig. Dem preussischen Volk liegt die deutsche Politik schon an sich nahe genug und es ist nicht nöthig, sie durch eine derartige unablässige Polemik seiner ausschließlichen Aufmerksamkeit noch mehr zu empfehlen. Hier schien sich das Hauptgebiet für unsere Thätigkeit zu entfalten. Ein großer Theil des preussischen Volkes drängte auf energische Entscheidung der deutschen Angelegenheiten. In derselben Richtung bewegte sich die Majorität des preussischen Landtags. So schien nur ein geringer Anstoß, eine leichte Nachhülfe vonnöthen, um Preußen vollständig in die deutschen Wirren zu verstricken und Preußen sowohl wie Oesterreich für europäische Fragen lahm zu legen.

Das war die Situation, welche die französische Politik vorfand. Sie enthielt zahlreiche Momente, welche benutzt werden konnten, Preußen in das russisch-französische Einvernehmen hineinzuziehen, oder es mindestens zur Neutralität in der orientalischen Frage zu bestimmen, oder es in Deutschland selbst volllauf zu beschäftigen. Und die französische Politik ließ es hieran nicht fehlen.

Sie wurde sehr freundlich gegen Preußen. Sie wollte durchaus zeigen, daß sie unendlich weit von dem unruhigen Ehrgeiz und der Rändergier entfernt sei, die blos Jungen ihr nachsagten, daß sie im Gegentheil von eben so gemäßigten wie erleuchteten Grundsätzen dictirt sei und im Wesen keinen anderen Zweck verfolge, als den Frieden Europas durch die Herstellung gesunder Zustände auf eine zuverlässige Grundlage zu stellen und allen Zwietrachtstoff, wo

ßen oft geradezu beleidigende Charakter der mittelstaatlichen und der österreichischen Politik zu Statten kommen und ihm die ersten Schritte erleichtern werde, deren weiteren Folgen Preußen sich nicht mehr mit Bequemlichkeit würde entziehen können. Auf solchen Grundlagen ist die weitere Entwicklung des Planes einfach. Es wird mit einer kräftigen deutschen Politik angefangen. Es geschehen Schritte, die, wenn sie den gehofften Erfolg nicht nach ziehen, doch ohne Verletzung der Ehre, ohne neue Herabdrückung des Ansehens Preußens nicht mehr zurückgethan werden können, sondern zu ihren thatsächlichen Consequenzen weitergeführt werden müssen. Der Masse der liberalen Partei fällt ein Stein vom Herzen, da es nun endlich in Deutschland zur Entscheidung kommen soll. Der Zwiespalt zwischen den deutschen Ländern war aber schon vorher so weit gebißen, daß ein geringes Zutunn ihn unheilbar machen konnte. Leicht konnten die Antipathien zu entschiedener Feindseligkeit gesteigert werden, und an Anlässen zu einem Ausbruch fehlt es in Deutschland leider nicht. Aber in dem Moment, in welchem Deutschland, der Entscheidung gewärtig, in zwei Lager gespalten, feindlich einander gegenübersteht, legt sich L. Napoleon mit einer Drohung in's Mittel. Der Partei, welche den bisherigen Schritten des neuen Ministers Beifall spendet, drängt sich plötzlich die schreckliche Gewißheit auf, daß alle vorangegangene Freundlichkeit Frankreichs trügerischer Dunst war, und daß uns nur die Wahl bleibt, entweder uns mit Schimpf und Schande zurückzuziehen oder es gleichzeitig mit den deutschen Mittelstaaten, mit Oesterreich und mit Frankreich anzunehmen. Gegen das Erstere werden sich dann auch die Patrioten auflehnen, die bisher einer so unbefonnenen Politik widersprochen hatten; sie werden nun und nimmer zugeben wollen, daß Preußen die Reihe seiner Fehler durch einen Selbstmord besiegele. Aber das Zweite, der Kampf gegen eine solche Coalition, führt in das offenkundige Verderben. Wie ist aus einer so verzweifelten Situation herauszukommen? Aus dem Lager unsres deutschen Gegner tönt ein höhnischer Jubel heraus, daß Preußens Ehrgeiz endlich eine empfindliche Lection erhalten werde. Dann werden einige kluge Köpfe mit dem Rath hervortreten, daß Frankreich um jeden Preis aus dem Spiel herangeschafft werden müsse, wenn wir dem Verderben entrinnen wollten. Von denjenigen, welche die Politik, die uns in eine so unselige Lage geführt hat, bejubelten, wird dann allerdings ein Theil — der tugendhafte — diese weitere Entwicklung nicht mitmachen wollen, sondern sich betroffen in das unpolitische Arbeitszimmer zurückziehen; die Mehrzahl wird die Nothwendigkeit anerkennen und sich ihr beugen. Dann wird der Staatsmann, der ein Arrangement mit Frankreich producirt, welches uns — natürlich gegen billige Vergütung — die Pienz gewährt, uns in Deutschland zu arrondiren, — der Staatsmann, der ein solches Arrangement producirt, welches er vielleicht gleich nach seinem Amtsantritt abgeschlossen hat, wird dann als ein Retter in der Noth gepriesen werden. — Das etwa wäre die Art, Preußen in eine Allianz mit Frankreich hineinzutreiben.

Wie wünschten wir, sagen zu können, daß Alles, was wir eben niedergeschrieben haben, nur eine Fiction ist! Aber wenn eine «kräftige deutsche Politik» plötzlich von Personen empfohlen wird, die bisher für Preußens

Von der Vorsicht des Herrn v. Schleinitz war nun absolut nicht zu erwarten, daß er sich zu Schritten werde bestimmen lassen, die ihn an die französische Politik fesselten; noch viel weniger durfte man erwarten, daß er offenen Auges der russisch-französischen Allianz förderlich sein werde. Er mußte also verdrängt und durch einen Staatsmann ersetzt werden, der in höherem Grade geneigt wäre, seine Politik auf ein Einvernehmen mit Rußland und Frankreich zu stützen, und der außerdem die Entschlossenheit besäße, Thatsachen herbeizuführen, durch die der Staat in diese Bahn hineingezwungen werden mußte. An einem bestimmten Candidaten fehlte es nicht.

Es wird ohne Zweifel Erstaunen erregen, daß man in Petersburg die Herbeiführung eines solchen Ministerwechsels für so leicht hielt, um im Vertrauen auf das Gelingen dieses Planes die orientalische Frage sofort und auf eine so auffällige Weise in Scene zu setzen. Möglich ist es, daß Fürst Gortschakow auf persönliche Einflüsse baute, die bis in die höchsten Kreise reichten und seinem Plane zu Statten kommen konnten. Wir sind darüber nicht unterrichtet; das aber dürfen wir wohl vernuthen, daß das russische Ministerium die Stellung des Herrn v. Schleinitz für viel weniger gesichert hielt, als sie es in der That ist. Ein großer Theil des Volkes vergaß die europäische Situation und richtete seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die deutschen Angelegenheiten; er drang auf eine »kräftige deutsche Politik«, auf thatsächliche Entscheidung der kurhessischen Angelegenheit im Sinne Preußens, auf Ausföchtung des Kampfes gegen Dänemark, auf durchgreifende Bundesreform; in allen diesen Punkten schien das Auftreten des Herrn v. Schleinitz, — und es erschien in der That auch uns zuweilen zu vorsichtig, zu rücksichtsvoll, zu zaudernd —: es lag die Voraussetzung nahe, daß ebenso verbreitet, wie diese Ansichten, auch die Unzufriedenheit mit dem Minister des Auswärtigen sei, daß sein Rücktritt also im Lande eher Befriedigung, als Besorgnisse erregen werde.

Aber — fragt man mit Recht — wenn es auch nicht unmöglich schien, Herrn v. Schleinitz zu beseitigen, wie mochte man doch hoffen, daß es gelingen werde, einem Staatsmanne Eingang zu verschaffen, der im Einvernehmen mit Rußland und Frankreich zu wirken entschlossen war? Die Erklärung dieses Räthfels liegt in der Situation. Der erkorene Staatsmann der Zukunft war durch die Situation nicht im Entferntesten genöthigt, mit seinen russischen oder gar französischen Sympathien sofort hervorzutreten. Er konnte sein Werk in deutscher Maske beginnen. Er durfte nur seine deutschen Gesinnungen zur Schau stellen und als den Grundkern seiner Politik die Anschauung bezeichnen, daß Preußens Hauptaufgabe in Deutschland liegt — was ihm Niemand bestreiten wird — und daß die Zeitumstände, welche die andern Großmächte mit wichtigen europäischen Fragen beschäftigten, überaus günstig wären, Preußen in Deutschland zu der ihm gebührenden Stellung zu verhelfen. Das war der Köder für die große liberale Partei — und es thut uns leid, sagen zu müssen, daß Einige in dem Garn wirklich gefangen wurden und sich an der Thatkraft, von der solche Expectationen eingegeben waren, höchlich erbaut haben. Dem Regenten gegenüber, dem jede Vergewaltigung in tiefster Seele zuwider ist, konnte ein solcher Staatsmann hoffen, daß ihm an dieser Stelle der für Preu-

ken oft geradezu beleidigende Charakter der mittelstaatlichen und der österreichischen Politik zu Statten kommen und ihm die ersten Schritte erleichtern werde, deren weiteren Folgen Preußen sich nicht mehr mit Bequemlichkeit würde entziehen können. Auf solchen Grundlagen ist die weitere Entwicklung des Planes einfach. Es wird mit einer kräftigen deutschen Politik angefangen. Es geschehen Schritte, die, wenn sie den gehofften Erfolg nicht nach ziehen, doch ohne Verletzung der Ehre, ohne neue Herabdrückung des Ansehens Preußens nicht mehr zurückgethan werden können, sondern zu ihren tatsächlichen Consequenzen weitergeführt werden müssen. Der Masse der liberalen Partei fällt ein Stein vom Herzen, da es nun endlich in Deutschland zur Entscheidung kommen soll. Der Zwiespalt zwischen den deutschen Ländern war aber schon vorher so weit gebrochen, daß ein geringes Zuthun ihn unheilbar machen konnte. Leicht konnten die Antipathien zu entschiedener Feindseligkeit gesteigert werden, und an Anlässen zu einem Ausbruch fehlt es in Deutschland leider nicht. Aber in dem Moment, in welchem Deutschland, der Entscheidung gewärtig, in zwei Lager gespalten, feindlich einander gegenübersteht, legt sich L. Napoleon mit einer Drohung in's Mittel. Der Partei, welche den bisherigen Schritten des neuen Ministers Beifall gesendet, drängt sich plötzlich die schredliche Gewißheit auf, daß alle vorangegangene Freundlichkeit Frankreichs trügerischer Dunst war, und daß uns nur die Wahl bleibt, entweder nur mit Schimpf und Schande zurückzuziehen oder es gleichzeitig mit den deutschen Mittelstaaten, mit Oesterreich und mit Frankreich anzunehmen. Gegen das Erstere werden sich dann auch die Patrioten auflehnen, die bisher einer so unbesonnenen Politik widersprochen hatten; sie werden nun und nimmer zugeben wollen, daß Preußen die Reihe seiner Fehler durch einen Selbstmord besiegele. Aber das Zweite, der Kampf gegen eine solche Coalition, führt in das offenbare Verderben. Wie ist aus einer so verzweifelten Situation herauszukommen? Aus dem Lager unsrer deutschen Gegner thut ein höhnischer Jubel heraus, daß Preußens Ehrgeiz endlich eine empfindliche Lektion erhalten werde. Dann werden einige kluge Köpfe mit dem Rath hervortreten, daß Frankreich um jeden Preis aus dem Spiel herausgeschafft werden müsse, wenn wir dem Verderben entrienen wollten. Von denjenigen, welche die Politik, die uns in eine so unselige Lage geführt hat, bejubelten, wird dann allerdings ein Theil — der tugendhafte — diese weitere Entwicklung nicht mitmachen wollen, sondern sich betroffen in das unpolitische Arbeitszimmer zurückziehen; die Mehrzahl wird die Nothwendigkeit anerkennen und sich ihr beugen. Dann wird der Staatsmann, der ein Arrangement mit Frankreich producirt, welches uns — natürlich gegen billige Vergütung — die Pienz gewährt, uns in Deutschland zu arrondiren, — der Staatsmann, der ein solches Arrangement producirt, welches er vielleicht gleich nach seinem Amtsantritt abgeschlossen hat, wird dann als ein Retter in der Noth gepriesen werden. — — Das etwa wäre die Art, Preußen in eine Allianz mit Frankreich hineinzutreiben.

Wie wünschten wir, sagen zu können, daß Alles, was wir eben niedergeschrieben haben, nur eine Fiction ist! Aber wenn eine «kräftige deutsche Politik» plötzlich von Personen empfohlen wird, die bisher für Preußens

deutsche Aufgabe nur Spott und Hohn hatten, und denen selbst die schleswig-holsteinische Angelegenheit ein Streit „um des Kaisers Bart“ war; wenn der Gedanke an die Berufung eines deutschen Rational-Parlaments Beifall findet auf einer Seite, welche die Begründung des constitutionellen Wesens in Preußen von Standpunkte des crassesten Absolutismus bekämpft hat; wenn die Sicherstellung des preussischen Uebergewichts in Deutschland von Männern angerathen wird, die seit zehn Jahren alle die Maßregeln auf das Eifrigste befürwortet haben, welche selbst den bescheidensten Einfluß Preußens ruiniren mußten; und wenn diese unerwartete liberale Drapirung den Zweck verfolgt, ihrem Träger den Weg in das Ministerium zu bahnen: — dann in der That ist wohl gerechter Anlaß vorhanden, mit äußerstem Argwohn nach den wahren Absichten zu forschen, die einer so wunderbaren Maskirung oder einer so ungläublichen Belehrung zum Grunde liegen. Und wenn wir nun hören, daß diese Ambition von russischer Seite protegirt, durch russischen Einfluß befördert wurde, — dann fällt auf die wahren Absichten plötzlich ein grelles und überzeugendes Licht, und das Wunderliche und Heterogene erscheint in einem planvollen Zusammenhange.

In derselben Zeit, als die Versuche zum Sturz des Herrn v. Schleinitz in Gang gebracht waren, gab der Kaiser von Frankreich von Neuem und in der verbindlichsten Weise seinen Wunsch zu erkennen, mit dem Prinz-Regenten persönlich zusammenzutreffen. Auch von dieser Seite sollte auf Preußen eingewirkt werden. Welche Absichten dabei obgewaltet haben mögen, werden wir sogleich erörtern.

Inzwischen hatte die preussische Regierung in Bezug auf die orientalische Frage ihre Stellung genommen. In London hatte die erste Nachricht von den Vorgängen in Petersburg — sie war dem englischen Ministerium von Berlin aus zugegangen — die äußerste Bestürzung hervorgerufen. Natürlich! die einzige Stütze, der einzige Rechtfertigungsgrund der Palmerston'schen Politik, — die Hoffnung, daß die Aufrechterhaltung des Einvernehmens mit Frankreich das britische Reich vor der bösesten Eventualität, vor einem gemeinsamen Vorgehen Frankreichs und Rußlands in der orientalischen Angelegenheit bewahren werde, — diese einzige Stütze der Palmerston'schen Politik brach zusammen. Es war klar, daß der höchst intime Allirte sich an solche Sentimentalitäten nicht lehrt, wo ihm ein größerer Vortheil winkt. Einen Augenblick schien es, als ob England die Folgen seiner Politik gegen die continentalen Staaten ohne und seine gänzliche Isolirung schmerzlich empfinde. Die Times, auch hier bereit, Lord Palmerston vorzuarbeiten und ihn zu decken, brachte sofort einen Artikel voll so kleinmüthiger Resignation, als ob das Schicksal des „kranken Mannes“ garnicht mehr abzuwenden sei und jeder Vernünftige sich mit Geduld in das Unvermeidliche fügen müsse. Fast schien es, als ob die Widerstandskraft so vollkommen abgestorben sei, daß England auch diesem allergesährlichsten Project freien Lauf lassen und sich mit den Brecken begnügen wollte, die ihm die Urheber desselben etwa gönnen mochten. Das englische Volk freilich — darauf konnte man mit Sicherheit rechnen — hätte sich gegen eine so kleinmüthige Politik mit aller Energie aufgelehnt; aber die Angelegenheit hätte gleich im Be-

ginn von der Regierung unheilbar verfahren werden können. Die preussische Regierung ließ das britische Cabinet über ihre Auffassung der Sachlage nicht im Dunkeln. Lord John entschloß sich, die erste und dritte der russischen Propositionen abzulehnen und nur zu der zweiten — Untersuchung der Lage der Christen im Orient durch eine Commission — seine Zustimmung zu erklären. Preußen ging etwas weiter: es zog, unter Bezugnahme auf die ihm vorliegenden Berichte, auch die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieses zweiten Postulats in Zweifel und machte seine Zustimmung zu demselben von der Uebereinstimmung der anderen Großmächte abhängig.

Ist es noch nöthig, auseinanderzusetzen, weshalb sich Preußen unter so mißlichen Verhältnissen bei einer Frage, die ihm nur von secundärer Bedeutung ist, in die erste Linie stellt? Allerdings: Oesterreich und England sind bei der orientalischen Frage viel näher interessirt als wir; aber sie wird auch für uns eine Frage ersten Ranges, sobald sie in Folge der Umstände eine Wendung nimmt, durch die sie zu dem imposantesten Piefestäl der französischen Suprematie zu werden droht. Ist diese Frage nach dem Willen Frankreichs und Rußlands entschieden, gegen die Interessen Englands und zur dauernder Schwächung seiner Macht und ohne Widerspruch von Seiten Oesterreichs und Preußens, — so hat die französische Politik die europäischen Staaten dauernd isolirt und in jedem derselben sich einen mächtigen Bundesgenossen geschaffen, — die Schadenfreude, die sich in die Hände reißt, wenn von den unthätigen Freunden einer nach dem andern der französischen Suprematie zum Opfer fällt. Dieser Gefahr beugte die preussische Regierung vor: sie hielt die Pforten zu einer Coalition zwischen England, Preußen und Oesterreich weit offen.

Die Erwartung also, daß Preußen sich durch die Verstimmung gegen England und durch Antipathie gegen Oesterreich werde bewegen lassen, unthätig im Hintergrunde zu bleiben, war vollständig fehlgeschlagen; und doch hatte sie eine wesentliche Stütze des ganzen Planes gebildet. Indes war die Anregung der orientalischen Angelegenheit mit so auffälliger Feierlichkeit in's Werk gesetzt worden, daß Rußland sie unmöglich ganz fallen lassen konnte. Sie mußte also einstweilen mit geringerem Geräusch fortgeschleppt werden, bis in Preußen günstigere Bedingungen hergestellt wären. Das stimmte auch mit den Wünschen des Kaisers Napoleon überein. Die auffällige Art, wie man in Petersburg die Sache angegriffen hatte, scheint nie seinen besondern Beifall gefunden zu haben. Jetzt waren ihm unerwarteter Weise die süditalienischen Ereignisse in den Weg gekommen, die seine Thätigkeit auf einen näher liegenden Gebiet in Anspruch nehmen konnten. Man einigte sich also gern dahin, die Untersuchung über die Lage der Christen im Orient der Pforte selbst zu überlassen, und den fremden Consuln nur das Recht vorzubehalten, etwaige hierauf bezügliche Thatsachen, die ihnen zur Kenntniß gekommen, der Regierung des Sultans mitzutheilen.

So wurde Europa vorerst vor dem Unglück bewahrt, daß die für seinen Frieden bedrohlichste Pulvermine in einem Moment angezündet wurde, in welchem es schon ohnedem in ziemlicher Herrüttung sich befand. Von England wurde diejenige Gefahr abgewandt, deren Ausbruch es schon lange am meisten

gefürchtet hatte. Ein höchst bedrohlicher Plan wurde durch die feste Haltung der preussischen Regierung durchkreuzt, die sich durch keinerlei Intriguen beirren ließ. — Wie England und dafür gedankt hat, zeigen die Auslassungen der englischen Blätter über die Zusammenkunft in Baden.

Daß die Bemühungen, Herrn v. Schleinitz zu beseitigen, durch diesen Ausgang nur einen neuen Impuls erhielten, versteht sich von selbst. Aber die Intriguen scheiterten an dem geraden Sinne des Prinz-Regenten und des Fürsten von Hohenzollern. Wir können nur sagen, daß wir dadurch, — abgesehen von den obenbezeichneten krummen Wegen, in die unsere auswärtige Politik zu gerathen drohte — auch hinsichtlich unserer inneren Entwicklung einer großen Gefahr entgangen sind.

Wenden wir uns jetzt zu der Badener Zusammenkunft.

Es ist bekannt, daß der Kaiser Napoleon seinen Wunsch, dem Prinz-Regenten einen Besuch abzustatten, dadurch motivirte, daß er demselben die Versicherung seiner friedfertigen Gesinnungen erneuern und dadurch die „absurden“ Beforgnisse zerstreuen wolle, welche in Deutschland hinsichtlich der französischen Politik rege geworden wären. Was der Kaiser durch einen solchen Act der Höflichkeit und durch solche Friedensversicherungen bezweckte, ist nicht schwer zu errathen. Er hoffte, durch eine persönliche Zusammenkunft das Mißtrauen zerstreuen zu können, welches sich einer Annäherung Preußens an Frankreich entgegengestellt hatte, und mag bereit gewesen sein, zu diesem Behuf eine möglichst große Summe von Friedfertigkeit, Mäßigung und speciellem Wohlwollen für Preußen zur Schau zu stellen. Erreichte er seinen Zweck, so war ein Anknüpfungspunkt gewonnen, Preußen mehr und mehr an Rußland und Frankreich heranzuziehen und es immer mehr von England und Oesterreich zu trennen. Aber auch dann, wenn dieser Zweck verfehlt wurde, schien die Zusammenkunft dem Kaiser in einer anderen Beziehung großen Nutzen bringen zu müssen. Er wußte es, daß von den Gegnern Preußens das Gerücht ausgesprengt war, Preußen beabsichtige sich auf Kosten seiner deutschen Bundesgenossen zu arrondiren und habe in dieser Hinsicht von Frankreich gewisse Zusicherungen erhalten; er wußte es, daß den leichtgläubigen Gemüthern im particularistischen Lager eingeredet war, Preußen wolle in Deutschland die Politik Piemonts nachahmen, und daß im Süden Deutschlands bei denen, welche weder den Charakter des Prinzen noch den seiner jetzigen Minister kennen, ein starker Argwohn vorhanden war, Preußen könne mit Frankreich auf Kosten Deutschlands in der That unter einer Decke spielen. Erreichte nun der Kaiser seinen Hauptzweck nicht, so konnte er wenigstens dessen gewiß sein, daß seine Zusammenkunft, seine Besprechungen mit dem Prinz-Regenten jenen Argwohn zur hellen Flamme aufsaßen und den Riß in der deutschen Nation unheilbar machen würden. Je mehr aber die Zwietracht und Spannung in Deutschland, die feindselige Stimmung gegen Preußen wuchs, desto mehr wurde die Aufmerksamkeit Preußens durch die deutschen Angelegenheiten in Anspruch genommen, desto weniger war von ihm eine Etmischung in europäische Fragen zu erwarten. Der Kaiser also wollte den Prinz-Regenten gewinnen, — und wenn dieses nicht gelang, ihn in Deutschland compromittiren.

Die Verhältnisse lagen so klar vor, daß die preussische Regierung auf den Vorschlag des Kaisers nicht eingehen konnte. Sie antwortete ihm mit großer Offenheit, indem sie den von dem Kaiser selbst angegebenen Zweck der Zusammenkunft erörterte. Die in Deutschland verbreiteten Besorgnisse — setze sie aneinander — seien zweierlei Art; erstens fürchte man allerdings, daß die französische Politik eine aggressive Wendung gegen Deutschland einschlagen könne, — und die preussische Regierung erkenne gern an, daß eine freundschaftliche Begegnung der beiden Herrscher wohl geeignet sei, diese Art von Besorgnissen zu beschwichtigen; daneben habe sich aber noch eine andere Befürchtung geltend gemacht, — die Befürchtung, daß Preußen sich, im Einvernehmen mit Frankreich und gegen gewisse Zugeständnisse an Frankreich, auf Kosten seiner deutschen Bundesgenossen vergrößern wolle, — und man könne sich nicht darüber täuschen, daß eine Zusammenkunft der beiden Regenten diesen Befürchtungen neue Nahrung geben, daß sie also den wohlwollenden Absichten des Kaisers zuwiderlaufen würde. Sobald es der preussischen Regierung gelungen sein werde, die öffentliche Meinung in dieser Beziehung aufzuklären und zu beruhigen, — und der Schluß der Landtagssession werde es möglich machen, hierfür mit größerer Ruhe zu wirken — werde sie den Vorschlag des Pariser Cabinets gern in weitere Erwägung ziehen.

Dem Kaiser war indeß an der Zusammenkunft zu viel gelegen, als daß er in dieser Antwort eine runde Ablehnung hätte erblicken sollen. Er hielt an seinem Vorschlage fest und erneuerte ihn nach dem Schluß des Landtags. Inzwischen hatte der König von Bayern den Wunsch zu erkennen gegeben, mit dem Prinz-Regenten zur Besprechung und Verständigung über deutsche Angelegenheiten in Baden-Baden persönlich zusammenzutreffen, und die erfreuliche Mittheilung hinzugefügt, daß der König von Württemberg dieselbe Absicht hege. Diesem Entschlusse der beiden süddeutschen Monarchen war man in Berlin auf das Bereitwilligste entgegengekommen, und die preussische Regierung konnte auf die erneute Aufforderung des Kaisers mit der Mittheilung antworten, daß für den Aufenthalt des Prinz-Regenten in Baden-Baden bereits eine Zusammenkunft mit den süddeutschen Monarchen verabredet sei. Der Kaiser wollte hierin ein glückliches Ereigniß erblicken, welches ihm Gelegenheit gebe, die Versicherung seiner friedlichen Gesinnung und seines Wohlwollens gegen Deutschland nicht bloß dem Prinz-Regenten, sondern auch andern deutschen Fürsten persönlich auszusprechen.

Durch den Entschlusse der süddeutschen Monarchen war die Situation vortheilhaft verändert worden. Ging die Absicht Napoleon's dahin, den Riß zwischen dem deutschen Norden und Süden dadurch zu erweitern, daß er dem Verbündigungs-system neue Nahrung verlieh, so konnte diese Absicht jetzt durch ein Arrangement durchkreuzt werden, bei welchem sein Besuch den Repräsentanten der einen wie der andern Partei, des Nordens wie des Südens, galt; ein gemeinsames Auftreten der hervorragendsten deutschen Fürsten bei dieser Gelegenheit zog auch der bössartigsten Verleumdungssucht den Boden unter den Füßen fort. Wichtiger aber als dieser Gesichtspunkt war ein anderer: es zeigte sich nun die Möglichkeit, einem Ereigniß, welches auf den Schaden Deutschlands

berechnet war, eine Wendung zu geben, durch die es dem Vaterlande entschieden nützlich wurden konnte. Der Entschluß der süddeutschen Monarchen lieferte einen erfreulichen Beweis einerseits für das lebhafter empfundene Bedürfniß, sich mit Preußen in Bezug auf die innern deutschen Angelegenheiten zu verständigen, andererseits für ein festeres Vertrauen zu der Person des Prinz-Regenten. Das waren werthvolle Anknüpfungspunkte. Eine freundliche Begegnung der drei deutschen Monarchen, die sichtlich hervorgerufen war durch die Ermüdung der politischen Umstände, welche das Gesamtvaterland bedrohten, konnte nicht anders denn als ein Beweis aufgefaßt werden, daß diese Fürsten, wie weit auch ihre Politik in innern deutschen Angelegenheiten auseinandergehen mochte, dennoch entschlossen waren diese Differenzen in den Hintergrund treten zu lassen, sobald die politische Lage ein einmüthiges Handeln dem Auslande gegenüber nothwendig zu machen schien. Diese Wahrnehmung konnte auf den Kaiser Napoleon nur einen für Deutschland vortheilhaften Eindruck hervorrufen: alle diejenigen Combinationen, die sich auf die Zerrissenheit Deutschlands und auf die Möglichkeit stützten, den innern Haß zum Vortheil des Auslandes weiter anzufachen zu können, mußten dadurch in Unsicherheit gerathen. In zweiter Linie eröffnete sich außerdem die Aussicht, daß es den Besprechungen der deutschen Fürsten vielleicht gelingen werde, auch in Bezug auf die innern Angelegenheiten Deutschlands eine Verständigung oder wenigstens eine Milderung der schroffsten Gegensätze zu erzielen und so für Deutschland ein positives Moment der Kraft zu gewinnen, das um so bezeichnender sein mußte, als es unter den Augen des Kaisers der Franzosen erstrebt und gewonnen war.

Unter solchen Umständen erschien es nicht nur unbedenklich, sondern vortheilhaft, von dem Kaiser die Versicherungen seiner friedliebenden Gesinnungen entgegenzunehmen. Der Prinz-Regent erklärte seine Bereitwilligkeit, mit den Königinn von Bayern und Württemberg den Besuch des Kaisers in Baden-Baden zu empfangen, nachdem an die beiden süddeutschen Souveraine eine formelle Einladung zu dieser Zusammenkunft ergangen war.

In der Absicht des Kaisers hatte es ursprünglich gelegen, mit der Fürsten-Zusammenkunft auch eine Minister-Conferenz zu verbinden, und es war in Bezug hierauf eine specielle Anfrage nach Berlin gerichtet worden. Hier waren alle diejenigen, die es durchschauten, welche Rolle die Zusammenkunft in dem Plan, Preußen der russisch-französischen Allianz zu nähern, spielen sollte, nicht im Geringsten darüber im Zweifel, daß auf jenen Vorschlag nicht einzugehen sei. Die Anwesenheit der Minister hätte unvermeidlich zu politischen Verhandlungen geführt und dem französischen Kabinet einen erwünschten Anknüpfungspunkt für seine Pläne geboten. Es wurde also erklärt, daß der Prinz-Regent es wünsche, den rein persönlichen Charakter der Zusammenkunft nicht zu alteriren, und daß er deshalb ohne seinen Minister des Auswärtigen in Baden erscheinen werde. So war der französischen Politik auch diese Handhabe genommen.

Sehr charakteristisch ist es, daß Rußland noch im letzten Moment einen Versuch machte, den ursprünglichen Zwecken der Zusammenkunft förderlich zu werden. Die preußische Regierung wurde dringend ersucht, die günstige Ge-

legenheit zu benutzen, sich mit dem Kaiser der Franzosen über die schwebenden europäischen Fragen zu verständigen und auf diese Weise das aus vielen Gründen wünschenswerthe Einvernehmen zwischen den drei Staaten — Rußland, Preußen und Frankreich — herzustellen. Konnte über den Plan, der den diplomatischen Vorgängen der beiden letzten Monate zum Grunde lag, noch irgend ein Zweifel obwalten, so mußte er durch diese Eröffnung beseitigt werden. Man kann sich denken, wie Rußland den Plan einer solchen Tripel-Allianz dem preussischen Cabinet schwachhaft zu machen gesucht haben wird. Es wird hervorgehoben haben, daß innerhalb dieser Allianz immer ein intimeres Verhältniß zwischen Preußen und Rußland bestehen würde, daß ihr Schwerpunkt in diesem Verhältniß der beiden östlichen Staaten liegen, daß diese das conservative Element repräsentiren würden, welches durch seine innere Uebereinstimmung im Stande sein werde, auf den dritten Participienten einen entscheidenden Entschluß zu üben und seinen Ehrgeiz zum Besten Europa's zu zügeln. Nun, — der Vorhang war in St. Petersburg etwas zu früh in die Höhe gerollt; wir hatten gesehen, daß zu dem politischen Drama Alles arrangirt war, und konnten uns nicht mehr darüber täuschen, daß die uns zugebachtete Aufgabe weniger darin bestand, auf die Conception desselben einen maassgebenden Einfluß zu üben, als in der Rolle eines stummen Comparsen für die Ausführung fremder Ideen mitzuwirken. Dieser Prodruf war nicht sehr verführerisch.

Ueber die Resultate der Zusammenkunft mit dem Kaiser haben wir nach dem Obigen wenig hinzuzufügen. Durch die erwähnten Arrangements war ihre Bedeutung schon von vorn herein auf ein Minimum reducirt und den kaiserlichen Plänen fast jede Aussicht auf Gelingen benommen. Was Preußen betrifft, so sind diese Pläne vollständig gescheitert: es ist weder gelungen, Preußen an Frankreich heranzuziehen, noch es in Deutschland zu discreditiren. Bis jetzt haben wir auch noch nicht bemerkt, daß die Versicherungen der französischen Friedensliebe irgendwo in Deutschland die Wachsamkeit und das Streben, die nationale Kraft zusammenzufassen, eingeschlafert hätten; und so glauben wir uns auch in dieser Beziehung über die Folgen der Conferenz beruhigen zu dürfen.

Die Arrangements waren überhaupt der Art gewesen, daß wir den Besprechungen der deutschen Fürsten untereinander eine ungleich höhere Bedeutung beilegen mußten, als ihrer Zusammenkunft mit Napoleon. Der Gedanke einer persönlichen Begegnung deutscher Fürsten, den der König von Bayern aufgefaßt und für den er den König von Württemberg gewonnen hatte, mußte in vielfacher Beziehung als ein glücklicher erscheinen. Wie tief auch die deutschen Differenzen in den mißlichen Zuständen Deutschlands wurzeln mögen, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie nur unter der Einwirkung ganz ungerechtfertigter Voraussetzungen und einer durch leidenschaftliche Polemik erhitzten Einbildungskraft eine so feindselige Schärfe erlangen konnten. Den Anhängern eines polizeilich-reactionären Regiments, die durch eine systematische Anfeindung Preußens der liberalen preussischen Regierung bei allen ihren Schritten entgegenzutreten und sie zu stürzen suchten, konnte es nur erwünscht sein, wenn der preussischen Regierung ehrgeizige Pläne oder gar die Absicht, mit dem Auslande

auf Kosten Deutschlands zu conspiriren, angebildet wurden; bei solchen Personen, welche den Charakter des Prinz-Regenten und seiner Minister nicht kannten, konnten solche Ausstreunungen Glauben finden, und sie waren geeignet, nicht bloß alle particularistischen, sondern auch manche liberale und nationale Elemente unter das gegen die preussische Regierung aufgepflanzte Banner zu sammeln. Diese künstlich getrübe Atmosphäre war die Lebensluft für gewisse Ministerien die sich erst nach dem Sturz der in Preußen zur Geltung gekommenen Regierung-Maximen wieder vollkommen sicher und sorglos fühlen konnten, und wir halten es nicht für unmöglich, daß es ihren Einflüsterungen hier oder dort gelungen war, auch in einem gekrönten Haupt ähnliche Besorgnisse zu erregen. Nun hatte schon die letzte Thronrede des Prinz-Regenten erheblich dazu beigetragen, diese trüben Nebel zu verschütten; um so entschiedener durfte man von persönlichen Besprechungen der deutschen Fürsten erwarten, daß sie wenigstens das Resultat herbeiführen würden, aus den Differenzen über deutsche Fragen das künstlich in sie hineingetragene Gift auszuschleiden und sie auf ihr natürliches Maas zurückzuführen. Aber die Grundgedanken, aus denen der Entschluß des Königs von Bayern hervorgegangen war, erregten noch weitergehende Hoffnungen. Wenn der Wunsch nach einer Verständigung über innere Fragen durch den Hinweis auf die von außen drohenden Gefahren motivirt wird, welche jede Zerspaltung der deutschen Kraft im bedenklichsten Lichte erscheinen ließen, so scheint es sich als selbstverständlich zu ergeben, daß eben nur eine nationale, das Volk mit Befriedigung, mit Selbstgefühl, mit Patriotismus, mit Opferfreudigkeit erfüllende Politik als eine geeignete Basis der Verständigung betrachtet werden konnte, nicht aber die bisherige Bundestagspolitik, die in der Beeinträchtigung des constitutionellen Entwicklungsganges der Einzelstaaten, in der Beschneidung verfassungsmäßiger Volksrechte auf Grund von Bundes-Normativbestimmungen, und in gemeinamen Polizei-Maasregeln zur Unterdrückung liberaler Bestrebungen ihre Hauptaufgabe erblickt hat. Das aber entsprach den preussischen Ansichten so vollkommen, daß ein ernstlich gemeinter Wunsch der Verständigung identisch zu sein schien mit dem Entschluß, sich dem preussischen Standpunkte anzunähern. Auch an sich konnte diese Erwartung nicht schlechtthin als sanguinisch bezeichnet werden. In den süddeutschen Staaten sind Ministerien am Ruder, die entweder selbst liberal oder doch wenigstens nicht in crassem Polizei- und Reactionsgeist befangen sind; bei ihnen kommen nicht persönliche Gründe oder Parteimotive ins Spiel, die sie mit einer unauslöschlichen Feindseligkeit gegen die preussische Regierung erfüllen könnten; man durfte im Gegentheil voraussetzen, daß sie sich in ihren bisherigen Verbindungen, durch die sie sich den von einem ganz andern Geist durchtränkten Zumuthungen der Herren v. Beust und Borries ausgesetzt sahen, unbehaglich fühlen würden und daß sie sich der Führerschaft des sächsischen Ministers des Auswärtigen enthoben zu sehen wünschten. Auch eine bestimmte Thatfache lag vor, aus welcher sich ergab, daß sie des fortgesetzten Intriguenspiels gegen Preußen satt waren: der letzte Versuch des Herrn v. Beust, die Würzburger Conföderation weiter gegen Preußen auszunutzen, war von ihnen als unzeitgemäß zurückgewiesen und — wenn wir nicht irren — auch von Oesterreich



wiberrathen worden. Es fehlte also nicht an Gründen, welche zu der Erwartung ermunthigten, daß in Baden-Baden wirklich Grundlagen zu einer Verständigung gewonnen werden könnten.

Diese Erwartungen sind nun allerdings nur zum geringsten Theil in Erfüllung gegangen. Es ist bekannt, daß der König von Hannover unerwartet den Entschluß gefaßt hatte, sich zu der Zusammenkunft in Baden selbst einzuladen, und daß er zu diesem Zweck eine sehr überraschende Fahrt nach Berlin unternahm, die für ihn schwerlich eine Vergnügungstreife gewesen sein wird. Nach diesem Vorfall mußte es als angemessen erscheinen, sofort auch den sächsischen Monarchen von der Reise der drei andern deutschen Könige nach Baden in Kenntniß zu setzen, damit er darnach seine Entschlüsse fassen könne. In Folge dessen traten zu der Versammlung in Baden auch Elemente hinzu, die von der Stimmung, welche sich im deutschen Süden geltend gemacht hatte, nicht berührt waren; man mußte also darauf gefaßt sein, daß auch die alte Dissonanz sich dort ungeschwächt fühlbar machen werde.

In der Stimmung hinsichtlich des Auslandes scheint nun allerdings unter den in Baden versammelten Fürsten, zu denen auch die Großherzoge von Weimar und Hessen-Darmstadt und die Herzoge von Koburg und Nassau hinzutraten, eine erfreuliche Einmüthigkeit geherrscht zu haben, und wir würden mit diesem Resultat allein sehr zufrieden sein, wenn die Gesinnung auch überall die entsprechende That verbürgte, d. h. wenn mit dem Willen, dem Auslande gegenüber einig zu sein, auch die Bereitwilligkeit Hand in Hand ginge, unbesonnen und uneigennützig die zweckdienlichsten Mittel zu ergreifen, um dem gemeinsamen Auftreten durch Hebung der nationalen Kraft den erwünschten Erfolg zu sichern. In Bezug auf die inneren Fragen hingegen drängten sich sofort die betrübendsten Wahrnehmungen auf. Es stellte sich heraus, daß selbst diejenigen, von denen der Wunsch nach einer Verständigung zuerst ausgebrüht war, über die einzig mögliche Grundlage derselben durchaus im Unklaren waren. Wenn wir hören, daß die Entlassung des preussischen Ministeriums und Bundesmaßregeln zur Unterdrückung des Nationalvereins und zur Verfolgung seiner Mitglieder als geeignete Mittel zur Herstellung der Eintracht empfohlen wurden, so sind wir in der That in Verlegenheit, was wir über eine Anschauung sagen sollen, die auf den Erklärern des heiligen Eidernehmens zwischen Thron und Volk in Preußen und auf der reactivirten polizeilichen Thätigkeit des Bundesstages eine nationale Politik aufbauen zu können wähnt! Vom sittlichen Standpunkte aus würden solche Mittel stets als verwerflich erscheinen müssen; vom politischen Standpunkte aus könnten sie in einer Zeit, in welcher das Volk ohne Gefahr als Aschenbrödel behandelt werden mag, im Interesse des Absolutismus als empfehlenswerth betrachtet werden; aber unter Umständen, die, wie die gegenwärtigen, in jedem Moment einen Appell an den Aufschwung und an die Opferfreudigkeit der Nation nothwendig machen können, haben sie — gelinde gesagt — absolut keinen Sinn; und als ein Weg zur Hebung des Nationalgefühls und zur Kräftigung einer nationalen Politik sind sie vollends der Gipfel der Verlehrtheit.

Nach solchen Präjudicien mußte die Hoffnung, daß aus den Besprechungen

in Baden ein erheblicher Vortheil für Deutschland hervorgehen werde, bedeutend herabgestimmt werden. Die vereinigten Fürsten sonderten sich in zwei Gruppen; die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar und der Herzog von Coburg theilten die Auffassungen des Prinz-Regenten; ihnen gegenüber standen, wenngleich durch mancherlei Meinungsschattirungen getheilt, die vier Könige, der Großherzog von Hessen und der Herzog von Nassau. Die Meinungsdivergenz war zu groß, als daß eine Ausgleichung hätte erzielt werden können; der einzige Gewinn, den die Zusammenkunft in dieser Beziehung ergeben hat, liegt darin, daß sie einige Anknüpfungspunkte für weitere Verhandlungen darbot.

Dennoch glauben wir, daß das Ereigniß in seinen weiteren Konsequenzen eine segensreiche Wirkung äußern wird. Allen Nachrichten zufolge hat die Persönlichkeit des Prinz-Regenten, sein loyaler, offener, uneigennütziger und fester Sinn auf alle Anwesenden, auf Fürsten und Volk, einen bedeutenden und gewinnenden Eindruck gemacht. Daß in ihm kein Falch ist, davon wird Jeder eine lebendige Ueberzeugung mitgenommen haben, und wir dürfen nun hoffen, daß, wenn wir schon zur Uneinigkeit verurtheilt bleiben sollen, diese Uneinigkeit doch wenigstens nicht mehr durch ein verruchtes Anschwärzungssystem gesteigert werden wird. Zweitens hat die Festigkeit, mit welcher der Prinz an den Grundsätzen seiner inneren und seiner deutschen Politik festhalten zu müssen erklärte, und die Bestimmtheit, mit welcher er sein Programm zeichnete, jede Illusion darüber zerstören müssen, daß diese Politik sich durch Intrigen oder durch Festschläge in ihrem Gange könne beirren lassen. Und diese Festigkeit wird ihre Anziehungskraft üben.

Noch wichtiger kann die Zusammenkunft in ihrer Einwirkung auf die Nation werden. Der eigentliche Grund der Divergenz, der bisher von den Gegnern Preußens klüglich verdeckt wurde, ist nun klar an's Licht getreten. Der Liberalismus der preussischen Regierung und ihre nationale Politik in Bundestags-Angelegenheiten, — das sind die eigentlichen Steine des Anstoßes. Preußen legt das Hauptgewicht auf die völkerrechtliche Bedeutung des Bundes, als einer Institution, welche die territoriale Zerrissenheit Deutschlands wenigstens in Bezug auf seine Beziehungen zum Auslande unschädlich machen soll und demgemäß in der Sorge für die Selbstständigkeit und Wehrfähigkeit des Gesamtvaterlandes ihre Hauptaufgabe hat. Auf der anderen Seite dagegen wird der Bund vorzugsweise deshalb geschätzt, weil er eine bequeme Handhabe zur Einwirkung auf innere Landesangelegenheiten im freiheitsfeindlichen Sinne darbietet und weil unter seiner Autorität auch solche Repressiv-Maassregeln ergriffen werden können, zu deren Durchführung manche Einzelregierung nicht den Muth und die Kraft besitzt. Eine solche Benugung des Bundes läuft der Selbstständigkeit der Einzelstaaten und der Freiheit ihrer verfassungsmäßigen Entwicklung schnurstracks zuwider. Preußen hält diese Richtung der Bundesthätigkeit für eine unglückliche und für eine den ursprünglichen und den wichtigsten Zwecken des Bundes widersprechende; daraus folgt, daß es einerseits entschlossen ist, jedem derartigen Mißbrauch der Bundesgewalt entgegenzutreten. Auf der andern Seite wird selbst jetzt, wo „Kräftigung der Nation dem Auslande gegenüber“ der allgemeine Wahlspruch ist, der Vorschlag gemacht, auf dem Wege der poli-

zeilichen Thätigkeit des Bundestags einen Schritt vorwärts zu thun und gegen den Nationalverein Repressiv-Maassregeln zu ergreifen!

Das ist die Divergenz. Die Nation mag entscheiden. Wer fernerhin gegen Preussen ankämpft, kann jetzt wenigstens wissen, welcher Politik er dient. Es hat der Nation unendlichen Schaden gethan, daß hierüber gesellschaftlich Dunkel verbreitet wurde und daß es gelungen ist, den polizeilich-bureaokratischen Interessen, die sich durch das liberale Regiment in Preussen gefährdet fühlten, einen nationalen Anstrich zu geben und Elemente an sie zu ketten, die sich im guten Glauben gegen Preussen ereiferten, ohne zu ahnen, für welche Principien sie kämpfen und welchen Principien sie den Sieg erschwerten. Das Licht, das jetzt auf den Kern der Differenz gefallen ist, wird diesem Unheil ein Ende machen; Freunde und Feinde werden sich nun endlich erkennen, und dann — das ist unsere feste Ueberzeugung — dann wird der Kampf ein Ende haben; denn wir werden sehen, wie gering die Zahl unserer Gegner ist. Und wenn die Badener Zusammenkunft kein anderes Resultat gehabt hätte, als daß sie zu diesem Klärungsprozeß den Anstoß gegeben hat, so bleibt sie sicher ein denkwürdiges Ereigniß in unserer Geschichte.

---

## Sicilische Briefe.

### 1.

Messina, den 2. Juni.

— — Wer in der Gegenwart Sicilien beherrschen will, der muß im Besitze von Messina, oder richtiger gesagt, der Citabelle von Messina sein. Die Geschichte der Revolution von 1848 hat das vollständig bewiesen. Acht bis neun Monate lang besaß die neapolitanische Regierung von der 490 Quadratmeilen großen Insel nur die Paar Acker, auf denen die Citabelle von Messina erbaut ist und eroberte von hier aus, nachdem die Wogen der Revolution ihre rückläufige Bewegung begonnen hatten, die ganze Insel mit etlichen Schweizer-Regimentern. Vergeblich hatten die Insurgenten sich Monate lang bemüht, die Citabelle in ihren Besitz zu bekommen, ja, hatten mehrere Forts, die die Citabelle beherrschen, mit Sturm genommen, allein der Mangel an weithin tragendem Belagerungsgeschütz und die Unerfahrenheit der Sicilianer im Kriegshandwerke — es ist das einzige Versprechen, das den Sicilianern gehalten worden, daß sie conscriptionsfrei sind — ließen die Neapolitaner im Besitze des Schlüssel der Insel. Da möglicherweise auch jetzt wieder der Entscheidungskampf um die schöne Insel hier ausgefochten werden wird, so werden die folgenden, an Ort und Stelle gewonnenen Anschauungen Ihren Lesern hoffentlich willkommen sein.

Messina liegt an der nach ihm genannten Meerenge (Faro di Messina) zwischen Sicilien und Calabrien, nur zwei Stunden von der schmalsten Stelle derselben entfernt. Da die Stadt einen vortrefflichen Hafen besitzt, der seit

1848 ein Freihafen geworden ist, so ist der Handel der Stadt sehr lebhaft. Südfrüchte, Olivenöl, Getreide, eingelochter Citronensaft, rohe Seide, Schwefel, Bimstein von den liparischen Inseln u. s. w. sind die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel: Manufacturwaaren, mit denen Messina wohl drei Viertel der ganzen Insel versorgt, Eisen und Holz, die wichtigsten Importgegenstände. Der größte Theil des Handels ist in den Händen von deutschen Kaufleuten. Da dieselben mit sehr wenigen Ausnahmen Protestanten sind, so haben sie sich mit Schweizern und Dänen zu einer deutsch-evangelischen Gemeinde vereinigt. Die regelmäßige Verbindung mit Frankreich und Deutschland einerseits und dem Orient andererseits wird durch die Schiffe der Messageries impériales hergestellt, von denen jeden Montag Abend ein Schiff, direct von Marseille kommend, eintrifft, welches die deutschen Briefe und Zeitungen mitbringt, und ein anderes den Dienstag ankommt, das gleichfalls von Marseille, aber Genua, Livorno, Civitavecchia und Neapel berührend, abfährt. Nach einer Woche kehren dann die Schiffe, aus der Levante kommend, in den Hafen hierher zurück.

Längs des Hafens ist die Stadt, amphitheatralisch sich erhebend, gebaut. Die Steigung innerhalb der Stadt ist jedoch nicht so stark, wie in Neapel und Genua, und es geht ihr deswegen das imposante Aeußere dieser Städte ab, mit denen sie sich auch nicht, was die Größe der Paläste und die Menge der Einwohner — 80,000 bis 90,000 — betrifft, messen kann. Denn Messina ist seit dem Erdbeben von 1783, das beinahe die ganze Stadt umwarf, nicht wieder im alten Glanze aufgebaut worden, und an mancher Säulensfacade sieht man es, daß die Häuser kaum die Hälfte ihrer ehemaligen Höhe wieder erreicht haben. Im Inneren ist die Stadt noch größtentheils ohne Pflaster, und die Straßen, da die von den Bergen zur Regenzeit stürzenden Bäche oft tiefe Rinnen in ihnen ausgespült haben, nicht leicht zu passiren. Dagegen sind die drei mit dem Hafen parallel laufenden Hauptstraßen, sowie ihre vielen Verbindungsgassen, vortrefflich mit Quabern belegt. Die Straße zwischen der letzten Häuserreihe und dem Meere, also eigentlich der Quai, wird hier die Marine genannt; mit ihr läuft parallel die Ferdinandsstraße — Strada Ferdinanda — und höher hinauf der Corso. Nach beiden Seiten der Stadt, längs der Meereseenge, ziehen sich Reihen von Landhäusern hin, die nach Norden, wo das Meer näher an die Berge herantritt, unmittelbar an diese angelehnt, nach Süden auf beiden Seiten der nach Catania führenden Landstraße erbaut sind. In dem südlichen Theile der Stadt sieht man noch die deutlichsten Spuren der Verwüstung aus dem Jahre 1848. Denn dieser der Citabelle zunächstgelegene Theil ist von den neapolitanischen Truppen nach Eroberung der Stadt, die von den Insurgenten besetzt war, ausgebrannt und geplündert worden. Mit systematischer Zerstörungswuth hat man die wegen der häufigen Erdbeben sehr massiv gebauten Häuser von Innen ausgebrannt, und noch jetzt stehen die Wände und Giebelseiten nackt und kahl an der Straße. In einem hier gelegenen Benedictinerkloster sind damals mehrere hundert Menschen verbrannt.

Doch dieses führt uns auf die Lage der Befestigungen selbst. Man muß hier zwei vollständig von einander geschiedene Befestigungs-Systeme unter-

scheiden; einmal die Forts, die auf den Bergen über der Stadt liegen, und zu denen jetzt noch neue Batterien hinzukommen, und die Citabelle und das Fort Salvatore am Hafen. Der Hafen von Messina ist nämlich nicht etwa eine offene Rhyde, sondern fast ein Binnensee, der nur mit dem Meere durch eine breite Einfahrt in Verbindung steht. Sichelartig — daher Messina bei den Griechen Zantle hieß — umschließt eine schmale Landzunge den nach Norden geöffneten tiefen Hafen, der ungefähr die Gestalt einer in der Mitte durchschnittenen Citrone hat. Da, wo die Landzunge sich zwischen dem Hafen und der Straße von Messina zu verengen anfängt, liegt die Citabelle, nach der Landseite hin durch drei nasse Gräben gedeckt, nach der Stadt- oder Hafenseite hin mit Kanonen besetzt, nur nach der See- und Salvatore hin schwach besetzt. Die Mauern sind nicht sehr hoch und liegen nicht in Erdwällen. Da, wo die Landzunge sich am meisten der Stadt nähert, am Hafenausgang, liegt das Fort Salvatore, seit 1848, wo man es fast ganz zusammengepflocht hatte, wieder neu aufgebaut. Diesem Fort gegenüber lag bis 1848 auf der Landseite ein anderes kleines Fort, das aber in diesem Jahre von den Insurgenten genommen und seitdem ganz abgetragen wurde. Eben so wenig konnten die Befestigungen über der Stadt damals behauptet werden; sie werden von einigen, in der Nähe gelegenen und noch höheren, mit mehr oder weniger bedorrenden Bergspitzen vollständig beherrscht. Bei einer jetzt etwa bevorstehenden Einschließung der Stadt von Seiten der Insurgenten werden daher diese Forts vermutlich bald aufgegeben werden müssen und die im Augenblicke unbedeutende, durch Desertion täglich abnehmende Besatzung wird sich nur in der Citabelle und Fort Salvatore behaupten können.

Die Anfänge der Unruhen in hiesiger Stadt, welche in der Osterwoche stattfanden, sind jetzt ziemlich wahrheitsgetreu in Deutschland bekannt. Es hatten hier allerdings Demonstrationen im Theater, massenhafte Zusammenrottirungen in den Hauptstraßen der Stadt stattgefunden. Ungeheuerlichkeiten waren jedoch nicht weiter vorgekommen. Da provocirte man aber die Bevölkerung, behauptete, es sei auf die Truppen geschossen worden, öffnete die Gefängnisse, ließ die Ebirren auf wehrlos fliehende Bürger schießen und drohte schließlich mit einem Bombardement der Stadt. Der commandirende General ließ dieses durch eine Proclamation bekannt machen. Da begaben sich die Consuln, mit Ausnahme des österreichischen, der feig sich einschiffte, zum Commandanten und machten demselben, der französische, Herr Doulard, an der Spitze, so energische Vorstellungen, daß jener die Proclamation nicht nur zurückzunehmen und durch eine neue verböhnliche zu ersetzen versprach, sondern die Consuln ersuchte, ihm die erste Proclamation wieder einzuhändigen, und sich damit entschuldigte, er habe nicht gewußt, daß der Inhalt des Actenstücks der ihm mitgetheilte sei: sie sei aus der Feder seines Secretärs. Nachdem die Consuln aus der Citabelle zurückgekehrt waren und die neue Proclamation erschienen war, lehrte die Bevölkerung, die auf die Androhung des Bombardements hin nach allen Richtungen auseinandergestoben war, allmählich wieder in die Stadt zurück, und die Zustände schienen sich von Neuem consolidiren zu wollen. Da traf die Nachricht von der Landung Garibaldi's auf Sicilien ein, und seit diesem

Augenblicke ist Alles wieder in Auflösung begriffen. Der englische Consul an hiesigem Orte hatte die falsche Nachricht erhalten, es habe eine Landung der Insurgenten auf der Nordostküste der Insel bei Melazzo stattgefunden und darauf hin seine Schutzbefohlenen durch ein Circular aufgefordert, sich zum Einschiffen bereit zu halten. Mit Blitzesschnelle flog die Nachricht hiervon durch die Stadt, und nun begann eine wahre Auswanderung der Eingebornen, wie sie größer kaum gedacht werden kann. Seit drei Wochen schaffen die armen Leute ihre Habe vor die Stadt; sie verkaufen lieber die Hälfte, um das Fahrgehalt für die andere herauszuschlagen, als daß sie ruhig zu Hause bleiben und die Dinge ruhig abwarten. Längs des Meeres hin haufen sie zu Hunderten in Schiffen, die an's Land gezogen sind, Andere haben ihre Matratzen — der Reichthum und Stolz der Messinesen — auf das Feld geworfen, Pfähle eingerammt und Lächer darüber zu Zelten ausgebreitet. Die Handwerker haben ihre Geschäfte im Stiche gelassen, viele Krämer ihre Läden geschlossen, so daß man schon jetzt Mangel an frischem Fleische hat, weil die Metzger nicht mehr schlachten. Tags kommen die Leute wohl in die Stadt geschlichen, und dann füllen sich die Straßen. Gegen Abend aber zieht Alles in langen Zügen, die Esel hoch mit Hausgeräth und allerlei Dingen beladen, wieder zu den Thoren hinaus. Wer weiß, wie lange dieser Zustand noch dauern wird? Unterdessen verzehren die Unglücklichen vor den Thoren ihre Sparpfennige und dann Hab' und Gut, um Bettler und Hungerer zu werden, die die Campagna unsicher machen.

Wer in einem geordneten Staate zu leben gewohnt ist, kann sich die Ursache einer solchen allgemeinen Auflösung nicht ganz klar machen. Das allgemeine Mißtrauen gegen das bestehende Regiment läßt die Menschen von diesem Alles befürchten. Und diese Furcht ist nicht unbegründet. Wird die Stadt bombardirt, dann wird sie auch geplündert, ausgebrannt, und die wehrlose Bevölkerung ermordet, wie es 1848 geschehen ist. Das neapolitanische Militär, so feig es ist, so grausam und blutdürstig ist es auch. Da die meisten Soldaten Calabresen sind, so waren 1848 eine ganze Menge von ihren Landsleuten von der gegenüberliegenden Küste herübergekommen, um mit der Beute der geplünderten Stadt beladen wieder heimzulehren. Schon in der Osterwoche waren diese Sturmvögel wieder erschienen. Kommt es jetzt abermals zu einer Plünderung, so dürfte sie der von 1848 nicht nur nichts nachgeben, sondern sie noch weit hinter sich lassen. Und doch erklärt dieses den panischen Schrecken der Bevölkerung nicht vollständig. Bestände hier noch eine ordentliche Civil- oder Communalverwaltung, so ließe sich doch wohl der bis jetzt wenigstens ganz unmotivirten Auswanderung und dem durch sie herbeigeführten Elende steuern. Allein der Chef der hiesigen Provinzialverwaltung, der Intendant, ist von dem Militärgouverneur, als Liberaler in Neapel verdächtigt, dorthin abberufen worden. Derselbe hat mit dem Könige eine lange Unterredung über alles Mögliche gehabt, seiner Abberufung ist aber mit keiner Silbe gedacht, und er als Kammerherr zum Dienste befohlen worden. Einen Bürgermeister haben wir gleichfalls nicht. Derselbe — er heißt hier Synodicus und steht an der Spitze des mit ihm aus sieben Mitgliedern bestehenden Senats — war nicht, wie es eigentlich geschehen sollte, von

der Commune gewählt, sondern von der Regierung einfach ernannt worden. Trotzdem war er kein williges Werkzeug in den Händen derselben, sondern weigerte sich, die auf Grund des Kriegszustandes vom Militärcommando geltend gemachten Mehrforderungen auf die begüterte Stadtklasse anzuweisen. Deshalb wurde er, wie er eingeseßt war, so auch kurzer Hand wieder abgeseßt. Bei der allgemeinen Erbitterung gegen die Regierung würden die Behörden, auch wenn sie wirklich noch beständen, doch kaum von Einfluß sein. Dahin hat es hier die maßlose Polizeiwirthschaft gebracht. Statt nach dem Code Napoléon, der hier noch Gesetzeskraft hat, zu regieren, hat man die unschuldigsten Leute, ohne sie zu verhören, auf bloßen Verdacht hin Wochen, Monate, ja Jahre lang eingesperrt. kamen sie endlich zum Verhör und wurden sie freigesprochen, so seßte man sie keineswegs in Freiheit, sondern hielt sie noch lange zurück oder exilirte sie. Deshalb ist aber auch die Polizei bei dem Volke so verhaßt, daß man nur die übelberüchtigtesten Subjecte bewegen kann, sich in ihre Reihen aufzunehmen zu lassen. Seit mehreren Wochen scheint sie ihre Functionen ganz eingestellt zu haben, ebenso wie die Douaniers, die keinen Zoll mehr erheben und alle zollbaren Gegenstände ungehindert die Manthlinien passiren lassen.

Mit welcher Spannung man hier bei diesen Zuständen auf zuverlässige Nachrichten von Palermo wartet, brauche ich wohl nicht auszumalen. Ein Gerücht, unglücklicher als das andere, verdrängt ein drittes. Bald wird mit den kleinsten Einzelheiten die Einnahme von Montreale, ja von ganz Palermo erzählt. Dann erfolgt plötzlich eine officiële Bekanntmachung von Seiten des Militärcommando's, nach der Garibaldi mit seinen Banden in alle Winde zerstreut ist. Die zuverlässigsten Nachrichten, natürlich abgesehen von den directen Briefen, die wöchentlich ein englischer Dampfer bringt, sind noch die Proclamationen des revolutionären Comitö's zu Palermo. Durch diese ist seit dem 31. Mai hier bekannt geworden, daß am 28. der Kampf in Palermo begonnen habe und nach großem Blutvergießen ein Theil der Stadt von den Insurgenten erobert sei. In Folge dieser Nachricht haben sich denn auch die hiesigen Fremden ernstlicher mit dem Gedanken an die Einschiffung vertraut gemacht. Der größte Theil des Geldvorrathes war von ihnen zwar schon längere Zeit an Bord des hier stationirten englischen Kriegsschiffes gebracht worden, dessen Kapitän dafür ein Procent empfängt, während die französischen Kapitäne in der Regel nichts beanspruchen. Für die Waarenvorräthe sind gleichfalls Schiffe gemiethet, für die Aufnahme der Personen wieder andere. Mit welchen Kosten das verbunden ist, — 8 Pfund Sterl. pro Tag, — braucht nicht hervorgehoben zu werden. Bei diesen Gelegenheiten fühlt man mehr denn je den Mangel einer deutschen Kriegsflotte und, was wirklich noch brüderlicher ist, den Mangel einer einheitlichen diplomatischen Vertretung Deutschlands im Auslande. Es sind alle mögliche deutschen Consuln hier, und jeder von ihnen thut, so viel er vermag, seine Schuldigkeit. Aber was haben sie alle zusammen genommen für einen Einfluß im Vergleich mit dem französischen, englischen, ja dänischen Vertreter? Die Chefs der größten Handelshäuser in den italienischen Hafenstädten sind Deutsche, und mit Stolz werden sie von den Deutschen aufgezählt. Deutsches Wesen und deutsche Sitte wird von ihren Familien gepflegt. Singvereine,

ja Turnvereine bestehen unter den jungen deutschen Kaufleuten, deutsche Journalcircel sorgen für Aufrechterhaltung der geistigen Beziehungen mit dem Mutterlande. Und was thun die deutschen Regierungen, um sich die Liebe ihrer ehemaligen Unterthanen zu erhalten? — — Mit den lebhaftesten Hoffnungen verfolgen jetzt Alle, die auch äußerlich gern Deutsche bleiben möchten, die Bemühungen der gegenwärtigen preussischen Regierung, dem Vaterlande eine einheitlichere Gestaltung zu geben. Früher, wo man die deutschen Zustände hier fast ausschließlich durch die Brille der Augsburger Allgemeinen Zeitung ansah, war die Stimmung eine mehr Oesterreich günstige. Jetzt, da der vorjährige Krieg die beste Gelegenheit gegeben hat, die Wahrhaftigkeit dieses sich so national-deutsch gebärdenden Blattes kennen zu lernen, hat man sich voll Mißtrauen von demselben abgewandt, und es hat eine stille aber fast vollständige Seccession in das Lager der liberalen, antiösterreichisch gesinnten Partei stattgefunden.

## 2.

Messina, 23. Juni.

— Es ist mir nicht so leicht geworden, wie Sie denken mögen, mich zur Fortsetzung meiner Berichte niederzusetzen. Mein Briefpapier war mir ausgegangen und ich konnte in der großen Handelsstadt, für Geld wenigstens, keinen Vogen erhalten. Mein Bedienter war vergeblich an allen Papierläden gewesen, hatte aber keinen geöffnet gefunden. Endlich erhielt ich von einem Comptoir das Nöthige geschenkt. Das kleine Erlebniß charakterisirt die hiesigen Zustände. Aller Kleinhandel liegt darnieder, während die en gros-Geschäfte mehr oder weniger ihren gewohnten Gang fortgehn. Die meisten Handlungshäuser haben zwar ihre Waarenlager eingepackt, ja zum Theil eingeschifft, aber es kommen doch schon wieder aus dem Innern der Insel Käufer von Manufacturwaaren, und die hiesigen Seidenspinnereien haben ihre Agenten nach Giardini, Taormina und wie die Städte heißen mögen, ausgesandt, um die Cocons aufkaufen zu lassen. Man verspricht sich dieses Jahr hier, sowohl was Qualität als Quantität betrifft, eine ausgezeichnete Seidenernte. Täglich kommen truppweise die Bauern, auf ihren Eseln lanternd, in die Stadt herein, um das kostbare Gespinnst, das, in großen Körben sorgfältig verschlossen, die an schwerere Lasten gewöhnten Thiere nicht sehr beschwert, in die Filanden der deutschen und englischen Kaufleute und Seidenspinner abzuliefern. Belebter werden dadurch die Straßen allerdinge. Allein da der Italiener nicht, wie der deutsche Bauer, den größten Theil seines für die verlaufnen Producte gelbten Geldes in den Städten den Wirthen zurüchläßt, sondern, mit einem Stück Brod und einem Lattichkopfe — lattuga — zufrieden, sich nach beendetem Geschäfte sogleich wieder auf den Heimweg begiebt, wird man nicht allzuviel von ihnen gewahr. Sonst ist, wie schon bemerkt, der Kleinhandel gleich Null. Die Handwerker, mit Ausnahme der Schreiner, die fortfahren Kisten und Kasten zusammenzuschlagen, haben die Stadt noch immer verlassen. Haben sie doch auch wirklich bei einer Plünderung, wenn auch nicht Vieles, so doch Alles zu verkieren und das Meiste zu fürchten. Die Handwerker und kleinen Kaufleute bewohnen die Erdgeschosse der Häuser, und ihre

Werkstätten, Küchen und Wohnstuben sind von der Straße nur durch ein leicht zu sprengendes Thor getrennt. Ergießt sich nun die plündernde Soldatesca in die Straßen einer Stadt, so werden diese Boutiquen zuerst ausgeplündert und dann angebrannt, während die stärkeren Thore zu den inneren Höfen der Häuser, aus denen die Treppen in die oberen Stockwerke hinaufführen, den Nordbrennern mehr Widerstand leisten und deshalb nicht so häufig forcirt werden. Die größeren Wohnhäuser der Stadt haben auch häufig nicht allein mehrere Familien zu Bewohnern, sondern gehören auch ganz verschiedenen Besitzern, und es sind deshalb die einzelnen Logis streng von einander geschieden. So kann es vorkommen, daß in einem palazzo alle Boutiquen im Erdgeschoße ausgebrannt werden, ja in verschiedenen Stockwerken Alles geplündert und verwüstet wird, während eine Seite des Hauses ganz verschont bleibt. Eine Dame aus Catania, deren Haus 1848 von den Truppen ausgeplündert worden war, und in dem vor vierzehn Tagen das Erdgeschoß obermals gänzlich demolirt wurde, ohne daß ihrer eine Treppe hoch gelegenen Wohnung irgend ein Schaden daraus erwuchs, schilderte mir diese Vorkommnisse, und wie man sich in solchen Fällen zu benehmen habe, sehr lebhaft. Die Leute haben hier schon Erfahrungen gemacht in dieser Art, den Unterthanen Respect vor der Obrigkeit einzufößen! Nur wo die Officiere sich an diesen Banditenzügen beteiligten und mehr System in das Stehlen brächten, wo reiche Schätze vermuthet würden oder vendetta privata in's Spiel komme, würden ganze Häuser ausgeplündert. Einem Casstier in Catania z. B., bei dem sich das Officiercorps zusammengefunden hatte, und dem von diesen Schonung seines Eigenthums zugesichert war, wurde nur deshalb Alles von einem Officier mit seiner Mannschaft zertrümmert, weil er es gewagt hatte, diesen an Bezahlung einer rückständigen Schuld von zwölf Gulden zu mahnen. Die weltberühmte Kunstsammlung der Fürstenfamilie Discari zu Catania, die schon Göthe 1787 vorfand und beschrieb, die seit dieser Zeit aber bedeutend vergrößert worden war, jedoch 1848 bereits bei der Plünderung der Stadt gelitten hat, ist jetzt auch wieder arg mitgenommen worden. Daß bei solchen Plünderungen übrigens auch etwas für die höheren Officiere abfällt, kann man schon daraus schließen, daß der Höchstcommandirende von Catania, General Clary, bei seiner Ankunft dahier bei einem Bankier für 28,452 Ducati — 57,000 Gulden — Wechsel auf Neapel gekauft hat. Das Silbergeld, das er einzahlte, bestand aus allen möglichen Münzsorten. Kurz, die neapolitanischen Truppen geriren sich wie Räuber und Nordbrenner und ihre Officiere wie Chefs von Räuberbanden.

Begreiflich daher, daß sich Alles danach sehnt, die Truppen endgültig los zu werden und dem Räuberhauptmann Garibaldi in die Hände zu fallen. Dieser hat nun leider seinem Titel noch wenig Ehre gemacht, sondern überall Ordnung und Mannszucht aufrecht erhalten. Man sieht ihn als einen zweiten Timoleon hier an, und aus dem Munde Aller kann man sein Lob vernehmen. Wenn man mit Jemandem sich über hiesige Zustände unterhält und auf irgend einen Mißbrauch stößt, was freilich bei jedem Schritte geschieht, so ist der Refrain: auch das wird anders werden, wenn der Garibaldi erst da ist. Wirklich läßt sich sein heilsamer Einfluß schon jetzt hier verspüren. Ich schrieb schon

nenlich, daß alle Civilverwaltung aufgehört habe. Die Donaniers brückten nicht bloß Ein Auge zu — was alt hergebracht war — sondern beide. Die Post hatte ihre Fahrten nach Catania eingestellt, als diese Stadt noch in den Händen der königlichen war, die Telegraphenverbindung mit Palermo war unterbrochen, mit einem Worte, wir waren hier von aller regelmäßigen Verbindung mit der übrigen Insel abgeschnitten. Ein Handlungshaus mußte für Uebringung eines Briefes nach Palermo 120 Gulden bezahlen. Da ließ Garibaldi durch das hiesige revolutionäre Comité, das eine eigene officielle Zeitung: *Il patriota* in Barcellona erscheinen läßt, die Donaniers an ihre Schuldigkeit erinnern — und der Schmuggelhandel wurde sofort eingestellt. Auf demselben Wege ließ Garibaldi der Postverwaltung bemerklich machen, daß er die Postverbindung zwischen Messina und Neapel hergestellt zu sehen wünsche: würden die Herren Postbeamten diesem Verlangen nicht willfahren, so werde er sie später zur Verantwortung ziehen. Soleich wurde die Postverbindung wieder eingerichtet, und man bekommt wieder regelmäßig die Briefe und Zeitungen von Palermo über Catania. Eine Stunde vor der Stadt wird die tricolore sardinische Flagge am Wagen aufgesteckt, die Reisenden besessigen wohl dreifarbige Cocarden an ihre Hüfte, und so geht es, wenn auch nicht munter — denn dafür hat die Wegebaubehörde gesorgt — so doch immerhin sicher durch das ausländische Land nach Catania und von da quer durch die Insel nach Palermo. Denn der directe Weg, der die beiden Hauptstädte der Insel verbinden soll, ist immer noch nicht vollendet. Von Patti nach Cefalu ist die Straße noch unfahrbar.

Wenn man eine Geschichte des Baues dieser Straße schreiben wollte, könnte man mit ihr allein eine Darstellung der Verdorbenheit der ganzen neapolitanischen Beamtenhierarchie auf dieser unglücklichen Insel liefern. Denn es würde sich bei dieser Gelegenheit nicht allein herausstellen, daß der Staat von Allen bestohlen worden ist, die nur irgendwie bei dem Baue dieser Straße theilhaftig waren, sondern auch zeigen, daß der Regierung gar nicht so sehr darum zu thun war, das angefangene Werk rasch zu Ende zu bringen. Denn es ist mir wiederholt erzählt worden, einzelne Communen hätten manche Straßentheile auf ihre eigenen Kosten ausbauen wollen und hätten dahinzielende Anträge der Regierung gestellt. Diese habe dann bei der betreffenden Communeverwaltung angefragt, womit sie die aus dem Bau erwachsenden Kosten bestreiten wolle, und dann zur Antwort erhalten, man habe die dazu nöthigen Summen schon zusammen. Darauf hin sei dann von der Intendantur der Befehl erlassen, diese Summe an sie abzuliefern, die Regierung werde die Straße unter ihrer Aufsicht bauen lassen, was aber dann natürlich unterblieben sei. Ähnliche Vergewaltigungen an dem Vermögen von Gemeinden kann man hier Duzendweise hören. So müssen die Bewohner von Gioia an der calabressischen Küste schon eine Reihe von Jahren eine Extrasteuer von jeder Maasheit Divendöl, das hier in großer Menge verladen wird, bezahlen, damit die Regierung die Sümpfe, die die nächste Umgebung des Ortes verpesteten und die Einwohner desselben zwingen, in Palmi, hoch über ihrem täglichen Aufenthaltsorte, zu schlafen, trocken legen lasse. Die guten Gioianer hatten sich freiwillig zu dieser Abgabe unter der angegebenen Bedingung erboten; die Regierung nahm das Geld gern an,

sich nur irgend daran zu denken, ihrer hiermit übernommenen Verpflichtung nachzukommen.

Man braucht wahrlich kein Sicilianer zu sein, um über diese Treulosigkeit aufgebracht zu werden. Wenn man nun noch die maßlose Polizeiwillkür, die auch hier vor der Tortur nicht zurückgeschreckt ist, hinzunimmt und dem Stolz in Aufschlag bringt, mit dem jeder Sicilianer auf den cane Calabrese herabsieht, dann hat man so ziemlich die Elemente zusammen, die das Volk zu den wiederholten Aufstandsversuchen getrieben haben. Freilich ist der Boden auch hoch bebauert, allein es würde bei der Fruchtbarkeit desselben dem Landmanne nicht schwer fallen, seine Steuern aufzubringen, wenn eben die Communication mit der Küste und überhaupt eine größere Ausfuhr möglich wäre. Und dennoch, so verständig Kenner Siciliens, wäre es zu dem jetzigen Aufstande nicht gekommen, wenn Franz II. nach Besteigung des Thrones seines Vaters eine Constitution gegeben und die größten Mißbräuche abgeschafft hätte. Allgemein hatte man gehofft, es werde das unglückliche Regierungssystem Ferdinand's II. mit seinem Tode beseitigt werden; die Mutter des jetzigen Königs war beliebt, und diese Liebe hat sich auf ihren Sohn fortgeerbt. Allein dieser, von seiner Frau beherrscht, hat es in kurzer Zeit verstanden, diese Liebe zu verschmerzen. Das Volk wurde mit Scorpionen gezüchtigt. Deshalb ist denn das Schisma ausgebrochen. Daß dasselbe nicht auch in den übrigen Theilen des Königreichs weiter um sich gegriffen hat, mag wohl außer den bekannten Verhältnissen in Neapel selbst, in der größeren Stumpfheit und Feigheit der Bewohner des Festlandes und dem Mangel einer besseren Vergangenheit seine Gründe haben. Hier hat man die Zeit der englischen Verwaltung der Insel noch nicht vergessen.

Was die Zukunft der Insel bringen wird, läßt sich nur insoweit mit Gewißheit voraussehen, als alles Spätere seine Wurzel in Vorangegangenen hat und von diesem mit Nothwendigkeit abhängig ist. Und wenn man so Alles überschlägt, was hier noch lange nachwirkende Folge haben wird, so kann man der Insel für ihre nächste Zukunft unmöglich ein gutes Prognostikon stellen.

Nehmen wir den schlimmsten Fall an, Sicilien läme wieder unter die Herrschaft der Bourbonen, — sei es, daß diese die Insel mit Waffengewalt wieder unterwürfen, sei es, daß die Großmächte eine Mediation unternähmen, — ihr Loos würde ein schreckliches sein. Denn gesetzt auch, man gäbe eine Constitution und beobachtete den noch gültigen Code Napoléon, es würde sich hier mehr als irgendwo der Canon Montesquieu's bestätigen, es komme weniger darauf an, welche Gesetze gegeben, als wie dieselben gehandhabt würden. Denn der Beamtenstand in dem Königreich Neapel ist einmal so verdorben, daß sich von ihm nichts Gutes erwarten läßt. Bestechlich sind sie Alle. Man hat so lange in Neapel den für den besten Beamten erklärt, der das meiste Geld in die Chatulle des Königs schaffe, bis daß alle Treue und alle Rechtlichkeit verschwunden ist. Ferner sind alle Beamte so schlecht bezahlt, daß sie sich, wenn sie auch wirklich von dem fast allen Sardinianern angeborenen Hang, sich schlan und unredlich auf Kosten Anderer zu bereichern, frei wären, nothwendig auf illegale Weise ihren Unterhalt erwerben müßten. Die Regierung sucht sich nun dadurch so viel als möglich gegen ihre Unterbeamten sicher zu

stellen, daß sie dieselben eine Caution in neapolitanischen Staatspapieren hinterlegen läßt. (Weiläufig bemerkt, ist dieses ein Hauptgrund, warum diese Staatspapiere größtentheils innerhalb des Landes sind und einen so hohen Cours halten.) Freilich vermag sie sich auch dadurch nicht gegen fortgehende Betrügereien zu sichern, wie denn z. B. der vorvorige Intendant hier ein für sich gekauftes Tafelservice aus der Kasse der geheimen Polizei auszahlen ließ, wodurch der Verkäufer unschuldiger Weise in den Ruf eines Spions kam — allein sie hat doch immer an der Caution einen Rückhalt. Dagegen weist sie ihre Beamten auf Bebrückung der Untertanen hin. Sie gesteht dieses auch naiver Weise selbst indirect damit ein, wenn im *Giornale ufficiale* bekannt gemacht wird, ein junger Mann sei außer der Ordnung als unbeförderter Supranumerarius zu irgend einer Behörde versetzt worden, damit er seine Mutter und Geschwister unterstützen könne! Bleiben diese Verhältnisse bestehen — und wer könnte sie ändern? — so ist es üblich einerlei, was in Sicilien für Gesetze gegeben werden. Umgangen werden sie doch, und es bleibt im Wesentlichen Alles beim Alten. Wir wissen ja aus eigener Erfahrung, wie sogar in Deutschland mit den freisinnigsten Verfassungen aufs Schlechteste regiert werden kann!

Allein auch im entgegengesetzten Falle, wenn Garibaldi Sieger bleibt und Victor Emanuel Herrscher der Insel wird, was man hier nicht allein allgemein hofft, sondern auch für wahrscheinlich hält, so wird eine lange Zeit dazu gehören, die Hinterlassenschaft der neapolitanischen Regierung zu ordnen und den Sicilianern die Tugenden wieder anzuerziehen, die allein dem Untertanen eine sichere Garantie für die Erhaltung seiner staatsbürgerlichen Freiheit geben können. Denn nach dem Urtheil aller seit Jahrzehnten hier ansässigen Fremden ist der Sicilianer feig und grausam gegen Menschen und Thiere, rachfüchtig, argwöhnisch, unredlich im Handel und Wandel, schamlos in seinem Hause, dagegen puffsüchtig in seinem Anzuge. Als gute Eigenschaften werden hervorgehoben seine Kunstfertigkeit und Gefälligkeit, seine Genügsamkeit im Essen und Trinken und seine Ausdauer in der Arbeit — vorausgesetzt, daß er gerade arbeiten will und dafür genügend bezahlt zu werden glaubt. Ich weiß wohl, daß man mit derartigen allgemeinen Prädicaten sehr oft dem Einzelnen Unrecht thun wird, und schreibe sie mit einem gewissen innern Widerstreben nieder, nur in der Absicht, das zusammenzufassen, was hier allgemein von den Fremden über die Sicilianer gedacht wird. Was jedem Fremden hier von ihnen in die Augen fällt, ist das, daß es ein kräftiger, stolzer Schlag Menschen ist, der sich vor den übrigen Unteritalianern auszeichnet. Das Familienleben ist hier zwar auch nicht das beste, aber das Decorum im Betrage der beiden Geschlechter wird wesentlich nicht verletzt. Auffallend ist die Menge von obscenen Redensarten in der Volkssprache, die leichtlin gebraucht werden, ohne daß man sich etwas Besonderes dabei denkt.

In wiefern nun aus diesen Volkseigenthümlichkeiten Schwierigkeiten für einen Reorganisateur der Regierung eines Landes erwachsen, ergibt sich von selbst. Nach den Berichten Garibaldi's haben sich die sicilianischen Truppen gut geschlagen, nach den Schilderungen, die W. Russell in der Times über die Einnahme Palermo's gegeben hat, ist ihr Heldennuth nicht weither gewesen, und wenn man hört, daß in der Insel große Unzufriedenheit über das Con-

scriptionsoberet Garibaldi's herrscht, so dürfte dies auch nicht sehr günstig für die freiheldkämpfigen Tapfern sprechen. Der Erfolg der ganzen Unternehmung muß uns erst hierüber belehren. Da die Sicilianer in der neueren Zeit nie Soldaten gewesen sind, und nur auf der Wachteljagd, die sie sehr eifrig treiben, mit dem Feueergewehr umzugehen gelernt haben, wird es wohl einige Zeit kosten, bis sie ordentliche Soldaten werden.

Einige andere Umstände dürften ferner Garibaldi sehr hinderlich sein. Im Inneren der Insel haben sich Banden gebildet, die unter dem Vorwande, daß sie königlich Gesinnte oder Spione abstrafen wollten, offenbare Mänbereien und Mordthaten begehen. In einem Dorfe bei Catania sind 19 Personen von solchen Banditen ermordet worden; in der Nacht vom 19. auf den 20. sind eine Meile von hier 4 Leute erschlagen worden. In Bausa, einem Dorfe auf der Nordküste, kaum ein paar Stunden von hier entfernt, haben die Einwohner das Schloß eines Comte Bettini angezündet und seine Gärten und Acker verwüthet. Der Graf Bettini hatte seine Stellung bei der hiesigen Intendantur dazu mißbraucht, um die einzelnen Bauergründer mit seiner Besitzung zu vereinigen. Jetzt haben die ehemaligen Besitzer wieder das Verlorene an sich geriffen. Um den Schauplatz dieser That wenigstens zu überschauen, begab ich mich selbst auf eine Höhe, die, eine Meile von der Stadt entfernt, zugleich eine köstliche Rundschau gewährt. Auf der nach Palermo führenden, sehr schön angelegten Straße ging es in großen Serpentinien den steilen Berg hinauf, der bis vor vierzehn Tagen einen optischen Telegraphen auf seiner höchsten Spitze trug. Jetzt war derselbe, der unter englischer Herrschaft erbaut war und mit den übrigen Stationen auf der Nordküste communicirte, verbrannt. Vor mir lag eine große, nur spärlich von gelben Getreidefeldern durchbrochene, wüste Bergebene, über die sich einige Regal erhoben, welche kleine Städtchen trugen. Seit den Einfällen der Saracenen haben sich die Einwohner in diese Felsenester zurückgezogen, aus denen sie dann zur Erntezeit herunterkommen. Links streckt sich das Vorgebirge von Melazzo weit in das Meer hinein. Wie muß es einstmals hier gränender und blühender angesehen haben, da hier Homer die Schaaren der Nähe Apollo's weiden läßt? Jetzt war auf der weiten Flur kaum eine Heerde Ziegen zu erspähen. Zwar duftete der Thymian noch so schön als zu Theoprit's Zeit, aber nur Farrenkräuter, Disteln und hohe Haidebläthe bedeckten die steilen Bergflänge. Allein das Meer war noch eben so schön und noch schöner als damals, da hier Duilius »die Seeschlacht in ein Landtreffen verwandelte« und die seemächtigen Karthager schlug, als damals, da gleichfalls hier Cäsar den Sextus Pompejus überwand. Doch auch vaterländische Erinnerungen stiegen vor meiner Seele auf. Hier, in den Bergen, holte sich Heinrich VI. auf der Jagd die todbringende Krankheit, die seinem jungen Leben und seinem Thatenwerke ein frühes Ende bereitete. Während ich so noch im stillen Sinnen Alles, was dieser öde Berg schon gesehen, an meiner Seele vorüberziehen ließ und in dem hohen Farrenkraute da lag und den schnellen Lacerten nachschaute, die zwischen ihm herumroschelten, wurde ich durch gar unliebsame Töne an die Gegenwart erinnert. Von Messina herauf ertönte schweres Geschützfeuer. Ich dachte nicht anders, als das Bombardement habe begonnen. Eilig begab ich mich auf den

Küßweg, an einem alten Thurme vorüber, den die Saracenen als ein Zug ins Land hier erbaut hatten. Von da sah ich denn auch den Hafen und die Citabelle, über die noch leichter Pulverdampf hingog — und Alles war wieder still. Irgend ein großer Potentat mußte also heute Geburtstag feiern, und da hatten die Kriegeschiffe und die Citabelle das Möglichste geleistet, um die Defensiven allmählich an die Geschüßsalven zu gewöhnen. Langsamer und beruhigter stieg ich nun auf schmalem Saumpfade in eine tiefe Bergschlucht herunter und ging im Flußbette eines jetzt trockenen Sturzabaches fort. Da hemmte ich unwillkürlich meine Schritte: ich stand vor der Ruine einer im schönsten normannischen Stile erbauten Kirche. So habe ich denn doch noch kein Kunstwerk erniedrigt gesehen! Die Gemölbe waren noch zum Theil erhalten, nur die Kuppel war eingestürzt. Aus den Nischen des Gemäuers hing langes Benushaar herab, dort hatte sich ein kleiner Feigenbaum in eine Mauerpalte eingeklemmt. Die schlanken Säulen standen noch mit ihren schönen Kapitälern, ja der Hochaltar ragte noch aus dem Schutt hervor, und hier und da ließen sich noch die Stellen erkennen, aus denen vor nicht langer Zeit die Mosaikbelegung herabgefallen war. Lange konnte ich es aber im Innern nicht aushalten — denn die Kirche St. Maria della Valle diente jetzt als Felsstall! Erbost über die Regierung, die gar nichts thut, solche Kleinodien vor dem Untergange zu retten, — sie hat sich nicht geschämt, den Dachstuhl der Kathedrale von Monreale durch den König Ludwig von Bayern wiederherstellen und das Eustobenhäuschen am Theater zu Taormina von dem Herzog von Leuchtenberg erbauen zu lassen — ging ich in die Stadt zurück, an einer Unzahl feister Mönche vorüber.

Eben das Mönchswesen — um hier den abgebrochenen Faden wieder aufzunehmen — bildet eines der größten Hindernisse einer gründlichen Umgestaltung der socialen und politischen Verhältnisse Siciliens. Ein großer Theil des Grundbesitzes, ein Drittel der ganzen Insel, ist in den Händen der Kirche, beziehungsweise der Klöster. Soll nun der Ackerbau gehoben werden, so müssen die großen Latifundien zer schlagen werden. Hier ist einmal die Kleinfelderwirthschaft, wenn irgendwo von Nothen. Hiergegen werden sich aber die Mönche mit aller Gewalt sträuben. Und doch hat schon Garibaldi die Hand an die Reform dieser Zustände zu legen gewagt, er will die Klöster, die nur schwach besetzt sind, in einen Convict zusammengelegt wissen. Die dadurch leer werdenden Gebäulichkeiten sollen dem Staat anheimfallen. Durch diese Maßregel hofft er die Unzahl Mönche allmählich auf eine kleinere Summe reduciren zu können. Mag der Kirche durch die Entziehung von Klostereigenthum auch formell Unrecht zugesügt werden, ja mögen selbst die Privatrechte der Mönche, die hier in kein Kloster aufgenommen werden, wenn sie nicht Privatvermögen mitbringen und es dem Kloster überlassen, dadurch verletzt werden: der Kirche und der ganzen bürgerlichen Gesellschaft wird durch eine solche Gewaltmaßregel nur eine große Wohlthat erwiesen. Denn man mag Katholik oder Protestant sein, die Thatsache wird Niemand leugnen können, daß der weitaus größte Theil der Mönche hier weiter nichts ist als Tagediebe, von deren Nothwendigkeit sich schwerlich Jemand überzeugen wird.

Es giebt hier eine Masse von Klöstern, darunter verschiedene reiche Benedictinerabteien, deren Bewohner spazieren fahren und von denen gar Mancher, wie man sich nicht schön ausdrückt, verheirathet ist. Was würde wohl der fromme Benedict von Nursia sagen, wenn er einen seiner Schüler umherstolziren sähe, der den Kneifer so elegant im Auge zu halten weiß, als wäre er bei einem Pariser Elogant in die Lehre gegangen? Wer einmal das großartige und prachtvolle Benedictinerkloster in Catania mit seiner Marmorsäugade gesehen hat und aus dem paradiesischen Garten die Aussicht über das Meer und die Lavafelder genossen hat, der wird sich wohl wünschen, dereinst in seinem Alter einen so herrlichen und comfortabel eingerichteten Kubestiz zu

haben, aber nicht überzeugt sein, daß seine gegenwärtigen Insaßen mit ihren Salaien und Aufschien durch ihre Thätigkeit und ihre Arbeit für das geistige oder leibliche Wohl der Menschheit sich dieses sorgenfreie Dasein verdient haben. Wenn man diese Mönche, die größtentheils die nachgebornen Söhne von Fürsten, Grafen und anderen hohen Herren sind, in ihrem Schlaraffenleben beobachtet hat, dann muß man sich fast freuen, daß sie neulich dem armen Pius IX. 50,000 Gulden haben schenken müssen. Die Mönche sind einmal hier von ihrer ursprünglichen Lebensweise abgewichen, und wenn sie auch noch so gastfrei sind, um mit dem Fremden in gemüthlicher Unterhaltung ein Glas Firmwein trinken zu können, und die Capuziner mit ihren widrig duftenden Schnupftabaksdosen sich der Armen und Bedürftigen noch mehr annehmen als die übrigen: sie bleiben doch allesammt die traurigen und entarteten Nachkommen eines kinderlosen Geschlechts, das sich vor langen Jahren einmal wirkliche Verdienste um die Cultur erworben hat. Wäre die katholische Kirche selbst nicht allzusehr von der modernen Weltansicht inficirt, dann könnte man wohl meinen, es ließe sich durch eine Reform dem Mönchswesen wieder aufhelfen, wie ja im Mittelalter dasselbe so oft durch strenge Visitationen der Klöster und Einschärfung der alten Regeln reformirt worden sei. Allein schon der Umstand, daß selbst damals die Reformation der Klöster so oft sich wiederholen mußte, weil kaum einige Jahrzehnte nach Wiederherstellung der Regel Alles von Neuem in wildem Verfall war, beweist, daß sich gegen das Mönchtum von jeher die unveräußerlichen Rechte der menschlichen Natur geltend gemacht haben. In der Gegenwart an eine gründliche Restauration des Mönchtums zu denken, das hieße das Vorhandensein einer antikatholischen, stüch höher stehenden Weltanschauung leugnen, und dann hat doch auch die Geschichte der Kirche und ihrer Orden hinlänglich bewiesen, daß sich auch die ewige unveränderliche Kirche zur Anerkennung des Sazes hat verstehen müssen, daß neue Krankheiten, von denen sie ergriffen worden, auch neue Heilmittel erforderten.

Hier in Sicilien stehen aber nun augenblicklich den Raafregeln Garibaldi's zur Verringerung der Anzahl der Mönche die größten Schwierigkeiten entgegen. Einmal sind die Mönche zum Theil thätige Beförderer des Aufstandes gewesen. War doch in Palermo der Sitz der Verschwörung in diesem Frühjahr ein Kloster, und ziehn doch noch jetzt Patres mit in den Reihen der Insurgenten, um die Waffen zu führen und zu segnen! Diese Männer kann doch Garibaldi unmöglich ihrer Domicile berauben. Dann aber ist der Einfluß der Mönche auf die Bevölkerung der ganzen Insel noch so groß, daß nur eine wohl besetzte Regierung es wagen dürfte, es mit ihnen in einem Kampfe um ihr Eigenthum aufzunehmen. Denn wenn auch viele aufgeklärte Männer den Schwaben des Mönchswesens einsehn und eine ziemlich weitgehende Erbitterung gegen die reichen Patres herrscht, so ist doch die Gewohnheit und die enge Verbindung, in der die Mönche immerhin noch mit ihren Familien leben, so stark, daß nicht viel gegen sie auszurichten sein wird.

So sind denn die Ansichten für die Zukunft der Insel keineswegs die erfreulichsten. Mittlerweile sammeln sich um Garibaldi die Waffengenossen vom vorigen Jahre in immer größeren Schaaren. Palermo hat er mit 1060 geübten Soldaten und den Hanfen nicht sehr tapferer und schlecht bewaffneter Eingeborenen einer Armee von 26,000 Mann wohl ausgerüsteter Neapolitaner entrisen. Nach dem officiellen Journal Garibaldi's sind in Palermo vom 30. Mai an 573 Leichen aufgefunden und bestattet worden. Die Anzahl der Verwundeten war nicht angegeben. Wenn man nach den vierundzwanzig Photographien von Palermo, die ich hier gestern sah, sich eine Vorstellung von der Zerstörung der Stadt machen darf, so muß allerdings die Verwüstung eine schreckliche sein. Sollte es aber hier in Messina noch zu einem Entscheidungskampfe kommen, so würde hier wohl kaum ein Stein auf dem andern bleiben. Denn Garibaldi's Heer ist unterdessen auf 5000 Mann herangewachsen und die Sici-

Itaner organisiren sich doch auch nach und nach immer mehr. Die Besatzung des hiesigen Platzes mag wohl jetzt gegen 12,000 Mann stark sein, und besteht größtentheils aus Artillerie. Freilich ist sie fast ausschließlich aus Truppen zusammengesetzt, die in Palermo sich schon einmal haben schlagen lassen, und die Desertion greift täglich unter den Offizieren und Gemeinen immer weiter um sich, so daß der kommandirende General durch einen Anschlag die Bürger bei Androhung kriegsrechtlicher Behandlung hat warnen müssen, den fahnenflüchtigen Soldaten irgendetwas Unterstützung zu Theil werden zu lassen. Aber der Commandant hier, Asan di Rivera, ist nach dem Urtheil Aller ein eben so tapferer als energischer und grausamer Soldat.\*). Er sprach neulich einer Deputation von Messinesen seine Anerkennung für ihr loyales Betragen aus und versicherte ihnen, die Stadt werde zur Hauptstadt der Insel erhoben werden. Die Väter der Stadt bezweifelten nach ihrer Rückkehr aus der Citadelle aber, daß der General selbst geglaubt habe, der König von Neapel werde je wieder die Macht haben, sich in Sicilien eine Hauptstadt zu erwählen. —

## N o t i z e n.

Den Lesern der Preussischen Jahrbücher wird es erinnerlich sein, daß der Ausschuß des Nationalvereins, als er im März d. J. zu Berlin tagte, den Beschluß faßte, für die Zwecke des Vereins ein eignes publicistisches Organ zu gründen. Dieses Organ ist in Gestalt der Coburger „Wochenschrift des Nationalvereins“ seit dem 1. Mai unter der Redaction des Herrn v. Kochau in's Leben getreten. Es hat sich zur Aufgabe gestellt: „den regelmäßigen geistigen Verkehr zwischen dem Verein und seinen Mitgliedern herzustellen und die Ansichten und Grundsätze desselben in weitem Kreise zu verbreiten;“ an der Spitze seines Programms steht die Sätze: „Vereinigung der gesammten militärischen und diplomatischen Gewalt in einer einzigen Hand und Wiederherstellung einer Gesamtwertretung der Nation.“ Es ist nun nicht schwer, auf die Berge von Schwierigkeiten hinzuweisen, welche der Verwirklichung dieses nationalen Ideals in den europäischen und deutschen Verhältnissen für den Augenblick entgegenstehen, und sehr nahe liegt die Bemerkung, daß nicht Rede und Schrift, sondern nur erschütternde Ereignisse und unmittelbar hereinbrechende Gefahren im Stande sein werden, den nationalen Geist zu dem Grade der Energie, den Willen des mächtigsten deutschen Staats zu dem Grade der Entschlußkraft zu treiben, ohne welchen alle nationalen Projecte stets eine Phantasie bleiben werden; — aber wer durch derartige Bemerkungen die Führer der politischen Partei, welche die Coburger Wochenschrift vertritt, instruiren zu müssen glaubte, würde ohne Zweifel Eulen nach Athen tragen. Wir finden in der Probenummer unserer Wochenschrift dieselbe Einsicht deutlich genug ausgesprochen; das Blatt vindicirt sich keine andere als eine vorbereitende Wirksamkeit. Ohne an die Nation und specieell an Preußen Forderungen zu richten, deren momentane Unerfüllbarkeit auf der Hand liegt, hat sich dasselbe bisher begnügt, bei den unmittelbar zur Entscheidung drängenden Fragen der Gegenwart — für das Recht Kirchens und Schleswig-Holsteins, den Schutz der Schweiz — seine Stimme zu erheben, und gegenüber den Gefahren der Zukunft, die uns von Westen her drohen, das nationale Gewissen zu wecken und die Einsicht zu schärfen, daß

\* Ueber die später erfolgte Abberufung des Generals giebt uns hoffentlich unser Correspondent in seinem nächsten Briefe Aufschluß.

schlechthin nur die Unterordnung unter Eine leitende Gewalt Deutschland zum erfolgreichen Widerstand gegen Frankreich befähigen kann. Wer dem Nationalverein die Unbestimmtheit seines Programms zum Vorwurf gemacht hat, wird erfreut sein über die unbestimmtere Offenheit und Schärfe, mit der die Wochenschrift verkündet, daß nur durch den Anschluß an den „stärksten“ deutschen Staat die Gesamtheit sich bewahren, und daß bei den Zuständen Oesterreichs kein Verständiger im Zweifel sein könne, welcher Staat dieser stärkste sei. Wenn das Blatt so unumwunden eintritt für den ehrenvollen Beruf Preußens zur Führung Deutschlands in der Stunde der Gefahr, so sind wir um so mehr verpflichtet, die Kritik nicht gering zu achten, welche es gegen uns ausübt. Und seine Kritik ist maßvoll und gerecht. Weit entfernt, in die thörichten oder heuchlerischen Anklagen einzustimmen, welche ein Theil der Presse gegen die preussische Politik während des italienischen Kriegs bis heute wiederholt, hat es mit nächstem Urtheil die Thatfache constatirt, daß es für Preußen unmöglich, daß es wider das nationale Interesse war, dem Hause Habsburg für die Zwecke der Restauration in Italien Kriegshülfe zu leihen. Die Klagen und Forderungen der Wochenschrift in Betreff der gegenwärtigen Zustände und Handlungen Preußens fallen zusammen mit denen der liberalen Partei. Auch uns selbst ist die passivte Haltung Preußens in der Schweizer Frage als eine verhängnißvolle Unterlassung erschienen, auch wir sind überzeugt, daß es unmöglich ist, den Staat Friedrich's des Großen mit Hülfe des unreformirten Herrenhauses zu reformiren, und drängend haben auch wir das Abgeordnetenhaus daran erinnert, daß: „In Ermangelung einer Nationalvertretung der preussische Landtag die einzige parlamentarische Instanz ist, vor welcher die Sache des deutschen Volks zur Sprache gebracht werden kann.“

Die bisher erschienenen Nummern der Wochenschrift sind geeignet, von der Leistungsfähigkeit der an ihr arbeitenden Kräfte die beste Meinung zu erwecken. Die voranstehenden Wochenberichte verrathen die Feder eines Publicisten, der, geübt in der Beobachtung politischer Ereignisse und vertraut mit der Natur der in ihnen wirksamen Kräfte, das Gewirr der Tagesnachrichten mit sicherer Hand sichtet und ordnet, und mit selten fehlgehendem Tact seinen Schluß für die nächste Zukunft zieht. Der übrige Raum ist der Hauptsache nach mit Anlässen in der Form räsonnirender Leitartikel angefüllt. Ein Theil derselben behandelt concrete politische Fragen der Gegenwart — Savoyen, Kurhessen, Schleswig-Holstein, — eine zweite Gruppe ist den volkswirtschaftlichen Interessen gewidmet. Wir vermögen dem Verfasser der letzteren Artikel, bei aller Anerkennung, die wir seinen Gedanken, z. B. der Idee eines auf dauernder Organisation beruhenden deutschen Kaufmannstages zu jollen haben, doch nicht in dem Glauben zu folgen, daß es durch das Mittel der Handelsinteressen, gleichsam wie auf Schleichwegen, gelingen werde, zu einer politischen Einigung der Zollvereinsstaaten zu gelangen. Das particuläre Interesse, das selbst im Moment einer großen Kriegsgefahr an dem Unsinn der Bundes-Kriegsverfassung halstarrig festhält, wird ebenso hartnäckig, aus demselben Fanatismus der Gleichberechtigung, auf dem Veto im Zollverein bestehen, und beharrlichst gegen ein Reichs-Handelsministerium, gemeinsames Consulatwesen u. s. w. protestiren. Von dem völkerrechtlichen Verband souveräner monarchischer Staaten zu einem Bundesstaat gelangt man von keiner Seite durch allmähliche Uebergänge, sondern immer nur durch einen Sprung. — Die übrigen Artikel des Wochenblatts lassen sich bei der Divergenz des Inhalts schwerer gruppiren. Ein großer Theil derselben (z. B. „deutsche Gefühl's- und Begeisterungspolitik,“ „von deutscher Einigkeit,“ „Brief eines Süddeutschen an einen Göttinger Landmann“) wird von der trefflichen Tendenz getragen, die Elemente der politischen Logik zur Anschauung zu bringen, unklare, in keine vernünftige Formel zu fassende Reichsbaupläne in ihrer phantastischen Nichtigkeit darzustellen, und vor Allem die unumstößliche Wahrheit zu Gemüthe zu führen, daß die viel beklagte deutsche

Zwietracht und Ohnmacht nicht in Zufälligkeiten, die sich über Nacht ändern lassen, in bösem Willen, Parteibestrebungen, Mißverständnissen u. s. w., ihre Wurzel hat, sondern in den Institutionen, in dem Nebeneinanderbestehen gleichberechtigter Particularstaaten, von denen jeder nach einem Naturgesetz dem Gehot des Egoismus folgt; und daß demnach der Glaube, so lange diese Ursache besteht, ihre Wirkung — die Zwietracht — auf die Dauer heben zu können, entweder eine baare Schwachsinngigkeit oder eine pure Heuchelei ist. Wir werden nicht irren, wenn wir in der präcisen Schärfe, mit der diese elementaren Wahrheiten dem Leser dargestellt werden, die politische Dialektik des Verfassers der „Grundsätze der Realpolitik“ wiederzuerkennen glauben.

An diese aufrichtige Anerkennung jedoch möchten wir schließlich noch einige Wünsche und ein Bedenken anknüpfen. Manche der räsonnirenden Artikel (z. B. „die politische Fähigkeit des deutschen Volks,“ „Rückblick und Vorblick,“ „Sonst und jetzt,“ „Unsere praktischen Aufgaben“) verlieren sich doch wohl zu sehr in abstracte theoretische und sittliche Betrachtungen; wir möchten an deren Stelle mehr sachliche Artikel vorschlagen, beispielsweise die Bundes-Kriegsverfassung, die Rhein- und Elbzölle, die Küstenbefestigung, Verfassungszustände der einzelnen deutschen Staaten, Rückblicke auf wichtige Momente aus der Geschichte der deutschen Frage 1848—1849, auf die urkundlichen damaligen Gelübnisse der Regierungen u. s. w. Dann wünschten wir, daß es der Redaction allmählich gelingen möge, an den Hauptthesen des deutschen politischen Lebens Correspondenten zu gewinnen und wo möglich die Hälfte des Raums deren Mittheilungen zu widmen. Unser Bedenken endlich bezieht sich auf Andeutungen der Wochenschrift, welche den Wunsch verrathen, daß die nationale Partei auf die Reichsverfassung von 1849 zurückgreifen möge. Wir verstehen sehr wohl die Motive dieses Plans; aber wir bitten alle besonnenen Patrioten, diesen kühnen Griff sich für eine günstigere Zeit zu versparen. Einen Zweck von solcher Tragweite zu proclamiren, so lange die Potenzen sich ihm entziehen, ohne die er schlechthin nicht zu realisiren ist, scheint uns ein bedenklicher, den Zweck selbst compromittirender Schritt zu sein.

Für die zwei Monate ihres Bestehens hat die Wochenschrift eine ungewöhnlich rasche Verbreitung gefunden. Sie zählt über 3000 Abonnenten. Davon kommen 695 Abonnements auf Preußen, 549 auf die thüringischen Fürstenthümer, 363 auf Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen und Lübeck, 26 auf Oesterreich und 50 auf das Ausland. Nach Abzug dieser Exemplare bleiben etwa noch 1400 für die Mittelstaaten und das südwestliche Deutschland. Davon fallen 199 auf Hannover, 189 auf Sachsen, 122 auf Bayern (hiervon 91 auf das bayerische Franken), 89 auf Württemberg und Baden, 70 auf Nassau, 424 auf die beiden Hessen und 294 auf Frankfurt. Die letzten beiden Zahlen geben indeß für die Localverbreitung keinen Anhalt, da Cassel und Frankfurt wieder Centralpunkte für Südwestdeutschland sind. —

# Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte.

## III.

### Chateaubriand.

Die in zwei früheren Artikeln unseren Lesern vorgeführten literarischen Porträts versuchten, die wesentlichen Züge der Gesellschaft anschaulich zu machen, welche unter den Einwirkungen der Revolution sich bei unseren Nachbarn gebildet hat. Die naiven und heroischen Instincte der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Bedeutung gelangten Massen sahen wir in den Liedern Béranger's dichterisch abgebildet. Eine andre Seite des Gegenstandes studirten wir in der bunten Gallerie des von Scribe und seiner Schule beherrschten Theaters. Der Gesamteindruck des Bildes, welches wir dabei gewannen, konnte durchaus nicht niederschlagend sein für unser deutsches Bewußtsein. Ohne die glänzenden und die furchtbaren Seiten unserer Nachbarn zu verkennen, ohne alle negativen Vorzüge unserer Zustände uns als baaren Verbiens und Gewinn anzuschreiben, durften wir immerhin des deutschen Rechtsinnes, des deutschen Familienlebens, vor Allem der inneren Wahrhaftigkeit und Selbständigkeit des deutschen Geistes inmitten jener Kinder der Revolution und der Napoleonischen Ideen uns mit Genugthuung erinnern. Die demnächst folgenden Darstellungen werden dieses Gefühl nicht trüben; aber sie möchten an ihrem Theile dazu beitragen, es nicht ausarten zu lassen in eine durch die Ereignisse des Tages scheinbar gerechtfertigte Abwendung von den gemeinsamen Hoffnungen und Bestrebungen, welche in den dreißiger und vierziger Jahren die Besten der beiden Völker unter der Fahne des Fortschrittes einten. Denn diese in den Gluthen der Revolution flüchtig gewordenen und die Formen des centralisirten Staates fügsam ausfüllenden französischen Massen sind gleichwohl kein stehendes Wasser, nur oberflächlich durch den offiziellen Lufthauch bewegt. Die Zeit des „Cäsarenthums“ ist trotz alledem und alledem für Frankreich so wenig, als für das germanische

Europa gekommen. Es wäre kurzsichtig und schädlich, durch den scheinbar in diesem Augenblicke sich erneuernden Kreislauf der französischen Revolution über die in der Tiefe der Zustände fortwirkenden, umbildenden und schaffenden Kräfte sich täuschen zu lassen. Das zweite Kaiserreich ist mit nichten eine einfache Wiederholung des ersten. Es findet sich einem wesentlich vorgeschrittenen Volke gegenüber und ist jeden Augenblick genöthigt, diesem Fortschritte Rechnung zu tragen, wenn es nicht an ihm zu Grunde gehen will. Der Samen einer vernünftigen, lebenskräftigen Freiheit, seit hundert Jahren durch so viele Hände in jenen vulcanischen Boden gestreut, ist unter den Trümmern der Julimonarchie keineswegs auf immer erstickt. Nichts ist geeigneter, diese Ueberzeugung zu bestätigen, als ein Rückblick auf die Leistungen, die Schicksale und Schwankungen der politischen Literatur der Franzosen, der Nachweis des in dieser geistigen Arbeit unsrer Nachbarn sich vollziehenden Entwicklungsganges des staatlichen und freiheitlichen Gedankens. Neben dem scharfen und nothwendigen Gefühl des Gegensatzes gegen das tonangebende Frankreich des heutigen Tages möchten wir dabei auch das Bewußtsein unserer inneren Verwandtschaft mit dem keineswegs gestorbenen und begrabenen Frankreich einer besseren Vergangenheit und einer besseren Zukunft in seinem guten Rechte erhalten. Es ist gut, am Tage vor dem drohenden Kampfe auch die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines vereinstigen heilsamen und dauernden Friedens, und damit das Ziel des Streites, in's Auge zu fassen.

Jede zusammenhängende Betrachtung dieser Dinge aber hat mit Châteaubriand zu beginnen. Wie sein Auftreten fast genau in die Marktscheide der Jahrhunderte fällt, so ist sein Geist, sein Charakter und Wirken bis zu seinem Ende ein Schlachtfeld für die sittlichen Kräfte zweier, von einander sich losringender Welten geblieben — ein Schlachtfeld, auf dem keinesweges das Gute, keinesweges das uns Gemäße und uns Ansprechende siegte, wo aber nicht wenig weithin wirkende, auch für uns praktisch wichtige Entscheidungen fielen. Weber als Mensch noch als Schriftsteller frei von den augenfälligsten Schwächen seines Volkes hat Châteaubriand seinen Namen gleichwohl unauslöschlich mit der Geschichte der französischen Fortschrittsbewegung verknüpft. Einem zu tiefster Abspannung ernüchterten Geschlechte hat er das Gefühl für Gott und Natur wieder erschlossen, und aus der Verbannung brachte er ein edles Samenkorn des in Frankreich so gut als verloren gegangenen politischen Rechtsbegriffes mit zurück auf den vaterländischen Boden. Das daraus aufgegangene Pflänzchen hat seitdem hart zu kämpfen gehabt mit dem ihm wenig günstigen Klima des Landes. Châteaubriand selbst ist ihm bei Weitem nicht immer ein verständiger Pfleger gewesen. In politischen, wie in

religiösen und ästhetischen Dingen ist er über glückliche Einfälle und Ansätze eigentlich nur in seinem folgerichtigen und beharrlichen Kampfe für die Freiheit der Presse hinaus gekommen. Er hatte eben schwerer, als die Meisten der Mißliebenden, an der Erbschaft des alten Frankreich, neben den Vorurtheilen des neuen, zu tragen. Sein warmes Gefühl für echte Schönheit ringt nicht immer glücklich mit den Uebersieferungen eines naturwidrigen Geschmacks. Sein Gottesbewußtsein ist mehr in der Phantasie zu Hause, als im Gedanken und im sittlichen Empfinden und Wollen. Sein Liberalismus wird von den Vorurtheilen des Edelmannes und von den Gelüsten des ehrgeizigen politischen Dilettanten oft genug in die Enge getrieben. Bei alledem aber behaupten die glücklichen Eingebungen seiner guten Stunden eine hinreißende Gewalt; die Thatkraft und der ritterliche Edelsinn seines Charakters gewinnen uns unwillkürlich, und zu alledem muß uns der epische Schwung eines Lebensberufes interessieren, der mehr an die Sagen von den ritterlichen, fahrenden Sängern der Vorzeit erinnert, als an die einfache Beschränkung eines Schriftstellerlebens in der nüchternen, neueren Gesellschaft. Denn diese äußeren Lebensbeziehungen drängen sich in der That der Betrachtung hier fast noch entschiedener auf, als etwa bei den Studien Göthe's, des einzigen in dieser Hinsicht allenfalls in Vergleich kommenden vaterländischen Dichters. Châteaubriand darf ohne sonderliche Uebertreibung von sich sagen: daß sein Leben seinen Werken gleiche, daß er in seinen Versen seine Zeit repräsentire, und daß er in seinem Leben wie in seinen Meinungen das Ende einer mit dem Anfange einer anderen Epoche verknüpfe.

Von den frühesten Jugendeindrücken an haben die Verhältnisse die Entwicklung dieses Dichters in ganz ungewöhnlichem Grade begünstigt. Man kann nichts Anziehenderes lesen, als die Schilderung, welche er selbst von seiner Heimath und von dem Leben im Vaterhause entwirft. Das Schauspiel des Meeres, die ernste und melancholische Anmuth ausgebehnter Wälder und Heiden, sagenumwobene Denkmäler einer romantischen Vorzeit, endlich die Einsamkeit, die Mutter der starken Gefühle, vereinigten sich, um in der Seele des Knaben die dichterische Kunst zu wecken und zu nähren. In St. Malo, der uralten, bretagnischen Seestadt wurde Châteaubriand 1769, im Geburtsjahre Napoleon's, Alexander's v. Humboldt und E. M. Arndt's, geboren. Der romantisch-ritterliche Vorkämpfer des Liberalismus war der Sohn eines durch den Drang der Noth vorübergehend zum Kaufmann gewordenen Edelmannes aus altem Geschlecht. Der von der Fluth umstürzte Steinbamm des Hafens war sein erster Spielplatz, Matrosenkinder seine erste Gesellschaft. Dann folgten in Combourg, dem wieder erworbenen Stammschlosse der Familie, und in einer

benachbarten Jesuiten-Schule abwechselnd die Anstrengungen eines früh geweckten Ehrgeizes und die mächtigen Aufregungen einer etwas düsteren, aber poetischen Einsamkeit. Wie so viele Poeten hatte Châteaubriand Temperament und Talent von der Mutter, den Charakter vom Vater, einer, so scheint es, etwas harten und verschlossenen, aber energischen Natur. Ein Grundton schwermüthig-leibenschaftlicher Erregtheit klingt in allen den ergreifenden Schilderungen an, welche unser Dichter von den Freuden und Leiden seiner Knabenzeit entwirft: von seinen Streifereien in den heimathlichen Wäldern und Haiden, Nesten des sagenberühmten Brezilien-Waldes, aus dessen Schatten die schönsten Zaubergestalten der altfranzösischen Dichtung einst ihren Flug durch das ritterliche und gläubige Europa erhoben. Wir erfahren, daß der kaum zum Bewußtsein gekommene Jüngling im Begriff war, aus purem Weltschmerz sich das Leben zu nehmen. Wir werden in die Geheimnisse seines Herzens eingeweiht, oder vielmehr in die seiner schon früh krankhaft überreizten Einbildungskraft. Wir sehen ihn einem Schatten nachjagen, einer idealen, als Vision ihm sich offenbarenden Geliebten, dem unheimlich-glänzenden Symbol aller der Traumbilder, welche später das Streben des Mannes nur zu oft irre führten. Es war hohe Zeit, daß der Zwang und die Anregungen des realen Lebens diesen Selbstvernichtungsprozeß einer ebenso lebhaft fühlenden als tief egoistischen Natur aufhielten. Ein erstes Engagement auf der Flotte scheiterte an der Sorglosigkeit des geistreichen Träumers; dann aber übergab ihn der Eintritt in das Regiment Navarra den erziehenden Einwirkungen einer pflichtmäßig geregelten Thätigkeit. Schnell in den literarischen Kreisen der Hauptstadt orientirt, bei Hofe vorgestellt, hatte Châteaubriand gerade noch Zeit, einen Blick auf die glänzende, geistreiche und vornehme Gesellschaft des alten Frankreich zu werfen. Dann brachte die Revolution, erst den kurzen Rausch des Glaubens an die Verwirklichung der Ideale, bald Umsturz und Grauen. Das Regiment Navarra, wie die meisten anderen, kündigte seinen Offizieren den Gehorsam, und Châteaubriand, gleichsam festgebannt in dem tollen Wirbel durch den gleich starken Zug seiner Geburts- und Standes-Vorurtheile und seiner poetischen Freiheitsliebe, suchte in Studien und Träumen die Wirklichkeit zu vergessen. Seine Sehnsucht richtete sich auf die transatlantische Welt, die damals (man zählte acht Jahre nach dem Unabhängigkeitskriege) als das gelobte Land schöner Menschlichkeit und unverborbener Natur aus dem Geheimniß ihrer Urwälder emporstieg. Mit einem mehr kühnen und einfachen, als sinnreichen Project bewaffnet, sehen wir den poetischen Ex-Offizier seinem Vaterlande den Rücken wenden, um jenseits des Weltmeeres zu lernen und zu vergessen. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als die nord-

westliche Durchfahrt auf dem Landwege, in Verfolgung der Küstenlinie, aufzufinden. Die ersten americanischen Anschauungen und Washington's Rath thaten diesen Phantasmagorien ihr Recht. Washington rieth zu gränblichem Studium des jugendlich aufstrebenden Freistaats, und Châteaubriand entsagte seinen Entdeckungsplänen, um — mit Indianern, zum Theil selbst in indianischer Tracht, vom Niagara und den kanadischen Seen, den Ohio und den Mississippi hinab bis nach Louisiana hin den damals noch waldbedeckten Westen zu durchstreifen. Charakteristisch für die Zeit und den Mann ist die Veranlassung, welche in dem von Poesie und Liebe (wenn auch nur indianischer) berauschten Waldmenschen wieder den französischen Offizier und den Vicomte erweckte. Als Gast betritt Châteaubriand das Haus eines Pflanzers. Er sieht eine Zeitung, seit Monaten die erste, und sein Auge fällt auf die Ueberschrift: Flucht und Gefangennahme des Königs. Es wird ihm zu Muth, wie dem Nachtwandler, der seinen Namen hört. Die trostlose Lage seines Vaterlandes, das hämonische Anwachsen der Revolution, die Pflichten seines Berufes und Standes — Alles das dringt in der Einen Nachricht auf ihn ein, ruft ihn eiligst zu Schiffe und in die Heimath zurück. Er findet seine Landsleute mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als mit Naturschwärmerei und dichterischer Versenkung in die Geheimnisse der Liebe und des Welt Schmerzes. Das Land treibt dem Abgrunde des Bürgerkrieges entgegen; die Edelleute ziehen in Schaaren über die Grenze, Europa rüstet, der König ist in seinem Palaste gefangen und täglich von dem Schlimmsten bedroht. Da vergißt denn auch Châteaubriand seine dichterischen, in America gesammelten Schätze und wird ganz der Mann seiner Familie, seines Standes, seiner Partei. Auch unter seinen nächsten Verwandten wird zur Auswanderung und zum Kriege gerüstet; aber ehe es fortgeht, soll der junge Vicomte noch standesgemäß versorgt werden. Er wird mit einer in Renten von Kirchengütern glänzend ausgestatteten Dame verheirathet und begiebt sich dann wohlgemuth über die Grenze, um in der aristokratischen Kreuzfahrer-Armee von Koblenz nicht zu fehlen, welche sich eben anschiebt, dem Revolutions-Spectakel ein kurzes Ende zu machen. Die beabsichtigten Kriegsthaten nahmen, wie überhaupt, so auch für Châteaubriand's persönliche Verhältnisse schnell eine betrübte Wendung. Bei der Belagerung von Thionville durch einen Granat-Splitter verwundet, finden wir ihn, während des eiligen Rückzuges, unter den aufgegebenen Nachzügeln des Heeres. Er hatte nicht, wie sein Kriegskamerad Göthe, den Vortheil, im bequemen Reisewagen durch naturhistorische Beobachtungen und Betrachtungen sich des Gedankens an das untröstliche Schicksal der umgebenden Menschenwelt zu erwehren. Von den Pocken ergriffen, von seiner Wunde geplagt, machte

Châteaubriand seine dichterischen Naturstudien in den Waldgehögen der Ardennen in stündlicher Erwartung des Todes. Gleichwohl zeigt die Schilderung dieser Dinge, die wir von beiden Dichtern besitzen, die größere, poetische Ausbeute diesmal auf der Seite des Franzosen. Sein Bild hat eben den Zauberlanz der Jugend voraus vor den halb sarkastischen, halb vornehm gleichgültigen Mittheilungen unsers damals sehr übel verstimmtten Altmeisters. So die Erzählung der Krisis, welche über die Erhaltung seines schwer gefährdeten Lebens entschied, — wie ihn da die Bilder seiner Freunde und Verwandten umspielen, wie er in dem Schleier der Wolken und den Lichtgarben auf dem Rasen die Gestalten der Mufen zu erblicken glaubt, wie er die untergehende Sonne, vermuthlich zum letzten Male grüßt —; endlich verläßt ihn das Bewußtsein: „das letzte Geräusch, das ich vernahm, war der Fall eines Blattes und das Lied eines Rothkehlchens.“ — — Hier ist Alles Leben und Farbe; ein Duft der Jugend und der Natur umzieht diese Erinnerungen und umhüllt selbst die sich nirgends verläugnende Eitelkeit des Dichters mit einem anmuthigen Schleier.

Durch einen Zufall wurde Châteaubriand aus jener hoffnungslosen Lage gerettet. Wagen des Prinzen von Vigne kamen vorüber; man bemerkte den Kranken, nahm ihn mit und brachte ihn über die belgische Grenze. Nach schwerem Krankenlager in Brüssel geheilt, geht Châteaubriand, am Erfolge des Krieges verzweifelnd, zunächst zu Verwandten nach Fersey, dann nach London, dem großen Hospital auch der damaligen Emigration, dem Lande der Freiheit und Sicherheit, aber auch der trostlosen Vereinsamung für den Fremden, und für Viele eine Schule der bittersten Noth. Auch Châteaubriand hat es kennen gelernt, was es sagen will, als mittelloser Verbannter durch diese Menschenwüste seinen Weg zu suchen; sie hat ihn grausamer geprüft als die Wälder und die Nothhäute des fernen Westens. Buchstäblich dem Hungertode nahe, wurde er durch Freunde gerettet und als Bibliothekar eines Landbedelmans anständig untergebracht. Eine unglückliche Liebesgeschichte trieb ihn wieder nach London zurück, und dort entstand, unter Entbehrungen und schmerzlichen Aufregungen, sein erstes historisch-politisches Werk, der „Versuch über die Revolutionen“ (1797). Es ist noch ganz von dem skeptisch-analytischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts erfüllt, reich an trefflichen Beobachtungen über den Charakter der Franzosen und den Geist ihrer sich eben vollziehenden staatlichen Erneuerung und, merkwürdig genug, durchaus frei von reactionärer Parteiliebe. Erst ein Jahr später will Châteaubriand durch die Nachricht vom Tode seiner Mutter und durch die Ermahnungen einer seiner Schwestern zum religiösen und conservati-

den Webererwecker und Befehrer des gottlosen Frankreich geweiht worden sein. „Diese beiden, aus dem Grabe kommenden Stimmen, dieser Tod, der dem Tode als Dolmetscher diente, haben mich getroffen. Ich bin Christ geworden. Ich habe nicht einer großen, übernatürlichen Erleuchtung nachgegeben. Meine Ueberzeugung ist aus dem Herzen gekommen. Ich habe geweint und geglaubt.“ Der Entschluß, ein Verteidiger der Religion gegen den Hochmuth der „Philosophen“ und der feinen Welt zu werden, war die nächste Frucht dieses Glaubens. Mit der das echte Talent kennzeichnenden Ausdauer und Arbeitskraft wurde die Ausführung begonnen. Châteaubriand fing an, unter der Londoner Emigration eine Rolle zu spielen und sich ein Publicum zu schaffen, als der Staatsstreich des achtzehnten Brümair und die Freundschaft des Akademikers Fontanes ihm das lang entbehrete Vaterland wieder eröffneten. Zunächst unter falschem Namen und mit preussischem Passe, aber über die Absichten Bonaparte's ziemlich beruhigt, entschloß er sich zur Heimkehr und langte im Frühling 1800 nach achtjähriger Verbannung in Paris an, um alsbald als Bahnbrecher einer inhaltsschweren Geistesbewegung sich in der Geschichte seines Volkes seine Stelle zu erobern. Und welches Volk fand er vor, welche Hauptstadt, welche Gesellschaft! Selten ist es einem Schriftsteller gewährt worden, so voll und ganz den Boden für die seinem Talente erreichbaren Wirkungen vorbereitet zu finden. Schon der äußere Anblick des Landes, mit seinen halbzerstörten Dörfern, seinen niedergebrochenen Schlössern, bildete, als es der heimkehrende Flüchtling durchfuhr, einen mächtigen und ernstn Gegenatz gegen das Frankreich, das er verlassen. In Paris wogten die Elemente der alten und der neuen Gesellschaft bunt durcheinander. Die Sitten glichen ungefähr jener Inschrift, die Châteaubriand am Hause Ginguénés's bemerkte: „Hier ehrt man sich mit dem Bürgertitel und buht sich. Mach' die Thüre zu, wenn Sie so gut sein wollen.“ Châteaubriand kam sich vor, wie auf einem Schlachtfelde bei'm Appell, nach dem Kampf. Man sammelte die Reste seiner Familie, man las die Trümmer seines Vermögens zusammen. Die sich zurückziehende republikanische Generation schieb sich von dem aufstrebenden Geschlecht des Kaiserreiches. Der heimgekehrte Emigrant plauderte in den Salons mit den Mördern seiner Verwandten. „Alle Portiers, große Anhänger des seligen Herrn Robespierre, sehnten sich nach den Schauspielen des Plazes Ludwig's XV. zurück, wo man Frauen die Köpfe abschneitt, — so sagte zu Châteaubriand sein Portier in der Rue de Lille — die einen Hals hatten, so weiß, wie Hühnerfleisch. Die Septembermörder handelten an den Straßenecken mit gebratenen Aepfeln: aber sie mußten oft ihren Standort ändern, denn sobald das Volk sie erkannte, warf es ihnen den Kram in

die Gasse und drohte, sie todtzuschlagen. Die reich gewordenen Revolutionäre richteten sich in den großen Hotels des Faubourg St. Germain ein. Im Begriff, Barone und Grafen zu werden, sprachen die Jakobiner nur noch von der Nothwendigkeit, die Proletarier zu züchtigen. Bonaparte stellte die Brutus' und Scävola's bei seiner Polizei an und war im Begriff, sie mit rothen Bändchen zu puzen, sie mit Titeln zu besubeln, sie zu zwingen, ihre Meinungen zu verrathen und ihre Verbrechen zu entehren. Dazwischen aber wuchs ein kräftiges Geschlecht heran, im Blute gesät und sich erhebend, um von nun an nur das der Ausländer zu verließen.“ —

Es waren aber nicht nur die Straßendemagogen, die Männer des Klubs und der Rebnerbühne, die politischen Intriguanen und ernücherten Enthusiasten, welche der erste Consul in seine Uniform steckte. Die Erstarrung, die Niederwerfung des sittlichen Bewußtseins vor dem materiellen Erfolg war nicht weniger allgemein unter den Gelehrten und Schriftstellern der großen Nation. Die Humanitäts-Ideale des achtzehnten Jahrhunderts hatten schmählichen, wie es Vielen schien, nie wieder gut zu machenden Schiffbruch gelitten. Die leidenschaftlichen Formlosigkeiten der revolutionären Literatur hatten ihre Wirkung auf die abgestumpften Nerven verloren, ganz abgesehen von der eisernen Napoleonischen Censur. Für neue Ideen und neue Kunstformen hatte die Alles verschlingende politische Bewegung des letzten Jahrzehnts weder Raum noch geistige Kräfte übrig gelassen. So ließ denn die zurüctretende revolutionäre Fluth auf dem Gebiet der französischen Geistesarbeit eine versandete Wüste zurück, in deren einförmiges Grau die Handwerker des klassischen Parnasses ihre grün angestrichenen Theaterbäume und ihre Papierblumen hineinsetzten. Man darf es Châteaubriand nicht vergessen, daß er unter den Ersten war, die den Muth und die Kraft hatten, einen frischen, poetischen und sittlichen Lebenskeim in diese Geisteswüste zu pflanzen. Mit Fontanes, dem eigentlichen Großmeister des bonapartistisch approbirten Schriftthums enge verbunden, trat er mit einer Dichtung vor die Gesellschaft der Hauptstadt, die den Gefühlsten der Rousseau'schen Schule mit heißerer Gluth wieder aufnahm, die Herzens- und Naturschwärmerei derselben mit einem fremdartigen Dufte religiösen Begeisterungs-Rausches durchwürzte und in ihrer fremden Farbenpracht den akademischen Schildereien gegenüber trat, wie der Urwald dem bunten Parterre und den beschnittenen Hecken eines französischen Gartens. „Atala“ erschien im ersten Jahre des Jahrhunderts. Sie war von dem Dichter in den Gärten Louisiana's empfangen; sie hatte ihn über das Meer, in das Feldlager, in die Verbannung begleitet. Sie umschloß die Träume, die Entzückungen, auch einen Theil der Ver-

irungen seiner stürmisch bewegten Jugend. Sie in dieser Gesellschaft, in dieser Zeit veröffentlichen, hieß das gefährliche Spiel wagen, in welchem ein falscher Tritt über den Sturz vom Gipfel des Erhabenen in den Abgrund des Lächerlichen entscheidet. Das Wagniß gelang, wie man weiß, vollständig und glänzend. Seit Rousseau's Heloise hatte man in Frankreich einen Erfolg der Art nicht erlebt. Zwar die Voltairianer waren entrüstet. Es regnete bittere Kritiken und Parodien. Aber das jüngere Geschlecht und die Frauen waren entzückt. In den öffentlichen Localen sah man die Helden des Romans bald in Rahmen und Glas an den Wänden, auf den Quai's zeigte man sie in Wachs. Man brachte sie auf die Volkstheater; in den Salons war eine Weile nur von Urwäldern, Flamingo's und Krokodilen, von zauberischen Mondscheinnächten und tropischen Stürmen, von der Unschulb und glückseligen Freiheit der Rothhäute und von den erhabenen Mysterien des durch Voltaire am Ende doch wohl verläumdeten Christenthums die Rede. Es ist keine Frage, daß dieser Erfolg zu gutem Theile auf Rechnung der Sprache kommt, der Farbenpracht, des wirklich grandiosen Schwunges einer pathetischen und doch einfachen, fast nie überladenen Diction. Chateaubriand's Natur schilderungen halten mit den besseren englischen Leistungen auf diesem Gebiete den Vergleich nicht aus. Es fehlt ihnen die frische Farbe der Wirklichkeit, die Treue und der Reichthum in der Auffassung des Einzelnen. Selbst der doch stark sentimentale Cooper ist ein handfester Realist, gegenüber der in bengalischem Feuer strahlenden Natur, wie der französische Ritter sie zeichnet. Aber dafür ist Chateaubriand nie breit und ermüdend. Er weiß, darin ächter Franzose, auf der Stelle den rechten Gesichtspunkt für jede Schilderung zu treffen. Seine Bilder kommen der Wirklichkeit so nahe, als der französische gebildete Geschmack es irgend ertragen konnte. Sie sind kunstreiche und treffliche Theaterdecorationen für die aufzuführende Handlung. Man erinnere sich u. A., wie Chactas seinen Fluchtversuch mit Atala schildert: „Die Tochter des Landes der Palmen kam zu mir in der Mitte der Nacht. Wir traten in einen mächtigen Fichtenwald und sie erneute ihre Bitten, mich zur Flucht zu bewegen. Wortlos ergriff ich sie bei der Hand und zwang das durstige Reh, sich mit mir in den Wald zu vertiefen. Die Nacht war köstlich. Der Geist der Lüfte wiegte sein blaues, vom Balsam der Fichten duftendes Haar; man athmete den schwachen Ambra-Geruch der Krokodile unter den Tamarisken der Flüsse. Der Mond strahlte in fledenlosem Blau und sein perlweißes Licht strömte auf die verschwimmenden Wipfel der Forsten herab. Kein Geräusch war zu hören, außer der fernen, geheimnißvollen Harmonie, welche die Tiefen der Wälder erfüllt. Es war, als seufzte die Seele der

Einsamkeit in der ganzen Weite der Wüste.“ Nun geht ein indianischer Romeo über die Bühne, „mit einer Fackel in den Händen, dem Geiste des Frühlings vergleichbar, der die Wälder durchleuchtet, um die Natur zu beleben.“ Es ist ein Liebender, der vor der Hütte seines Mädchens sein Schicksal erfahren will. Châteaubriand übersezt seine Serenade und sie macht dem indianischen Zartgefühl alle Ehre. Dann erscheint eine indianische Mutter. Sie trägt eine Matsgarbe und weiße Lilien auf das Grab ihres Kindes und singt: „Warum beweinte ich dich in deinem Bettchen von Erde, du, mein eben Geborenes? Wenn der kleine Vogel heranwächst, so muß er selbst seine Nahrung sich suchen und er findet viele bittere Körner im Walde. Wenigstens hast du keine Thräne gekannt, wenigstens hat der verzehrende Hauch der Menschen dein Herz nicht getroffen. Wenn die Knospe in ihrem Kelche verwelkt, so geht sie mit ihrem Dufte dahin, wie du, mein Sohn, mit dem Schaze deiner Unschuld. Glückselig, die in der Wiege sterben; sie haben nur die Küsse und das Lächeln der Mutter gekannt.“ — Man sieht wohl, diese Wilden dürfen sich zeigen in guter Gesellschaft. Freilich sind sie nicht ganz von Vorurtheilen und Unarten frei. Sie bemalen z. B. ihre Kriegsgefangenen blau und roth, bekränzen sie mit Blumen, geben ihnen Lederbissen und schicken ihnen la Vierges des dornières amours, um sie dann so ritterlich als möglich am langsamen Feuer zu braten, und ihren Frauen, wenn sie ihnen nicht treu sind, schneiden sie Nasen und Ohren ab. Aber von diesen nationalen Gebräuchen wird ihre Unschuld und ihre Tugend ebenso wenig geschädigt, als zu des „großen“ Ludwig Zeit die ritterliche Hochherzigkeit der französischen Offiziere durch die Nordbrennereien in der Pfalz oder durch die Menschenjagden in den Ebenen. Im Gegentheil. Ohne den Brandpfahl im Hintergrunde wäre das Waldparadies der indianischen Iphigie langweilig und fade. Aber „Atala“ verdankte ihren Erfolg denn doch bei Weitem nicht ausschließlich den fremdländischen und glühenden Farben des die Dichtung umgebenden Rahmens. Es jubelten ihr vor Allem die nach Andacht und Religion sich sehnennden Herzen entgegen. Sie bereitete dem „Geist des Christenthums“ die Bahn. Und da fragen wir denn allerdings mit einer Art von innerem Grauen: Wie war das möglich? Wie hat Châteaubriand es wagen dürfen, diese blutige Parodie auf die Religion der Liebe und der Freiheit einem Volke zu zeigen, das nach schwerem Unglück im Begriff stand, reuig in die verlassenen Tempel zurückzukehren? „Das ist also die Religion, die ihr mir so eifrig gerühmt habt!“ ruft Chactas aus, als er vernommen, wie Atala ihr Leben und das Glück des Geliebten einem abergläubischen Gelübde ihrer verstorbenen Mutter zum Opfer gebracht hat. „Fort mit dem Eide, der mir Atala entreißt!

Fort mit dem Gotte, der der Natur widerspricht! Mensch, Priester, warum bist du in diese Wälder gekommen?" Wohl entgegnet der Missionär mit furchtbarer Stimme: "Wo sind deine Tugenden, die dich berechtigen können, zu klagen? Welche Dienste hast du geleistet? Welches Gute hast du gethan? Wenn du, wie Pater Aubry, dreißig Jahre in der Verbannung auf dem Gebirge verlebt haben wirst, dann wirst du weniger rasch sein, über die Pläne der Vorsehung ein Urtheil zu fällen; dann wirst du begreifen, daß du nichts weißt und nichts bist, und daß es keine so strenge Züchtigung, keine so furchtbaren Schmerzen giebt, welche das sündige Fleisch nicht zu ertragen verdiente." Es ist nur zu fürchten, daß diese pathetische Anrede auf den besonnenen Leser weniger vernichtend wirke, als auf den armen Indianer. Die Erinnerung an das "sündige Fleisch" dürfte kaum genügen, um uns mit dem Glauben zu versöhnen, welcher die Mutter verführt, der Gottheit das Lebensglück des Kindes anzubieten, als Preis der Errettung aus der durch dieselbe Gottheit verhängten Todesgefahr, etwa wie der Schiffbrüchige einem hartherzigen Booten seine Habe verspricht, um wenigstens das nackte Leben zu retten. "Hätte es sich nur um den Verlust meiner Seele gehandelt!" ruft Atala in ihrem Jammer. "Aber dein Schatten, meine Mutter, war mir beständig vor Augen und machte mir seine Qualen zum Vorwurf! Ich hörte deine Klagen, ich sah die Flammen der Hölle, die dich verzehren!" — Man sollte denken, Châteaubriand hätte es anders anfangen sollen, um seinen gottlosen Landsleuten das Christenthum zu empfehlen. Er scheint selbst so etwas gefühlt zu haben. Sein Missionär verwandelt sich gleich nach jener donnernden Rede in den hingebenden, weichmüthigen Menschenfreund. Er erlaubt sich Bemerkungen über die Gefahren der Unwissenheit und des Enthusiasmus in Sachen der Religion. Er zeigt ein merkliches Talent zu einem Beichtvater für praktische Leute, wenn er hinzufügt: "Wärest du unterlegen: nun, du armes, verirrtes Schäfchen, der gute Hirte hätte dich aufgesucht und dich zur Heerde zurückgeführt. Die Schätze der Neue standen dir offen. Es sind Ströme von Blut nöthig, um unsre Fehler in den Augen der Menschen zu tilgen; für Gott genügt eine einzige Thräne!" Er macht hiebei die tröstliche Bemerkung: die Sache habe eigentlich nichts auf sich, denn es handle sich nur um ein einfaches Gelübde, und das könne der Bischof von Quebec mit Leichtigkeit lösen. Es folgen dann prächtige Schilderungen von der christlichen Liebe und Tugend des Missionärs. Einen ganz besondern Triumph feiert die Religion in seiner neubekehrten Gemeinde, da sie es möglich macht, für die Bearbeitung der Felder die Theilung des Eigenthums beizubehalten, während für die Verwendung der Ernte der Communismus der ersten Apostel eingeführt wird. Im schönsten poeti-

sehen Farbenglanz strahlen über dieser christlichen Ibselle die geheimnißvollen Gebräuche des Gottesdienstes. Aber alle diese herrlichen Dinge schaffen die Thatfache nicht weg, daß die gesammte Handlung des Gedichtes nicht sowohl von der christlichen Liebe, als von dem christlichen Aberglauben in Bewegung gesetzt wird, und die schönsten Neben des Pater Aubry enthalten keine Antwort auf die Frage: Wie nun, wenn Atala nicht nur durch ein „einfaches Gelübde“ gebunden wäre, und wenn der Bischof von Quebeck also nicht die Macht hätte, dieses Gelübde zu lösen? Offenbar, sie sollen diese Antwort auch gar nicht enthalten. Und hier berühren wir den springenden Punkt der Betrachtung. Gerade in diesen mythischen Schauern, in diesen wollüstigen Schmerzen, in diesem schroffen Zusammenstoß der glühenden Sinnlichkeit mit den Schreckbildern einer dem Gedanken entlaufenen Phantasie lag für das französische Publicum die Ursache der ungeheuren Wirkung des Buches. Diese dichterische Religiosität bot den ermatteten Kindern der Revolution das pikante Gewürz zur Vertreibung des Blutgeschmacks, welcher die Voltaire'sche „Philosophie“ seit den neunziger Jahren den geistigen Feinschmeckern verleibete. Damit hängt denn auch der Ton tiefen bitteren Wehes zusammen, welcher alle diese leidenschaftlichen Gemälde mit unheimlichen Schauern durchzieht. Es liegt im Grunde wenig Erfrischendes und Versöhnendes in diesen so beredten Vorträgen über christlichen Heldenmuth und christliche Liebe und Demuth. Die Schattenseite des Lebens, die Unbeständigkeit unseres Fühlens und Wollens, die Unwirklichkeit der Ideale hält den Blick des Dichters gefesselt. Nach dieser Seite hin bringen schon hier seine Beobachtungen am tiefsten, sind seine Betrachtungen oft von furchtbar schlagender Wahrheit. Wer fühlt sich nicht erschüttert von Aubry's Worten: „Glaube mir, mein Sohn, die Schmerzen sind nicht ewig; sie enden früh oder später, denn das Herz des Menschen ist endlich. Das eben ist die Erbärmlichkeit unseres Geschlechts: wir sind nicht einmal fähig, lange unglücklich zu sein!“ — Es ist hart, in dem Erstlingswerke eines jugendlichen, Epoche machenden Dichters der Religion jener Betrachtung zu begegnen, in welche Chactas seine Erfahrungen zusammendrängt: der Betrachtung, daß alle Träume von Glück nur Täuschungen sind und daß auch das fröhlichste Herz in seinen Tiefen an einer heimlichen Wunde blutet!

Dieser Gedankengang führt denn geradezu zu jener zweiten Episode desselben Werkes hinüber, welche die französische Kritik noch heute mit dem Namen des französischen Werther beehrt. René, die poetische Verherrlichung der dem jugendlichen Dünkel entspringenden Langeweile, das klassische Epos des Welt Schmerzes, hat aber mit dem Göthe'schen Meisterwerke nach unserer Ueberzeugung nichts gemein, als sein Verhält-

niß zu einer weit verbreiteten Krankheit der Zeit und die dadurch bebingte Menge eifriger Leser und Nachahmer. Châteaubriand gestaltet hier die dunkelsten Schattenseiten seines eigenen Wesens zu einem unheimlichen Bilde. Müde der Welt, ehe er eine Hand für sie aufgehoben, von Jugend auf gelangweilt durch eine seiner Theilnahme nicht würdige Wirklichkeit, versinkt sein *Réné*, in der Blüthe der Jahre, über den Denkmälern längst vergangener, thatkräftiger Menschen in geistreich wehmüthige Betrachtungen. Unter den Sterblichen finden höchstens die Dichter Gnade vor seinen Augen: „sie preisen die Götter mit goldnem Munde und sind einfältiger, als die gewöhnlichen Menschen. Sie reben wie Unsterbliche oder wie unschuldige Kinder. Sie enthüllen die Gesetze der Welt und können die einfachten Gesetze des Lebens nicht begreifen,“ — was sie freilich nicht hindert, muß der Biograph Châteaubriand's wohl hinzusetzen, nach einer Anstellung als Deputirte, Pairs, Gesandte, Minister gelegentlich mit nicht geringem Eifer zu trachten. Am unglücklichsten fühlt sich *Réné* in der „guten Gesellschaft.“ Er bemerkt, daß er dort stets mehr giebt, als empfängt. Der Riese kann in den Betten der Menschen nicht schlafen, er ist außer sich, daß er nach gesundem Menschenverstande und nützlichem Wirken mehr Nachfrage findet, als nach erhabenen Gedanken und tiefem Gefühl. Zuletzt drängt sich denn natürlich diese ganze, unbeschäftigte Lebensfülle in Einem krankhaften Gelüste zusammen. *Réné* verliebt sich in seine Schwester und findet Gegenliebe — Châteaubriand's Denkwürdigkeiten werfen bekanntlich mit kaum glaublicher Indiscretion einen Lichtstrahl auf die realen Bezüge dieser gräulichen Geschichte — die Religion muß herbei, um die aus allen Fugen der Natur und Vernunft gewichenen Geistes- und Gefühls-Aristokraten wenigstens äußerlich in die ihnen nur zu nöthigen Bande zu schlagen. Ihre Segnungen werden in belehrenden Worten geschildert: „die Religion lullt eine empfindsame Seele in süße Täuschungen ein. An Stelle der leidenschaftlichen Liebe setzt sie eine Art glühender Keuschheit, in der die Geliebte und die Jungfrau vereinigt sind. Sie reinigt die Seufzer. In göttlicher Weise mischt sie ihre Ruhe und Unschuld zu dem Ueberreste von Aufregung und Wollust in dem Herzen, welches die Ruhe der Einsamkeit sucht.“ So die Schwester. *Réné* selbst aber fällt mit dem ganzen Heißhunger eines verkannten, welt-schmerzlichen Genie's über diese erste wirkliche und o, wie pikante Aufregung seines thatenarmen und wortreichen Lebens her!

Und dies also ist die zweitberühmte Episode jenes Werkes, durch welches Châteaubriand, wie er uns erzählt, die zürnenden Schatten seiner Mutter und Schwester zu versöhnen und den Abgrund der Gottlosigkeit vor den Füßen seines Volkes zu schließen gedachte. Es ergiebt sich schon

hieraus, daß der „Geist des Christenthums“ (1802) auf eine überzeugende, nach Beweis trachtende Schutzschrift für die Religion nicht angelegt war. Die Hauptstärke des berühmten Buches ist vielmehr in dem richtigen Tact zu suchen, mit welchem es seine Waffen nach der Natur und der Fechtwaise des Gegners wählt, und es wäre Unrecht, von einem ganz andern Standpunkte aus ihm dies zum Vorwurf zu machen. Châteaubriand hatte hauptsächlich die Weltleute aus der Voltaire'schen Schule im Auge. Mit den Gelehrten aus dem feindlichen Lager, mit den Systematikern des Materialismus, den Bolney, Tracy, Ginguéné u. s. w. machte er sich weniger zu schaffen. Es kam ihm zunächst darauf an, nicht sowohl das Katheder, als die Salons für die Religion zurückzuerobern. Voltaire hatte sich ausschließlich an den sogenannten „gesunden Verstand“ seiner Leser gewendet, d. h. an ihre Neigung und Fähigkeit, aus oberflächlichen Beobachtungen einseitige, aber um so deutlichere und faßbarere Schlüsse zu ziehen. Er hatte die in Frankreich so furchtbare Macht des Lächerlichen mit nur zu gutem Erfolge gegen die Formen nicht nur, sondern auch gegen das Wesen der Kirche gewandt. Dem gegenüber that Châteaubriand ganz recht, nicht sowohl an den Verstand, als vielmehr an das Gemüth und die Phantasie seiner Leser sich zu wenden. „Nicht die Sophisten galt es, mit der Religion zu versöhnen, sondern die Welt, welche sie irre führten. Man hatte sie verführt, indem man ihr sagte, das Christenthum sei ein barbarischer Cultus, absurd in seinen Lehrsätzen, lächerlich in seinen Gebräuchen, den Künsten und Wissenschaften feindlich, nicht verträglich mit der Vernunft und der Schönheit: ein Cultus, der zu nichts gedient, als Blut zu vergießen, die Menschen zu fesseln, das Glück und die Aufklärung des menschlichen Geschlechts zu verzögern. So mußte man denn zu beweisen suchen, daß von allen Religionen, die je existirten, die christliche die am meisten poetische, die menschlichste ist, die, welche die Freiheit, die Künste, die Wissenschaften am meisten begünstigt; daß die neuere Welt ihr Alles verbanke, vom Ackerbau bis zu den strengen Wissenschaften, von den Krankenhäusern, den Zufluchtsstätten der Armen, bis zu den von Michel Angelo erbauten und von Raphael geschmückten Tempeln. Man mußte zeigen, daß es nichts Göttlicheres giebt, als seine Moral, nichts Liebenswürdigeres, Prächtigeres, als seine Lehren und seinen Gottesdienst. Man mußte zeigen, daß dieser das Genie begünstigt, den Geschmack reinigt, die tugendhaften Leidenschaften entwickelt, den Gedanken kräftigt, dem Schriftsteller edle Formen, dem Künstler vollkommne Vorbilder giebt, daß es keine Schande ist, mit Newton und Bossuet, mit Pascal und Racine gläubig zu sein: mit einem Worte, man mußte jeden Zauber der Einbildungskraft und alle Interessen des Herzens für

diese nämliche Religion aufrufen, gegen welche man dieselben bewaffnet hatte.“

Châteaubriand bezeichnet hier in beredten Worten den üblichen und berechtigten Grundgedanken seines Werks, er zeigt es von der Seite, welcher dasselbe seine Erfolge verdankt. Leider hat es noch andere Seiten. Châteaubriand ist selbst viel zu sehr Sophist, seine innerste Natur ist viel zu selbstsüchtig und skeptisch, seine Gefühlsaufwallungen werden hier, wie auf jedem andern Gebiete, zu oft durch den schneidend kalten Hauch des nüchternsten Zweifels durchbrochen, als daß er der Versuchung hätte widerstehen sollen, den schlüpfrigen Boden der theologischen Controverse zu betreten. Und da begegnen ihm denn wunderliche Dinge. Was er über die Geheimnisse des Dogma's, über die Sacramente, über die socialen Institutionen der Kirche sagt, ist ein wüstes Durcheinander von widersprechendsten Einfällen. Er ergeht sich in Betrachtungen über die geheimnißvollen Eigenschaften der Dreizahl, über das Om, Ha, Hum der thibetanischen Mönche, über die drei Grazien, die drei Hüllenrichter, um die Dreieinigkeit den Weltleuten annehmbar zu machen. Er spricht von den „Gewissensbissen,“ welche Christus litt, als er für die sündige Menschheit starb. Nach jahrelangem Aufenthalt in England behauptet er trocken weg, die Abschaffung der Ohrenbeichte müßte nothwendig die Folge haben, alle Sünder, d. h. alle Menschen, in Verzweiflung zu stürzen. Das Mönchs- und Nonnenwesen wie das Verbot der Priesterehe finden ihre Rechtfertigung in der Nothwendigkeit, die überdölkerte Erde von einem Theil ihrer sündigen Last zu befreien, — eine Lehre, nach der sich denn also Robespierre's Kopfabschneider in auserwählte Werkzeuge christlicher Volksbeglückung verwandeln, und Paul de Molènes' neuerliche schwülstige Declamationen über die heiligen Mysterien des Krieges — in der Revue des deux Mondes — als Ausfluß tief christlicher Weisheit bewähren würden! Doch Herr von Châteaubriand ist im Grunde nicht so menschenfeindlich als es den Anschein hat. Jene mystisch-asketische Entvölkerungslehre hält ihn nicht ab, eine Seite später die Verdienste der Kirche um die Zunahme der Bevölkerung zu rühmen: Die Geistlichkeit habe Eintracht und Liebe unter den Gatten gepredigt, die Fortschritte der Sittenlosigkeit aufgehalten und die Donner der Kirche gegen die Kinderlosen Ehen in den großen Städten gerichtet. Es ist dies dasselbe Kapitel, in welchem Châteaubriand den Klöstern eine Lobrede hält, „weil die Mönche, ihre Einkünfte an Ort und Stelle verzehrend, den Ueberfluß in den Hütten der Bauern verbreiten!“ Man sieht hier, auch ohne des Verfassers ausdrückliche Versicherung, daß er sich nicht an die „Sophisten,“ sondern, selbst Sophist, an die des Unglaubens müde, von jenen falschen Hirten in die Wüste geführte Herde

wendet. Auch seine christliche Aesthetik leidet an schweren Mißverständnissen. Seine theoretische Begeisterung für das Geheimnißvolle und Wunderbare kommt oft genug in bösen Gegensatz zu der nüchternen Verständigkeit seiner im Grunde doch ächt französischen Natur und zu dem schweren Gepäck der ihm sehr theuren Ueberlieferungen des „großen Jahrhunderts.“ Bei alledem verbankt der „Geist des Christenthums“ seinen ungeheuren Succesß keineswegs nur den Rückwirkungen der revolutionären Ausschweifungen. Wohl hat Châteaubriand Recht, wenn er von der Sehnsucht nach religiösem Trost redet, welche nach jahrelanger Entbehrung die Gemüther damals ergriffen habe, so daß man sich „in das Gotteshaus drängt, wie zur Zeit einer Seuche in das Haus des Arztes.“ Diese Stimmung erleichterte die Aufgabe des Dichters in hohem Maaße; aber es bleibt ihm das Verdienst, sie erkannt, durch das rechte Zauberwort zum Bewußtsein gebracht und einer sinnigeren und ernstern Auffassung sittlicher und geschichtlicher Fragen wenigstens die Bahn gebrochen zu haben. Wo Châteaubriand sich des Spintifirens und System-Machens enthält, wo er einer einfachen Offenbarung des Göttlichen in Leben und Natur unbefangen sich hingiebt, da findet er stets Worte von wunderbarer Gewalt. Stellen, wie die über die Offenbarung Gottes in der Natur (Il est un Dieu etc. t. I. livre 5), oder die Verherrlichung des weltumfassenden christlichen Liebesgedankens im vierten Theile des Werkes werden stets unter den geistigen Kleinodien des französischen Volks ihre Stelle behalten und, ganz abgesehen von der beispiellosen äußeren Wirkung des Buches, für den „Geist des Christenthums“ volle Beachtung in der französischen Bildungsgeschichte dieses Jahrhunderts in Anspruch nehmen. Es ist bemerkenswerth, daß Châteaubriand, trotz seiner grenzenlosen Eitelkeit, die Tragweite dieser Wirkung keinesweges überschätzte. Mit dem kalten, oft genug bis zur bittersten Ironie gesteigerten Scharfblick, der ihm in den Zwischenräumen seiner poetischen Aufwallungen eigen war, sprach er selbst bald nach dem Erscheinen des Buches darüber sich aus. Er schloß eine Kritik von seines Mitstreiters de Bonald „Ursprüngliche Gesetzgebung“ mit den Worten: „Im Augenblicke, da ich dieses schreibe, fahre ich einen der größten Ströme Frankreichs hinab. Auf zwei gegenüber stehenden Bergen erheben sich verfallene Thürme. Sie tragen kleine Glocken, mit deren Geläute die Bergbewohner uns im Vorüberfahren begrüßen. Dieser Fluß, diese Berge, diese Thöne, diese gothischen Denkmäler unterhalten für einen Augenblick die Augen der Zuschauer; aber Niemand hält an, um dorthin zu gehen, wohin das Geläute ihn ruft — dies ist das Bild der Männer, welche sich heutzutage bemühen, dieses Geschlecht zu Religion und Sitte zu wecken!“

Man weiß, wie geschickt Bonaparte sich des „Geldchens“ zu bedienen wußte, um sein Concorbat einzuläuten. Auch unser Dichter kam, nach französischer Sitte, nicht schlecht dabei fort. Man belohnte ihn mit einem diplomatischen Posten in Rom. Ein chevaleresker Geniestreich — eine Visite bei dem abgesetzten Könige von Sardinien — konnte ihm bei dem ersten Consul nicht schaden. Châteaubriand wurde nicht nur nicht abgesetzt, sondern 1804 zum französischen Gesandten bei der Republik Vailis befördert. Der Posten war für einen Dichter lothend genug: Wenig Geschäfte, ein reizend romantischer Wohnort, angesehene Stellung, gute Befoldung, von den weiteren Aussichten nicht zu sprechen. Châteaubriand acceptirte ohne Bedenken. Er hatte seine Sachen gepackt, seinen Abschiedsbesuch in den Tuilerien gemacht, als die Hinrichtung des Herzogs von Enghien alle seine Pläne durchkreuzte und ihn seinem Schriftsteller- und Pilgerleben auf ein ganzes Jahrzehent wieder zurückgab. Er hat später den Mund etwas voll genommen über das glänzendste Ritterstück seines bewegten Lebens; aber es wäre doch Unrecht, die lähne Kriegserklärung des eben beförderten Diplomaten gegen seinen allmächtigen Gebieter deshalb für einen eiteln Theaterstreich zu erklären. Man darf nicht vergessen, daß die Herstellung der Bourbons niemals unwahrscheinlicher war, als nach jenem politischen Morde. Man muß ferner Châteaubriand's brennenden Ehrgeiz in Anschlag bringen und die vor ihm geöffnete staatsmännische Laufbahn. Es ist möglich, daß reisliche Ueberlegung den ritterlichen Sängern vielleicht nicht so sicher den Weg der Ehre geführt haben würde, als die plötzliche Aufregung bei der Schreckensnachricht, auch hat die Größe der Bühne, auf der das Stück spielte, sicher ihren Antheil an der heroischen Haltung des Künstlers. Bei alledem indeß ist es nicht Jäbermanns Sache, derartige Wallungen zu haben, und noch viel weniger, ihnen augenblicklich ohne Schwanken und Zögern zu folgen.

So wurde Châteaubriand denn für das Jahrzehent des Kaiserreichs in das Centrum der literarischen Opposition gegen den Bestieger Europas gedrängt. Im Jahre 1807 veröffentlichte er im Mercure einen starken Artikel über — den Kaiser Liberius. Er kostete ihn seinen Antheil an jenem Blatte und damit seine hauptsächlichste Geldquelle. Vier Jahre später öffnete sich die Akademie, wenn nicht für den dichterischen Verteidiger des Christenthums, so doch für den größten Stilisten des neueren Frankreich. Die Sitte verurtheilte den neu Aufzunehmenden zu einer Lobrede auf seinen Vorgänger, diesmal auf den Voltairianer Marie Joseph Chénier. Die Censur wurde in solchen Fällen vom Kaiser persönlich geübt, und Châteaubriand benutzte diesen Umstand, dem Mörder des Herzogs von Enghien eine strenge Kritik der revolutionären Leiden

schaften und der durch sie angebahnten Soldatenherrschaft, sowie glühende Wünsche für die Pressfreiheit in die Hände zu spielen. Natürlich wurde die Rede nicht gehalten, der vacante akademische Armsessel anders besetzt: aber zu weiteren Verfolgungen, etwa wie gegen die protestantische, von deutschen Ideen angesteckte Frau von Staël, mochte sich Napoleon hier doch nicht entschließen. Vielleicht fand er es überflüssig, gegen diesen aufgeklärten, gleichzeitig für die Pressfreiheit und für den Papst schwärmenden Kreuzfahrer sich anders als ablehnend zu verhalten. Châteaubriand's Kampfsystem durfte ihm mit Recht mehr geistreich als gefährlich erscheinen. Der Romantiker verfolgte den im "Geist des Christenthums" mit so viel Glück betretenen Weg. Er sah, wie der Kaiser die gleichmachende und straff centralisirende Staatskunst des achtzehnten Jahrhunderts mit fester Hand fortsetzte, wie das römische Imperatoren-Reich die klassischen Muster, Formen und Namen hergeben mußte für sein vervollkommenetes Nachbild, wie der Dienst des berechnenden Verstandes und des äußeren Erfolges sich mit allen stolzen Ueberlieferungen des Classicismus umgab, um nicht nur die Interessen, sondern wo möglich auch die Einbildungskraft des Volkes zu beherrschen. Gegen dieses Cäsarenthum suchte nun Châteaubriand, wie die deutsche rechtgläubige Romantik, seine Bundesgenossen in den spukhaftesten Ueberlieferungen des Mittelalters. Er rief die Heiligen und Märtyrer auf gegen die Akademiker und die Polizisten des Kaisers, die religiöse Begeisterung gegen die Regula-de-Tri, den Schlachtberichten Napoleons stellt er sein Singen und Sagen von den Thaten der langhaarigen Frankenkönige entgegen. Das verachtete, als barbarisch verschriene Mittelalter sollte vor den Lohnschreibern und den Kriegsknechten des neunzehnten Jahrhunderts erstehen in der ganzen mythischen Herrlichkeit, in welcher der Sohn der alten sagenreichen Bretagne es zu schauen sich ernstlich bemühte. So entstanden die "Märtyrer" (1811). Zwei Jahre lang hatte der Verfasser die klassischen Schauplätze der alt-christlichen Geschichte durchpilgert, um seinen Schilderungen durch den Reiz der Localfarbe zu Hülfe zu kommen. Er hatte auf den Ruinen der griechischen Tempel geträumt, seine Andacht am heiligen Grabe verrichtet und seine Flasche mit Jordanwasser gefüllt, er hatte den Marins auf den Trümmern Karthago's so natürlich als möglich aufgeführt und war von da nach Alhambra geeilt (man sagt zu einem jährlichen Rendez-vous), um bei dem Geplätscher der Springbrunnen des Löwenhofes in ritterlicher Unparteilichkeit dem "letzten der Abencerragen" ein dichterisches Denkmal zu setzen. Dann, 1808, nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er in der Einsamkeit seines Val de Loup die seltsame Epöpee des über den Scheiterhaufen der Märtyrer triumphirenden Christenthums

nach der auf den Trümmern des heidnischen Alterthums sich gründenden christlich-germanischen Gesellschaft. Das Werk ist nicht ohne Wirkung geblieben. Bekanntlich geheht Augustin Thierry, der künstlerischste und dabei gebiegenste Geschichtschreiber des zeitgenössischen Frankreich, daß die in den „Märtyrern“ geschilderten Frankenkrieger ihn zu dem Entschluß begeisterten, der Geschichtschreiber jener dunkeln Geburtszeit des französischen Volkes und Staates zu werden. Und in der That sind die „Märtyrer“ reich an Schilderungen, in welchen phantastischer Schwung und feste, wenn auch sehr lähne Zeichnung sich mit glühender Farbenpracht in feinem Grade verbinden. Leider hat eine seltsame Grille des Verfassers das schöne Gedicht bei alledem für uns so gut wie ungenießbar gemacht. Indem Châteaubriand mit wehenber Fahne gegen die akademischen Vorurtheile zu Felde zog, begegnete es ihm, in die plumpste Schlinge zu fallen, welche die mißverständene Nachahmung des Alterthums den gläubigen Jüngern Boileau's jemals gestellt hat. Er hielt sich für verpflichtet, die in trefflichster, malerisch-schwunghafter Prosa dahin eilende Erzählung seines historischen Romans mit dem ganzen schwerfälligen Rüstzeug der vorchristomäßigen „epischen Maschinerie“ zu belasten, mit einem vollzähligen Aufgebot von Göttern, allegorischen Personen und Wundern. So spielt denn die Handlung in wildem Wechsel im Himmel und auf Erden, die von der Prosa angeregten Erwartungen vernünftiger Folgerichtigkeit werden jeden Augenblick aufs Lächerlichste getäuscht, und man fragt sich zuletzt, wer denn hier eigentlich der Narr sei, der Verfasser oder der Leser. Wie fest diese Geschmacklosigkeit bei Châteaubriand saß, hat sich nachher bei Herausgabe der „Ratapez“ noch seltsamer gezeigt. Châteaubriand hatte in America einen großen historischen Roman geschrieben, ein Bild aus den romantischen Kämpfen, welche am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zwischen den Rothhäuten und den Franzosen über den Besitz Louisiana's entschieden. Die Handschrift, in England zurückgelassen, kam dem Verfasser erst nach Beendigung des großen Krieges wieder in die Hände. Er gab sie herans, wie sie war, den ersten Theil als „Epos in Prosa,“ den zweiten als Roman, wie *Mémoires* und *Atala*. Es giebt keine schwülstige Geschmacklosigkeit des französischen Classicismus, die in den „epischen“ Formen des ersten Theils nicht stüßert werden könnte. Von diesem Standpunkte aus ist das Buch nicht ohne Interesse. Wer sich z. B. eine Vorstellung machen will von der berühmtesten akademischen Umschreibungsucht, von der klassischen Scheu vor der frischen Farbe und den Umrissen der Wirklichkeit, der lese etwa in der *Ratapez* die Schilderung einer französischen Parade. Da wird die Artillerie zu der „himmelblau gekleideten Schaar, welche die Vikte Bellona's schleudert,“ die Infanterie

trägt nicht etwa Gewehre, sondern „einen flammenspielenden Tubus, über dem das Schwert von Bayonne emporsteigt.“ Die Dragoner verwandeln sich in „grünrückige Centauren, mit Drachen-Helm; ihre Beine stecken nicht einfach in Stiefeln, sondern in dem geschwärzten Leder, der Beute des wilden Büffels“ u. s. w. Zu diesen erhabenen Umschreibungen kommt dann das „Wunderbare,“ das beliebte Hauptgewürz dieser poetischen Brühe. Der Dichter unternimmt eine Geister- und Gespensterjagd, in Himmel und Hölle und an allen geheimen und grausigen Orten der Welt. Von einem himmelhohen Berge am Südpol holt Satan die „Renommée“ herbei, um die Indianer und Franzosen zu entzweien. Die heilige Katharina von Kanada und die heilige Genoveva nehmen uns mit in das Allerheiligste des Himmels. Wir sehen die Kometen mit gerötheten Augen davonsprengen, um auf den Befehl des Herrn irgend eine Welt zu vernichten. Wir athmen die himmlische Luft, deren „sichtbare Melodie“ mit dem kalten Feuer und den singenden Blumen unsrer deutschen Romantik reblich wetteifert. Maria sitzt in einer glänzenden Krippe, unter anbetenden Engeln, in einer Wolke von Weihrauch und Blumen; sie allein unter allen Himmlischen mit einem Körper begnadigt. Unter den Merkwürdigkeiten des Allerheiligsten ist die Hand nicht zu übersehen, welche einst das Neue Testament an die Wand des Belsazar schrieb. Es ist dort stockfinster, vor Ueberfluß an Licht; nur der dreizackige Blitz macht sich dem Auge bemerklich. Auf der Erde, in den Wigwam's der Indianer begegnen uns dann wieder die altbekannten Rousseau'schen tugendhaften Naturmenschen, die vor Rührung über ihre eigene Tugend und Unschuld weinen, wenn sie sich Guten Morgen sagen und ihren Mais-Kuchen zum Frühstück essen. Daß all' dieser Schwulst durch treffliche Schilderungen dann und wann unterbrochen wird, versteht sich bei Châteaubriand von selbst. Es muß auch zur Ehre der Franzosen bemerkt werden, daß sein glänzender Name für den methodischen Unsinn der prosaischen Epöee wenig Propaganda gemacht hat. Quinet's Ahasver ist die einzige nennenswerthe Nachahmung. Aber die Neigung, von ganz gewöhnlichen Dingen in überschwänglichen Redensarten zu sprechen, hat sich dafür bei dem jungen und jüngsten romantischen Nachwuchs nur zu fest eingewurzelt. Die lebenswürdige, wenn auch hie und da etwas frivole Laune der alten guten Zeit ist dabei gegen einen poetischen Kanzleistil eingetauscht worden, bei welchem die Stillschlichkeit und Gränblichkeit nicht immer gewonnen hat, was die Leichtigkeit und Anmuth verlor.

Wir sind jetzt an der Schwelle der Zeit angekommen, die den Dichter René's und Atala's in den Rath der Könige rief, und den Schriftsteller für einige Jahre unter der Maske des Ministers, des Pairs, des Ge-

sanften verberg. Die Verbündeten waren noch nicht in Paris eingezogen, als Châteaubriand 1814, kurz vor der Katastrophe, mit seiner Flugschrift: „Bon Bonaparte und den Bourbons“ hervortrat. Man hat ihm diesen „Angriff gegen die gefallene Größe,“ diese „uneheligen, bis zur Verläumdung gehenden Schmähungen des Genie's“ später, in den Tagen des Napoleon-Cultus zu bitterem Vorwurf gemacht. Ein neuester, berühmter Geschichtschreiber, der zu den Bonapartisten nicht zählt, ist noch weiter gegangen. Er bestreitet dem Pamphlet, daß es die tadelnswerthen und verderblichen Seiten des Napoleonismus überhaupt begriffen und richtig bezeichnet habe. Châteaubriand selbst entschuldigt sich später (in der Ausgabe von 1828) mit der Leidenschaft des Kampfes, mit der Nothwendigkeit, die Schlacht in der öffentlichen Meinung zu gewinnen. Er nimmt aufrichtig die Freiheiten des Advocaten in einem gefährlichen Prozesse für seine Darstellung in Anspruch und zeigt sich mit dem Andenken des Kaisers ziemlich ausgeföhnt, seit dieser ihn auf St. Helena einmal gelobt und nebst Richelieu für den einzig möglichen Retter der Bourbonen erklärt hatte. Nun wird die ruhige Prüfung auch in unseren, dem Bonapartismus abgeneigten Zeiten nicht läugnen dürfen, daß Châteaubriand's Schrift allerdings vielfach dieser Entschuldigung bedarf. Wenn Bonaparte mit dem Mulatten Toussaint Louverture zu des Letzteren Vortheil verglichen wird, wenn die militärischen Talente seiner Generale den seinigen gleichgestellt werden u. dergl. m., so kann man sich nicht verhehlen, daß diese Urtheile von der Leidenschaft gefärbt sind. Die Ausführung, daß Napoleon nur durch die unwiderstehliche französische Macht groß geworden, keinesweges diese durch ihn, mag dem patriotischen Franzosen Angesichts des siegreichen Feindes allenfalls hingehen: auf geschichtliche Wahrheit macht sie wohl selbst keinen Anspruch. Eben dahin gehört die Verherrlichung der Bourbons, die unter dreiunddreißig Monarchen nur Einen (!) Tyrannen hervorbrachten, „zu deren Zeit die Rechtschaffenheit und die Ehre auf dem Throne Frankreichs saß, wie die Politik und die Gewalt auf dem der übrigen Völker.“ Daß ferner die Conscription und der Steuerdruck mit glühenden und nicht ganz aufrichtigen Farben geschildert sind, daß die furchtbarsten, den Massen empfindlichen und verständlichen Triebe der Zeit etwas ungebührlich in den Vordergrund der Anklageschrift treten — das wird der philosophische Geschichtschreiber dem Publicisten nachsehen müssen. Dagegen haben Châteaubriand's Auslassungen gegen den entsetzlichen Einfluß der Eroberungssucht und der militärischen Leidenschaften, sowie gegen die Geistesknechtschaft des Napoleonischen Frankreich noch heute nichts von ihrem Werthe verloren. Wer den Herzensergießungen der französischen Presse, selbst sonst besonnener Zeitschriften,

nach dem italienischen Feldzuge des vorigen Jahres gefolgt ist, der hatte Ursache genug, sich an Châteaubriand's Wort zu erinnern: „Die Neigung zu Genuß und Ausgaben über Vermögen, die Verachtung der moralischen Bande, der Geist der Abenteuer, der Gewaltthätigkeit und Herrschsucht stieg vom Thron in die Familien hinab. Noch einige Jahre solcher Regierung, und Frankreich wäre nur noch eine Räuberhorde gewesen.“ Und welches Moment der folgenden Schilderung hätte die Geschichte des Bonapartismus wohl seitdem überlegt: „Die Worte ändern ihre Bedeutung. Journale, Pamphlete, Reden, Prosa, Verse, Alles entstellt die Wahrheit. Der einzige Zweck ist: der Fürst. Die Moral besteht darin, daß man seinen Launen sich hingiebt, die Pflicht darin, ihn zu loben. Kein Buch durfte erscheinen, ohne mit Bonaparte's Lob gezeichnet zu sein, wie mit dem Stempel der Anechtenschaft: es gab in der Polizei einen Ausschuß für die Leitung der öffentlichen Meinung.“ — — —

Lehrreich für den Deutschen und Preußen ist auch noch im Jahre 1860 der die Verbündeten betreffende Abschnitt der Flugschrift. Châteaubriand ereifert sich in seiner Aufzählung der Unthaten Napoleon's stets nur über dessen Verhalten gegen die Bourbons in Frankreich und Spanien, sowie gegen den Papst; der namenlosen Mißhandlung Deutschlands wird mit keiner Silbe gedacht, dafür treten die Rheingelüste selbst in jenem Augenblicke der Demüthigung unzweideutig hervor; wie sie denn bis in Châteaubriand's spätestes Alter ein stets wiederkehrendes Thema seiner patriotischen Auslassungen bilden. Unter den Gegnern des Kaisers wird Alexander von Rußland als der Befreier Europa's, als der großmüthige, edelsinnige Held gefeiert, sichtlich schon in Aussicht auf das künftige anzustrebende Bündniß zwischen der östlichen und der westlichen Militärmonarchie, zwischen Slaven und Romanen. Wellington ist der zweite Lürenne, selbst die „väterlichen Gefühle“ Franz' I. erhalten ein Almosen des Mitleids: nur für Friedrich Wilhelm III. und seine Preußen, als die eigentlich principiellen und unversöhnlichen Gegner eines militärisch-centralisirten Frankreichs, findet der Verfasser kein Wörtchen. Um so entrüsteter wird Napoleon und das Schicksal angeklagt, weil durch sie das heilige und unsträfliche Frankreich endlich auch mit den, nur für geringere Völker, namentlich für Deutsche, bestimmten Folgen des Krieges, mit Verpflegung feindlicher Heere und Kostenzahlung bekannt wurde. — Wenn übrigens Châteaubriand bei Anpreisung der legitimen Königsgewalt ganz besonders deren Nothwendigkeit für Sicherung der Freiheit und des Rechts betont, so ist dies keinesweges ein unredlicher Kunstgriff des Parteilannes. Châteaubriand ist nur in vereinzelt Augenblicken der Bethörung eigentlich rechtsfeindlicher Reactionär gewesen. Seine Grundauffassung

der Restauration macht ihm Ehre und ist ein Ereigniß in der Entwicklung der französischen Staatsidee. Er sah in der Wiederkehr des Königshauses ursprünglich nicht den Sieg seiner Partei, sondern eine Herstellung des öffentlichen Rechtes gegen die tyrannische Staatsraison des revolutionären Princips. Auf die Anerkennung des königlichen Rechts mußte seiner Meinung nach die Anerkennung der andern Legitimitäten mit Nothwendigkeit folgen. Die Stände, die Commune, die Familie, der Einzelne haben ihre unantastbaren Rechte, wie der Monarch. Sie sind alle von Gottes Gnaden und in ihrem Bereich sicher zu stellen gegen jene furchtbare Lehre von der „öffentlichen Wohlfahrt“, welche die Bürger des Staats in Räder einer Maschine verwandelt und dem jedesmaligen Maschinemeister willenlos zu beliebigem Gebrauch in die Hand giebt. Châteaubriand hatte denn doch nicht ohne Nutzen Jahre der Prüfung und der strengen Arbeit in England verlebt. Er war nicht unempfindlich geblieben gegen das Schauspiel eines unter dem Gesetz lebenden und aus seiner eigenen Natur heraus sich organisch entwickelnden Volkes. „In der Religion bin ich Papist,“ sagte er 1801 zu Fontanes, „aber ich bleibe Anglikaner in politischen Dingen.“ Wenn dies Glaubensbekenntniß einen unverdöhllichen inneren Widerspruch enthält, so war es darum nicht weniger ehrlich gemeint, und es wäre nicht schwer, die schreienden Gegensätze in Châteaubriand's ächt französischem politischem Treiben auf dasselbe zurückzuführen.

Zunächst zeigt er in den politischen Schriften der Jahre 1814 und 1815, in den *Reflexions politiques* (December 1814) und in dem „Bericht an den König, über den Zustand Frankreichs“ (12. Mai 1815) ein nicht gemeines Verständniß der verfassungsmäßigen Regierung, so weit nämlich die großen Staatsgewalten derselben, die eigentliche politische Maschinerie, in Betracht kommen. Er weist auf die altgermanische ständische Selbstregierung hin, als auf die geschichtlich-berechtigte Grundquelle aller modernen Freiheit (gegen die alterthümelnnden Abstractionen der französischen Römer, Spartaner und Athener immer ein Fortschritt), er bleibt Angesichts der unerhörten Ereignisse von 1815 nicht blind gegen die Gefahren des Militär- und Polizei-Despotismus und erstrebt für die unter dem alten Königthum nur mit Privat-Privilegien ausgestatteten Stände eine gesetzlich berechnete und für das Gemeinwohl verpflichtende Stellung unter den öffentlichen Gewalten des Landes. Die „Monarchie nach der Charte“ entwickelt dann, zum ersten Male in Frankreich, die eigentliche, rechtgläubige Lehre von der parlamentarischen Regierung: Unverletzlichkeit und Unfehlbarkeit des Königs, gegründet auf die Verantwortlichkeit der Minister, innere Einheit des mit seinem Führer stehenden und fallenden

Ministeriums, unbedingte Abhängigkeit desselben von der Wahrheit der zweiten Kammer, eine möglichst unabhängige, aristokratische erste Kammer als Damm gegen die von oben oder von unten her die Verfassung bedrohenden Leidenschaften. Leider sind alle diese trefflichen Dinge bei Châteaubriand, wie bis jetzt fast bei allen französischen Constitutionellen, ein prächtiges Dach ohne Mauern und Fundamente. Châteaubriand kümmert sich noch nicht um die Wahrheit, daß eine Verfassung nur einen formellen Werth hat, daß sie ihre Bedeutung lediglich durch den Inhalt erhält, mit welchem die thatsächlichen Zustände des Volkes in Gemeinde und Familie diese Formen erfüllen, und daß die parlamentarische Regierung für ein in localer Selbstregierung nicht geschultes, eines lebendigen und einsichtsvollen Gemeinfinns entbehrendes Volk die gefährlichste und jedenfalls kostspieligste aller Tyrannen ist. Bisweilen glaubt man, die Untersuchung müsse mit Nothwendigkeit diesem Ziele sich zuwenden, so in den Betrachtungen des an den König abgestatteten Berichtes über die Militär-Revolution vom März 1815. Aber diese vorübergehenden Erleuchtungen kommen auf die Dauer nicht auf gegen die Natur des Franzosen: „Der bürgerliche Zuschnitt paßt nicht für unsere Freiheit und die Franzosen werden ihr nur so lange folgen, als sie es verstehen wird, ihre Mühe unter einem Helm zu verstecken.“ Daß diese Stelle der „politischen Betrachtungen“ den Franzosen die Befähigung zur Freiheit überhaupt abspricht, hat Châteaubriand niemals gemerkt. Ebenso bewahrt sein Abscheu gegen die Napoleontische Vielregiererei ihn in der Schrift von der „Monarchie nach der Charte“ nicht vor einem argen Rückfall in das ächte, wüste Präfectenthum: „Wenn es keine Royalisten gäbe, so müßte man sie machen. Die Mittel einer Regierung sind stets unermesslich. Und also, nachdem wir Zeugen gewesen sind von allen Wandelungen der Revolution, von all' den verschiedenen Rollen, welche die Mehrzahl der Menschen gespielt hat, von allen der Republik, der Tyrannei, dem Königthum geleisteten Eiden — sollen wir daran verzweifeln, so geschmeidige Charaktere zur Legitimität zurückzuführen?“ Es fallen diese Aeußerungen freilich in die Zeit, als die leidenschaftliche Erbitterung des gekränkten Ehrgeizes Châteaubriand's Urtheil bereits trübte. Er trug eben, wie so Viele, die Freiheitsliebe nur im Kopfe, nicht im Charakter. Sie verdorrte, als der glühende Hauch der selbstsüchtigen Leidenschaft sie berührte. Nach der zweiten Restauration fand sich in dem berebten Verklärer der christlichen Liebe und Selbstverläugnung leider Raum für die Verbitterung des Emigrirten. Es war ihm nicht gegeben, „sich uneigennützig am Gelingen des Werkes zu erfreuen und zufrieden den Lohn mit den Arbeitern der ersten Stunde zu theilen.“ So trieb die Mäßigung des Königs ihn nach

dem Siege in die Reihen der rachschnaubenden Ultra's. Fünf Jahre hindurch bekämpfte er die Männer der Versöhnung, Richelieu und namentlich Decazes. Ueber Hals und Kopf warf er sich in die revolutionären Regierungs-Grundsätze, gegen die er so trefflich geschrieben und — zu schreiben fortfuhr: ein bedenkliches Zeugniß gegen die, welche Confusion und Unfreiheit in religiösen und philosophischen Fragen für verträglich halten mit klaren Rechtsbegriffen in sogenannten weltlichen Dingen. Der Vertheidiger des Rechtsstaats verlangt nun vor Allem „Ausschließungen“ und „Reinigungen.“ Sieben Stellen wenigstens nimmt er in jedem Departement für die Wohlgesinnten in Anspruch: den Präfecten, den commandirenden General, den Staats-Anwalt, den Anführer der Gensd'armerie, den Commandanten der Nationalgarde, den Bischof und den Präsidenten des außerordentlichen Gerichtshofes. Die Auflösung der „Unfindbaren Kammer“ (5. September 1816) beantwortete er mit jener Schrift „über die Monarchie nach der Charte,“ in welcher die oben erwähnte Theorie des Verfassungsstaates maachlosen Angriffen gegen das Ministerium zur Einleitung diente. Die Schrift kostete ihn seinen Titel und Gehalt als Staatsminister, und die systematische Opposition gegen das gemäßigte Ministerium, natürlich im Namen der Verfassung und der gesetzlichen Freiheit, wurde fortan sein Wahlspruch. Von der äußersten Rechten her wurden die Rathgeber des Königs eben so unverdönlich und perfid, nur viel gröber geschmäht und verdächtigt, als aus dem bonapartistischen und dem demokratischen Lager. Péranger und Châteaubriand dienten schon damals derselben Sache, vor der Hand noch, ohne es zu wissen und zu wollen. Nach fünf Jahren bringt dann bekanntlich die Ermordung des Herzogs von Berry die Ultra's an die Regierung. Châteaubriand gab sein Fläschchen Jordanwasser her zur Taufe des Wunderkinds, des nachgeborenen königlichen Sprößlings, der die Absicht des Mörders vereitelte. Er wurde Gesandter in Berlin, in London, schürte auf dem Congreß zu Verona den Vernichtungskrieg der heiligen Allianz gegen die südeuropäischen Militär-Revolutionen und bezeichnete sein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (1823) durch den Restaurationsfeldzug in Spanien. Achtshundert Millionen Francs wurden durch den unerbittlichen Verurtheiler der bonapartistischen Kriegelust dem französischen Volke abgenommen, um die spanischen Constitutionellen an das Messer der Mönche und ihrer Genossen zu liefern. Die Art, in welcher Châteaubriand noch am Ende seiner Laufbahn von dieser Heldenthat, diesem durch die goldbeladenen Esel des Intendanten weit mehr als durch die Streitmasse des ritterlichen Feldherrn entchiedenen Kreuzzuge spricht, ist charakteristisch für den Mann und das Volk: „Mein spanischer Krieg, dieses große politische Ereigniß

meines Lebens, war ein riesenhaftes Unternehmen. Zum ersten Male sollte die Legitimität unter der weißen Fahne ihr Pulver verbrennen; sie sollte ihren ersten Kanonenschuß lösen nach dem Kanonendonner des Kaiserreiches, den die fernste Nachwelt hören wird! Mit einem Schritt über Spanien wegschreiten, den Sieg gewinnen auf demselben Boden, wo die Armeen des großen Eroberers Niederlagen erlitten, in sechs Monaten vollbringen, was ihm nicht in sieben Jahren gelang: wer hätte diese Wunder für möglich gehalten? Und ich bin es, der das Alles gethan hat! — Man nehme hier die gleichgültigen Stichwörter fort, setze statt der weißen Fahne die Tricolore, statt der Legitimität den Kaiser, und wir haben den Patriotismus Branger's und der bonapartistischen Jugend, wie er leidet und lebt, nur, nicht zu seinem Vortheil, aus dem Halb-Epischen in's Politisch-Rhetorische überfetzt. Es ist eben jener Cultus des „Rationalruhms,“ der Raufsch des äußerlichen, blendend in Scene gesetzten Erfolges, die Religion des Pulverdampfes, des Trommelwirbels und der prächtigen Bülletins, was die beiden Parteien verbindet.

Der „Besieger Spaniens“ wurde übrigens seines gigantischen Triumphes nicht froh. Sehr bald durch seinen Stolz, seine Poetengelüste und seine Lasso-Launen mit dem trocken verständigen Willde entzweit, trat er auf's Neue in die Opposition zurück. Aber diesmal war das Ministerium streng conservativ und reactionär. Es verfolgte die Presse, reichte den Jesuiten die Hand und hielt die revolutionäre Partei unter festem Druck. Damit war denn auch Châteaubriand's Stellung gegeben. Die skeptischen und verneinenden Tendenzen, welche der achte Sohn des achtzehnten Jahrhunderts stets nur schwer unterdrückt hatte, erwachten in voller Stärke. „Nach 1824,“ sagt er, „als ich die Feder im Journal des Débats wieder ergriff, waren die Stellungen verändert. Was lag mir jedoch an diesen Armselligkeiten, mir, der ich nie an die Zeit glaubte, in welcher ich lebte, mir, der ich der Vergangenheit angehörte, mir, ohne Vertrauen zu den Königen, ohne Ueberzeugung in Bezug auf die Völker, mir, der ich mir nie aus irgend etwas etwas gemacht habe, es sei denn aus Träumen, und auch das nur unter der Bedingung, daß sie nicht länger als eine Nacht dauerten!“ So mußte es denn die Kirche erleben, daß der vielgefeierte Sänger ihrer Mysterien sich nachdrücklich „gegen alles patentirte und concessionirte Christenthum“ erklärte, daß er sich zu der „wahren Katholicität“, d. h. zu der umfassenden, natürlichen und öffentlichen Gemeinschaft aller Menschen bekannte, die seit der Schöpfung, von einem Ende der Erde bis zum anderen, sich vereinigt haben, um zu Gott zu beten! Nicht sowohl die Autorität der Jahrhunderte, als vielmehr die Vereinbarkeit der Religion mit der Freiheit wurde ihm das

maßgebende Kennzeichen ihrer Wahrheit. Sich in Allem nach dem erhabenen und sanftmüthigen Geiste des Evangeliums bilden, mit der Zeit fortgehen, die Freiheit durch das Ansehen der Religion unterstützen, Gehorsam gegen die Charte predigen, auf der Kanzel Worte des Mitleids für die Leidenden hören lassen, ohne Rücksicht auf ihr Land und ihre Religion, den Glauben durch die Gluth der Liebe wieder erwärmen — das allein könne dem Clerus die ihm rechtmäßig zustehende Macht zurückgeben: auf dem entgegengesetzten Wege sei der Untergang sicher. Mit Manuel und Béranger um die Wette, wenn auch natürlich mit gebrochenem Herzen, werden die Fehler der Regierung, insbesondre ihr unverständiger und nicht folgerichtig durchgeführter Kampf gegen die Presse getabelt, es wird mit geschickter Hand Gift in die Wunden gegossen, welche ihre Mißgriffe dem ohnehin ziemlich schwächlichen Rechtsbewußtsein des Volkes schlagen — und nach der Julirevolution ist Châteaubriand dann wieder der einzige Pair, der in ritterlicher Parade über den Trümmern des gestürzten Thrones sein Schwert zieht, um für das Erbrecht des jungen Herzogs von Bourbon einige glänzende und unschädliche rhetorische Lustspiele zu führen. Die berühmte Rede vom 7. August 1830, sein Schwanengesang auf der Tribüne, wurde der glänzende Erfolg seines Alters. Sie appellirte mit vollendeter Anmuth und Würde an das ritterliche Blut und den theatralischen Instinct des französischen Publicums; und da sie im Grunde Niemandem gefährlich war, so nahm man sie mit allgemeiner Begeisterung auf. Die jungen Barrikaden-Kämpfer trugen den Paladin der gekürzten Königsfamilie, den „Schmelzler des Unglücks“ auf den Händen nach Hause. Unter ihrem Jubel hielt Châteaubriand seinen feierlichen Einzug in das demokratische Heerlager, den schließlichen Sammelplatz so ziemlich aller literarischen Verühmtheiten des neuen Frankreich. Armand Carrel, der Führer der Republikaner, huldigte im Namen des souveränen Volkes dem Dichter der Legitimität, des Ritterthums und der Kirche. Béranger fühlte sich durch die Freundschaft des Vorbildes seiner Jugendversuche beglückt. „Ich hatte immer von Châteaubriand geträumt,“ schreibt er. „Wie groß war meine Freude, als ich erfuhr, er wüßte mich kennen zu lernen. Es ist dies die höchste literarische Belohnung, die mir zu Theil werden konnte.“ Das sie bindende Gefühl prägt sich sehr gut in den Versen aus, welche Châteaubriand dem Sänger des „alten Corporals“ und der „Vollserinnerungen“ in ein Exemplar seiner „historischen Studien“ schrieb:

Frankreich hab' ich beweint, wie du: das sage  
Den Edhnen unsrer Tapfern! Ja, ich sprach

Von Hoffnung mit dem Voll am Unglückstage,  
 Ich sang von seinem Ruhm am Tag der Schmach.  
 Sag' ihnen, wie der Sturm mir schlug zusammen  
 Die letzte Saat, gepflanzt durch mein Bemüh'n,  
 Und laß in deinem Liebe, bei den Flammen  
 Des Herdes mein Angeheulen frisch erbäuh'n!

Die letzten Worte beziehen sich wohl auf Châteaubriand's bekannte Bemühungen um die Vereinigung des legitimen Königshauses mit der demokratischen Fortschrittspartei. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als sich zum unumschränkten Erzieher des Thronerben zu machen, demselben eine gründliche, demokratisch-republikanische Ausbildung zu geben und ihm dadurch, sowie durch seine eigene, nämlich des Dichters, Popularität den Weg zum Thron zu bahnen. Was dann folgen sollte, darüber müssen wir den poetischen Staatsweisen selbst hören. Einem Dritten würde es Niemand glauben. „Wäre ich Gouverneur des jungen Prinzen geworden,“ so erzählt er im sechsten Bande der Denkwürdigkeiten „von jenseits des Grabes,“ „so hätte ich mich bemüht, sein Vertrauen zu gewinnen. Hätte er nun die Krone wieder erlangt, so wäre mein Rath gewesen, daß er dieselbe nur tragen solle, um sie zur rechten Zeit niederzulegen. Ich wünschte die Capets in einer Weise verschwinden zu sehen, die ihrer Würde geziemte. Sobald nun mein Zögling die Religion wieder aufgerichtet, die Verfassung vervollkommenet, die Rechte der Bürger erweitert, die letzten Fesseln der Presse gesprengt, die Gemeinden selbständig gemacht, das Monopol zerstört, den Lohn und die Arbeit in das richtige Verhältniß gebracht, das Eigenthum durch Beschränkung seines Mißbrauches befestigt, die Industrie belebt, die Abgaben vermindert, unsre Ehre bei den Völkern hergestellt und durch ausgedehnte Grenzen unsre Unabhängigkeit gesichert haben würde: welch' schöner, herrlicher Tag wäre es gewesen, wenn nun mein Zögling nach Vollendung aller dieser Werke die Nation feierlich um sich versammelt und also geredet hätte: Franzosen! Eure Erziehung ist mit der meinigen beendet. Mein erster Ahn, Robert der Starke, starb für euch, und mein Vater hat um Gnade für den Mann, der ihm das Leben nahm. Meine Vorfahren haben Frankreich in barbarischer Zeit erzogen und gebildet. Jetzt erlaubt mir der Fortschritt der Civilisation nicht mehr, euch einen Vormund zu setzen. Ich steige vom Thron herab; ich bestätige die Wohlthaten meiner Väter, indem ich euch von dem Eide löse, den ihr der Monarchie geleistet habt.“

Wie Châteaubriand es angefangen hätte, „um die Abgaben zu vermindern,“ davon gab schon der spanische Krieg eine Probe. An der hier vorliegenden Stelle spricht er über diesen Punkt sich des Weiteren aus:

„Meine Ideen,“ sagt er, „sind den Kabinetten verhaft. Sie wissen, daß ich die Wiener Verträge verabscheue, daß ich um jeden Preis Krieg führen würde, um Frankreich seine nothwendigen Grenzen zu geben und — das Gleichgewicht der Mächte in Europa herzustellen!“ —

Platon sagt bekanntlich, in seiner Musterrepublik würde er die Dichter beschenken und bekränzen und sie dann über die Grenze bringen. Die Franzosen haben in neuester Zeit mehrfach anders gedacht. Sie haben ihre Dichter zu Deputirten, zu Pairs, zu Ministern, zu provisorischen Regenten gemacht. Bis jetzt haben sie damit dem Ansehen des Platon wenig Abbruch gethan. Weber Châteaubriand, der Minister, noch Victor Hugo, der Pair, noch Lamartine, das Mitzlied der provisorischen Regierung, haben die Zeiten des Königs David und des athenischen Solon erneuert, da die Seele des Dichters sich als die Schatzkammer der den wirren Weltlauf ordnenden und beherrschenden Weisheit erwies. Von Châteaubriand zumal ist Villemain's Urtheil nur zu wahr: „Ein Leben, in dem jede hervorragende Tugend durch einen Charakterfehler verborben wird, wo selbst das Werk des Genie's in jedem Augenblicke durch die Sprünge der Leidenschaft gefährdet erscheint.“ So war es ihm nicht gegeben, Begonnenes gleichmäßig fortzuführen und zu dauerndem Gewinn zu vollenden. Er ist über Ansätze und Anregungen nicht hinausgekommen. Seine glänzendsten Geistesblüthen haben durch prächtige, bunte Farben den Blick der Zeitgenossen gefesselt, und ihr narlotischer Duft ist von den Kindern der Revolution begierig eingesogen worden. Aber die von ihnen gehofften Früchte hat bis jetzt nicht nur die Ungunst des Himmels am Gebeißten gehindert. Wir wollen und mögen uns dem Gedanken nicht hingeben, daß ächte Religiosität, „in dem freien, erhabenen und sanften Geiste des Evangeliums,“ daß vernünftige Selbstregierung und Achtung vor dem Rechte des Gedankens, daß diese glänzendsten Feldbruse Châteaubriand's in seinem Kampfe gegen den revolutionären Bonapartismus in dem schönen Frankreich stets nur das sügnerische Aushängeschild der rechtlosen Selbstsucht bleiben sollten. Aber wenn die Erscheinungen der gegenwärtigen Stunde noch das härteste Urtheil herausfordern, so läßt sich die Thatsache nicht verbergen, daß der Grund nicht etwa nur in solchen Eigenschaften des französischen Volkes liegt, die dem Verfasser des „Geistes des Christenthums“ und der „Monarchie nach der Charte“ fremd wären. Wo der Samen des Geistes in den Flugand der Eitelkeit und auf den Fels der Selbstsucht fällt, wo der Ehr- und Rechtsbegriff abwechselnd von der Phantasie und dem Interesse seine Gesetze empfängt, wo der Götzendienst der von dem Sturme der Leidenschaft durch die ganze Windrose gejagten öffentlichen Meinung die Tiefen und die Breiten des Lebens erfüllt: da

liegt die Bürgschaft der Zustände nicht im Recht, sondern in der Gewalt. Wir haben oben gezeigt, wie Châteaubriand die christliche Liebesgemeinschaft und die ritterliche Ehre und Treue in Bezug auf Deutschland verstand. An solche Worte zu erinnern galt bei uns für tödlich oder phantastisch, als kaum noch der Rasen die Gräber der Opfer bedeckte. Heut dagegen wird diese Erinnerung zur Pflicht; denn, wie ein trefflicher Freund so eben über diese Dinge recht aus unserem Herzen uns schreibt, „seitdem sind die Balleitaten des Dichters in das prosaische Wollen des Mannes übergegangen, den ein Franzose einen *méchant incalculable* genannt und dessen Art ein Engländer in die Worte faßte: *qui ne parle jamais et qui ment toujours!*“

---

## Der deutsche Bund und die deutsche Flotte.

---

Nur kurz haben die frühern Artikel dieser Jahrbücher, „Preußen und das Meer,“ des Schicksals der ehemaligen deutschen Flotte Erwähnung gethan. Auch liegt ja in der That dieses Schicksal weit zurück, und die Erinnerung daran ist eine nur allzu schmerzliche. Wenn aber die Frage der Küstenbefestigung neuerdings das Interesse wieder lebhaft auf die Flottenangelegenheit hingelenkt hat, und wenn auch in dieser Beziehung die Erwartungen sich theilen, indem die Augen der Einen sich auf den Bund, die der Andern auf Preußen richten, so dürfte es sich lohnen, jene alten Erinnerungen aufzufrischen, um an diesem Stück der inneren Geschichte Deutschlands zu zeigen, was — bei der Fortdauer der Zustände, welche damals ein so klägliches Fiasko zur Folge hatten — auch für die Zukunft von dem deutschen Centralorgan zu erwarten ist.

Als im Jahre 1852 die deutsche Flotte von Bundes wegen verkauft wurde, bemächtigte sich aller Gemüther in Deutschland ein Erstaunen, welches die Stimme der Entrüstung beinahe verstummen machte, ein Erstaunen über das Unbegreifliche, das vor unsern Augen geschah. Wohl waren wir nicht gewöhnt zu glauben, daß alle Wünsche und Interessen der Nation die Gunst der Regierungen und des Bundes besäßen, und wer je versucht gewesen, dies zu glauben, mußte damals enttäuscht werden. Aber hier, in der Flottensache, meinten wir alle, hier müsse der Wunsch und das Interesse der Nation mit den Wünschen und Interessen der Regie-

rangen und des Bundes zusammenfallen. Viele Meilen erstrecken sich die deutschen Nordküsten an zwei Meeren, der überseeische Handel ist uns eine Quelle ungeheuern Reichthums, man berechnete ihn 1848, ohne die adriatische Marine, aber mit Einschluß des Seeverkehrs von Holstein und Schleswig, auf 5300 Schiffe von 676,000 Tonnen, man hatte 1847 nachgewiesen, daß Deutschland mit Einschluß von Oesterreich und Holstein nach England und Nordamerika die größte Handelsflotte besitze; diese Küsten, dieser Handel waren wehrlos gewesen, so eben hatte der Krieg mit Dänemark die Ohnmacht, die Gefahr Deutschlands gegenüber einer geringen Macht, einem Genossen des Bundes bewiesen; man hatte die Anfänge einer Seemacht mit großen Opfern gegründet, man brauchte sie nicht erst zu schaffen, sondern nur zu erhalten und zu erweitern; nur mit großen Verlusten, nur zur Schmach der Nation konnte man veräußern, was man so eben gewonnen hatte: — welches Interesse forberte diese Veräußerung, forberte sie in einer Zeit, wo man die Thätigkeit der Regierungen für die materielle Wohlfahrt des Volkes im Panier trug? während man andererseits zum Schutz des deutschen Bodens eine Landmacht von 700,000 Mann erhielt? Und dennoch — die Flotte wurde verkauft und zum Theil verschleudert! Die Thatsache ließ sich auch nicht etwa unmittelbar aus einer blinden Wuth der Reaction erklären, ja in der Bundesversammlung selbst fehlte es nicht an Theilnahme für die Flotte, eine Stimme — Hannover — nannte sogar die Auflösung derselben eine Schmach der Nation. Aber wir hören auf zu staunen, wenn wir die Vorgänge jener Tage näher in's Auge fassen und, was uns zufällig oder willkürlich schien, mit einer gewissen Nothwendigkeit sich entwickeln sehen.

Bis 1848 hatte der Bundestag keine Sorge dafür getragen, eine Seemacht herzustellen; nur von Frankreich, glaubte man nach 1815, drohe Gefahr, sich gegen diesen Nachbarn zu sichern baute man Festungen und erhielt Heere, zur See war Frankreich damals schwach; zur See konnte man überdies gegen Frankreich auf englische Hilfe rechnen; von Rußland, dem Waffengenossen und Dritten im Bunde der heiligen Allianz, fürchtete man nichts. Es zeigte sich zwar sehr schnell, daß ein Angriff auch von einer anderen Seite erfolgen könne; denn 1817 kaperten Barbarensteeeräuber im Kanal und selbst in der Nordsee deutsche Handelschiffe, so daß die freien Städte den Schutz des Bundes dagegen anrufen mußten: aber die Bundesversammlung begnügte sich, obwohl sie von einzelnen Stimmen (namentlich Baden) an die selbstständige Wahrung der Nationallehre und Nationalinteressen gemahnt wurde, mit einem Ersuchen an Oesterreich und Preußen um Intercession bei den außerdeutschen Seemächten! Erst der Krieg mit Dänemark gab eine weitere Anregung; jetzt trieben auch

die Vertrauensmänner und der Fünfzigerausschuß des Vorparlaments: Am 18. April wurde eine Commission niedergesetzt, um über bewaffneten Schutz Deutschlands zur See zu berathen, am 20. auf deren Antrag ein Abgesandter nach England abgeordnet, um unter Anderm zu erforschen, ob und unter welchen Bedingungen dort Kriegsdampfschiffe und Ausrüstungsgegenstände zu erwerben seien: — einige weitere Beschlüsse bezweckten die Rüstung Deutschlands zur See. Am 14. Juni beschloß die nach Bundesbeschlüssen gewählte Nationalversammlung, die Bundesversammlung zur Verfügungmachung von sechs Millionen Thalern für Herstellung der Anfänge einer deutschen Kriegsmarine zu veranlassen. Der Bundesversammlung stand die Auflösung bevor; am 17. Juni stellte sie noch, zu einem nicht präcis benannten Zwecke, — in der That zum Ankauf von Schiffen und zur Ausführung eines Handstreichs auf das dänische Blockadegeschwader, ihrem Marineauschuß 300,000 Thlr. aus dem Festungsfonds zur Verfügung. Am 12. Juli begab sie sich in der Adresse, die sie dem Reichsverweser überreichte, ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und erklärte ihre Thätigkeit für beendet: der Bundespräsidialgesandte notificirte den auswärtigen Staaten die Wahl des Reichsverwesers und die Uebertragung aller Rechte der Bundesversammlung auf denselben. Sofort schrieb die Centralgewalt am 10. October 1848 und am 12. Februar 1849 Umlagen von je 3 Millionen Thaler aus. Oesterreich, Königreich Sachsen, Kurhessen, Luxemburg und Limburg bezahlten ihre Beiträge überhaupt nicht; vollständig bezahlten Hannover, Holstein, Lauenburg, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Oldenburg, Anhalt-Deßau, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, Schaumburg-Lippe, die freien Städte; die übrigen Staaten theilweise, namentlich ihre Beiträge zur ersten Umlage, einige auch die Hälfte der zweiten; — Preußen überwies zur Deckung der zweiten Umlage Schiffsmaterial und übernahm selbst die Aufstellung und Ausrüstung von Schiffen.

Schon während des Bestehens der Centralgewalt also zeigte sich auch in der Flottenangelegenheit das Uebergewicht der particularen Interessen. Oesterreich vor Allen verwahrte sich in seinen Noten vom 16. Oct. und 18. Dec. 1848 und vom 27. Febr. 1849 gegen Matrikularbeiträge; es berief sich — während sein Gesandter dem deutsch-dänischen Kriege von der dänischen Residenz aus zusah — darauf, daß es schon eine Seemacht im arktischen Meere besitze, welcher die übrigen deutschen Staaten nichts entgegenstellen könnten, daß es dieser seiner Marine „angelegentlichste Aufgabe“ sei, die deutsche Schifffahrt zu schützen, und daß es dieselbe „seiner Zeit“ für den „Reichsdienst“ verwenden werde, und verweigerte jeden Beitrag zu einer Nordseeflotte. Königreich Sachsen erklärte zuerst (am 1. November 1848) weislich, es werde „unweigerlich“ zahlen, wenn „die Zahlungen sei-

tens der anderen Staaten, wenigstens der meisten größeren, gesichert sein würden“, dann (am 26. November und 16. December) überwies es nicht minder besonnen zur Dedung seiner Kasse Ueberschüsse aus den Zollvereinseinnahmen, die es durchaus weder sofort zu erhalten noch auch nur zu erwarten hatte; endlich hielt es die Mitwirkung seiner Stände für unumgänglich. Baiern machte dies gleichfalls geltend, nachdem es anfangs seine Forderungen für Truppenaufstellungen in Baden und der Pfalz in Gegenrechnung zu bringen gesucht hatte. Freilich, zur Art und Weise der Beschaffung der Mittel war landständische Einwilligung nothwendig, aber man unterschied geflissentlich nicht, ob auch die Pflicht zur Zahlung selbst von dieser Einwilligung abhängig gemacht werden sollte. Kurhessen wollte ebenfalls zuerst mit Forderungen aus militärischen Leistungen compensiren. Die Niederlande erklärten (erst am 3. Februar 1849) für Limburg allein, zu dessen Beitrag bedürfe es der Zustimmung der niederländischen Stände, äußerten sich dabei nicht über den Beitrag von Luxemburg und setzten allein Erinnerungen ein beharrliches Schweigen entgegen; endlich verweigerten sogar die Luxemburger Stände ihren Beitrag. Es war das alte heilige römische Reich deutscher Nation!

Wenn so particulare Interessen schon damals in der Zeit nationalen Aufschwungs einer anerkannten einheitlichen Centralregierung gegenüber auftraten, wie viel mehr mußte dies geschehen in der Zeit der Herabstimmung, als die Bundesversammlung die Centralgewalt von Neuem verdrängt hatte! Ihre Wiederherstellung bedeutete ja nichts Anderes als Entfernung der Unterordnung erheischenden und erzwingenden, von den einzelnen Regierungen unabhängigen Gesamtregierung, Abhängigkeit der Gesamtregierung von den einzelnen! Und die Verfassung des Bundes garantierte diese Abhängigkeit, indem sie für die Verwaltung der Bundesangelegenheiten überhaupt die Mehrheit der Stimmen, für die Angelegenheiten, die vor das Plenum gehören, eine Mehrheit von zwei Dritttheilen, für Annahme oder Abänderung von Grundgesetzen, für organische Einrichtungen, für Beschlüsse endlich über jura singulorum und Religionsangelegenheiten Einheitlichkeit forderte. Die Wiederherstellung des Bundestags bedeutete aber auch noch ein Anderes. Denn sie erfolgte zur Beseitigung der preussischen „Union,“ gegen Preußens Interessen und Bestrebungen, sie war die Form und der Ausdruck des österreichischen Uebergewichts, sie besiegelte den Verzicht Preußens auf die deutsche Hegemonie. Ja, nicht bloß dies, sondern Preußen sah sich sogar von der Unterdrückung bedroht. Es mußte jetzt, während Oesterreich versuchte, seine gesammten Staaten dem Bunde einzuverleiben, sein Uebergewicht damit zu befestigen und Deutschland mit den Geschickten Oesterreichs zu verketten, — ein Versuch, der

hauptsächlich am Widerspruch der deutschen Kleinstaaten scheiterte, — jetzt mußte Preußen sich auf seine außerdeutsche Großmachtsstellung zurückziehen und zu dem Behuf mit der Provinz Preußen und einem Theile der Provinz Posen, mit welchen es im April und Mai 1848 dem Bunde beigetreten war, wieder aus dem Bundesverhältniß scheiden. In der That, gerade die entscheidendsten Thaten des reactivirten Bundestags lassen sich als Folgen und Ausbeutungen des Sieges über Preußen bezeichnen. Und mit dieser Geschichte und Idee seiner Wiederbelebung erhielt der Bundestag überhaupt einen noch ganz anderen Charakter, als er bis 1848 gehabt hatte. Bis 1848 herrschte eine gewisse heitere Uebereinstimmung in den politischen Principien; wo kein Gegensatz und keine Bewegung war, konnten sich die Regierungen der Führung Oesterreichs geduldig unterordnen. Jetzt war eine heftige Bewegung eingetreten, es hatte sich, wenn auch noch nicht klar entwickelt, etwas wie eine „Nation,“ wie eine „nationale Idee,“ gezeigt und die einzelnen Staaten hatten dazu verschiedene Stellungen eingenommen und waren durch die Bewegung selbst darauf hingewiesen worden, diese Stellungen einzunehmen, — vor allen Preußen. In Folge dessen ein Hin- und Her-Wegen der Ansichten und Stimmungen, ein Drang nach neuen Combinationen, ein Emporstreben aus der Unterordnung. Bei dem geweckten Sinne, bei dem nach freier Entwicklung drängenden Bildungsstand der Völker war es unmöglich, ja undenkbar, daß Alles dahin zurückkehrte, wo es vor 1848 gestanden hatte: — auch das reactionäre Preußen war noch immer ein constitutionelles. Der neue Bundestag konnte wohl noch hier und da Aehnliches thun wie der alte, z. B. in Kurhessen, ja, diesen noch übertreffen, aber im Allgemeinen ist er durch die Gegensätze in seinem Innern in jeder Thätigkeit — nützlich wie schädlich — gehindert, ohne doch zum bloßen Stillstand der Stagnation zurückkehren zu können. Wäre wohl früher jener Streit entbrannt, der gegenwärtig das Lager des Bundes spaltet, jener Streit um die deutsche Kriegsverfassung und den Bundesoberfeldherrn? Wäre früher der Streit um die kurhessische Verfassungssache möglich gewesen? So große und starke Gegensätze beruhigen sich nicht ohne Kampf, der Bundestag vermag sie nicht zu beherrschen, er vertritt selbst den Gegensatz des Particularen gegen das Nationale; entweder er zertrümmert, oder er giebt dem Nationalen neben und außer sich Raum.

Alle diese Verhältnisse übten in der Angelegenheit der deutschen Flotte die entscheidendste und frappanteste Wirkung. Sie war eine Schöpfung der Nation: formell, da die Nation in Frankfurt vertreten war, materiell, da sie aus dem Interesse der Nation hervorging. Dieses Interesse war ein mehrfaches. Das nächste war: Schutz und Trutz gegen Dänemark, das wei-

tere: Ansehen Deutschlands zur See, vorzüglich gegenüber den Seestaaten im Norden Europas, Beschirmung des Handels und des deutschen Namens, die Möglichkeit endlich der Küstenverteidigung. Man wollte keine Seemacht ersten Ranges sein, aber mitsprechen sollte Deutschland auch zur See. Wer sollte nun jetzt das Wort zur See führen? Wer vertrat jetzt die deutsche Nation? Der Bundestag selbst, konnte er eine Flotte führen? Oesterreich, das den Bund leitet, aber für die Nation gleichgültig, wo nicht gegen sie feindselig ist? Preußen, das Aergerniß der „Bundesfreunde,“ Preußen, überwunden und im Bundestag in zweiter Stelle, ja, fast von Allen verlassen, so sehr gebemüthigt, daß seine Regierung nicht einmal den Anspruch auf die Führung Deutschlands mehr erhob?

Ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die aus der Unbekanntheit mit dem Seekriegsdienst und dem augenblicklichen Mangel an Personal entsprangen, ungeachtet der kurzen Frist, innerhalb deren die Flotte entstanden war, und der Beschleunigung, welche der Krieg nothwendig machte, war die Flotte von der Centralgewalt auf einen nicht zu verachtenden Stand gebracht worden. Sie bestand bei'm Rücktritt dieser Behörde aus neun Dampfschiffen, den Dampffregatten *Hansa* von 1800 Tonnen Größe, 750 Pferdekraft, mit acht 8" und drei 10" Bombenkanonen, einem Kriegsdampfschiff erster Klasse, und *Barbarossa* und *Erzherzog Johann* von je 1200 Tonnen Größe und 450 Pferdekraft, mit je neun 68pfündigen Bombenkanonen, der Dampscorvette erster Klasse *Rönig Ernst August* von 850 Tonnen Größe und 270 Pferdekraft, mit sechs 68pfündigen Bombenkanonen, den fünf Dampscorvetten *Großherzog von Oldenburg* und *Frankfurt* von je 612 Tonnen Größe und 180 Pferdekraft, jede mit einem 68- und einem 32-Pfünder, und *Lübeck*, *Hamburg* und *Bremen*, jede mit einem 56- und einem 32-Pfünder; ferner aus den Segelfregatten: *Gefion-Edernförde*, am 5. April 1849 bei *Edernförde* erobert, von 48, und *Deutschland* (von in *Hamburg* gesammelten freiwilligen Beiträgen gekauft) von 32 Kanonen; endlich aus 27 Kanonenbooten mit je zwei Geschützen. Von diesen Schiffen waren die Dampfer *Hamburg*, *Lübeck* und *Bremen*, die Fregatte *Deutschland* und die Kanonenboote für den Seekriegsdienst mehr oder minder mangelhaft beschaffen. Außerdem hatte die Reichsgewalt für einige Strandbefeestigungen gesorgt und ein Trockendock zu bauen begonnen. Endlich hatte Preußen auf seine zweite Rate eine Anzahl Kanonenboote bauen lassen. Die energisch geschaffene besondere *Schleswig-Holsteinische Flottille*, bestehend aus dem Dampfboote „*von der Lann*,“ dem „*Donin*,“ zwei kleinen Dampfern „*Niel*“ und „*Eider*,“ dem Schoner „*Elbe*“ und 14 Kanonenbooten, gerieth leider mit dem Berliner Frieden in dänische Hände.

Ungerechnet die Kosten dieser Flottille und der preussischen Kanonenboote sowie die an die Marineanschlüsse in einzelnen Hafenstädten gesandten, nicht unbedeutenden freiwilligen Beiträge betrug der Aufwand für die ganze Schöpfung bis Ende Juni 1851 fast 4,552,920 Thlr. Davon kamen 2,073,741 Thlr. auf die Umlagen der Centralgewalt, 428,555 Thlr. auf eine auf den Dresdener Conferenzen verabredete, am 28. April 1851 von der Bundesversammlung zum Beschluß erhobene Umlage, 108,795 Thlr. auf freiwillige in Frankfurt eingezahlte Beiträge, der Rest auf Vorschüsse aus anderen Bundesklassen und Verschußumlagen.

Bei'm Rücktritt der Centralgewalt nun übernahm zunächst die am 30. Septb. 1849 eingefetzte Bundescentralcommission die Flotte als ein Bundes- eigenthum, sie fristete deren Bestand aus Vorschüssen anderer Klassen und Verschußumlagen. Von der Bundescentralcommission ging die Verwaltung wieder an die Bundesversammlung über, die, wie erwähnt, im April eine Umlage beschloß, nicht ohne daß schon damals von einigen Seiten gegen eine daraus zu ziehende Consequenz für Beibehaltung der Flotte protestirt wurde. Diese Umlage und der oben gedachte Gesamtaufwand reichten nicht ganz bis zum 1. Juli 1851 aus. Da nun der Bundestat keinen Titel enthielt, aus dem das zehrende und sich verzehrende Capital der Flotte ersetzt werden konnte, und alle Mittel zum Unterhalt und zur Uebung, zum Fortbestand und zur weiteren Vollendung der Flotte mangelten, die völkerrechtliche Existenz der Flotte aber gesichert werden mußte\*), so durfte die Frage, wie sich der reactivirte Bundestag in dieser Angelegenheit verhalten werde, nicht auf sich warten lassen. Hannover gab die erste Anregung am 1. Juni 1851, indem es in einer Denkschrift den Antrag

\*) Wir wollen hier einen Vorgang kurz berühren, der überall als eine Weigerung Englands, die Flagge anzuerkennen, dargestellt worden ist. Am 4. Juni 1849 machten drei deutsche Dampfer von der Mündung der Weser aus einen geschickten Angriff auf ein dänisches Kriegsschiff, das dabei in große Bedrängniß gerieth und sich in die Nähe von Helgoland flüchtete; die deutschen Dampfer verfolgten in der Hitze des Gefechts den Dänen bis in das Seebereich, das England um Helgoland für sich beansprucht, und wurden hier zurückerwiesen. England erblickte in diesem Verfahren einen Angriff auf sein Territorium und wandte sich, weil damals keine anerkannte Centralgewalt mehr existirte, an Preußen, um Gungthnung zu erhalten; dieses aber lehnte die Verantwortung für die Schiffe der deutschen Flotte ab, und in Folge davon erklärte England: wenn sich keine bestehende Regierung zur Befehlshaberhaft über diese Schiffe bekenne, so werde ihm nichts Anderes übrig bleiben, als dieselben wie Seeräuber zu behandeln. Es ist also unrichtig, daß damit die Anerkennung der deutschen Flagge verweigert worden wäre, wie sich denn überhaupt England keineswegs feindselig gegen die deutsche Sache verhielt, sondern erst durch deren trostlose Lage, das Schwanken Preußens und dessen wenig geschickte Vertretung in London in eine ungünstigere Stellung gedrängt wurde. — Wenn wir sagen: die deutsche Flagge habe noch keine völkerrechtliche Anerkennung erworben, so wollen wir demnach nicht behaupten, die Anerkennung sei ihr verweigert, sondern nur: sie sei noch nicht förmlich ausgesprochen worden.

begründete, die Nordseeflotte als Bundeseigenthum und organische Einrichtung anzuerkennen, und zugleich Niederlegung eines Ausschusses zur Berathung über das weitere Schicksal der Flotte vorschlug. Preußen verlangte dagegen vor Allem darüber Entscheidung, ob der deutsche Bund die Nordseeflotte ferner beibehalten und den Kostenaufwand dafür übernehmen wolle, und stellte damit die Erhaltung der Flotte förmlich in Frage.

Bevor der Ausschuß über den Cardinalpunkt sein Gutachten erstattete, sah er sich genöthigt, einstweilen nothdürftig für die Flotte zu sorgen, und beantragte (durch den königlich sächsischen Gesandten) eine nur als Vorstoß zu betrachtende Matrikular-Umlage von 532,000 Gulden. Preußen, das fast eine Million Thaler zu der seine Rüsten nicht beschützenden Nordseeflotte beigesteuert hatte und durch den dänischen Krieg und seine darauf folgende Isolirtheit auf die Nothwendigkeit hingewiesen worden war, eine eigene beträchtliche Seemacht zu begründen, nahm sogleich seine Stellung, indem es dagegen remonstrirte, daß nur die Nordseeflotte als Bundeseigenthum unterhalten werden solle, und Auflösung dieses Verhältnisses und — zur Deckung des augenblicklichen Bedarfes — Verziehung der Rückstände auf die Matrikular-Umlagen von 6 Millionen verlangte. Es fand damit nur bei Wenigen Anklang. Sachsen erklärte u. A. — es durfte jetzt das wahre Motiv seiner Weigerungen in den Jahren 1848 und 1849 aussprechen —: die verfassungsmäßige Competenz der Nationalversammlung, die Umlagen ohne alle Concurrency der einzelnen Regierungen festzusetzen und beizutreiben, sei zweifelhaft, und deshalb die Zustimmung der Landstände nothwendig gewesen; inzwischen sei „durch die preussischerseits zuerst verfügte Abberufung der zur Nationalversammlung abgeordneten Vertreter, durch die Stellung, welche diese Regierung gegenüber dem Inhaber der provisorischen Centralgewalt einnahm und dadurch, daß andere deutsche Regierungen (Sachsen darunter!) diesem Vorgange sich angeschlossen, die Auflösung der Nationalversammlung bereits vorbereitet und der provisorischen Centralgewalt der auf ihrer allseitigen Anerkennung beruhende Boden ihrer Wirksamkeit (also auch für die Vergangenheit, in welcher die Umlage beschloffen und ausgeschrieben wurde!) entzogen werden; die sächsische Regierung habe deshalb Bedenken getragen, die angeblichen Marinerrückstände zu berichtigen; noch weniger könne ihr dies jetzt angeschlossen werden, nachdem eine „ganz andre Basis des öffentlichen Rechtes wieder gewonnen worden“ sei. Die Bundesversammlung beschloß am 8. Juli durch Majorität die Verschußumlage, und — es ist bezeichnend dafür, wie sich Oesterreich damals fühlte — das Präsidium machte sogar Wien, Preußen eine Art Bundespflicht zum Beitrag aufzuerlegen, als ob die Erhaltung der Flotte, wenn diese nicht Bundesfache

war (und dies wurde nicht einmal behauptet, geschweige anerkannt), zum Haushalt des Bundes hätte gehören können, als ob nicht Artikel 52 der Wiener Schluß-Acte die Competenz der Bundesversammlung zur Bestimmung der Ausgaben und Beiträge auf „anerkannte Bundeszwecke“ beschränkte, als ob es nicht im gerabesten Widerspruch zu den Grundgesetzen des Bundes über die zu Beschlüssen erforderlichen Majoritäten stände, daß die Bundesversammlung in jeder Richtung ihre Competenz durch Majorität selbst bestimmen sollte. Endlich erklärte Preußen am 31. October, es werde seinen Beitrag unter der Bedingung zahlen, daß er die letzte Aufwendung Preußens für die Nordseeflotte sei, und unter den Voraussetzungen, daß die Bundesversammlung dieselbe nicht als Eigenthum des Bundes beibehalten und dies zeitig genug, um neue Unterhaltungskosten zu ersparen, beschließen werde, so zwar, daß es noch vor seiner Zahlung Anerkennung dieser Bedingungen verlangte. Das Präsidium verwahrte sich wiederum dagegen, bemerkte aber doch, daß der Beschluß vom 8. Juli selbst die Matrikular-Umlage als die letzte Aufwendung für die Flotte voraussetze.

Preußen trat also jetzt geradezu der Erhaltung dieser als einer Bundesanstalt entgegen. Es mochte und konnte leicht voraussehen, daß die Lage der Flotte, über welche jetzt mehr als dreißig Souveräne, zu bestimmen hatten, gezählt waren, und daß also jede neue Geldverwendung darauf nur eine Verschleuderung mehr sein mußte; es bedurfte sogar nur geringer Ueberlegung, zu begreifen, daß nicht die Erhaltung, sondern die Neubegründung der Flotte in Frage kam, und an eine Neubegründung in dem mit Dänemarks Beistand neu constituirten Bundesverhältniß nicht zu denken war. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir eine andere Rücksicht als für Preußens Ansicht maßgebend betrachten, die nämlich: die Competenz und Wirksamkeit des wider Preußens Willen und zu seiner Verdrängung von der Leitung Deutschlands reactivirten, den Particularismus vertretenden Bundestag in möglichst engen Schranken zu halten, sich der erdrückenden Umarmung des Bundes zu entziehen und unabhängig von ihm die volle Macht der Herrschaft zu behaupten. Ueber die Flotte hätten Preußens eifrigste Widersacher, die Mittelstaaten, unter Oesterreichs Aegide mittelst des „Bundes“ geboten, sie hätten darin eine Waffe besessen, die sich auch gegen Preußen kehren konnte, wie das Bundesheer im Jahre 1850. Zu einem solchen Wirrsal waren die Fäden Politik verschlungen, daß, was auf den ersten Blick eine Treulosigkeit gegen Deutschland scheinen muß, das Auftreten Preußens gegen die Erhaltung der Nordseeflotte als Bundesflotte, mit innerer Nothwendigkeit aus der Lage der Dinge hervorging, ja, wenn anders die Hoffnungen

Deutschlands auf der Macht Preußens beruhen, der deutschen Nation ein Dienst war.

Man hätte nun meinen sollen, Oesterreich, das den Bund und seine Autorität so energisch gegen Preußen vertrat, würde die Sache der Bundesflotte wie seine eigene verfechten. Weit gefehlt jedoch; das hätte ja Opfer für den fernem Norden gekostet! Es vereinigte sich mit Preußen, der Bundesversammlung „wegen der Verschiedenheit der Meinungen“ darüber, wem das Eigenthum der Flotte zukomme und ob sie eine organische Bundeseinrichtung bilde, folgenden Vorschlag zu machen. Die Versammlung möge mit Umgehung der principiellen Fragen sofort entscheiden, daß die Flotte nicht als Bundeseigenthum beizubehalten sei. Durch eine Commission von drei Sachverständigen möge sie Ueberschläge der Kosten einer von den Bundesstaaten, außer Oesterreich und Preußen, zu unterhaltenden Marine in der Nordsee fertigen lassen. Die Voraussetzung dabei müsse die sein, daß nicht Gründung einer selbständigen deutschen Seemacht, sondern nur ein wirksamer Schutz der Küsten und der Handelschiffahrt beabsichtigt werde, und daß die Marinen Oesterreichs und Preußens in ihren Vereichen zu denselben Zwecken verwendet würden. Auf Grund dieser Kostenüberschläge endlich solle die Bundesversammlung sich vorbehalten, von denjenigen Regierungen, die sich an der Unterhaltung einer Nordseeflotte betheiligen wollten, wegen Deckung des Aufwandes und der auf der Flotte haftenden Ersahansprüche Vorschläge entgegenzunehmen, wenn aber damit kein entsprechendes Ergebnis erzielt würde, zur Auflösung der Nordseeflotte schreiten. Das hieß einfach: diejenigen deutschen Staaten, welche die Nordseeflotte behaupten wollen, sollen sie bekommen, — und doch konnte es leicht auch anders gedeutet werden. Und in der That; als nun der Ausschuss am 6. September 1851 jenen Vorschlag mit Ausnahme des sofortigen Beschlusses der Nichtbeibehaltung der Bundesflotte zum seinigen machte und die Bundesversammlung den Antrag des Ausschusses durch Majorität zum Beschlusse erhob, und demgemäß eine Commission berufen wurde, welche aus dem Contreadmiral Brommy, dem österreichischen Fregattencapitän Frhrn. v. Bourguignon und dem preussischen Obersten v. Wangenheim bestand, erhielt die Sache sogleich eine andere Wendung. Denn die Commission unterstellte nach Maassgabe österreichischer Vorschläge, — indem der Contreadmiral Brommy dem österreichischen Sachverständigen gegen den preussischen zustimmte, — die Commission unterstellte: daß die Nordseeflotte sowie die Marinen der beiden Großmächte ein Contingentsverhältniß, wie das Bundesheer im Bunde und gegeneinander einnehmen, Oesterreich, Preußen und der Rest des Bundes nach Verhältniß der Bevölkerung Contingente stellen sollten und daß dem Bunde zustehen sollte: im Frieden die Ueber-

wachung der contingentmäßigen Leistung, gegenseitige Inspection und, im Einverständnis mit den betreffenden Regierungen, die Veranlassung gemeinschaftlicher Uebungen und Expeditionen, im Bundeskriege aber die Verfügung zum gemeinsamen Zwecke. Was also bei Seite gelegt schien, wurde hier unvermerkt wieder beigezogen: der Bund erhielt eine neue große Competenz, Preußen sollte sich ihm mit seiner Marine unterordnen; ja, diese neue Form, in der die Trias ihren Triumph gefeiert hätte und die Mittelmächte die kleinen Staaten unter ihre Flügel gebracht hätten, war noch gefährlicher für Preußen, als die Form der gemeinschaftlichen Bundesflotte. Unmöglich daher konnte man Preußens Zustimmung erwarten. Man hatte aber die Rechnung überhaupt deshalb ohne den Wirth gemacht, weil eine Zeit des Particularismus, wie die, aus welcher der reactivirte Bundestag entsprungen war, nimmer eine Gemeinschaft großer Schöpfungen hervorbringen kann.

Wie zweckmäßig daher an sich (von jener Voraussetzung abgesehen) die Vorschläge der Commission sein mochten, wie Geringes sie verlangten (die Nordseeflottille sollte für die Dauer einer zehnjährigen Gründungsperiode 1,162,350 Thlr., später 1,120,352 Thlr. jährlich kosten!), so wenig fanden sie doch ungetheilten Beifall. Nachdem der Ausschuß sich am 25. November 1851 den Commissionsanträgen im Wesentlichen angeschlossen und zugleich zur einstweiligen Unterhaltung Beschaffung von Geldmitteln beantragt hatte, stimmten bei der Umfrage am 27. December nur Oesterreich, Hessen-Darmstadt, Nassau, Schaumburg-Lippe, Lippe, Hessen-Homburg unbedingt, Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Reuß ältere Linie und die freien Städte mit unwesentlichen Zusätzen, bei: alle andern Staaten, außer Lichtenstein und Waldeck, für die der Gesandte nicht instruiert war, stellten mehr oder weniger erhebliche Vorbehalte oder erklärten sich völlig dagegen; einige Binnenstaaten, weil sie nicht soviel wie die Seestaaten beitragen wollten; andere, ohne Gründe anzugeben; Preußen verlangte sofortige Auseinandersetzung über das Nordsee-Geschwader und Naturaltheilung; Dänemark protestirte sogar dagegen, daß einer von vielen oder einzelnen Genossen des Bundes etwa zu stiftenden oder zu unterhaltenden Nordseeflotte der Charakter einer Bundesanstalt beigelegt werde. Die Motive der drei Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg können wir nicht umhin, ausführlicher mitzutheilen. Bayern äußerte sich folgendermaßen: Nach den Erklärungen der Großstaaten sei die Idee einer deutschen Flotte, wie sie 1848 beabsichtigt worden, gänzlich aufgegeben und es müsse bezweifelt werden, ob zur Durchführung des neuen Gedankens die Kräfte derjenigen Staaten ausreichen würden, denen die Aufgabe der Erhaltung der Nordseeflotte zufiele. Das Gutachten der Sachverständigen gehe je nach

den persönlichen Verhältnissen derselben bedenklich aneinander und lege in den Punkten, worüber sie einig seien, den zur Bildung der Nordseeflotte berufenen Staaten eine ebenso unbillige als unerschwingliche Last auf (!). Wenn für die Nordseeflotte keine zweckmäßigeren Vorschläge gemacht werden könnten, so sehe sich die Regierung „zu ihrem Bedauern“ durch die gegen ihr eignes Land ihr obliegenden Pflichten genöthigt, jede Betheiligung abzulehnen. Die Voransetzung, von welcher der Beschluß vom 6. Septb. die definitive Erklärung als abhängig erkannt habe, sei nicht in Erfüllung gegangen, weil ein befriedigendes Gutachten von Sachverständigen nicht vorliege; ferner aber seien inzwischen Ereignisse eingetreten, welche eine Umgestaltung aller Zoll- und Handelsverhältnisse Deutschlands — der Leser erinnere sich der österreichischen Zolleinigungsvorschläge! — herbeizuführen vermöchten, und so lange die zur Zeit hierüber bestehende Unge-  
 wißheit nicht in befriedigender Weise gelöst sei, erscheine es für Binnenstaaten wie Bayern geradezu unmöglich, sich über ihre Theilnahme an der Nordseeflotte zu entscheiden. Zur Verhinderung einer Auflösung der Flotte sei mithin provisorische Fürsorge zu treffen, am zweckmäßigsten durch eine neue Matrikular-Umlage; Bayern sei bereit, diese zu zahlen, aber nur in der Voraussetzung, daß sämtliche Bundesstaaten, namentlich Oesterreich und Preußen, ihren Beitrag dazu entrichten würden. So das bayrische Votum — während in letzterer Beziehung Seitens Preußens das Gegentheil bestimmt erklärt und vom Präsidium ausdrücklich anerkannt worden war, daß auch nach dem Beschluß vom 8. Juli keine weitere Aufwendung für die Flotte stattfinden solle. — Sachsen streute zuvörderst den Vorschlägen Oesterreichs und den Bemühungen des Ausschusses und der Sachverständigen einigen Weibrauch, um sich sodann in Folge einer „nüchternen“ Prüfung dagegen zu erklären. Der ursprüngliche Gedanke einer deutschen Flotte sei mit Recht aufgegeben worden, und habe dem Gedanken einer Contingentaufstellung durch Flotten Platz gemacht. Aber die Analogie der Bundesmilitär-Contingentaufstellung erscheine nicht für sämtliche Bundesstaaten zulässig: das Contingent zum Bundesheere bleibe selbst dann, wenn es zur Verfügung des Bundes gestellt werde, im Besitz des Staates, der es stelle; dies Verhältniß würden zwar die Flotten Oesterreichs und Preußens einnehmen können, aber die Binnenstaaten könnten kein eigenes Flottencontingent halten, sondern nur einen fictiven Antheil am Eigenthum der Nordseeflotte erwerben, über den ihnen jede selbständige Verfügung abgeschnitten sei. Die Binnenstaaten befänden sich nicht in derselben Lage, wie Oesterreich, Preußen und andere Küstenstaaten, für diese fehle das Bedürfniß, Kriegsschiffe zum Schutz der Küsten, Häfen und Handels-  
 marinern zu unterhalten. Man werde einwenden, diese Auffassung sei eine

engherzige, und indirect, in Folge ihres Handels hätten die Binnenstaaten eben so sehr ein Interesse am Schutze deutscher Küsten und Häfen und deutscher Handelsflaggen als die Seestaaten. Dem gegenüber nun wolle die sächsische Regierung keinesweges die Anforderung einer höheren, nationalen Auffassung zurückweisen, ja sie wünsche, es möge die allgemeine Gestaltung der Bundesverhältnisse ihr eine solche Auffassung zur Nothwendigkeit machen. Sie wünsche und hoffe, daß in den Fragen, die hierbei vorzugsweise in Betracht kämen, nämlich denen einer handelspolitischen Einigung, eine Umgestaltung erreicht werde, — einstweilen jedoch seien diese Fragen noch Gegenstand der Verhandlung. Die Gemeinsamkeit der handelspolitischen Interessen allein bedinge die Gemeinsamkeit der Interessen bei Begründung und Unterhaltung einer Kriegsmarine; denn ein wesentlicher Zweck derselben sei die Aufrechterhaltung von Handelsverträgen, Differenzen über solche aber würden bei der jetzigen Bundesverfassung nur zwischen einzelnen deutschen Staaten und fremden Staaten, nicht zwischen der Gesamtheit der Bundesstaaten und fremden Regierungen, vorkommen können, und die Gesamtheit könne durch einseitiges, vielleicht unberechtigtes Vorgehen des unmittelbar Betheiligten in Differenzen verwickelt werden und Einbußen erleiden. Der Antrag des Ausschusses setze ferner Vereinbarungen voraus, die der Begründung einer Flotte nothwendig hätten vorausgehen müssen; die Nordseeflotte würde in folgerechter Entwicklung des Projectes der Contingentsstellung, die nur für die Küstenstaaten möglich sei, von diesen allein zu übernehmen, ihnen aber würde für die daraus erwachsenden Kosten eine Entschädigung mittels angemessener Herabsetzung ihrer Contingente zum Bundesheere anzusprechen, den Binnenstaaten dagegen die Verpflichtung zu einer den Ausfall am Bundesheere ersetzenden Mehrstellung aufzuerlegen sein. Die Regierung sei nach alledem erbötig, zur Unterhaltung der Flotte bis zur definitiven Regulirung wieder einen matrikularmäßigen Beitrag zu zahlen. — Und endlich das württembergische Votum. Die Bestimmung der Nordseeflotte, hob Württemberg hervor, werde hauptsächlich im Schutze des Seehandels, nur nebenbei im Schutze der Küsten gesucht, auch weder nachgewiesen, daß zu diesem Zwecke Kriegsschiffe besser als Küstenbefestigungen dienen würden, noch die Ersprißlichkeit der Uebernahme der vorhandenen Kriegsschiffe zu diesem Zwecke begründet. Die gegenseitige Verpflichtung der deutschen Staaten „zu Erhaltung der äußeren Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit deutscher Staaten“ (Art. 2. der Bundes-Acte) erstreckte sich aber eben so wenig darauf, daß „jeder Fleck“ deutscher Erde durch Befestigungswerke gegen jeden feindlichen Angriff absolut sichergestellt, als darauf, daß der von Angehörigen einzelner Staaten betriebene Seehandel geschützt werden solle, und

die Regierung könne auch jetzt eine über die Bundesgrundgesetze hinausschreitende Verpflichtung um so weniger übernehmen, als „die Kosten eine für das Land drückende Last bilden würden, während bei dem bermaligen Stande der Handels- und Zollverbindungen zwischen den deutschen Staaten eine Gemeinsamkeit der Interessen bezüglich der Schifffahrt in fremden Meeren zwischen Süd- und Norddeutschland selber noch nicht besteht, und daher die Blüthe dieser Schifffahrt den sabbdeutschen Staaten nur ganz entfernte indirecte Vortheile verheißt.“

Wie die Frage stand, offenbar, hätte nur ein schnelles Zugreifen die Flotte retten können. Aber die neu besetzte Souveränität der einzelnen Regierungen ließ nicht zu, daß man so in's Große speculirte, jedes einzelne Haupt mußte auch seine einzelne Meinung zur Geltung bringen, und bei den allgemeinen, vielmehr vor den allgemeinen Interessen mußten die besonderen gehörig berücksichtigt werden, und dabei mußten die deutschen Königreiche Bayern, Württemberg und Sachsen (Hannover hatte hier aus guten Gründen andere Gedanken) schon deshalb obenan stehen, weil aus dem Interesse ihrer Unabhängigkeit die neue Lage und der reactivirte Bundestag hervorgegangen war und sie sich jetzt als die eigentlichen Säulen Deutschlands und des Bundestages fühlten. Wir wollen durchaus nicht verkennen, daß die Gründe, welche sie anführten und die sich zum Theil so ähnlich sehen, wie die Kugeln, die eine einzige Wächse schießt, sich zum Theil hören lassen konnten; Sachsen hatte Recht, wenn es behauptete, die Analogie der Contingentstellung passe nicht auf die projectirte Flotte; in der That konnte diese nicht durch Contingente, konnte das Princip der Einzelsouveränität bei der Flotte nicht wie bei'm Heere durch die einzelnen Contingente festgehalten werden, nur das Ganze konnte unter dem Ganzen, nicht ein Theil unter einer einzelnen Regierung stehen; die aber Alles theure „Souveränität“ war in Gefahr! Aber war sie es wirklich? Analogie bedeutet ja nicht Gleichheit! Was würde einer Regierung, wenn sie mit andern durch gemeinschaftliche Behörden, Beamte, Offiziere die ganze Flotte commandirte, an ihrer Souveränität entzogen, als etwa der kostbare Genuß der Paraden und Revüen in den Residenzen an der Elbe, der Isar und dem Neckar? In der That wurde kein Contingent, sondern Geld zu einem gemeinsamen Contingent von jedem Staat gefordert, nur das Ganze sollte mit den Marinen der Großmächte eine Contingentstellung dem Bunde gegenüber einnehmen; das Bedenken lief also lediglich auf einen Widerspruch gegen die Höhe der Beiträge hinaus! Oder wäre sein wahrer Inhalt zwischen den Zeilen zu lesen? Fürchtete man, daß die Küsten der Nordsee einen Einfluß auf die Flotte üben würden, daß der Herr des Küstengebiets auch die Flotte beherrschen könnte?

Vor Preußen, dem eben abgesehenen, war man freilich an der Nordsee sicher, aber Hannover, das im Gegensatz zu seinem sonstigen Gebahren so großen Eifer für diese nationale Sache zeigte! Sollte man mit seinem schönen Geld noch eine dritte deutsche Großmacht gründen? Und es hatte auch etwas auf sich, wenn man darauf hinwies, daß eine gemeinsame Flotte zum Schutze des Handels eine gemeinsame Handelspolitik voraussetze, denn die gemeinschaftliche Flotte durfte nur agiren, wo ein gemeinschaftliches Interesse, ein von der Gemeinschaft behaupteter factischer und rechtlicher Standpunkt gegeben war. Aber die Mitglieder des Bundes haben sich doch Schutz gegen jeden Angriff versprochen und ihre Besitzungen garantirt und halten zu diesem Zwecke ein Bundesheer. Wäre das Verhältniß zur See ein anderes als auf dem Festlande? Müßte nicht, wenn man die gemeinschaftliche Flotte davon abhängig machen wollte, daß die überseeische Politik (wenn der Ausdruck erlaubt ist) eine gemeinsame sei, ebenso die gemeinschaftliche Landmacht von einer einheitlichen, äußeren Politik abhängig gemacht werden? Eine Consequenz, gegen die wir nichts einzuwenden hätten, die aber gewissen deutschen Königreichen durchaus nicht behagen dürfte. Wir geben sehr gern zu, daß aus dem Mangel einer Beschränkung der Souveränität in der auswärtigen Politik Verwickelungen entspringen können, aber ebenso sehr sind wir überzeugt, daß die Bundesregierungen im eigenen Interesse solchen Verwickelungen vorbeugen werden (die Wiener Schlußacte Art. 36 und 37 weist ausdrücklich darauf hin), und dies in noch höherem Grade zur See als auf dem Lande! Und welchen irgend entscheidenden Einfluß konnte die Zoll- und Handels-Uebereinkunft, über welche damals berathen wurde, auf die überseeische Handelspolitik üben?

Bekanntlich hatte Oesterreich, stets bedacht, alle Hebel anzusetzen und alle Vortheile auszubenten, gleichzeitig mit der Reconstruction des Bundestages, eine Zoll- und Handelseinigung mit ganz Deutschland in's Auge gefaßt. Die großartige Handelspolitik des Herrn v. Brud traf hier vortrefflich mit Schwarzenberg's äußerer Politik zusammen. Durch die Zolleinigung, auf welche sie hinarbeiteten, wurde der preußische Zollverein beseitigt, und entweder dem Bunde und damit Oesterreich und den antipreussischen Königreichen eine neue wichtige Competenz zugewiesen, oder, wenn Preußen nicht darauf einging, Preußen wenigstens isolirt, jedenfalls eine Verbindung gesprengt, durch welche dieses ein besonderes Gewicht in Deutschland erlangt hatte. Preußen begriff die Gefahr, suchte sich gegen dieselbe durch Annäherung an den „Steuerverein“ zu stärken und schloß am 7. September 1851 den Vertrag mit Hannover ab, zufolge dessen sich der Steuerverein, vom Jahre 1854 an, dem preussischen Zollgebiete an-

schließen sollte; zugleich und in Folge dieses Vertrages kündigte es die Zollvereins-Verträge. Das war für seine Widersacher und Oesterreichs Anhänger ein unbequemer Schritt, denn sie wollten sich doch nicht allzu sehr in die österreichische Finanzwirtschaft verwickeln lassen, wollten die mühsam wiedergewonnene Souveränität auch gegen Oesterreich behaupten und konnten auch theils — z. B. Sachsen — ihr Handels- und Zollsystem nicht von der Nordsee abschließen lassen, theils — z. B. Bayern — die finanziellen Vortheile, welche ihnen der Zollverein bot, nicht füglich opfern. Nun hatte aber Preußen außer Thüringen keinen Halt als Hannover; wurde Hannover bewogen, von dem eben geschlossenen Vertrage zurückzutreten, so war Preußen überflügelt. Am 2. Januar 1852 lud Oesterreich die deutschen Bundesregierungen zu einer Zollconferenz in Wien ein, Preußen besuchte dieselbe nicht, sondern wollte erst nach Herstellung des Zollvereins mit Oesterreich verhandeln, — zuletzt standen sich einerseits Preußen, der Steuerverein und Thüringen, andererseits Oesterreich mit den übrigen Staaten in besonderen Conferenzen gegenüber; erst im Februar 1853 kam, vornämlich durch Bruck's Gewandtheit und Eingehen auf die preussische Forderung, der Zoll- und Handelsvertrag mit Oesterreich zu Stande, in Folge dessen der preussische Zollverein wieder erneuert wurde.

Ende 1851 war also für diese Verhältnisse ein entscheidendes Moment eingetreten. Aber konnte davon das Leben der Flotte abhängig gemacht werden? War die Ehre und das Ansehen des deutschen Namens nicht wichtig genug, um gemeinschaftlich dafür einzutreten, wie für den deutschen Boden? Lag nicht die Forderung des Küstenschutzes in den Worten der Bundesgrundgesetze (Bundes-Acte Artikel 1 und 11, Wiener Schluß-Acte Artikel 1, 36 und 39) begründet? Und konnte denn durch eine Zoll- und Handelsvereinigung noch so ausgedehnter Beschaffenheit das Recht der Verträge mit überseeischen Staaten den einzelnen deutschen Staaten ganz entzogen werden, so daß nur die Gesamtheit der deutschen Staaten solche Verträge schließen durfte? Dazu war jene Zeit, wo man sich mehr als je der Einheit zu entwinden, die Einzelsouveränität wieder gegen die Gesamtheit der Nation zu stützen suchte, wahrlich nicht angethan! Die Voraussetzung der Zoll- und Handelsvereinigung war also entweder ein leerer Vorwand ohne alle Bedeutung, oder — und das dürfen wir den Diplomaten der Mittelmächte wohl zutrauen, das wird sich später deutlich ergeben — ein Druck auf Hannover, dem man die Flotte zugab, wenn es von Preußen schied, und durch Hannover auf Preußen. So weit mithin erhob man sich zu „einer höheren nationalen Auffassung!“ So wenig galt die deutsche Seemacht um ihrer selbst willen! Man wollte

sie gewähren, um die Unterordnung Preußens unter Oesterreich und den Bund zu vollenden! Eiferucht und Haber sollten ein Werk der Eintracht stiften! Und doch möchten wir fragen: konnten die Mittelstaaten bei vorurtheilsfreier Prüfung durch die Erhaltung der Nordseeflotte irgend etwas an ihrer Macht einbüßen, mußten sie nicht vielmehr durch dieselbe ein höheres Gewicht in Deutschland gegen die Großmächte erlangen? In der That, wir sind ihnen nur verbunden, daß sie so verblendet waren, ihren Vortheil, der mit dem der Nation keineswegs zusammenfällt, nicht zu begreifen!

So war man denn nach allen Gutachten, Erklärungen und Beschläffen nicht einen Schritt weiter. Auf der einen Seite drangen die Nordseestaaten, namentlich Hannover, auf Beibehaltung der Flotte, auf der anderen Preußen und Andere auf Auflösung. Preußen beharrte auf seiner Weigerung, Vorschußbeiträge zu zahlen, und in Folge davon hielten auch andre Staaten mit ihren Zahlungen zurück. Das war bereits ausgemacht, daß weder der gesammte Bund noch sämtliche Bundesstaaten außer Oesterreich und Preußen die Flotte behalten würden, und es konnte sich nur darum handeln, ob sie durch einen freiwilligen Verein von Staaten behauptet werden sollte. Man mußte aber endlich zwischen den entgegenstehenden Ansichten entscheiden; denn Hannover stützte sich in mehreren Denkschriften darauf, daß die Flotte als eine organische Einrichtung anzusehen sei und deshalb nur unter den für die Aufhebung organischer Einrichtungen nothwendigen Formen (Stimmenmehrheit im Plenum) aufgelöst werden könne, und Preußen bestritt der Bundesversammlung, so lange sie nicht das Eigenthum des Bundes an der Flotte mit allen daraus abzuleitenden Konsequenzen anerkannt habe, jedes Recht, über die Flotte ohne die freie Zustimmung aller daran Betheiligten zu verfügen, verlangte Anerkennung des Eigenthums, und folgerte daraus, daß sämtliche Bundesstaaten zur Nachzahlung ihrer Beiträge auf die 6 Mill. Umlagen verpflichtet seien — eine Folgerung, die geeignet war, über das wahre Maas der Theilnahme an der Flotte bessere Aufklärung zu geben als das öfters erklärte „Bedauern“ über Preußens Haltung, und die doch in der That unabweisbar schien. Denn der Gemeinschaft des Erwerbes mußte auch gleichmäßige Theilung an den Lasten entsprechen, konnten die Verfügungen der Centralgewalt dem Bunde Eigenthum erwerben, so waren sie auch für alle Bundesglieder hinsichtlich der Lasten bindend. Daß aber die Flotte Eigenthum des Bundes war, — konnte dies füglich bestritten werden, da sie durch Verfügungen der Bundesversammlung und der Centralgewalt, Einzahlungen der Bundesmitglieder auf Matrikular-Umlagen und Verwendung von Festungsgeldern des Bundes gestiftet und unterhalten und wiederholt von

der Bundes-Centralcommission, dem Präsidium der Bundesversammlung und Preußen ohne Widerspruch von irgend einer Seite als Bundeseigenthum bezeichnet und über ihr Schicksal beraten worden war? Ein ganz Andres war es, ob daraus folgen konnte, daß die Flotte die Natur einer organischen Bundeseinrichtung habe; denn dagegen wurde mit Recht, z. B. von der thüringischen Curie, geltend gemacht, daß keinerlei Beschluß weder des Plenums noch der Centralgewalt vorliege, der die zunächst wegen des Krieges mit Dänemark angeschafften Schiffe ausdrücklich für ein bleibendes Vertheidigungsmittel des Bundes erkläre, und daß es gänzlich an derjenigen festen Regelung dieser Vertheidigungsanstalt im Ganzen der Bundeskriegsverfassung gebreche, ohne die eine „dauernde, organische Einrichtung des Bundes“ nicht gedacht werden könne.

Mit gutem Grunde also verneinte am 16. Februar 1852 die große Mehrzahl der Bundesregierungen die Frage, ob die Flotte als eine solche Einrichtung zu betrachten sei. Zu unserer nicht geringen Verwunderung hingegen sahen wir zwar die Minderzahl, aber doch immer einige Regierungen der Frage, ob die Flotte als Bundeseigenthum anzuerkennen sei, mit seltsamen Bindungen ausweichen und sie dann nur halb beantworten und mehr verneinen als bejahen. Es waren freilich hauptsächlich diejenigen, die ihre Matrikularbeiträge nicht bezahlt hatten, Oesterreich, Sachsen, Kurhessen, die Niederlande; sehr geschraubt sprachen sich noch Dänemark und Anhalt-Deffau und -Röthlen darüber aus. Die Folgerung, daß die Rückstände nachzuzahlen seien, ließen die meisten unerwähnt, einige wollten sie rechtlicher Entscheidung vorbehalten, andere verneinten sie.

Also in der Mitte der Bundesversammlung eine Reihe von Stimmen, welche die deutsche Flotte nicht als Bundeseigenthum anerkennen, welche sich wenigstens darüber nicht aussprechen, mithin das Eigenthum nicht in Anspruch nehmen wollen! an ihrer Spitze der Präsidialstaat Oesterreich! Welch' herzerhebendes Schauspiel! War es schon sonderbar genug, daß überhaupt die Frage aufgeworfen werden konnte, wieviel sonderbarer diese Antwort. In der That, Anhalt hatte nicht so Unrecht, wenn es meinte: „Deutschland,“ das die Flotte gestiftet, habe im Bundestage kein repräsentirendes Organ! Und unter diesen Regierungen, die, um ihre Beitragspflicht nicht anzuerkennen, das Eigenthum des Bundes an der Flotte nicht anerkennen wollten, befanden sich auch solche, die Preußen die Pflicht beizumessen, für diese Flotte Vorschußzahlungen zu leisten! Keine einzige von allen diesen über das Rechtsverhältniß so bedenklichen Regierungen endlich trug das mindeste Bedenken, mit über die Flotte zu bestimmen!

In derselben Sitzung sollten sich nach dem Antrage des Ausschusses „diejenigen Regierungen, welche unter der Voraussetzung, daß zu einer

Bundesflotte Oesterreich und Preußen je ein Contingent stellen würden, zum Behuf der Stellung eines dritten Contingents sich über die gemeinschaftliche vollständige oder theilweise Uebernahme des Nordseegechwaders zu vereinbaren beabsichtigen," darüber erklären, ob eine Vereinbarung getroffen oder angebahnt sei. Hierauf erklärten Bayern, Sachsen, Hannover, Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Braunschweig und Nassau, Oldenburg, Schwarzburg-Sondershausen und die freien Städte ihre Bereitwilligkeit, an einem Nordseeflottenverein Theil zu nehmen, die Binnenstaaten sämmtlich unter der Voraussetzung, daß ihre Beiträge verhältnißmäßig geringer als die der Seestaaten bestimmt würden; Bayern wollte nur 800,000 fl. zur ersten Gründung und jährlich 200,000 fl., Sachsen, Baden, Kurhessen und Großherzogthum Hessen wollten nur nach demselben Maasstabe beisteuern; auch machten diese Staaten die Voraussetzung Bayerns zu der ihrigen, daß die schwebenden Verhandlungen über die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse zu einer "befriedigenden" Lösung führen würden. Württemberg wollte sich sogar über seine Theilnahme nicht erklären, bevor die Seestaaten im Voraus einen Theil der Kosten übernommen haben würden. Oesterreich billigte das Unternehmen und sagte seine Mitwirkung zu. Preußen that noch mehr.

Bisher hatte dasselbe der Erhaltung der Flotte als einer Bundesanstalt (obwohl nicht gerade der Uebernahme durch einen Verein) entgegen gewirkt: jetzt erklärte es, einem Staatenvereine zur Bildung einer Nordseeflotte beitreten zu wollen. Gewiß, ein überaus geschickter Schachzug! Preußen gab damit das ganze Angriffs- und Vertheidigungssystem auf und ging zu einem andern, viel wirksamern, über. Wer konnte ihm jetzt noch vorwerfen, es sei ein heimlicher Widersacher des "Bundes", jetzt, da es — denn dies setzte der Vorschlag voraus, dem sich Preußen anschloß — nicht nur seine Ostseeflotte als Bundescontingent zu stellen, sondern auch an einem dem Bunde unterzuordnenden Nordsee-Contingent Theil zu nehmen bereit war? Wer konnte Preußen jetzt noch eines Mangels an Aufopferung für eine deutsche Sache bezichtigen? Und gab es irgend einen Vorwand, ihm den Beitritt zum Nordseeflotten-Verein zu wehren, zu einem Verein, der lediglich auf freier Uebereinkunft beruhen konnte? Warum sollte es nicht außer der Erhaltung der eigenen Flotte zur gemeinsamen Flotte beitragen, da es doch außer der Erhaltung der eigenen Grenzfestungen, die zugleich deutsche sind, zu den gemeinsamen Bundesfestungen Geld und Truppen liefert? Aber damit hätte es sich ja mitten unter die Schafe begeben, denen ein Pöbhlax ebenso wenig erwünscht war als ein Wolf! Wie konnte man es verhindern, ein neues Gewicht zu erlangen, wie seinen Einfluß paralyfieren?

Die Gegner, in der That, geriethen alsbald in die seltsamste Verwirrung. Der Präsidialgesandte säumte nicht, zu bemerken: die preussische Erklärung begründete ein neues Verhältniß, beziehentlich einen Antrag, der die bisher vorliegenden, ein dreitheiliges, abgesondertes Contingentsverhältniß bezweckenden Anträge wesentlich verändern würde, es müsse demnach den Regierungen unbenommen bleiben, zu beurtheilen, ob sie sich noch an die vorläufig abgegebenen, auf die früheren Anschufsanträge bezüglichen Erklärungen gebunden erachteten, und es werde ihnen jedenfalls die Freiheit ihrer Entscheidung vorbehalten bleiben. Ein verständlicher Wink für die Freunde! In einer späteren Sitzung äußerte Hannover, es vermöge, wenn Preußen die Theilnahme am Flottenvereine gestattet werde, nur unter der Voraussetzung beizustimmen, daß der österreichischen Regierung die gleiche Theilnahme unbenommen bleibe. Preußen aber ließ ausführlicher entwickeln: die Ostseeflotte nehme seine Mittel vorzugsweise in Anspruch; sowohl deshalb, als auch um einer unrichtigen Auffassung seiner Bestrebungen vorzubeugen, habe es bisher die Bildung der Nordseeflotte den zunächst theilhaftigen Staaten überlassen; da deren Bemühungen Erfolg weder gehabt hätten, noch versprochen, so glaube es, auch diesem Unternehmen seine Mitwirkung nicht versagen zu dürfen, und hoffe, daß die Opfer, die es dem gesammten Vaterland zu bringen bereit sei, gerecht gewürdigt und als ein Beweis bundesfreundlicher Gesinnung anerkannt werden würden. Sollte dagegen seinem Erbieten das Vertrauen der Bundesgenossen und die Geneigtheit allseitiger Mitwirkung nicht entgegenkommen, so würde Preußen von weiterer Verfolgung des vorgeschlagenen Weges mit dem Bewußtsein Abstand nehmen, seinerseits Alles gethan zu haben, Würde und Ansehn des Bundes zu wahren. Zur Erhaltung der Flotte seien mindestens 800,000 Thlr. jährlich nothwendig, aber auch hinreichend; da Preußen hauptsächlich nur mit zwei Provinzen, Westphalen und Sachsen, weniger selbst mit den Rheinlanden, bei dem Unternehmen interessirt sei, so biete es, wenn die Beiträge nach der Bundesmatrikel berechnet würden, eine Beisteuer nach dem Verhältniß von 50 Procent der Bevölkerung. Alsbald, und um weder Hannover noch Preußen in Zweifel zu lassen, gab Oesterreich zu erkennen: es wane sein Anerbieten, einen Theil der adriatischen Marine in ein Contingentsverhältniß zum Bunde zu stellen, nur dann aufrecht erhalten, wenn der Verein für die Nordseeflotte ohne Oesterreich und Preußen zu Stande komme. — Das war unumwunden gesprochen! Und es zeichnet ganz die Politik Oesterreichs im Bunde; es will herrschen und doch für seine Herrschaft möglichst wenig Opfer bringen, die deutschen Interessen beherrschen und doch möglichst wenig fördern, gleichwohl aber, und um

dennoch die Herrschaft zu behaupten, die andere deutsche Großmacht verhindern, sich dieser Interessen thätiger anzunehmen!

Inzwischen hatte Hannover am 29. Februar die sämmtlichen Bundesregierungen mit Ausnahme Oesterreichs, Dänemarks, der Niederlande und — Preußens eingeladen, Bevollmächtigte zur Bildung eines Nordseeflottenvereins zum 20. März nach Hannover zu entsenden. Sämmtliche Regierungen außer Württemberg, Baden, Kurhessen, Mecklenburg-Strelitz, Schwarzburg-Rudolstadt, Lichtenstein, Neuß, Waldeck, Hessen-Homburg und Frankfurt leisteten Folge. Die Verhandlungen am 20., 22. und 23. März waren höchst interessant und lehrreich. Bayern, Sachsen und Hessen-Darmstadt knüpften wie früher ihren Beitritt an die Voraussetzung einer „befriedigenden Lösung“ der Zoll- und Handelsfrage. Herr von Strauß (für Schaumburg-Lippe) war so unglücklich wie wir, diese Voraussetzung nicht zu begreifen, und warf die indiscrete Frage auf, was überhaupt unter einer befriedigenden Lösung der Zollfrage zu verstehen sei; Graf Montgelas und Oberzollrath Weizner (für Bayern) erklärten sich darauf jederzeit bereit, Auskunft zu gewähren, waren aber — nicht so gefällig, sie alsbald zu geben. Als dann Herr von Gofler (Anholt) äußerte, daß nach den Erklärungen von Bayern und Sachsen die Flottenangelegenheit nicht mehr innerhalb der von der Bundesversammlung gestatteten letzten Frist zu erledigen sein werde, folglich der Zweck der Conferenz verfehlt scheine, entgegnete Graf Montgelas: nach seiner Ansicht liege in der Zeit kein Hinderniß; wenn Freiherr von Schele, der die auswärtigen Angelegenheiten Hannovers leitete, über die Desiderien Bayerns und Sachsens sich befriedigend erkläre, so könne die Erledigung in kürzester Frist stattfinden; Freiherr v. Schele aber bemerkte darauf, Hannover könne, wenn sich diese Desiderien an den zwischen Preußen und Hannover in Beziehung auf die Zollfrage geschlossenen Septembervertrag knüpfen sollten, ohne die Zustimmung Preußens keine den Vertrag berührende Erklärung abgeben. Es war also jetzt klar: Hannover sollte mit dem Steuerverein vom Septembervertrag, der ihm — zu Preußens Glück — erhebliche Vorteile bot, zurücktreten, damit Preußen isolirt oder zur Zolleinigung des Herrn v. Bruck gebrängt und auch hierin Oesterreich und den Mittelstaaten untergeordnet werde. Das rechte Schlaglicht fällt hierdurch auf die sogleich zu erwähnenden ferneren Verhandlungen.

Zahlen wollte Niemand gar viel. Hannover berechnete die Kosten mit Einschluß des Anschaffungsaufwandes auf jährlich ungefähr eine Million Thaler, und schlug vor, die Küstenstaaten möchten 4, die Binnenstaaten 2 Groschen auf den Kopf der Bevölkerung zahlen, erbot sich auch, seinen eigenen Beitrag bis auf 5 Groschen pro Kopf zu erhöhen. Oldenburg,

Bremen und Hamburg waren geneigt, das Gleiche zu leisten, Lübeck wollte nur 3 Groschen pro Kopf bewilligen, die Binnenstaaten dagegen wollten sämmtlich nicht über 2, die meisten kaum 1 Groschen pro Kopf jährlich beisteuern, so daß der gesammte bundesmäßige Patriotismus keine 350,000 Thaler jährlich zusammenbrachte! Man wird nun meinen, um so eifriger sei nach der Anerbietung Preußens gegriffen worden. Allein mit Nichten. — Hannover hatte bei der Eröffnung der Conferenz bemerkt, die beiden Großstaaten seien nicht deshalb eingeladen worden, weil eine Betheiligung derselben am Nordseeflottenvereine durch das den bisherigen Bundesverhandlungen zur Voraussetzung dienende Contingentsverhältniß der Nordsee-Flotte ausgeschlossen erscheine, und erklärte, offenbar in derselben Tendenz, daß es zu einer andern Einrichtung der Flotte als „im Bundesverband“ nicht die Hand bieten werde. Bayern sprach sich mit dürrn Worten dahin aus: es halte an dem Projecte der drei Contingente fest und werde an keiner Vereinigung Theil nehmen, an welcher nur eine der beiden Großmächte betheilligt wäre, da hieraus Irrungen und Verwicklungen entspringen würden. Sachsen, etwas diplomatischer, setzte voraus, daß dem Flottenverein bei dessen Organisation und Ausbildung der „bundesmäßige“ Charakter erhalten bleibe. Die drei Königreiche hofften vielleicht, durch ihre Autorität etwaige andre Meinungen zurückzuhalten und unberufenen Versuchen der Enthüllung der wahren Motive vorzubeugen; allein die Zeiten des Respects sind nun einmal vorüber, und die kleinsten Souveräne, wie die geringsten Unterthanen haben dermalen nicht minder als die großen und mittleren Mächte und die hohen Herren ihren eignen Kopf; auch sind die politischen Schlagworte, unter welche der großdeutsch-patriotische, wohl-lautende Ausdruck „bundesmäßig“ gehört, so abgenutzt, daß sie unmöglich noch Eindruck machen können. Es half also nichts: eine ganze Anzahl der Kleinen (Sachsen-Weimar, Altenburg, Coburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, Anhalt und Lippe) wollten von den Beschränkungen, welche die Mittelstaaten beabsichtigten, nichts wissen, einige drangen sogar auf Theilnahme Preußens. Auf eine Frage des Herrn von Schele antwortete Herr von Gofler (für Anhalt), man lege keinen Werth auf das Contingentsystem, man wolle den Verein nur groß genug, daß er ein ganz deutscher Verband bleibe, zur Förderung aller deutschen Interessen, nicht der von einzelnen Staaten. Etwas lebhafter ging es zu, als Hannover aus allen Erklärungen das erbauliche und beschauliche Facit zog, daß mit den gebotenen Beiträgen selbst dann, wenn man die von den meisten Staaten gestellten Bedingungen als nicht gestellt betrachte, die Flotte nicht erhalten werden könne. Da begann Frhr. v. Münch-Bellinghausen (für Hessen-Darmstadt) — sei es, daß er

auf einen Augenblick seine Sympathie für Oesterreich aus deutschem Gefühl vergaß, sei es, daß er meinte, Preußens Geld sei nicht schlechter als andres und man könne es nehmen, ohne dafür zu geben und damit auch die kleinen Anhänger Preußens zu einer großdeutschen Speculation beziehen — kurz, er begann, der Beitritt Preußens möchte vielleicht zum Gewinn der benötigten finanziellen Aushülfe genügen. Herr v. Schele und Herr Dackwig (für Bremen) erwiederten, Preußens Anerbieten würde, wenn man auch vom Contingentsprincip absehe, den Ausfall nicht decken können. Aber das Eis war jetzt gebrochen, der Fluß gerieth in Strömung. Herr von Gohler begehrte trotz der Unzulänglichkeit der preussischen Aushülfe eine principielle Erörterung der Frage, ob Preußens Beitritt zulässig sei, die Gründe, welche dagegen aus dem dreitheiligen Contingentsverhältniß und der Bundeskriegsverfassung geltend gemacht würden, schienen ihm nicht genügend, die Bundeskriegsverfassung, auf die Landmacht berechnet, biete für die Seemacht kaum eine Analogie, das Bedenken, welches daraus etwa geschöpft werden könnte, lasse sich vielleicht durch eine geeignete Organisation des Oberbefehls beseitigen. Es war recht störend, daß die Frage nun doch, und so verzweifelt bestimmt, aufgeworfen wurde! Herr von Schele gab sich die äußerste Mühe, der Antwort auszuweichen: die Conferenz fuße auf den Beschlüssen der Bundesversammlung, welchen die Voraussetzung zu Grunde liege, daß drei Contingente gestellt würden, diese Voraussetzung schließe jede Betheiligung der Großmächte bei der Nordseeflotte aus und bilde eine Grenze für die Berathungen; die Frage sei aber auch müßig, weil Preußens Betheiligung zur Deckung des Bedarfs nicht genüge, ja nur andre Lücken (weil Bayern und Sachsen zurückträten) öffnen würde. Damit gab sich indessen der Frager nicht zufrieden; er meinte, man wolle nicht beschließen, sondern nur die Beschlußnahme durch eine Erörterung vorbereiten, Bayerns Erklärung stehe wohl nicht absolut entgegen; der Beitritt Preußens werde unbedenklich sein, wenn es nur nicht durch den Oberbefehl ein Uebergewicht erlange, und schließe die Contingentsbasis nicht aus, weil daraus nicht nothwendig folge, daß Preußen sein eignes Ostseeflotten-Contingent aufgebe. Eine unangenehme Bedrängniß für Herrn von Schele; er sah, er könnte dem Frager nicht entkommen, er sah die Antwort voraus:

*Misere cupis (inquit) abire:*

*Jamdudum video; sed nil agis, usque tenebo,*

*Persequar; hinc quo nunc iter est tibi? nil opus est te*

*Circumagi.*

Hätte er schon rufen können, wie Horaz am Ende seiner Leiden: *sic me servavit Apollo!* Wie die Sache lag, mußte er es denn aussprechen:

beim Eintritt Preußens könne das Contingentsprincip schon deshalb nicht erhalten bleiben, weil für diesen Fall der österreichische Hof von seinem eignen früheren Contingentserbieten zurückzutreten, erklärt habe; ohne ein Contingent Oesterreichs behalte der Zusammentritt von Staaten für eine Nordseeflotte nur den Charakter eines Sondervereins, der eine dem Bundeseinfluß entzogene und das Bundesverhältniß nothwendig lockernde bewaffnete Macht außerhalb des Bundes bilde: ein Element von dieser Bedeutung liege den Wünschen und Absichten Hannovers fern. Zugleich fand er es für nöthig zu erklären, daß mit seinen Bemerkungen kein Urtheil über die Äußerungen Oesterreichs — die sich freilich selbst verurtheilten — ausgesprochen werden solle. Noch einmal äußerte Herr von Münch-Bellinghausen den Wunsch nach einem Austausch der einschlagenden Ansichten. Da traten die Herren aus Bayern endlich hervor, um Herrn von Schele beizustimmen.

Das, noch einiges Hin- und Herreden und der obligate übliche Dank gegen die Regierung und den König von Hannover und den Vorsitzenden Frhrn. v. Schele war der freundliche Ausgang jener berühmten Conferenz zu Hannover und — das Schwanenlied der deutschen Flotte. Diese Flotte sollte eben nicht bloß nationalen Zwecken dienen, — Schutz des Handels und der Küsten war Vielen bloße Nebensache, — sondern Preußen entbehrlieh machen und zurückdrängen; an der Nordsee sollte sein Einfluß aufhören. Aber, das ist das Charakteristische solcher „großdeutschen“ Bestrebungen: wie sie darauf berechnet sind, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten gegenüber dem Ganzen und die Absonderung der einzelnen Stämme gegenüber dem Volke zu befestigen und zu befördern, wie sie in dem Particularismus wurzeln, so haben sie auch zur Folge, daß die einzelnen Staaten nicht für und mit einander für Gemeinsames, sondern nur neben einander für Sonderzwecke wirken, so mangelt es ihnen auch an der nationalen Begeisterung, die zu Opfern treibt, — und darum war das Resultat dieser Bestrebungen für die deutsche Flotte so kläglich, daß das gesammte Deutschland, außer Preußen und Oesterreich, daß die vier Königreiche, die am Lebhaftesten für die großdeutschen Bestrebungen wirkten, mit beinahe zehn Millionen Seelen nicht eine Flotte zu Stande brachten, wie sie Dänemark mit Schleswig, Holstein und Lauenburg, kleiner als Hannover, für sich allein aufstellt. Und auch das ist charakteristisch, daß die Kleinstaaten in dem Gefühl, daß ihnen Preußen allein Halt gewährt und die Mittelstaaten weit mehr Lust haben, sie zu bevormunden, ohne doch gemeinsame Interessen zu begünstigen, viel mehr mit Preußen, als mit ihnen sympathisiren.

Der weitere Verlauf der Sache bietet — vom politischen Standpunkt

aus — nur noch geringes Interesse. Für die Erhaltung der Flotte war alle Aussicht geschwunden. Am 2. April 1852 wurde ihre Auflösung beschlossen und zugleich, in Folge eines schon für diesen Fall angenommenen Kaufgebots, Preußen um den Tagwerth von 173,700 fl. (wovon 160,000 fl. oder 100,000 Thaler sofort baar zu bezahlen, der Rest aber auf das Guthaben Preußens zu berechnen) in den Besitz der Schiffe „Eternförde“ und „Barbarossa“ gesetzt. Wenigstens der gewichtigste Erwerb einer der schönsten deutschen Waffenthaten war damit der Verhöhnung entzogen. Später bot Oesterreich für die Dampfschiffe „Ernst August“ und „Oldenburg“ 514,000 fl., aber unter der Bedingung, daß dieser Kaufpreis vom Guthaben Oesterreichs für die auf Rückersatz geleisteten Baarvorschüsse (727,634 fl.) in Abrechnung gebracht werde, — eine Offerte, zu der es keineswegs einer idealen Theilnahme am Schicksal der Flotte bedurfte; denn sie war auf ein reelles Geschäft vom gewissten Vortheile gerichtet, da sehr geringe Wahrscheinlichkeit für die Zurückzahlung der Vorschüsse vorhanden war. Als daher die Bedingung nicht angenommen und eine Baarzahlung von 115,000 fl. gefordert wurde, und als gleichzeitig seitens der General-Steam-Navigation-Company in London ein Gebot von 238,000 Thlr. (also weniger, als Oesterreich scheinbar für nur zwei Schiffe zahlen wollte) auf die Schiffe „Ernst August,“ „Großherzog von Oldenburg,“ „Lübeck,“ „Frankfurt,“ „Bremen“ und „Hamburg“ erfolgte, so empfahl der österreichische Gesandte selbst den Verkauf um dieses Gebot, obgleich es weit unter der geringsten Taxe zurückblieb. Ueberhaupt wurde aus der ganzen Flotte nebst Zubehör, im Werth von mehr als zwei Millionen Thalern, mit Einschluß der Kaufsumme Preußens nicht einmal eine Million Thaler gelöst. Von allen Wertwürdigkeiten, die dabei vorkamen, wollen wir nur noch der einen gedenken, welche die deutsche Nation gut thun wird, nicht zu vergessen: auch der Anker des bei Eternförde eroberten „Christian VIII.“ wurde verkauft; die Herren Stelljes und Innecken in Bremerhafen besitzen ihn noch heute und lassen ihn fremden Besuchern zeigen; nichts beweist greller, was dem deutschen „Bunde“ der Ruhm der Nation gilt! Und ferner müssen wir noch, um unsre Charakteristik zu vervollständigen, an die Verhandlungen erinnern, über welche Herr Hannibal Fischer — glaubhaft genug, leider! — berichtet.

Durch die Unmöglichkeit eines auch nur erträglichen Verkaufs, vielleicht auch durch den Wunsch, seine Regierung (Oldenburg) zu begütigen, wurde er auf die Idee geleitet, den Verkauf dadurch zu umgehen, daß er vorschlug, zwei Corvetten in der Elbe und der Weser zu behalten und den Rest an Preußen und Oesterreich zu vertheilen. Recht wohlgemeint, aber ebenso schlecht speculirt; der unglückliche Staatsmann fiel aus allen Him-

weln, da er die einzelnen Elemente des deutschen Bundes kennen lernte. In Bremen raunten ihm „gewichtige Stimmen“ in's Ohr, die „deutsche Flotte an sich habe für Bremen kein Interesse; in Hamburg „schüttete“ ihm der Bürgermeister Dammert ähnlich „sein Herz aus“; in Lübeck „führte man dieselbe Sprache“; in Hannover schien seine Idee „ganz gut anzusprechen“, als aber die Rede darauf kam, wo der preußische Antheil der Flotte stationirt werden sollte, und Fischer „in aller Unbefangenheit aus dem Umstande, daß Preußens gewerbreichste Provinzen in Rheinland und Westphalen ihren natürlichen Ausgang an der Nordsee hätten, argumentirte, daß sonach Preußen eine Station an der Nordsee nicht ver sagt werden“ könne, fiel er natürlich mit seinem Projecte durch; in Berlin wurde sein Plan vom Kriegsministerium und vom höchsten Marinechef freundlich aufgenommen, aber der Finanzminister von Bodelschwingh — wir treffen hier auf eine altpreußische, der deutsch-nationalen entgegengesetzte Auffassung der Stellung Preußens — erklärte unverhohlen, er sei Fischer höchlich verbunden für das Messerschemb, womit er den preußischen Staat beschenken wolle, er seinerseits werde sich dasselbe mit allen Kräften vom Leibe halten und Preußens Kräfte nicht für eine seiner Situation nicht entsprechende Marine vergeuden!

Das gesammte Deutschland also, der deutsche Bund, hatte die deutsche Flotte für Deutschland nicht erhalten. Nur auf einem Wege wäre es möglich und für die Nation ersprießlich gewesen, nur dann, wenn der Bund Preußen die Flotte und die Schirmherrschaft über die Nordsee übertrug. Denn das Contingentsprinzip, schon bei dem Landheer vielfach nachtheilig, konnte bei der Flotte auf keine Weise festgehalten werden; Einer Macht mußte sie gehören und gehorchen, diese Macht aber durfte, damit die Flotte Deutschland helfe, nur eine solche sein, deren Sicherheit und Ehre mit der Sicherheit und Ehre Deutschlands zusammenfällt, nur eine solche, die vermöge ihrer europäischen Stellung die Angelegenheiten Deutschlands gegen Europa im Auge behalten kann, nur eine solche, welche im Norden Deutschlands ihren Boden und Stützpunkt hat. Eine solche Macht ist Preußen, Deutschlands Mauer gegen Osten, Westen und Norden. Und was geschah? Statt ihm die Flotte anzuvertrauen, suchte man es geüffentlich von der Nordsee fern zu halten, in der Flotte und dem Flottenverein ein Gegengewicht gegen Preußen zu bilden, ein Mittel zu gründen, um eine Ausdehnung seiner Macht zu hindern, ja eine Schwächung derselben herbeizuführen. Gesezt aber auch, dies wäre nicht der offenbare Zweck der damaligen Bestrebungen gewesen: wo war denn die andre Macht, welche die deutsche Nation im Norden vertreten konnte? Hannover, das keine europäische Stellung von erheblichem Gewicht einnimmt und

sich zur nationalen Idee nicht zu erheben vermag? Oesterreich, das katholisch-absolutistische Oesterreich, das im Süden nur zu viel beschäftigt ist und zwar einen deutschen Mittelpunkt, aber starke, fremde, von deutschem Wesen nicht absorbirte Bestandtheile hat und sich deshalb wohl hüten muß, die Sache des Deutschen in den Vordergrund zu stellen? Warum gelangte der Bundestag nicht zu diesen Erwägungen? Kurz gesagt, deshalb, weil er — dafür liefern die Verhandlungen, die wir mitgetheilt, den klarsten Beweis — nicht die deutsche Gesamtheit, sondern ihre Zerspaltung in einzelne Theile, nicht die Nation, sondern die Particularouveranitäten vertritt, weil die freie Vereinbarung, auf welcher seine Wirksamkeit beruht, nur mit freiwilliger Unterordnung Erfolge erringen kann, aber gerade freiwillige Unterordnung und aufopfernder Patriotismus ein Vorwiegen der Interessen des Ganzen in jedem Einzelnen voraussetzen.

In demselben Moment, wo die Unfähigkeit des deutschen Bundes, die Flotte zu behaupten, besiegelt war, trat der Staat für Deutschland ein, dem es zukam, Preußen, das damals reactionäre Preußen, zum rechten Beweis, wohin es, trotz aller Schwäche und Verblendung einer zeitweisen Regierung, durch seinen innersten Veruf gebrängt wird. Am 20. Juli 1853 schloß es mit Oldenburg den Staatsvertrag ab, durch den es am Jadebusen ein Gebiet zur Anlegung eines Kriegshafens erwarb und Verpflichtungen übernahm, welche die Entwicklung einer Kriegsflotte voraussetzen. Es war durch seine Lage für sich zunächst auf die Ostsee angewiesen, an der Nordsee gehörte ihm kein Zoll Landes, die Schifffahrt wie die Küste der Nordsee hatte für das ganze Reich kein unmittelbares, nur für zwei Provinzen ein mittelbares Interesse, es verpflichtete sich sogar, auch an der Jade weder einen Handelshafen noch eine Handelsstadt zu gründen: sein Unternehmen galt also nicht jenem sogenannten altpreussischen Interesse, das v. Bodelschwingh ganz richtig gegen Fischer vertreten hatte, sondern dem Interesse und der Ehre Deutschlands; es opferte im Gegentheil diesem seinen eigenen nächsten Vortheil und bewies damit seine Würdigkeit zur Führung.

Aber was die Erhaltung der deutschen Flotte verhindert hatte, dauerte auch nach deren Untergang fort; es lehrte sich jetzt auch gegen diese That Preußens, die eine deutsche Seemacht verhielß. Diese That, war wie den offenen und heimlichen Gegnern Deutschlands, so denjenigen ein Dorn im Auge, welche sich innerhalb Deutschlands auf die Zerspaltung der Nation stützen, vor Allen jener Regierung, die scheinbar so großen Eifer für die deutsche Flotte, in der That weit mehr Eifer gegen Preußen gezeigt hatte. Hannover begnügte sich nicht einmal mit heimlichem Groll, sondern verhinderte, soviel es vermochte, offen die Ausführung des Vertrags und seine Ausbarmachung für Deutschland; es hat bis jetzt sowohl den Bau der Eisenbahn,

die Oldenburg und den Kriegshafen mit Minden verbinden sollte und Oldenburg versprochen war, als auch den Bau einer Eisenbahn über Oldenburg nach Bremen, den Private beabsichtigten, mit Hülfe des Gärtners, den es um Oldenburg schließt, unmöglich gemacht. Was gilt ihm Handel und Schifffahrt Deutschlands! Legt es nicht im Vereine mit Dänemark und Mecklenburg der Elbe Zölle auf, unter denen Schifffahrt und Handel auf's Aeußerste leiden? Was gilt ihm die deutsche Nation, welche sich über die einzelnen Souveränitäten hinwegzusetzen droht, und ihre Macht und Ehre, welche Hannover in Schatten stellen würde?

Und wie Hannover so setzten auch die übrigen Mittelstaaten ihre Bestrebungen gegen Preußen unter dem Schilde des „Bundes“ fort. Da sie dasselbe nicht wie früher verhindern konnten, die Vertretung der Nation an der Nordsee zu übernehmen, so mußten sie jetzt einen anderen Weg einschlagen, — und sie waren für diesen Zweck erfinderisch genug.

Der neue Kriegshafen in seiner Absperrung vom übrigen Preußen und Deutschland befand sich in schwieriger und bedenklicher Lage: Preußen mußte auf irgends einem Wege eine Verbindung ermöglichen. Vielleicht ließ sich Hannover vom Standpunkte eines Zusammenhangs seiner eignen Küstenbefestigungen — da seine Küsten durch Oldenburg getrennt werden — zu einem Zugeständniß bereit finden. Am 18. August 1859 wurde daher in Berlin eine Commission zur Ausarbeitung eines gemeinsamen Systems der Küstenverteidigung niedergesetzt, und Ende Septembers beabsichtigte man die Berufung einer Conferenz von Bevollmächtigten; die Einladung Preußens an die Uferstaaten verzögerte sich jedoch und erging erst am 14. December. Inzwischen faubten die Würzburger Conferenzen (vom 23. bis 26. November) Statt; am 15. December erfolgte die Benachrichtigung über das Resultat an das Berliner Cabinet, am 17. December stellten die Regierungen der Conferenz ihre Anträge bei'm Bundestag. Der eine ging dahin: die Bundesversammlung wolle die zur Befestigung der deutschen Nordsee- und Ostseeküsten nöthigen Maßregeln in Berathung nehmen und zunächst eine sachverständige Prüfung der Nothwendigkeit und des Umfangs solcher Küstenbefestigungen, eventuell die Vorlegung eines Gutachtens über die wesentlichen Modalitäten der Ausführung veranlassen.

Die Würzburger Conferenzen verfolgten ein ähnliches Ziel wie ehe- dem die Bamberger. Sie entsprangen aus der Besorgniß, daß Preußen sich durch seine loyale Regierung im deutschen Volk befestige und sogar die nationale Idee anregt: dagegen mußte man sich zusammenschaa- ren, dagegen etwas Andres bieten, und, da das alte Kunststück, das materielle Wohl statt des ideellen zubefördern, keinen großen Erfolg versprach, auch der Nation eine Kleinigkeit darbringen. Versteht sich, nicht etwa die kurhessische Verfassung

von 1881: aber Veröffentlichung der Bundesprotokolle und Schutz der Nord- und Ostsee. Es standen dieselben Regierungen an der Spitze, — Bayern, Sachsen, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Kurhessen, beide Mecklenburg, Nassau, Sachsen-Meinigen und Altenburg hatten die Conferenz beschiedt, — welche die deutsche Flotte so eifrig gegen Preußen gewahrt hatten. Wie sie damals unter dem Schein der Theilnahme für die Flotte Hannover von Preußen zu trennen suchten, so konnten sie jetzt Hannover gegen die preussische Küstenbefestigung eine Stütze bieten, vielleicht gar den Fabelbusen unter die Obhut des Bundes bringen. Oder wäre die Absicht nur gewesen, eine Absicht Preußens zu durchkreuzen oder ihr zuvorzukommen und dem „Bunde“ die Glorie zu verschaffen, die sich Preußen zu erwerben drohte? Trotz aller officiellen und officiösen Gegenversicherungen sind wir stark versucht, dies zu glauben, weil die Pläne Preußens längst vor den Würzburger Conferenzen berichtet wurden, und eben dafür spricht auch die geschickte Art, wie die Sache beim Bundestage behandelt wurde.

Als am 17. December die Würzburger ihre Anträge in der Bundesversammlung stellten, erklärte Preußen: die Frage der Küstenbefestigung liege keinem Staate so nahe als der norddeutschen Großmacht; es habe für seine eignen Küsten längst Vorkehrungen getroffen, habe durch eine Commission ein gemeinschaftliches Vertheidigungssystem entworfen und die übrigen Uferstaaten zu praktisch-technischen Verhandlungen zu dem Behuf eingeladen, zusammenhängende Maßregeln festzustellen; diese Verhandlungen würden durch das Dazwischentreten des Bundestags nur gestört werden und Preußen wünsche deshalb, daß derselbe sich zunächst nicht damit befasse. Der Antrag wurde jedoch dem Militärausschusse überwiesen.

Inzwischen kam die Conferenz in Berlin zu Stande, sie wurde von sämmtlichen eingeladenen deutschen Staaten der Nord- und Ostsee (namentlich auch von Mecklenburg) mit einziger Ausnahme von Hannover beschiedt. Dänemark war nicht eingeladen. Es war von Hannover nicht anders zu erwarten: bei seiner unvergleichlich höheren maritimen Bedeutung — so wurde damals geschrieben — könne es sich nicht Preußen unterwerfen oder sonst die Hände binden lassen; es fürchtete vielleicht auch, in Folge seiner Theilnahme an der Conferenz Preußen den Zugang zu der Nordsee, wohl mehrere Zugänge gewähren zu müssen; was galt Hr. v. Borries (damals noch nicht Graf), der soeben von den hannoverschen Kammeru Geld für Befestigungen an den Küsten verlangte, der Zusammenhang dieser Befestigungen mit denen der Nachbarstaaten und der gemeinsame Schutz aller deutschen Küsten? In der zweiten Kammer, wo v. Benningen frag, ob die Regierung den Bund in Anspruch genommen habe, weigerte sich Herr von Borries, öffentlich über die Verhandlungen

beim Bundestage Mittheilungen zu machen, betonte aber seinen Eifer für die Selbständigkeit des Königreichs. Ein anderes Mitglied des Ministeriums sprach geradezu aus: Hannover habe den deutschen Standpunkt dadurch gewahrt, daß es sich der Einräumung von Vorzugerechten an Einzelne widersetzt habe. Den passenden Vorwand, die Theilnahme an der Conferenz abzulehnen, gab natürlich der „Bund,“ denn die Sache sei geschäftsordnungsmäßig beim Bunde zu verhandeln und auch bereits beim Bunde angeregt. Gleichzeitig schob ein Würzburger Blatt der preussischen Regierung unter, sie sei wohl „durch Einberufung der Conferenz nur den Wünschen der Bundesversammlung zuborgekommen.“ Man suchte also Preußens selbständige Action als eine Action im Sinne des von den Würzburger Regierungen angeregten Bundestags und als eine diesem untergeordnete darzustellen, — natürlich, ohne etwa zugleich Hannovers dieser angeblich bundesmäßigen Erörterung entgegentretendes Verhalten zu mißbilligen! Versuche, noch andere Staaten von der Conferenz zurückzuhalten, verunglückten.

Die Conferenz dauerte vom 9. bis zum 20. Januar. Ihr Ergebnis lief, außer auf eigentliche fortificatorische Befestigungen an den Küsten, darauf hinaus, das Zusammenwirken größerer Truppenmassen zu ermöglichen. Zu dem Behuf sollten sowohl von den wichtigsten Küstenpunkten in's Innere und zu den nächsten Waffenplätzen, als auch zur Verbindung der Küstenpunkte unter einander, parallel dem Strande Eisenbahnen gebaut, ferner drei Flottillen von Kanonenbooten in der Nordsee, theils im Kriegshafen an der Jade, theils in Cuxhaven stationärend, errichtet, endlich, im Falle drohender Landungsgefahr, für die Nordseeküste zwei Beobachtungscorps bei Harburg oder Bremen aufgestellt werden.

Inzwischen hatte der Militär-Ausschuß am 12. Januar der Bundesversammlung über den Würzburger Antrag Bericht erstattet und beantragt, Preußen zu ersuchen, es möge sich mit Hannover und den übrigen Küstenstaaten zur Erörterung der technischen Verhältnisse in's Benehmen setzen und der Bundesversammlung das Ergebnis mittheilen, — ein Antrag, der die organische Natur der zu treffenden Einrichtungen bei Seite ließ. Sogleich und vor der Abstimmung am 26. Januar erklärte Preußen, der Schwerpunkt für die Lösung der Frage liege in einer Verständigung unter den Uferstaaten; der Bund finde an den Rechten der einzelnen Staaten seine Grenze und könne außerdem die Gründung organischer Einrichtungen wie der Anstalten zur Küstenverteidigung nur mit Einstimmigkeit beschließen; die Conferenz in Berlin, an der zu Preußens Bedauern Hannover keinen Theil genommen, habe zu einer Verständigung über die Grundzüge geführt; Preußen werde entweder auf Grund dieser Ergebnisse mit den

sich zur nationalen Idee nicht zu erheben vermag? Oesterreich, das katholisch-absolutistische Oesterreich, das im Süden nur zu viel beschäftigt ist und zwar einen deutschen Mittelpunkt, aber starke, fremde, von deutschem Wesen nicht absorbirte Bestandtheile hat und sich deshalb wohl hüten muß, die Sache des Deutschen in den Vorbergrund zu stellen? Warum gelangte der Bundestag nicht zu diesen Erwägungen? Kurz gesagt, deshalb, weil er — dafür liefern die Verhandlungen, die wir mitgetheilt, den klarsten Beweis — nicht die deutsche Gesamtheit, sondern ihre Zerspaltung in einzelne Theile, nicht die Nation, sondern die Particularsouveranitäten vertritt, weil die freie Vereinbarung, auf welcher seine Wirksamkeit beruht, nur mit freiwilliger Unterordnung Erfolge erringen kann, aber gerade freiwillige Unterordnung und aufopfernder Patriotismus ein Vorwiegen der Interessen des Ganzen in jedem Einzelnen voraussetzen.

In demselben Moment, wo die Unfähigkeit des deutschen Bundes, die Flotte zu behaupten, besiegelt war, trat der Staat für Deutschland ein, dem es zu kam, Preußen, das damals reactionäre Preußen, zum rechten Beweis, wohin es, trotz aller Schwäche und Verblendung einer zeitweisen Regierung, durch seinen innersten Beruf gedrängt wird. Am 20. Juli 1853 schloß es mit Oldenburg den Staatsvertrag ab, durch den es am Jadebusen ein Gebiet zur Anlegung eines Kriegshafens erwarb und Verpflichtungen übernahm, welche die Entwicklung einer Kriegsflotte voraussetzen. Es war durch seine Lage für sich zunächst auf die Ostsee angewiesen, an der Nordsee gehörte ihm kein Zoll Landes, die Schifffahrt wie die Küste der Nordsee hatte für das ganze Reich kein unmittelbares, nur für zwei Provinzen ein mittelbares Interesse, es verpflichtete sich sogar, auch an der Jade weder einen Handelshafen noch eine Handelsstadt zu gründen: sein Unternehmen galt also nicht jenem sogenannten altpreussischen Interesse, das v. Bodelschwingh ganz richtig gegen Fischer vertreten hatte, sondern dem Interesse und der Ehre Deutschlands; es opferte im Gegentheil diesem seinen eigenen nächsten Vortheil und bewies damit seine Würdigkeit zur Führung.

Aber was die Erhaltung der deutschen Flotte verhindert hatte, dauerte auch nach deren Untergang fort; es kehrte sich jetzt auch gegen diese That Preußens, die eine deutsche Seemacht verhieß. Diese That, war wie den offenen und heimlichen Gegnern Deutschlands, so denjenigen ein Dorn im Auge, welche sich innerhalb Deutschlands auf die Zerspaltung der Nation stützen, vor Allen jener Regierung, die scheinbar so großen Eifer für die deutsche Flotte, in der That weit mehr Eifer gegen Preußen gezeigt hatte. Hannover begnügte sich nicht einmal mit heimlichem Groll, sondern verhinderte, soviel es vermochte, offen die Ausführung des Vertrags und seine Aufbarmachung für Deutschland; es hat bis jetzt sowohl den Bau der Eisenbahn,

die Oldenburg und den Kriegshafen mit Minden verbinden sollte und Oldenburg versprochen war, als auch den Bau einer Eisenbahn über Oldenburg nach Bremen, den Private beabsichtigten, mit Hülfe des Särtek, den es um Oldenburg schließt, unmöglich gemacht. Was gilt ihm Handel und Schiffahrt Deutschlands! Legt es nicht im Vereine mit Dänemark und Mecklenburg der Elbe Zölle auf, unter denen Schiffahrt und Handel auf's Aeußerste leiden? Was gilt ihm die deutsche Nation, welche sich über die einzelnen Souveränitäten hinwegzusetzen droht, und ihre Macht und Ehre, welche Hannover in Schatten stellen würde?

Und wie Hannover so setzten auch die übrigen Mittelstaaten ihre Bestrebungen gegen Preußen unter dem Schilde des „Bundes“ fort. Da sie dasselbe nicht wie früher verhindern konnten, die Vertretung der Nation an der Nordsee zu übernehmen, so mußten sie jetzt einen anderen Weg einschlagen, — und sie waren für diesen Zweck erfindertisch genug.

Der neue Kriegshafen in seiner Absperrung vom übrigen Preußen und Deutschland befand sich in schwieriger und bedenklicher Lage: Preußen mußte auf irgend einem Wege eine Verbindung ermöglichen. Vielleicht ließ sich Hannover vom Standpunkte eines Zusammenhangs seiner eignen Küstenbefestigungen — da seine Küsten durch Oldenburg getrennt werden — zu einem Zugeständniß bereit finden. Am 18. August 1869 wurde daher in Berlin eine Commission zur Ausarbeitung eines gemeinsamen Systems der Küstenverteidigung niedergesetzt, und Ende Septembers beabsichtigte man die Berufung einer Conferenz von Bevollmächtigten; die Einladung Preußens an die Uferstaaten verzögerte sich jedoch und erging erst am 14. December. Inzwischen fanden die Würzburger Conferenzen (vom 23. bis 26. November) Statt; am 15. December erfolgte die Benachrichtigung über das Resultat an das Berliner Cabinet, am 17. December stellten die Regierungen der Conferenz ihre Anträge bei'm Bundestag. Der eine ging dahin: die Bundesversammlung wolle die zur Befestigung der deutschen Nordsee- und Ostseeküsten nöthigen Maßregeln in Berathung nehmen und zunächst eine sachverständige Prüfung der Nothwendigkeit und des Umfangs solcher Küstenbefestigungen, eventuell die Vorlegung eines Gutachtens über die wesentlichen Modalitäten der Ausführung veranlassen.

Die Würzburger Conferenzen verfolgten ein ähnliches Ziel wie ehebem die Bamberger. Sie entsprangen aus der Besorgniß, daß Preußen sich durch seine lokale Regierung im deutschen Volk befestige und sogar die nationale Idee anrege: dagegen mußte man sich zusammenschaaeren, dagegen etwas Andres bieten, und, da das alte Kunststück, das materielle Wohl statt des ideellen zubefördern, keinen großen Erfolg versprach, auch der Nation eine Kleinigkeit darbringen. Versteht sich, nicht etwa die kurheffische Verfassung

von 1831: aber Veröffentlichung der Bundesprotokolle und Schutz der Nord- und Ostsee. Es standen dieselben Regierungen an der Spitze, — Bayern, Sachsen, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Kurhessen, beide Mecklenburg, Nassau, Sachsen-Weiningen und Altenburg hatten die Conferenz beschiedt, — welche die deutsche Flotte so eifrig gegen Preußen gewährt hatten. Wie sie damals unter dem Schein der Theilnahme für die Flotte Hannover von Preußen zu trennen suchten, so konnten sie jetzt Hannover gegen die preussische Küstenbefestigung eine Stütze bieten, vielleicht gar den Fabelbusen unter die Obhut des Bundes bringen. Oder wäre die Absicht nur gewesen, eine Absicht Preußens zu durchkreuzen oder ihr zuvorzukommen und dem „Bunde“ die Glorie zu verschaffen, die sich Preußen zu erwerben drohte? Trotz aller officiellen und officiösen Gegenversicherungen sind wir stark versucht, dies zu glauben, weil die Pläne Preußens längst vor den Würzburger Conferenzen berichtet wurden, und eben dafür spricht auch die geschickte Art, wie die Sache beim Bundestage behandelt wurde.

Als am 17. December die Würzburger ihre Anträge in der Bundesversammlung stellten, erklärte Preußen: die Frage der Küstenbefestigung liege keinem Staate so nahe als der norddeutschen Großmacht; es habe für seine eignen Küsten längst Vorkehrungen getroffen, habe durch eine Commission ein gemeinschaftliches Vertheidigungssystem entworfen und die übrigen Uferstaaten zu praktisch-technischen Verhandlungen zu dem Behuf eingeladen, zusammenhängende Maßregeln festzustellen; diese Verhandlungen würden durch das Dazwischentreten des Bundestags nur geführt werden und Preußen wünsche deshalb, daß derselbe sich zunächst nicht damit befasse. Der Antrag wurde jedoch dem Militärausschusse überwiesen.

Inzwischen kam die Conferenz in Berlin zu Stande, sie wurde von sämmtlichen eingeladenen deutschen Staaten der Nord- und Ostsee (namentlich auch von Mecklenburg) mit einziger Ausnahme von Hannover beschiedt. Dänemark war nicht eingeladen. Es war von Hannover nicht anders zu erwarten: bei seiner unvergleichlich höheren maritimen Bedeutung — so wurde damals geschrieben — könne es sich nicht Preußen unterwerfen oder sonst die Hände binden lassen; es fürchtete vielleicht auch, in Folge seiner Theilnahme an der Conferenz Preußen den Zugang zu der Nordsee, wohl mehrere Zugänge gewähren zu müssen; was galt Herr v. Borries (damals noch nicht Graf), der soeben von den hannoverschen Kammermännern Geld für Befestigungen an den Küsten verlangte, der Zusammenhang dieser Befestigungen mit denen der Nachbarstaaten und der gemeinsame Schutz aller deutschen Küsten? In der zweiten Kammer, wo v. Bennigsen frug, ob die Regierung den Bund in Anspruch genommen habe, weigerte sich Herr von Borries, öffentlich über die Verhandlungen

bei'm Bundestage Mittheilungen zu machen, betonte aber seinen Eifer für die Selbständigkeit des Königreichs. Ein anderes Mitglied des Ministeriums sprach geradezu aus: Hannover habe den deutschen Standpunkt dadurch gewahrt, daß es sich der Einräumung von Vorzugsrechten an Einzelne widersezt habe. Den passenden Vorwand, die Theilnahme an der Conferenz abzulehnen, gab natürlich der „Bund,“ denn die Sache sei geschäftsordnungsmäßig bei'm Bunde zu verhandeln und auch bereits bei'm Bunde angeregt. Gleichzeitig schob ein Würzburger Blatt der preussischen Regierung unter, sie sei wohl „durch Wiederholung der Conferenz nur den Wünschen der Bundesversammlung zuvorgekommen.“ Man suchte also Preußens selbständige Action als eine Action im Sinne des von den Würzburger Regierungen angeregten Bundestags und als eine diesem untergeordnete darzustellen, — natürlich, ohne etwa zugleich Hannovers dieser angeblich bundesmäßigen Erörterung entgegengetretenes Verhalten zu mißbilligen! Versuche, noch andere Staaten von der Conferenz zurückzuhalten, verunglückten.

Die Conferenz dauerte vom 9. bis zum 20. Januar. Ihr Ergebnis ließ, außer auf eigentliche fortificatorische Befestigungen an den Küsten, darauf hinaus, das Zusammenwirken größerer Truppenmassen zu ermöglichen. Zu dem Behuf sollten sowohl von den wichtigsten Küstenpunkten in's Innere und zu den nächsten Waffenplätzen, als auch zur Verbindung der Küstenpunkte unter einander, parallel dem Strande Eisenbahnen gebaut, ferner drei Flottillen von Kanonenbooten in der Nordsee, theils im Kriegshafen an der Jade, theils in Cuxhaven stationierend, errichtet, endlich, im Falle drohender Landungsgefahr, für die Nordseeküste zwei Beobachtungscorps bei Harburg oder Bremen aufgestellt werden.

Inzwischen hatte der Militärausschuß am 12. Januar der Bundesversammlung über den Würzburger Antrag Bericht erstattet und beantragt, Preußen zu ersuchen, es möge sich mit Hannover und den übrigen Küstenstaaten zur Erörterung der technischen Verhältnisse in's Benehmen setzen und der Bundesversammlung das Ergebnis mittheilen, — ein Antrag, der die organische Natur der zu treffenden Einrichtungen bei Seite ließ. Sogleich und vor der Abstimmung am 26. Januar erklärte Preußen, der Schwerpunkt für die Lösung der Frage liege in einer Verständigung unter den Uferstaaten; der Bund finde an den Rechten der einzelnen Staaten seine Grenze und könne außerdem die Gründung organischer Einrichtungen wie der Anstalten zur Küstenverteidigung nur mit Einstimmigkeit beschließen; die Conferenz in Berlin, an der zu Preußens Bedauern Hannover keinen Theil genommen, habe zu einer Verständigung über die Grundzüge geführt; Preußen werde entweder auf Grund dieser Ergebnisse mit den

Uferstaaten gemeinsame Anträge über die zur Bundesache zu erklärenden Küstenbefestigungen an den Bund bringen, oder von den Uferstaaten selbstständig eingebrachte Anträge, sofern sie dem zusammenhängenden Verteidigungssystem entsprächen, unterstützen: bis dahin und für jetzt müsse Preußen wünschen, daß die Bundesversammlung nicht näher auf die Sache eingehe. Der Antrag des Ausschusses wurde hierauf in der Form angenommen, daß man Preußens Anträgen entgegensehen wolle (— was denn wieder, beiläufig bemerkt, in mittelstaatlichen Organen als ein Auftrag der Bundesversammlung an Preußen dargestellt wurde). Um dieselbe Zeit erging von dem preußischen Kabinet eine Einladung an Hannover, in die Unterhandlungen, die zwischen den Küstenstaaten hinsichtlich der der Bundesversammlung zu unterbreitenden bestimmten Vorschläge gepflogen werden sollten, mit einzutreten.

Seitdem hat verlautet, daß die Regierung von Hannover dessen Eelüste auf eigene Hand, ohne Zusammenhang mit anderen Plänen, besetigen will, aber am 10. Mai in der zweiten Kammer, deren Mehrheit gemeinschaftliche Verhandlungen über die Sicherung der Küsten verlangt, unterlegen ist, und daß eben jetzt Preußen dem Bundestag seine Vereinbarungen mit den Küstenstaaten vorgelegt, Hannover aber zum Theil abweichende Vorschläge überreicht hat. Es wurde zwar dabei bemerkt, daß die Beseitigung der Differenzen zu hoffen sei; wir aber fürchten, wenn nicht plözlich ein Umschlag in der Politik Hannovers eingetreten sein sollte, die Differenzen werden nicht ausgeglichen werden. Denn Hannover müßte Preußen den Zugang zur Nordsee gewähren, und diesen Zugang abzuschneiden war bisher sein eifrigstes Bemühen.\*) —

Das ist die traurige Lage der Dinge. Jeder naturgemäße und politisch gebotene Fortschritt, jeder nationale Aufschwung scheitert am Widerstand eines in sich unfähigen Particularismus. Die neueste Herzensergießung des Herrn und — um ihrer willen — des Grafen v. Borries über die Möglichkeit fremder Allianzen hat großes Aufsehen erregt: uns konnte sie eigentlich nur wegen ihrer Unklugheit überraschen. Denn es widerstreitet zwar

\*) Soeben, da dieser Artikel zum Druck gegeben wird, läuft die Nachricht durch die Zeitungen, daß Preußen mit Hannover und den übrigen Staaten der Nordsee gemeinsame Anträge wegen der Küstenbefestigung beim Bundestag überreicht habe. Bevor wir dies glauben können, müssen wir nähere Nachrichten abwarten; es würde, so hingestellt, eine Umwandlung der Politik Hannovers bedeuten und eine solche Umwandlung anzunehmen sind wir bei der sonstigen allgemeinen Haltung Hannovers, beim Hinblick auf Baden-Baden und den Besuch in Cassel nicht geneigt. Möglich wäre es freilich, daß Hannover bei aller Ungunst nicht länger ausweichen konnte, oder auch, daß andere Küststaaten einen bestimmenden Einfluß ausübten. Für jetzt vermuthen wir, daß die „Anträge,“ um die es sich handelt, keine definitiven und abschließenden waren.

Karen Bundesgrundgesetzen (Art. 11 der Bundesacte), Verbindungen gegen die Sicherheit einzelner Bundesstaaten einzugehen, aber vom Standpunkte der Politik aus giebt es zwischen dem Hindern und Hemmen der nationalen Interessen aus egoistischer Souveränitätessucht und zwischen dem Herberufen fremder Hülfen für diese gegen jene kaum einen principiellen Unterschied. Ist vom politischen und sittlichen Standpunkte aus der Particularismus berechtigt, sich der nationalen Idee zu widersetzen, so darf sie auch von diesem Standpunkte aus zu demselben Zwecke fremde Hülfen anrufen. Begreiflich daher, daß es Hrn. v. Borries neben vielfachem Widerspruch auch nicht an einiger Zustimmung fehlte; seine Erklärung ist nur eine offene Kriegserklärung gegen die Nation. Aber die Regierungen, die so fest am Glanze ihrer vollen „Souveränität“ halten, mögen wohl bedenken, ob sie auf die Dauer gegen die Nation, innerhalb deren sie bestehen, den Sieg behaupten können, ob sie ihn behaupten können ohne die Mittel eines kaum noch möglichen Despotismus, eines Despotismus, der nur als Träger einer großen und nationalen Idee einigermaßen erträglich wäre.

Die Nation andererseits hat alle Ursache, die Flotte im Auge zu behalten. Seit 1848 hat der deutsche Handel bedeutend zugenommen. Die deutsche Handelsflotte beläuft sich nach neueren Berechnungen auf 48,000 Schiffe von 2,450,000 Tonnen; mit Ausschluß der Küsten- und Flußschiffahrt auf 4973 Segelschiffe von 1,257,000 Tonnen und 149 Dampfschiffe von 73,000 Tonnen, im Ganzen 5122 Schiffe von 1,330,000 Tonnen. Oesterreich ungerechnet, kommt der Seehandel Deutschlands dem Frankreichs gleich und zunächst nach dem Seehandel Großbritanniens und Nordamericas. Eine solche Quelle des Reichthums, solche Stellung unter den Völkern ist wahrlich ein Opfer werth. Noch höher aber als das materielle Interesse muß uns das ideelle stehen; denn das Gemeinsame der Nation ist die gemeinsame Ehre, ohne sie keine Nation; durch die Sprache sind wir nur ein Volk, durch unser Ringen nach Macht und Geltung eine Nation. Uns gebührt ein Theil der Seeherrschaft, mindestens die Ostsee; um sie zu behaupten gegen die nordischen Seestaaten, müssen wir auch auf der Nordsee etwas gelten. Unsere Ehre wie unser materielles Interesse erfordert es, daß wir mindestens Dänemark die Spitze bieten können, das Schleswig gegen ausdrückliche Verträge zu incorporiren und sonst zu mißhandeln fortfährt, Holsteins Rechte gegen deutliche Beschlüsse der Bundesversammlung mit Füßen tritt, das uns verhöhnt und verhöhnen darf, so lange es unseren Landheeren auf die See entweichen kann, unsere Küsten dagegen seiner Seemacht preisgegeben sind. Diese Macht ist nicht so bedeutend als sie auf dem Papiere angegeben wird, es bedarf keiner übermäßigen Anstrengung, sie zu erreichen und zu übertreffen; besäße Preußen

noch wenige Dampffregatten außer seinen Segelfregatten, Dampf- und Segelcorvetten und kleineren Schiffen, so wäre uns geholfen.

Soll und darf aber Preußen ganz und allein die Sorge für Deutschland in dieser Angelegenheit überlassen werden? Daß ihm die Führung Deutschlands gebührt, zu Lande wie zur See, steht für uns außer Zweifel. Aber eben weil dies der Fall ist, liegen Preußen die schwersten Opfer auf; es muß überall voran, wo es gilt; jezt eben, trotz der hart angespannten Steuerkraft seiner Bevölkerung, hat es das Heer vergrößert; wie es außer seinen Grenzfesten für gemeinsame Bundesfestungen zahlt, so übernimmt es, außer seiner Ostsee die nichtpreussische Nordsee zu bewachen. Nur billig, offenbar, wenn auch die Andern dazu thäten; wenn sie das Gefühl ergriffe, daß es ihnen anstehe, Preußen einen Theil seiner Opfer zu vergelten. Wie wär's, wenn die deutschen Bevölkerungen für die Nordseeflotte zusammenschössen, Schiffe bauen ließen und dieselben Preußen übergäben? Oder noch mehr, wenn die Ständeversammlungen deutscher Staaten außer Preußen darauf hinwirkten, daß von den Regierungen Preußen zur Gründung und Erhaltung seiner, der zugleich allgemein deutschen Flotte, beträchtliche Summen zur Verfügung gestellt würden? Das, wie uns dünkt, wäre auch eine Angelegenheit für den Nationalverein, eine Angelegenheit, bei der er durch Thaten beweisen könnte, daß er die Lage des Vaterlandes begreift und daß er den Namen, den er führt, zu verdienen entschlossen ist.

---

## Ein Schleswig-Holstein'scher Dichter.

---

Die ganze moderne und nicht am wenigsten unsere deutsche Poesie trägt einen vorherrschend sentimentalischen Charakter in demjenigen Sinne des Wortes, in welchem Schiller sentimentalische Dichtung der naiven entgegensetzte; und wie sollte es anders sein in einer Zeit, welche, von den mannichfaltigsten Culturinteressen durchzogen, voll unersöhnter Gegenätze und leidenschaftlicher Theilnahme an dem Entwicklungskampfe des Geschlechts, die einzelnen Persönlichkeiten überall zur Reflexion in sich selber drängt? Bis zum Uebermaaß jedoch hat sich diese Richtung in der nachklassischen Dichtung der letzten Jahrzehnte entwickelt. Bis zum Uebermaaß hat sich das Ich der Poeten mit all seinen großen und kleinen Sei-

ben und Freuden namentlich in der lyrischen Poesie breit gemacht. Seitdem aber diese Richtung mit Heine und seinen Nachahmern ihre Spitze erreichte, ist, wie in Staat und Kirche, so auch in der Dichtung ein Einlenken von dem einseitigen Cultus des Subjectivismus bemerkbar geworden. Dies zeigt sich theils darin, daß die poetische Kraft sich mehr und mehr von der Eryk, welche jener Einseitigkeit die bequemste Form bietet, zum Drama wendet, das seiner Natur nach einen objectiveren, also naiveren Charakter hat, theils in dem, vom Erfolg und von der Theilnahme der Nation begleiteten Bestreben, das Volk, das gegenwärtige lebendige Volk, die ewige unverbrauchte und unzerstörbare Grundschicht aller Gesellschaftsformen zu seinem poetischen Recht kommen zu lassen. Immermann, Auerbach u. A. wiesen praktisch durch ihre Dichtung darauf hin, daß die Poeten, statt uns mit ihrem Liebeslied zu langweilen oder sich in dem eigenen kleinen Schmerz zu bespiegeln, Besseres thun könnten, wenn sie in die Welt naturfrischen Stoffes hineingriffen, das Volk in seinem Denken und Handeln, seinem Lieben und Hassen belauschten und poetisch zu vergegenwärtigen versuchten. So konnten Dichtungen entstehen, welche wieder dem Charakter naiver Poesie sich näherten, so weit das in unsrer Zeit überhaupt möglich ist. An jene Männer schließt sich in dieser Richtung mit seinen volkstümlichen Stoffen und seiner volkstümlichen Behandlung Klaus Groth an, nicht der schlechteren, weil der Zeit nach der späteren.

Denn irren wir nicht, so verdankt der Dichter diesem Charakter seiner Poesie einen nicht geringen Theil des Interesses, womit ihm die Nation seit dem ersten Erscheinen des „Quickborn“ gefolgt ist. Das war doch einmal wieder frisches, gesundes, naturwüchsiges Leben, eine quellenreiche Dase in der Wüste der Reflexionspoesie, ein Stück unsers marligsten, besten Volkslebens, nicht zu idealen Nebelbildern verbünnt, wohl aber im besten Sinne von einem dichterischen Genius wiedergeboren, ein schwerer Stoff zur anmutigsten Form verklärt. Und doch hat vielerlei zusammenwirken müssen, um eine solche eigenthümliche Erscheinung möglich zu machen, und was uns so leicht, so einfach dünkt, ist das Resultat von Factoren, die nur ein gutes und darum seltenes Geschick zusammengeführt hat. Groth's Poesie bewegt sich auf einem engen Raume, aber dieser Raum ist für die Poesie noch ein jungfräulicher Boden. Er bietet noch Gestalten, welche in granitner Dauerbarkeit dem Verwitterungsprozeß der Civilisation getrotzt haben. Es ist das Land der Dithmarschen, das Land uralter Freiheit und uralter Kämpfe um dies über Alles geschätzte Gut, welches uns der Dichter in scharf geschliffenem Spiegel zeigt. In diesem Boden wurzelt er mit allen Fasern seines Herzens, über diese Marken

strebt er in glücklicher Selbstbeschränkung nicht hinaus. Was aber innerhalb derselben an höheren Lebenselementen beschlossen ist, das hat er auch ganz in sich aufgenommen, das verwuchs zu einem nothwendigen Theil seines eigenen inneren Lebens. Man sieht es seinen Schöpfungen an: er hat nicht bloß unter, sondern auch mit diesem sturmfesten, trotzigen und doch wieder so innigem Volke gelebt; er selber ist die verkörperte Poesie von „Land und Leuten.“

Dithmarschen ist ein Land mit einfachen, aber von der Natur für Jahrtausende gegründeten Gegensätzen. Die Marsch und die Geest, — das ist der einförmige Unterschied des Bodens, aber diese Einförmigkeit hat an der See mit ihrer in ewiger Unruhe spielenden Ebbe und Fluth, an dem Kampfe, zu welchem sie den Menschen fortwährend aufruft, einen unendlichen, beweglichen Hintergrund. Auch in dem Leben des Volkes spiegelt sich die Einfachheit der Bodengestaltung; denn es giebt schwerlich einen Fleck auf deutscher Erde, auf welchem sich das Dasein der Menschen in größerer Stätigkeit entwickelte, und die Geest wird darin noch von der Marsch übertroffen. Solche Verhältnisse mögen keine große Mannichfaltigkeit in den Charakteren hervorbringen, aber sie runden dieselben voller und plastischer aus, und wenn die Einseitigkeit der Entwicklung Härten und Schroffheiten hervorrufft, so liegt dafür andererseits in ihr ein wirksamer Schutz gegen Verflachung. Diese Menschen können nicht vielerlei sein, dafür sind sie aber ganz, was sie sind; dafür wählt, wenn sie einmal von der Leidenschaft gepackt werden, diese auch bis auf den tiefsten Grund der Seele und macht in Groth's Darstellung selbst den Bauer oft zur tragischen Figur.

Ein weiterer Vortheil, der dem Dichter zu Gute kommt, ist, daß unter diesem Volke die Erinnerung an eine große Vergangenheit lebt, daß diese ganze Welt von der Tradition alter Kämpfe und Siege durchwebt ist. Der Vater zeigt noch heute dem Sohne die Stelle, wo der große Ketmer von Wimersted den Junker Stenz vom Rosse schlug, und wo Wolf Pfebrandt mit seinen Mannen an der Schanze stand. „Was ein großes Vaterland ist,“ sagt der Dichter selber naiv genug, „das wissen wir nicht so recht; sie haben uns eine Zeit lang ebenso viel von den dänischen Königen erzählt, als jetzt von den deutschen Kaisern, aber was ein kleines Vaterland ist, woran jeder Fußbreit Einem etwas zu erzählen hat, was bis an die Rippen geht, — das wissen bei uns auch Frauen und Mädchen.“ Es liegt in diesen Erinnerungen eines Volkes ein Reiz und ein Hintergrund, dessen z. B. die Localität von Auerbach's Dorfgeschichten durchaus entbehrt. Daneben hat aber der Dichter in die Einförmigkeit dieser Bauernwelt noch dadurch ein Element der Bewegung gebracht, daß

er häufig Persönlichkeiten in dieselbe einführt, welche in Nationalität, in äußerer und innerer Erscheinung zwischen den blonden Kindern des Landes fremdartig wie eine exotische Pflanze im Rleefelde stehen. Die maritime Lage des Landes motivirt und erklärt das Vorkommen von dergleichen Gestalten, und Groth hat den glücklichsten Gebrauch von ihnen gemacht. Wie eigenthümlich erscheint gerade auf diesem Grunde Hans Unruh, der Zigeunerkönig, die Schauspielertruppe im „Peter Kunrad,“ das mit südlichen Farben gezeichnete Fischerkind in der traumhaften Erzählung des Alten in „Kumpeltamer!“ So wirkt auch in dies abseits gelegene und in sich selber sich auslebende Dasein das Treiben der großen Welt von fernher seine Streiflichter.

Eine Poesie, welche auf solchem ländlichen, mit localen Erinnerungen getränkten und local abgegrenztem Boden erwuchs, und sich mit ihren Stoffen nicht daraus entfernte, konnte ihren Ursprung nicht verläugnen. Sie mußte wesentlich einen idyllisch-elegischen Charakter annehmen. Das Leid und die Freude im Herzen des Volkes, der Zug der Wehmuth über das Blühen und Welken, über das Verdorren auch des kräftigsten, grünsten Baumes und der stolzeften Hoffnung klingt als Grundton durch all die verschiedenen Melodien hindurch, ein weiterer Beweis, daß in Groth die Poesie des Volkes selber lebendig ist; denn in aller Volkspoesie herrscht der Mollton vor, und dem widerspricht der neckische Humor nicht, dessen Quelle so reichlich daneben sprudelt. Sprüht derselbe doch immer und überall seinen glänzendsten Funkenregen über einen dunklen Hintergrund.

Das also ist die Welt, der Stoff, den Klaus Groth behandelt. Wenn wir zugeben müssen, daß derselbe ihm auf glückliche Weise entgegenkam, — glücklicher scheint uns die Art, wie der Dichter ihm aus dem eigenen Gemüthe entgegenkam. Sicher, solche Menschen, wie Groth sie zeichnet, sind nicht durch Reflexion aus diesen und jenen Zügen zusammengelesen, sie sind aus lebendiger Totalanschauung entsprungen. Hier ist die zusammenschauende, oder wenn man will die epitomirende Kraft der Phantasie oft mit bewunderungswürdigem Erfolge thätig gewesen. Diese Gestalten leben und handeln, als wenn wir sie lebhaftig vor uns sähen. Wie das mit einem so geringen Aufwand an Malerei möglich war, das ist das Geheimniß der schöpferischen Kraft; aber gewiß ist, daß nur ein naives, innerlich selbst mit seinen Stoffen trotz des Bildungsunterschiedes noch verwachsenes Gemüth in solcher Sparsamkeit der Zeichnung solche Wirkung hervorbringen vermochte. Der Gegensatz zwischen dem dichten Subject und dem objectiven Stoff tritt im Bewußtsein des Lesers häufig ganz zurück. Man lese eine von Auerbach's Dorfgeschichten. Es sind ihrer manche, deren Werth wir gewiß nicht gering anschlagen. Da

haben wir einen verwandten Boden, wir haben das handelnde und leidende Volk, aber wer wird sich des Gefühls erwehren können: das ist dennoch eine Welt, die außerhalb des Dichters liegt; er steht neben ihr und behandelt sie als einen glücklichen Fund, aus dem sich Allerlei machen, der sich mannichfach verwerthen läßt. Ja, die Production gewinnt nicht selten den Anschein der Künstlichkeit, und nur da fühlen wir uns ganz behaglich, wo wir, wie in der „Frau Professorin“, den Gegensatz in die dargestellten Figuren selbst hineingelegt finden. Selbst in der Art, wie politische Beziehungen bei beiden Dichtern in das Volksleben hineinspielen, zeigt sich ein scharfer Gegensatz. Während bei Auerbach überall ein moderner Liberalismus hindurchblickt, der eigentlich in unserem ächten deutschen Volksleben ein wunderbar nüchternes, unpoetisches Element bildet, treten uns in dem dithmarschen Leben, das Groth zeichnet, nur alte Ordnungen entgegen, deren Zeit und Ursprung das Volk selber nicht mehr kennt. Hier regelt sich das Dasein von selbst nach unvordenklichen Gesetzen und zeigt, daß es der Beamten wenig oder gar nicht bedarf; hier ist noch das Land und die Menschen, von denen Tacitus sagte, daß gute Sitte mehr bei ihnen vermöge, als gute Gesetze. Um es kurz zu fassen: weil der Dichter eins ist mit seinem Volke, darum war er, wie Wenige, berufen, den Schleier von einem Stück Volksleben hinwegzuziehen. Darum redet er auch die Sprache seines Volkes, dieses melodische Platt, das uns Norddeutsche so wunderbar anheimelt: darum führt er uns in das innerste geistige und häusliche Leben seines Stammes, und verschmäht es nicht, obwohl vollkommen frei von ermüdender Detail-Schilderung, uns der Menschen Wohnungen, Haus, Hof und Heerd zu zeigen, so daß wir recht eigentlich heimisch bei ihnen werden, und, so lange wir unter seinem Banne stehen, mit ihnen leben, lieben und leiden.

Die Sammlung, mit welcher Groth uns unter dem Titel „Quickborn“ im Jahre 1852 beschenkte, und deren in immer schnellerer Folge sich wiederholende Auflagen — wir zählen die achte — doch immerhin einen Schluß auf den Beifall der Nation gestatten, hat ein ziemlich buntes Ansehn. Aber es ist in der That ein „frischer Quell“, und bei aller Mannichfaltigkeit der Stoffe derselbe tiefe Grundton, welcher eben die dichterische Persönlichkeit charakterisirt. Die ganze Welt des menschlichen Herzens von der frühesten, im Kinderliede ausgeprägten Empfindung bis zur tiefsten tragischen Erfahrung, das beste Eigenthum eines deutschen Gemüthes haucht uns hier mit einer wunderbaren Traulichkeit an, und dabei sind die lyrischen Ergüsse, man kann nicht sagen, dem Volksliede abgelauscht oder nachgebildet, sondern aus demselben Quell wie jenes, aus derselben Gemüthsreinigkeit entsprungen. Wenn Byron sich das Große nicht anders

als einfach denken konnte, wenn die Erreichung großer Eindrücke mit simplen Mitteln stets als ein sicheres Zeichen des Genius gegolten, so besitzt Groth dieses Zeichen gewiß in hohem Maße. Wie malt er mit wenig kurzen Strophen in „Verlarn“ den Jammer eines Herzens, das mit dem Geliebten Alles verloren!

Des Abends inne Kamer  
 Si bede dästre Raach,  
 Denn ween ik all de Ealen matt,  
 Bet an den hellen Dag.

Un samt sin Kameraden  
 Un seggt, wa brav he weer,  
 So mutt ik rut alleen nan Hof,  
 Un legg mi anne Ger.

Wie hat er ein ganzes Drama von Leidenschaft und Vorurtheil, den herben Conflict des Stolzes mit dem Herzen, in sechs Zeilen zusammengebrängt in „Afsohnt“:

De Saen de harr er hanni leef, se weer so weel un see.

De Die schull int Hus herum: wat se sit inbilla de!

Se neem er Bündel sinners Arm, vun Thran de Dgen blank,

Se sä de Die sacht adäs, se sä de Saen: heff Dank!

Se ging bet um de Eck an Lun, un sett sit op den Steen.

De Die schull int Hus herum, de Saen de stunn un ween.

Wie einfach ferner sind die Mittel, welche in dem „Pulverstock“ angewendet worden, um den Eindruck des Grausigen, Gespensterhaften hervorzu- bringen! Ein nagelbeschlagener Stock im Uhrgehäuse, der den unseligen Besitzer zwingt, ihm durch Berg und Thal, durch Moor und Halbe an jedes Fenster zu folgen, hinter welchem der Tod bald ein Opfer fordern wird! Die einfache Erzählung wiegt in ihrer Wirkung alle Hoffmann'schen Schauernovellen auf. Dabei ist, wie schon angedeutet wurde, der Trieb zur Charaktergestaltung so mächtig in dem Dichter, daß er selbst in den meisten rein lyrischen Stücken dem Leser ein ganz bestimmt umrissenes Bild des lyrischen Subjects vor die Seele führt, ohne dadurch die Wärme, ja, was aber mehr ist, ohne die Ideallität der Empfindung im Geringsten zu schwächen. Die alte Harsenistin, der Orgelbreher, Drees, der Tagebich u. s. w. — sie alle treten in den knappen Versen vor unsern Augen, wie aus dem Rahmen heraus. Noch mehr ist dies freilich in den größeren Stücken epischen Charakters der Fall. Da wird Alles unter der Hand des Dichters voll individuellsten Lebens. Wie lebendig sibt in „Hanne ut Frankril“ Garberut, die alte Chronik des Dorfes, vor uns. Sie hat vielleicht nicht ihren guten Tag, und muß erst allmählich

in's Erzählen gebracht werden. Vor ihr zu Anegreten's Seite sehen wir den erklärten aber noch nicht acceptirten Liebhaber stumm und "steif wie eine Halsbinde," bis durch das wüste Wetter draußen der trotzig Hartwig kommt und durch sein rauhes Wesen die Alte reizt, deren Erzählung dann dem wilden, alles weicheren Gefühls spottenden Gesellen das Herz sänftigt, daß es sich gegen Anegreten aufthut und sie gewinnt, — ihr officieller Liebhaber schnarcht freilich auch während der rührenden Geschichte wie "eine Stallkuh." Mit derselben Lebendigkeit zeichnet der Dichter in "Peter Kunrad" das fröhliche Treiben, welches die Ankunft der Komödianten in dem mit solchen Dingen ganz unbekanntem Dorf erregt. Mit den schärfsten und humoristischsten Strichen weiß er uns die Spannung, den Unfug der Dorfjugend und daneben die leise erwachenden Regungen der Liebe zu schildern, und dann aus unscheinbaren Fäden eins von jenen unseligen Verhältnissen zu flechten, in welchen das Herz weiser sein will, als der Kopf, und zuletzt an bitterer Enttäuschung zu Grunde geht. Wie einfach und unbeholfen ist dieser Bauer, und wie grundtief muß die Leidenschaft gehen, welche ihn alle Schranken überspringen und dem zähesten aller Vorurtheile, dem Bauernvorurtheil, trogen läßt, bis er zusammenbricht, weil er eben Alles auf eine einzige Karte setzte, und diese ihn treulos verließ. Noch ergreifender drückt sich in "Hans Unruh," dem Zigeuner, das Weh eines ganzen Volkes aus, dessen letztes Haupt, das Haupt eines heimatlosen zerflatterten Stammes, noch in den Lumpen äußerer Verkommenheit ein König, mit der ewigen Sehnsucht nach der Heimath im fernen Osten vor uns steht. Während er im Geist die Seinen mit der großen Völkerwoge nach Westen fluthen sieht, wartet er des Enkels, dem er das dürre Scepter übergeben will, um sich selber dann zur Ruhe zu legen. Man vergleiche, um einen Maasstab zu haben, mit dieser martigen Gestalt auf einsamer Haide Geibel's sentimentaln Zigeunerjungen. Hier das Individuum mit seinen weichlichen Klagen, dort das Pathos eines versinkenden Volkes, daß wir unwillkürlich an Byron's and we must wander witheringly, in other lands to die erinnert werden. Der Vergleich wird schwerlich zu Groth's Nachtheil ausfallen.

Beiläufig sind wir der Meinung, daß derselbe nicht wohlgethan, in den neuesten Ausgaben des Quickborn das jambische Maas des Zigeunerliebes mit dem trochäischen zu vertauschen. Nähert sich dasselbe, was vielleicht die Absicht war, dadurch auch dem Ton der spanischen Romane, so haben diese kurzen Trochäen doch für unsre deutsche und namentlich die an einsilbigen Wörtern besonders reiche niederdeutsche Sprache einen zu dürren, stelzenhaften Charakter, als daß sie nicht das Ohr unangenehm berühren sollten. Auch gestehen wir, daß uns der Hexameter in dieser

Bauernwelt wenig behagt, wenn schon aus andern Gründen. Denn ohne Zweifel vermag das Plattdeutsche diese klassische Form ebenso gut nachzubilden, wie das Hochdeutsche, und Groth's Hexameter rollen glatt und leicht dahin. Aber wenn man, wie er selber in seinen „Briefen über Hoch- und Plattdeutsch“ andeutet, die Sprache nicht Alles erdulden lassen darf, was sie erträgt, so darf man ebensowenig dem Volksleben eine völlig heterogene Form octropiren. Vielleicht war freilich der Zweck nur, die Biegbarkeit des Plattdeutschen zu erweisen; dafür spricht wenigstens, daß der Versuch mit dem Hexameter nicht öfter gemacht ist. Allein dieser Zweck erscheint doch vom poetischen Standpunkt aus als ein rein äußerlicher, und jener Nachweis bedurfte nicht erst geführt zu werden.

Die humoristischen Stücke — die minder zahlreichen der Sammlung — bleiben hinter diesen tieferrnsten nicht zurück. „De Fischtog na Fiel“ ist eins der ergötzlichsten Genrebilder, welche unsere Literatur aufzuweisen hat. Die „Schuster von Heide“ sind eine wohlbekannte in Dithmarschen ewig gehänselte Gesellschaft, und ein richtiger Bauer hegt gegen dieselben eine souveräne Verachtung. Etwas von dieser Stimmung ist auch in dies Gedicht übergegangen, aber der Humor ist harmlos und gutmüthig, so daß er nirgend verlegt. Wie possirlich ragt aus dieser niedersächsischen Gesellschaft der weise „politische Kannenstüwer“ mit seinem obersächsischen Dialekt hervor, der sich vor der Arbeit so wohl in Acht zu nehmen weiß, weil offenbar sein guter Rath dieselbe vollkommen aufwiegt. Weniger gelungen ist dem Dichter die metrische Bearbeitung des Märchens vom Hasen und Fgel. Wir wenigstens bekennen, daß wir die prosaische Erzählung von Theob. v. Lobbe, welche die Gebrüder Grimm in ihr Märchenbuch aufgenommen haben, bei Weitem vorziehen.

Was aber all' diesen Dichtungen, Iyrischen wie epischen, ernstern wie heitern, einen ganz besondern Reiz verleiht, das ist das köstliche Naturgefühl, welches über allen wie ein vergoldender Sonnenschein schwebt. Groth beschreibt, wie Odthe, selten, und wenn er es thut, nur mit kurzen einfachen Strichen, aber es sind wenige Gedichte, aus denen uns nicht der Hauch einer liebevollen Verfertigung in die Natur anweht. Auch in diesem Zuge giebt sich der idyllisch-elegische Charakter der Dichtung kund. Es sind fast immer die Erscheinungen der Natur, an welche die träumerischen, wehmüthig-ergebungsvollen Stimmungen des Herzens anklängen, die Abendlandschaft mit ihrem Frieden, die einsame Halbe, der stille Nachmittag auf dem Marschhof mit seiner gemüthlichen Befriedigung u. a. m. Für den Ausdruck dieses sanften Naturgefühls bietet freilich wiederum die Mundart des Dichters eine den übrigen Dialekten deutscher Sprache unerreichtbare Form dar. Das Hochdeutsche oder gar etwa das Alemannische

ist gar nicht im Stande, diese Weichheit des Klanges wiederzugeben, und darum wird die beste hochdeutsche Uebersetzung (die bisher erschienenen sind freilich herzlich mangelhaft) kaum halb den Eindruck des geschriebenen, geschweige des gesprochenen oder gesungenen Originals hervorbringen. Einzelne niedersächsische Ausdrücke, wie beispielsweise das Wort „luri,“ womit der Dichter den sanften Hauch des Abendwindes zeichnet, spotten in ihrem wunderbaren Klange geradezu jeder hochdeutschen Nachbildung.

Es soll nun aber keineswegs gesagt sein, daß wenn der Dichter sich auch vorzugsweise in der Darstellung der geruhigen und sanften Natur gefällt, es ihm an der Anschauung und Darstellungsgabe für das Gewaltige in der Natur fehle. Das beweist die Schilderung des heraufziehenden Gewitters in dem ersten der „Familienbilder,“ mehr als das aber die prächtige Schilderung der Fluth, welche überdies durch die Genauigkeit der Darstellung überrascht. Er weiß in dem übrigens so einfachen Gedicht den Leser bis in eine athemlose Spannung zu versetzen; so lebendig rückt er ihm jeden Moment vor die Seele, von den Wägen an, welche, die nahende Fluth verkündend, zu Lande fliegen, von der ersten Wasserrinne, die sich im Schlick zeigt, bis zu dem Moment, wo mit einem Freudenschrei die Verirrten merken, daß die letzte Welle nicht mehr so hoch über ihre Köpfe schlug, wie die vorletzte, daß also die „Fluth sackt,“ und bis die übervollen Herzen in die hochdeutschen Worte ausbrechen: Herr, du errettest uns aus aller Noth. Die Worte machen in ihrer Fremdartigkeit mitten unter dem Niederdeutschen eine eigenthümliche Wirkung, und es liegt in ihrer unerwarteten Anwendung ein Zug großer psychologischer Wahrheit. Ähnlich läßt Groth seine Trina, im zweiten Bande der „Vertelln“ den Menschen, der ein frivoles Spiel mit ihr getrieben, in sittlicher Entrüstung mit hochdeutschen Worten von sich weisen. In beiden Fällen greift die tiefste Erregung nach dem fremden Idiom. Im ersten ist das Gefühl zu heilig, um in der Sprache des alltäglichen Lebens einen Ausdruck zu finden: im zweiten zeichnet der Dichter damit das Bewußtsein der völligen inneren Entfremdung, welcher der trauliche Laut nicht ziemt. Er hätte deshalb nicht nöthig gehabt, durch die in dem letzteren Falle hinzugefügte Reflexion den Leser erst aufmerksam zu machen. Denn was er anbeuten will, fühlt sich von selbst heraus, und er hat damit nur den Faden objectiver Darstellung, den er sonst so bewunderungswürdig festzuhalten versteht, zerrissen.

Auf den Quickborn ließ Groth „Vertelln“, eine Sammlung plattdeutscher Erzählungen folgen; er hat hier bis auf die zweite „Ut de Marsch“ die gebundene Rede verlassen; und jener zweiten Erzählung hat wohl eben die metrische Behandlung einen Platz in den neuesten Auflagen des Quickborn

verschafft. Es ist ein Drama voll furchtbaren Ernstes in episch-rhapsodischer Form. In dem ersten Stück „Lennenmeel“ (das Wort bezeichnet die Zeit von Mittag bis gegen Abend) giebt der Dichter ein reizendes Bild ländlichen Stilllebens. Es ist nicht möglich, die Ruhe eines Sonntagnachmittags auf dem einsamen Gehöft, die Stimmung der Natur, welche dem heimlichen Besuch bei der Liebsten so anmuthig paßt, reizender zu schildern. Da sitzt das Mädchen sinnend bei der Nabelarbeit; man sieht es ihr an, sie ist eigentlich für diese Art der Thätigkeit nicht gebaut. So sinkt ihr denn die Nabel bald aus der Hand, und sie schaut träumend, harrend hinaus auf das Feld, bis in der Ferne hinter den Hecken ein scharfer Pfiff sie aufschreckt. Sie folgt dem Ruf so hastig, daß das Fiedervieh aus seiner Ruhe in die Höhe stäubt. Eben so eilig kommt der Erwartete mit dem „Kluwerstaken“ über die Gräben gesetzt, und bald erstirbt wieder jeder Laut auf dem Hof bis auf das Bienengesumme und ein leises Geflüster aus dem Blumengarten. Es ist der Frieden vor dem Sturm. Das zweite Stück „de Vullmacht“ führt uns in den Kampf. Unerbittert steht der alte eiserne Mann, ungebändig in seinem Stolge spannt er die äußerste Kraft an, den Ruin abzuwenden und das zusammenbrechende Gebäude seines Wohlstandes auf's Neue zu stützen, wo möglich noch stolzer zu erheben. Er erinnert an den Immermann'schen Hoffschulzen. Es ist dieselbe urwüchsigte Kraft, ein alter Eichenknorren, der sich wohl brechen, aber nicht beugen läßt. Nur giebt ihm der Dichter statt des conservativen Sinnes, statt der bei dem Hoffschulzen trotz alles Selbstbewußtseins immer hervortretenden Selbstbescheidung ein in das Schrankenlose gehendes, unruhiges Streben nach Besitz, nach Erhöhung der äußeren Lebensstellung, — eine unter diesem Landvolk zwar seltene, aber treffend motivirte Erscheinung. Denn er ist nicht wie der Hoffschulze in einen altererbten Besitz getreten. Daß er von Jugend auf Alles der eigenen Kraft verdankt, erklärt die Ueberschätzung derselben; weil ihm das Glück bis dahin immer treu war, meint er, es zwingen zu können. Ganz wie es solchen Naturen angemessen, disponirt er mit Rücksichtslosigkeit über die Kraft des Dieners, und hat keine Ahnung davon, weshalb eigentlich der junge Reimer sich das Uebermenschliche zumuthen läßt. Als aber in diesem dennoch der Unmuth sich regt: auf wie rührende Weise tritt die Tochter vermittelnd dazwischen! Sie hat das reelle Bewußtsein ihrer Lage „zwischen zwei harten Steinen,“ und ahnt, daß sie in derselben zu Grunde gehen wird. Und so ist es. Das „Schicksal“ kommt im dritten Stück. Reimer hat Alles aufgeboten, um zu retten, was zu retten war. Mit unsäglicher Mühe hat er die Verhältnisse geordnet, das letzte Trümmerwerk des stolzen Hauses, den Hof, selber erworben. Er glaubt sich am Ziel, und als

er heimkehrt, findet er Die, für welche er Alles gethan, Alles gelitten, als Leiche. — Die kurze Erzählung ist so ergreifend geschrieben, die ganze Scala des Gefühls vom sonnigsten Liebestraum bis zur Vernichtung mit solcher Wahrheit gemalt, die Personen so treu innerhalb der Linien ihres Charakters und ihrer Lebenssphäre gehalten, daß man in schnelleren und sichereren Zügen kaum ein Bild menschlichen Strebens und Leidens entwerfen kann.

Einen fröhlicheren Eindruck macht die Erzählung „Zwischen Geest und Marsch.“ Wir haben hier keine schweren Conflict. Eine schnell erwachte Neigung, verstärkt durch eine nächtliche Wanderung an der Seite der Geliebten und durch das Bewußtsein, derselben ein kräftiger Schutz zu sein, dann der Wahn, daß sie höhere Ansprüche mache, als der schlichte Zimmermann Anton befriedigen kann, und ein dadurch verletzter Stolz — das sind die wesentlichen Motive der Dichtung. Mit großer Klarheit schildert Groth jene eigenthümliche Herzensverfassung, in welcher sich auch die einfachste Seele auf das Bewußtsein ihrer Würde zurückzieht und abschließend mit einem Stück Vergangenheit wie Shakspear's Othvia spricht: Mich dünkt, es wäre wieder Zeit zu lächeln. Aber damit, daß man sie verhält, ist die Wunde nicht geheilt und kann nicht heilen, weil in der Tiefe der Seele die Ahnung sich regt, daß dem geliebten Wesen ein Unrecht geschah. Wohl sucht der schlichte Zimmermann das einzige Heilmittel, das er kennt, die Arbeit, aber auch ihr Segen erweist sich nicht so wirksam wie sonst, eben weil die Wunde nicht rein, weil etwas von dem Gift des Selbstvorwurfs hineingetröpft ist. Wäre die Geliebte gestorben, er hätte sich, wenn auch schwer, gefunden; aber vielleicht war es doch nicht so, wie ihm das eigenwillige empfindliche Herz zugerant hatte; vielleicht war er ihr doch nicht so niedrig, und er hatte nur zu vorschnell auf ein Gerücht hin geurtheilt; ja, vielleicht stand ihm das Glück nahe, und er verlor es nur, weil er die Hand nicht danach ausstreckte. Das sind die Stimmungen, in denen die Versuchung neben dem Menschen herschleicht, um aus dem verletzten Stolz und der Unzufriedenheit mit sich selbst den Strick zu seinem Verderben zu drehen. Auch Anton naht sie, aber ehe er ihr erliegt, tritt das Geschick dazwischen. Ihm zum Heil geht ein falscher Freund mit der Versucherin durch, und unter Vermittelung des treuen Berathers, des alten Geertohm, finden sich die Herzen, die sich eigentlich innerlich nie getrennt hatten. Das ist eine Geschichte, wie sie alle Tage vorkommt. Der Reiz liegt in der feinen, psychologischen Entwicklung und den ergötzlichen Nebenfiguren. Dieser alte Projectenmacher, Anton's auswanderungslustiger Vater, mit seinem bei jedem neuen Project wiederholten „wat, wat? is nie wahr? Wat meenst Anton?“ mit

der selbst gemachten, ewig kohlenden Cigarre, die er zur Hälfte in den Mund stecken muß, um ihr nur eine Spur von Dampf zu entlocken, der alte Geertsm, eine von jenen freundlichen Naturen, die kein Unglück verbittern kann, und die deshalb ihre Freude an der Jugend und unter dieser immer ihre erwählten Lieblinge haben, der Schwindler mit seiner Schwester, der falsche Wendel, — sie alle bilden zu den Hauptfiguren eine glückliche, heitere Staffage. Zu tabeln haben wir nur, daß der Dichter die Mina und deren Verhältnis, so plastisch er sie auch äußerlich hervortreten läßt, in ihrem inneren Wesen nicht deutlich genug zeichnet. Es bleibt da Manches unklar, namentlich wie weit sie mit Bewußtsein in die Schwindeleien ihres Bruders verwickelt ist, ob sie wirklich eine Neigung zu Anton gefaßt u. A. m. Der Dichter ist hier geheimnisvoller, als nöthig. Ein gewisses Halbunkel verleiht einer solchen Figur wohl einen eigenthümlichen Reiz, aber wo es sich nicht um Gefühle, sondern um Thatsachen handelt, müßte der Dichter, wenn er den Leser dieselben ahnen oder selbst componiren lassen wollte, wenigstens die Elemente zur Composition gegeben haben. Ist das Letztere der Fall, so wirkt das Ahnungsvolle mit, und dem Leser wird gerade dadurch, daß ihm ein Antheil an der schöpferischen Thätigkeit zugewiesen ist, ein besonderes Behagen erregt.

Die folgende Erzählung „Detolf“ dürfte weniger ansprechen, nicht, weil sie in ihren Motiven zu einfach, sondern weil sie uns einen ganz ruhig, ohne alle Conflict und Gegensätze verlaufenden Entwicklungsengang vorführt. Der Dichter bewährt auch hier seine Beobachtungsgabe. Das Leben des Knaben von den ersten Stufen bis zur Entfaltung des Mannes geht mit derselben Klarheit und Anschaulichkeit, wie alle Bilder Groth's, an uns vorüber. Aber hier ist nichts, was auch nur die Kraft der Seele herausforderte, kein Kampf, keine Leidenschaft. Der Held wird fortwährend durch die Verhältnisse geschoben, und das Leben, welches sich vor uns ausbreitet, leidet doch etwas zu sehr an Alltäglichkeit. Von dem Onkel Präceptor zur Mühle, von der Mühle zum alten Klagen, und von da in's Feldlager, das geht Alles wie von selbst. Nicht einmal die Braut erwirbt sich Detolf selber, sondern läßt den alten Klagen als Freiwerber für sich handeln. In diesem letzten Punkt ist Groth der Sitte seiner Heimath allerdings treu geblieben, aber jeder Leser würde es ihm verzeihen, wenn er aus poetischen Gründen den Helden seine Werbung selber hätte anbringen lassen. Der Abschluß des Geschäfts mit dem alten „Bruslopp“ mochte dann allenfalls dem Freiwerber übertragen werden.

In diese Erzählung ragt die letzte Kriegszeit Schleswig-Holsteins hinein; es lag also nahe, einen patriotischen Zug in dieselbe zu bringen, und mancher Leser ist vielleicht überrascht, sich an diesem für die besten

Güter des Volkes gefährten Kampfe so ruhig, ja gleichgültig vorübergeführt zu sehen. Nicht einmal über den Zweck desselben findet sich eine Andeutung. „Als Alles die Büchsen auf die Schulter nahm,“ das sind die einzigen charakteristischen Worte, allein auch sie geben doch nur eine Vorstellung von der Allgemeinheit der Bewegung, nicht von dem Sinn, in welchem das Volk sie faßte. Rechnet man die aus einer tapfern Vergangenheit entnommenen Stoffe ab, so finden sich selbst im Quickborn nur wenige Stellen eines patriotischen Anflugs. Steht der Verfasser auch „auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei?“ Das „Pfit ein politisch Lied“ genügt doch am wenigsten zur Erklärung da, wo es sich nicht um Verfassungsformen, sondern um einen nationalen Gegensatz, ja um den Kampf gegen den Todfeind der von Groth über Alles geliebten Muttersprache handelt. Wir denken, die Lösung des Räthsels liegt in der Eigenthümlichkeit des Volkes, dem er angehört und aus dessen Seele er dichtet. Es liebt die That mehr, als das Reden darüber; es müßten denn nicht die eigenen, sondern die Thaten der Vorfahren sein. Ihm ist Vieles, was uns als schweres Opfer erscheint, einfache Pflichterfüllung, über die es nicht der Mühe lohnt, lang zu reden oder gar sich zu rühmen. Und so dient, wahr wie es ist, auch das vielleicht zur Erklärung, daß während des letzten Kampfes das Pathos des Volkshasses kaum vorhanden war, einmal, weil ja dem Kriege noch kein eigentlicher Druck voringing, und dann, weil der deutsche Schleswiger sich trotz alledem und alledem immer dem Dänen gegenüber als die höhere, eblere Race fühlte. Darum trat statt des Hasses eher ein gewisses gutmüthiges Mitleid hervor, wenn es den Dänen schlecht ging, „de armen Lü;“ und diese haben wunderbarer Weise darin, wie in der Bewahrung von Anstand und edler Sitte dem geschlagenen Feinde gegenüber, oft dänische Sympathien gesehen! Wenn der Kampf einst wieder entbrennt, werden sie freilich ihre Saat seit 1850 aufgegangen finden und zur höchsten eignen Verwunderung einem verwandelten Volke gegenüberstehen.

Eine Entwicklungsgeschichte wie Detolf ist auch die letzte Erzählung „Trina.“ Dort der Mann, hier das Weib, und Beide bis zu dem Punkt geführt, wo mit der Gründung der Familie das Schaffen und Arbeiten sich erst völlig an die Kette der bürgerlichen Gemeinschaft anschließt. Es ist schwerlich ein bloßer Zufall, daß Groth die Entwicklung eines weiblichen Gemüthes in dieser reizenden Idylle zu einem unendlich reicheren Gemälde gestaltet, als in Detolf. Das Gemüthsleben des Weibes ist von Natur reicher und inniger; es bedeutet für sich allein etwas, während das innere Sein des Mannes sich oft nur in der That spiegelt. Aber es liegt auch in dem Erzähler selbst ein Zug von Weiblichkeit, wodurch die Schil-

derung eines solchen Seelenlebens für ihn ein höheres Interesse gewonnen haben mag. Er behandelt mit Vorliebe das Aufdämmern der ersten warmen Gefühle im jugendlichen Herzen. Für ihn liegt offenbar in dem Ahnungsvollen, Träumerischen, dessen Symbol die Dichter aller Zeiten in der eben zur Blume ansbrechenden Knospe gesehen haben, ein mächtiger Reiz, und so ist es kein Wunder, daß er die Aufgabe, die er sich gestellt, mit Meisterschaft gelöst. Es ist uns wirklich zu Muth, als ständen wir vor einer Blume und sähen, wie langsam Blatt um Blatt aus der Knospe sich löst, bis wir tief auf den Grund des angeschlossenem Kelches zu schauen vermögen.

Der Leser kommt an der Hand des Dichters „so leicht und lind in die Erzählung hinein, wie in eine Zaubergrötte, von der die Mährlein singen, daß eine schöne Elfe davor sitzt und den Ritter mit wunderweisen Klängen in die kristalleuchtenden Klüfte lockt.“ Es ist ein Dorf von nur fünf Bauerstellen, in welchem die Heldin aufblüht, also in der engsten Beschränkung, in Verhältnissen, welche dem Gemüth keine Veranlassung zu irgendwelcher Zerstreuung geben, sondern es in sich selber zurückdrängen. Die „lüt Trina“ wächst unter der Obhut einer Mutter auf, die „mehr eine gute Haushälterin, als eine verständige Frau“ genannt wird, d. h. wohl, sie besaß kein Organ für tiefere und feinere Herzensbedürfnisse. Der alte Jan Niclas hat sich die Heirathsgebanten aus dem Sinn geschlagen, so lange seine Mutter lebte, weil er „der Alten nichts zuwider thun wollte.“ Nach deren Tode fiel dieser Grund weg. Er hat in Folge seiner Heirath dann wohl Pläne zur Verbesserung der Baulichkeiten gehegt, diesen aber allmählich gründlich entsagt. So gleicht denn anfangs in der stillen Familie ein Tag dem andern, bis als erster Söhning Peter Stamp, der alte Spielkamerad Trina's, in diese abgeschlossene Welt tritt. Man sieht sehr bald, daß ihn das Herz zu Trina zieht, wenn auch die volle Leidenschaft erst später zum Vorschein kommt. Aber er ist einer von den Menschen, die nicht leben können, ohne Andere zu necken, die mehr amüsiren, als Zutrauen erwecken, und — „auf fremde Kosten lachen und fröhlich sein,“ das mag Trina nicht. So stehen die Sachen, als ein neues, für das kleine Dorf hochwichtiges Ereigniß eintritt. Ein junger Bauer läßt sein Haus neu bauen; damit kommen fremde Arbeiter, neue Lieder, Lust und Fröhlichkeit, und die stille Einsidrigkeit ist plötzlich unterbrochen. Zugleich kommt der Zimmermann Wulpert als Banmeister in das Dorf. Sofort bildet sich zwischen dem sicheren selbstbewußten Mann und Trina ein Verhältniß, wie zwischen Lehrer und Schülerin, zwischen einem Kinde und dem erfahrenen Freunde, obwohl sie sehr böse ist, daß er, um Raum für die Baustelle zu gewinnen, die schd-

nen alten Bäume niederschlagen läßt, und obwohl sie auch seinen Namen nicht leiden kann. Ein leidenschaftlicher Ausbruch Peter Stamp's erschreckt Trina in ihrer ahnungslosen Jungfräulichkeit; sie schauert unter seinem Ruß zusammen, ohne zu wissen, warum, und damit ist ihre Entfremdung von ihm entschieden. In den hierdurch angeregten Trieb zum Nachdenken über sich selbst fällt plötzlich mit des Vaters und dann Trina's eigener Krankheit der ganze Ernst des Lebens hinein, und wie der physische Mensch oft nach längerer Krankheit gewachsen erscheint, so hat das Leiden auch Trina's inneres Wesen ausgeweitet. Ihr Herz dehnt sich, jemehr Pflege und Liebe es ausschüttet, und sie lernt an Wulpert den Werth eines festen ruhigen Sinnes in solchen Lebenslagen erkennen. Der Baumkister tritt immer mehr hervor als der marlige Stamm, an dem sich dieser Epheu einst festhalten wird, um nicht ein Spiel der Lüste zu werden. Aber das Leid geht vorüber, die Gesundheit kehrt zurück. Die früher zufällig gemachte Bekanntschaft mit des Doctors Neffen Friedrich knüpft sich aufs Neue an, und die Entfremdung von Peter wächst mit der ersten Ahnung von Liebe, die sie natürlich selbst noch nicht versteht. Ein Besuch bei der Großmutter führt Trina und Friedrich wieder zusammen und stärkt das Gefühl in jener. Die Bekanntschaft mit der lustigen, einschmeichelnden, aber oberflächlichen Mathilde dient nur dazu, Trina's tiefere Charakterseiten hervorzuheben. Bei ihrer Heimkehr wird sie von der sonderbaren Zeitung überrascht, daß Peter sich inzwischen mit einem Mädchen verlobt, das älter als er, und in Folge herber Schicksale ein trübes, verstümmtes Wesen war, ein Wesen, das, liebedürftig von Natur, alle seine besten Gefühle hatte verborgen und ersticken sehen müssen. Es ist dies eine der ergreifendsten Episoden in der Erzählung. Peter hat offenbar nur in Verzweiflung um Witte — so heißt das Mädchen — geworben und fühlt bald, daß er ihr die Liebe nicht gewähren kann, die sie bei ihm voraussetzt. Die Liebe zu Trina ist in ihm nicht erloschen, und nur deren Zuspruch verbankt es nachher die Braut, daß er sich zusammenrafft, um dem Herzen, das ihm vertraut, nicht den letzten tödlichen Streich zu versetzen.

Wulpert hat inzwischen durch den Tod seiner Mutter einen schweren Verlust erlitten, und Trina erhält dadurch Gelegenheit, nicht blos einen Blick in das starke und doch zarte Gemüth des Mannes zu thun, sondern auch sich des wohlthuenden Gefühls bewußt zu werden, daß auch sie, das schwache Mädchen, einem solchen Manne ein Trost zu sein vermöge. Beider Herzen schließen sich unter diesen Umständen offener gegen einander auf, ohne daß ihr Verhältniß den Charakter der Freundschaft verliert. Die Blume bedarf, ehe sie sich öffnet, noch herberer Erfahrungen. Dagegen schärft sich der Gegensatz zwischen der sich immer mehr vertiefenden

Erna und der immer mehr verflachenden Matilde, und erreicht seine Spitze, indem der Dichter ein geheimes Einverständnis zwischen der letzteren und Friedrich andeutet, um die Entfremdung der Freundinnen auch äußerlich zu motiviren. Während dieser Entwicklungen haben die Angelegenheiten des Dorfes eine böse Wendung genommen. Der junge Bauer ist so weit über seine Kräfte hinausgegangen, daß ihm der Ruin droht. Auch Jan Nielas ist in Folge dessen in Gefahr schwerer Verluste, und die Werbung des Hauptgläubigers, eines rohen widerlichen Menschen, die deutliche Absicht, des Vaters Verlegenheit zur Erwerbung der Tochter zu mißbrauchen, veranlaßt Jan Nielas, Erna zur Ausbildung ihrer Fertigkeiten auf einige Zeit nach dem benachbarten Flecken, nach Meldorp zu schicken.

Die Fahrt nach Meldorp sofort giebt dem Dichter Gelegenheit, wiederum ein paar jener glücklichen episodischen Figuren in seine Erzählung zu verweben, an denen er so reich ist. Die Bauern in der Schenke, die Hinweisung in ihren Gesprächen auf das Seeleben, die auf einer ähnlichen Fahrt begriffene Tochter des Schulmeisters und ihr Liebhaber, der wilde junge Pauls — alles das sind retardirende, vielleicht zu sehr in's Breite gedehnte Motive, auch sie indeß sollen offenbar dazu dienen, vor Erna ein neues Stück Leben zu entfalten. Und nun entwickelt sich das Meldorper Leben mit all' seinen Erinnerungen an Voie, an Karsten Niebuhr, mit seinen Gegensätzen zwischen moderner Theetischgefelligkeit und dem fröhlichen Treiben der Jugend in dem Hause des alten Friesen, der frischeste Ungebundenheit neben dem Pfahlbürgerthum der kleinen Stadt. Wie reizend ist diese weiße „Düwete,“ das Friesentind, welche immer die Augen von dem Abgrunde wegwendet, um den Augenblick zu genießen, und deren Fröhlichkeit darum so ergreifend wirkt, weil dieselbe kein Kind des Leichtsinns, sondern der tiefen Ahnung des Untergangs, der Verzweiflung am Glück des Lebens abgerungen ist. Und dazwischen jener alte Thiesohm, der den weisen Behörden die wunderbarsten Einfälle andichtet, mit seiner Begeisterung für den tollen Pauls und seine Brant, „den rechten Schlag,“ mit seiner verben Abneigung gegen alles gezierte Wesen.

Die Katastrophe nähert sich indessen rasch. Friedrich, der Neffe des Meldorper Arztes, hat von Jan Nielas' Verlusten gehört und wendet sich der reichen Holzhändlerstochter zu. Damit ist die Abkehr Erna's von ihm vollbracht, aber der Stolz verletzten Selbstgefühls, die sittliche Empörung hilft dieser über den Schmerz der Enttäuschung hinweg. Eine fröhliche Fahrt, bei welcher der Dichter Gelegenheit nimmt, das Schicksal des jungen Pauls zum Abschluß zu bringen, leuchtet wie ein letzter Sonnenblick. Düwete, verrathen von ihrem Geliebten, verzweifelt und macht

ihrem Leben selber ein Ende. Die Motive sind mit Recht nur angedeutet, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Eindruck zu concentriren, den dies entsehlliche Ereigniß auf Trina macht. In dem Moment, wo ihre Seele in der Betäubung des Schreckens hilflos da liegt, erscheint Wulpert und führt sie in die Heimath. Nach Jahresfrist sind sie ein Paar. Wie sich dieser Abschluß vermittelt, hat uns der Dichter nicht erzählt, und hat Recht daran gethan. Er führt seine Heldin bis dahin, wo der freundliche Schleier erbarmungslos von den Abgründen des Lebens gerissen wird, wo die Täuschungen des Herzens sich als solche offenbaren, und das Gefühl der eigenen Ohnmacht die Hände nach dem Helfer ausstrecken lehrt. Unter diesen erschütternden Umständen gelangt das ächte Gold vor dem Flittergold zu seinem Rechte. Wenn es uns auch nicht gesagt wird, so können wir es doch mit Fug ergänzen: das Bild Wulpert's ruhte von Anfang an auf dem Grunde von Trina's Herzen, darum drängt es sich mit aller Gewalt in ihr Bewußtsein, sobald der Wahn von Friedrich's Aufrichtigkeit und Liebe dahin ist.

Es würde kaum frommen, aus dem Reichthum psychologischer Beobachtungen Einzelnes noch herauszuheben. Auf jeder Seite zeigt der Erzähler seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, nicht etwa in Reflexionen, sondern nach ächter Dichterweise in der Darstellung der Charaktere und deren Verknüpfung mit der Handlung. Wir finden hier nichts von jener Sucht, Charaktere und Gemüthszustände zu beschreiben, die das sichere Symptom poetischer Unfähigkeit ist; die Menschen wandeln und handeln vor unseren Augen, ohne daß uns auseinandergelegt würde, wie es in Dem und Jenem bei der und der Gelegenheit so und so ausgesehen habe, und dabei liegt dennoch über der ganzen Darstellung eine solche Durchsichtigkeit, daß wir sämmtlichen Personen, selbst den Nebenfiguren, an denen die Erzählung so reich ist, bis in's Herz zu sehen meinen. Und auch diese Durchsichtigkeit wiederum ist durch die reinsten poetischen Mittel erreicht. Der Dichter zeichnet das Gemüth klar in seiner ganzen Individualität, aber er anatomirt es nicht, wie Otto Ludwig, der uns keinen Zug, sei er schön oder häßlich, schenkt, und uns in ermüdender Breite das Herz als ein Präparat vorlegt, an dem wir jeden Nerv zuden sehen, sobald der Dichter die Batterie der Leidenschaft daran bringt. Man vergleiche die verhältnißmäßige Armuth an Charakteren bei aller Breite, und die Zerfaserung des menschlichen Herzens in Ludwig's Heterethei mit dem Figurenreichthum und der Zartheit in Behandlung der Trina. Vortrefflich hat es dabei der Verfasser verstanden, jede Figur auf das Zwangloseste zur inneren Entwicklung der Heldin wirken zu lassen und ihr Seelenleben dadurch zu veranschaulichen. Alles Einzelne ord-

net sich so glücklich um diesen Einen Mittelpunkt, daß der Eindruck eines völlig abgerundeten harmonischen Ganzen das Gefühl erquickt.

Unser Dichter hat endlich, und dies gilt nicht allein von der Trina, einen Widerwillen gegen das physisch und moralisch Häßliche, und das ist in Dorfgeschichten ein sehr respectabler Zug. Ganz zu umgehen ist zwar weder das Eine, noch das Andere, am wenigsten in einer naiven Dichtung, denn die Natur hat es auch; aber es kommt hierbei wesentlich auf das Maas an. So ist Wite ein vergrämertes, gealtertes, unliebendwürdiges Wesen, aber um so ergreifender und rührender das Glück, als sie endlich Liebe findet, und nun die vereisten Quellen des Gemüths zu schmelzen beginnen im Sonnenstrahl der Freude. Eine moralische Häßlichkeit zeigt eigentlich nur der Secretär, der Verberber Düwede's, aber gerade darum sehen wir seine Gestalt nur wie einen Schatten vorübergehen, so daß dem Leser in Bezug auf seine Person und die Vorgänge, welche den Selbstmord herbeiführen, Vieles zu ergänzen bleibt.

Die letzten beiden Erzählungen, die wir so eben in ihren Hauptmomenten reproducirt haben, sind gewissermaßen typisch für das Genre solcher Entwicklungsgeschichten in dieser Umgebung und unter diesen einfachen Verhältnissen. Die Gattung scheint uns hiemit abgeschlossen. Ob und in wie weit sich das in Detolf und Trina behandelte Thema noch variiren läßt, wagen wir nicht zu entscheiden. Je mehr, desto besser. Denn, wenn wir oben bemerkten, daß Groth's Dichtung sich selbst in gewisse Schranken banne, daß sie sich von der Schilderung des heimathlichen Volkslebens nicht entferne, so möchten wir jetzt hinzusetzen, daß sie es auch nicht darf. Auf diesem beschränkten Raum, wie wir ihn zu zeichnen versuchten, ist er der Meister; hier arbeitet er in seinem eigentlichsten Beruf — wir sind keinesweges sicher, daß er mit Glück sich über die Grenzen des Idylls und über die Grenzen der Sprache, mit der er verwachsen ist, hinauswagen dürfte. Wir erinnern uns eines pathetischen hochdeutschen Gedichts von ihm, in dem es uns schwer war, den Dichter des Quickborn wiederzuerkennen. Seine „Briefe über Plattdeutsch und Hochdeutsch“ mußten uns wohl durch die lebenswürdige Wärme des Verfassers für die Muttersprache seines eigenen Genius ansprechen, aber doch theilen wir den Rath, den ihm, nach dem Vorwort zur neuesten Auflage des Quickborn, seine Freunde erteilten, er müsse ihnen jetzt nicht weiter darein reden, sondern sie mit den Gedichten allein lassen. Denn neben vielem Beherzigenswerthen enthielten jene Briefe doch ebenso viel Schielendes, und sie zeigten, was die Hauptsache ist, daß der Verfasser für viele Dinge, die seine eigene Poesie angehen, einen falschen Maasstab hat. Wir sind gewiß die Letzten, welche der plattdeutschen Sprache oder Mundart (ob-

wohl er sich gegen die letztere Bezeichnung eifrig verwahrt), ihre Schönheit und Berechtigung absprechen möchten; es ist natürlich, daß jeder Künstler den Stoff, in welchem er arbeitet, vorzugsweise liebt, aber sowie der Bildhauer seinen Stoff überschätzen würde, wenn er dasselbe damit auszubringen meinte, was der Maler mit der Farbe und umgekehrt, und sowie bei diesen Künstlern in der Ueberschätzung des Darstellungsmittels sich eine Ueberschätzung der eigenen Arbeit verrathen würde, so wird es sich ähnlich mit dem Dichter verhalten, der in einem von der allgemeinen Sprache der Nation abweichenden Idiom dichtet, mag dasselbe auch für einzelne Zwecke ein geeigneteres Material bieten, als jene allgemein recipirte Sprache. Es ist indeß hier nicht der Ort, den Proceß zwischen beiden „Sprachen“ zu führen, geschweige zu entscheiden. Aber wir sprechen es als unsere ehrliche Ueberzeugung aus, daß der Dichter das Feld, auf dem er seine Meisterschaft so glänzend bewährt hat, nicht verlassen sollte. Das Volk, er selber, seine Sprache und die Poesie können dabei nur gewinnen.

### Der dritte Band der Guizot'schen Memoiren.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par Guizot. Tome troisième.

Wie man auch zu den Guizot'schen Memoiren sehen mag, \*) — dieser dritte Band darf bei uns auf eine erhöhte Theilnahme rechnen. Er behandelt in seinen Haupttheilen einen Gegenstand, den der Deutsche auch bei dem Nachbarvolke mit Interesse zu verfolgen hat, weil er ihm in seiner Heimath ernstlich am Herzen liegt. Der greise Gelehrte und Staatsmann ist in seinen Erinnerungen bis zum Jahre 1832, also bis zu der Zeit gelangt, wo er als Minister des öffentlichen Unterrichts an höchster Stelle die Sache vertrat, die ihm sein ganzes Leben hindurch die nächste gewesen ist. Wir dürfen vielleicht auch sagen: die liebste. Denn es ist schwer für einen Mann, der seine besten Jahre auf ernste und solide Studien verwandt hat, der unter den Gelehrten seines Vaterlandes mit hohen Ehren eine der ersten Stellen einnimmt, wie tief er auch in das Getreibe der politischen Parteien hineingerissen, wie fest er auch an den Bestand einer bestimmten Regierung, an die Aufrechthaltung eines Programmes geknüpft sein mag, es ist schwer für ihn, solche Lieblingsneigungen zurückzustellen gegen Anderes; er kann ihnen momentan entzogen werden, aber wenn er ihnen wieder nahe tritt, so gehört er ihnen mit verdoppelter Innigkeit an. Es ist wohl ein Ausdruck dieser Sympathien, wenn unser Autor das Unterrichts-

\*) Vgl. Franz. Jahrb. Bd. I. Hft. 5. S. 554 ff.

departement für das populärste, für dasjenige erklärt, dem auch die Nation das meiste Interesse und meiste Wohlwollen entgegenbrachte.

Mit der Frage, wie sich das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes zu der Praxis zu verhalten hat, orientirt sich unser Verfasser über die Stellung, die er in seinem Amte zu nehmen habe. Ist die Kirche, darf sie noch alleinige, unbeschränkte Herrin der Weltbildung sein? Ist eine directe Einwirkung der Staatsgewalt statthaft, oder kann und darf, wie in England, dessen Art und Ueberlieferung er in kurzen, treffenden Zügen charakterisirt, neben der Kirche der freien, selbstbestimmenden Thätigkeit der Einzelnen Alles überlassen werden? Er gelangt zu dem Schlusse, daß in Frankreich der Staat eingreifen müsse: *en matière d'instruction publique, comme dans toute autre organisation sociale, un système général, fondé et soutenu par l'état, est pour nous une nécessité. Nous voulons l'unité, l'état seul peut la donner; nous avons tout détruit, il faut créer.* In der That, nach dem Entwicklungsgange, den das öffentliche Unterrichtswesen genommen hatte, war es kaum möglich einen andern Weg in's Auge zu fassen.

Als Talleyrand in der Constituante seinen Bericht über diesen Gegenstand gab, hatte er vor Allem die Universalität der Bildung im Auge, die der Staat regeln sollte. Condorcet, sein Nachfolger in der Legislative, betont die Gleichheit; er will den Unterricht unentgeltlich ertheilt wissen. Daunou endlich, der Berichtstatter des Convents, nimmt die Freiheit zum Ausgangspunkte seiner Aufstellungen, *liberté de l'éducation, liberté des établissements particuliers, liberté des méthodes instructives*, eine Freiheit freilich, die wieder dadurch eine bedenkliche Einschränkung erleidet, daß sie nur unter republikanischer Staatsform, nur in republikanischem Geiste gedacht wird. Und doch war der Gedanke an sich fruchtbar genug, allein man hatte keine Schulen, hatte noch weniger Lehrer; es waren Lustschlösser, die man auf den Trümmern des alten kirchlichen Unterrichtes erbaute. Auch Napoleon, der schon als Consul der Sache nahe trat, brachte zunächst wenig Abhilfe, als er in den Pyceen eine Art von Mittelschulen schuf; vor der Hand waren ihm die Schulen von untergeordneter Wichtigkeit gegenüber den andern Institutionen, die er zu gründen hatte. Erst als er Kaiser geworden, griff er mit seinem bewundernswürdigen, organisatorischen Instincte auch auf diesem Felde ein, mit dem er freilich wie bei so vielen Dingen nur die äußere, administrative Seite erfaßte. War es unmöglich der Kirche den alten Einfluß zurückzugeben, so mußte andererseits der Lehrerstand eine Einheit haben, eng verbunden, in sich gruppiert sein; es mußte die Sorge um das Schulwesen als eine Seite der Pflichten des Staates erfaßt werden; er entnahm den alten Traditionen von der Herrschaft der Kirche den Gedanken der Zusammengehörigkeit und stellte das ganze Bildungswesen unter die Aufsicht der Universität, die dem Staate angehörte, mit der Kirche nichts mehr gemein hatte. Leider übertrug sich der strenge Absolutismus, ohne den der Kaiser nichts in's Leben rief, auch auf dies Gebiet und hinderte gedeihliche Fortschritte. Unter der Restauration demnach bestand die Napoleonische Einrichtung bis 1821 fort, obwohl sie kein Glied im Organismus des constitutionellen Staates war; sie wurde dies erst, als Villèle den Abbé Frayssinous

nicht nur zum Großmeister der Universität, sondern auch zum Minister der kirchlichen Angelegenheiten und des Unterrichts ernannte und damit die Universität wie alle Schulen in den Staatsorganismus als ein Glied einfügte. Zwar noch einmal trennte Martignac die Kirche von dem neuen Ministerium, zwar stellte Polignac umgekehrt die ganze Volksbildung noch einmal unter die Obhut der Kirche; allein es war der Sache doch wenigstens in ihrer äußerlichen Existenz das Leben gerettet, und die Julimonarchie übernahm mit den bestehenden Formen zugleich die Pflicht, für dieselbe einzustehen. Als Guizot 1832 Mitglied des Cabinettes wurde, hatte er nur Eins abzuändern: er, der Protestant, entsagte aller Einwirkung auf die Kirche.

Indeß — wie viel auch damit gewonnen sein mochte, daß die äußeren Formen gerettet waren und bestanden: die Sache selbst lag im Argen, und zumal bei dem Elementarunterricht, dessen Förderung und Regelung Guizot als seine Hauptaufgabe ansah, war geradezu von vorn anzufangen. Tausend Hindernisse, vor Allem die Ungewohntheit der Nation und die politischen Schwankungen, hatten es bewirkt, daß auch der reiblichste Wille, die gründlichste Einsicht, vor Allen eines Mannes wie Cousin, der schon unter der Restauration großen Einfluß geübt hatte, ohne Frucht geblieben war. Desto lauter wurde nun der Ruf nach Abhülfe. Guizot hatte in seinem Rathe Männer von ausgesuchter Befähigung, beseelt von dem schönsten Eifer, Billemain, Engne Rendu, Poisson, Cousin; er hat gewiß Recht, wenn er behauptet, daß das Unterrichtsgesetz, das vor die Kammern gebracht werden sollte, kaum ernster und eindringender verhandelt werden konnte als im Schooße dieses Ministeriums.

Indem man anfing von unten auf zu bauen, auf den Elementarunterricht die nächste Sorge zu verwenden, galt es zuvörderst, eine wichtige Entscheidung zu treffen. Sollte man, wie es Cousin und Rendu in Deutschland, besonders in Preußen gefunden hatten, die Eltern durch das Gesetz zwingen, ihre Kinder in die Schulen zu schicken? Man sah davon ab. Und vielleicht mit Recht, sofern die Nation kaum dazu vorbereitet war. Weniger Recht hat der Verfasser, wenn er bei dieser Gelegenheit einige ungünstige Seitenblicke auf Deutschland wirft und behauptet, daß nur bei unfreien Völkern ein solcher Zwang möglich sei. Es ist das eine von den bekannten liebenswürdigen Selbsttäuschungen der Franzosen. In der Sache selbst kommt Alles auf die Gewohnheit, auf die Sitte und das innere Bedürfnis an, so daß auch in Deutschland die Zwangsgesetze des Staates nicht möglich gewesen sein würden, wenn nicht seit drei Jahrhunderten unserm Volke der Schulbesuch zu einer innern Nothwendigkeit geworden wäre. Die Privatschulen durften auch nach Guizot nicht ohne Aufsicht des Staates bleiben. Unentgeltlich ward der Unterricht nur denen ertheilt, die notorisch unvermögend waren ihn zu bezahlen.

Gleich wichtige Punkte blieben zu erledigen, auch als man über diese Präliminarfragen einig geworden war. In Betreff der Lehrobjecte der Primarschulen hielt man als Ausgangspunkt die Religion fest; für die Dörfer und Städte wurde im Weiteren ein Unterschied beliebt, indem beiden die unerlässlichen Gegenstände, Lesen, Schreiben, Rechnen überwiesen, übrigens aber den letzteren Raum gegeben wurde, die Kinder eine Stufe höher zu führen. Auch

diese Einrichtung folgte der deutschen Praxis, nach welcher die niederen Bürgerschulen der Städte einige Schritte weiter zu gehen pflegen als ihre Schwestern auf den Dörfern. Man bedurfte ferner einer größeren Anzahl von Lehrern. Es wurden zu diesem Zwecke nicht nur die seit 1810 bestehenden écoles normales primaires als die anerkannten Pflanzschulen befristet, sondern auch neue gegründet, und als selbst diese für den Bedarf nicht auszureichen schienen, nahm der protestantische Minister keinen Anstand, die katholischen frommen Vereine, die zu diesem Zwecke seit 1826 bestanden, die congrégation de l'instruction chrétienne in der Bretagne und zu Valence, die der frères de Saint-Joseph in den Departements der Somme heranzuziehen; ja — ein Schritt, womit er der staatlichen Allmacht noch mehr vergab — er erließ den Zöglingen dieser Institute jedes Examen und begnügte sich mit dem brevet de capacité des Supérieurs.

Dies waren die Grundzüge des Gesetzes, mit dem der Minister 1833 vor die Kammern trat. Die Deputirtenkammer war von dem größten Mißtrauen gegen die Kirche erfüllt und brandendete einzelne Theile, welche derselben zu großen Einfluß einzuräumen schienen. Guizot ließ sich nicht abschrecken, er setzte die Annahme des Ganzen mit wenigen Aenderungen durch. —

In jede Durchführung von Gesetzen schwerer noch als ihre Vorbereitung, so lassen sich andererseits in Frankreich äußere, rein administrative Maßregeln viel leichter in's Werk setzen als irgendwo anders. So wurde denn mit Hülfe des Ministeriums des Innern, das günstig genug von Thiers verwaltet ward, ohne besondere Mühe die Mitwirkung der Communen, der Arrondissements, der Departements in Anspruch genommen. Allein wenn irgend etwas der freien, selbstthätigen Hingebung des einzelnen Arbeiters bedarf, so ist es die Schule; hier ist nichts ohne Idealismus, ohne persönliche Freudigkeit am Amte zu erzielen. Es zeugt von der Einsicht Guizot's, daß er, um sich dieser Hälften zu versichern, ein Mittel, das, wie gewöhnlich auch sonst in Frankreich, doch in diesen Sphären kaum angewendet war, benutzte; er wollte auf den persönlichen Eifer der Lehrer wirken und wandte sich direct an die Personen. Ein Manuel général de l'instruction primaire, das er ausarbeiten ließ, sollte ihnen Documente, Facta, Ideen, die sie interessiren könnten, zuführen; wichtiger aber war es, daß er den Text des Gesetzes an 39,000 Schulmeister selbst schickte und sie aufforderte, sich über dasselbe gegen ihn direct zu äußern. Er hatte die Genehmigung, nicht vergeblich angeknöpft zu haben: mehr denn 13,000 Antworten gingen bei ihm ein. Damit aber auch die Controle des Staates nicht fehle, so richtete er Inspektionen ein, die allmählich in regelmäßig wiederkehrenden Zwischenräumen vorgenommen wurden.

Die Erfolge, deren Guizot sich rühmen darf, sind bedeutend genug. Schon ein Jahr nach der Publication des Gesetzes konnte er in seinem Berichte an den König darauf hinweisen, daß die Zahl der Elementarschulen sich um 2000, die der Schüler um 40,000 gemehrt habe, daß die Zahl der neu errichteten oder verbesserten über 1000 betrage. In der Folge sind diese günstigen Resultate, zumal unter der Verwaltung Cousin's, noch gestiegen, und wenn auch das Kaiserreich einzelne Veränderungen von mehr als zweifelhaftem Werthe ge-

troffen hat, so ist mit dem Guizot'schen Ministerium doch die erste Hand an die Beseitigung eines Uebelstandes gelegt, der für Frankreich vielleicht größere Nachtheile gebracht hat, als sich selbst Guizot eingestehen mag. —

Es ist interessant, mit diesen Anführungen einen Aufsatz zusammenzuhalten, der 1834, eben als Guizot in voller Arbeit begriffen war, geschrieben wurde und wegen seiner anregenden Winke noch heute Beachtung verdient; wir meinen Servinus in den gesammelten historischen Schriften: „Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.“ Man kann bei Servinus deutlich verfolgen, wie die meisten Gesichtspunkte, nach denen Guizot verfahren ist, den Reiseberichten Cousin's entnommen, also von Deutschland nach Frankreich hinübergebracht sind. Dessenungeachtet sieht Servinus die Zukunft der französischen Volksbildung nicht mit günstigem Auge an; es scheint ihm, als fehle die erste und wichtigste Grundlage für ein gedeihliches Wachsen derselben, die Sittlichkeit der Familie und die Empfänglichkeit und das Streben der Nation nach wahrer Bildung. Es fehlen nicht minder andere Bedingungen, die theilnehmende Hülfe der niederen Geistlichkeit, die Hingebung und das nöthige Geschick der Lehrer, die einzig auf einen Mechanismus der Methode eingeschildert werden.

Mag dem so sein oder mögen wir bei dem Behagen an einem unserer werthvollsten Besitzthümer nicht immer ganz ohne Vorurtheil richten: immer ist es erfreulich, daß auch bei dem Nachbar ein Baum gepflegt wird, der lange Zeit nur bei uns in alten Ehren stand, und wohlthueud für unser Nationalbewußtsein ist das Gefühl, daß wir Deutsche für manche zweifelhafte Geschenke, die wir über den Rhein empfangen, mit der Rückgabe des Besten lohnen, was wir haben. Wenn aber Servinus seine Ausstellungen an dem fremden Schulwesen hauptsächlich darum macht, um zu stiller Betrachtung unserer heimathlichen Einrichtungen aufzufordern, so bieten uns die Guizot'schen Berichte jetzt nicht minder Gelegenheit dazu wie ihm vor 25 Jahren die *comptes rendus* von Cousin. Verlangen gutmeinende Liberale noch immer eine abstracte Trennung der Schule von der Kirche, so können sie von Guizot, sogar von Cousin lernen, aus welchen Gründen dieselbe selbst bei dem größten Mißtrauen gegen die Diener der Kirche unstatthaft und verderblich ist; und fordert man umgekehrt eine stricte Ausführung der Regulative — nun so beweist selbst das Land der eigentlichen Dressur und Abrihtung, daß einsichtige Leute eine mechanische Uniformität auch dort zu vermeiden suchen. Wie viel öfter würde Guizot die Einmischung des Staates vermieden haben, wäre dies in Frankreich überhaupt bei irgend einer Seite des öffentlichen Lebens zu umgehen! Möchte man auch bei uns immer mehr davon abkommen, namentlich was die höheren Schulen betrifft, jede Einzelheit und namentlich die Methode, die doch, gerade weil sie keine äußerliche sein soll, eine ganz individuelle sein muß, von oben herab zu regeln. Wir haben keine Freiheit des Unterrichts in der Ausdehnung, wie England. Hoffen wir, daß man uns das, was wir an Freiheit im Schulwesen haben, lasse. Die Oberaufsicht des Staates kann dabei sehr wohl bestehen.

Was Guizot sonst in diesem dritten Bande über seine Wirksamkeit berichtet, betrifft die *instruction secondaire* und *supérieure*, die Akademie und literarischen Institute, sowie schließlich seine Theilnahme an der Lösung der Auf-

gaben, die die allgemeine Politik stellte. Auf diese letztere Seite einzugehen, ist für diesmal nicht unsere Absicht, wie interessant auch einzelne Angaben, wie fein und treffend auch manche Urtheile und Zeichnungen, von Thiers, des Duc de Broglie, des Königs Louis Philipp selbst, des Abbé de Lammenais sein mögen. Auch die Mittheilungen über das, was er für die übrigen Zweige seines Geschäftskreises geschaffen und gewirkt hat, sind unerheblicher. Er selbst ist darüber im Klaren, daß die Gründung und der Aufbau der öffentlichen Volksschulen seine eigentliche und seine große Mission gewesen sei.

Nur Ein Punkt sei noch hervorgehoben, an dem wir um so mehr Antheil zu nehmen haben, weil er dem Geisteszuge in Deutschland verwandt ist: die Förderung der historischen Studien in Frankreich. Nicht allein seine persönliche Stellung zu den historischen Wissenschaften gab den Anstoß, politische und sittliche Motive bestimmten ihn gleich sehr; er hoffte nicht ohne Grund von einer genauen Bekanntschaft mit der Vergangenheit des Vaterlandes segensreiche Folgen für die Auffassung der Gegenwart und Zukunft. Außer der Belebung des historischen Unterrichts auf den Secundärschulen war es die Stiftung der *société de l'histoire de France*, deren er sich mit allen Kräften annahm, für die er eine Monatschrift in's Leben treten ließ, für die er sich nicht scheute eine bedeutende Summe von den Kammern zu verlangen. Die Gesellschaft hat nach seinen Angaben für die Herausgabe wichtiger unbekannter Documente seit ihrer Gründung in 71 Bänden 360,000 Francs verausgabt, sie zählt zur Zeit 450 Mitglieder, deren Zahl zusehends wächst; Augustin Thierry, Mignet, Fauriel, der General Pelet, Cousin standen gleich beim Beginn an ihrer Spitze. Es ist Guizot die Freude zu gönnen, daß er heute in Frankreich selbst in den kleinsten Orten ein reges Interesse für die allgemeine wie für die locale Geschichte des Landes ausblühen sieht. Ob der Einfluß dieser Bestrebungen auf das Urtheil seiner Landsleute so groß sein wird, wie er annimmt, ob ihnen von daher die Kraft kommen wird, den Cäsarismus zu überwinden, — möge das die Zukunft im Sinne der Hoffnungen unsers Verfassers beantworten!

---

## Politische Correspondenz.

Berlin, 4. August 1860.

Die politischen Ereignisse sind in einer so schnellen und wechselvollen Entwicklung begriffen, daß es weder lohnend noch leicht ist, die flüchtige Phase der gegenwärtigen Situation für eine Darstellung zu fixiren und im Einzelnen zu zergliedern. Alle Welt fühlt es, daß auf der politischen Schaubühne eine Verwandlung vorgeht, und ist gespannt auf den Anblick der neuen Scenerie. In solchen Momenten unruhiger Erwartung ist es ein vergebliches Unterfangen, die Aufmerksamkeit des Publicums auf das Vergangene lenken zu wollen; das Kommen zu ergründen, — das ist das allgemeine Verlangen; und wo ist die Prophetengabe, die dieses Verlangen heute befriedigen zu können wähnte?

Wir beschränkten uns also darauf, auf diejenigen Fäden hinzuweisen, welche aus der Vergangenheit unmittelbar in die Zukunft leiten, und auch dabei können wir uns kurz fassen; denn wir haben auf die jetzt eingetretenen Ereignisse unsere Leser bereits früher vorbereitet. Von welchen Gesichtspunkten wir die Zukunft in Teplitz betrachten, ergibt sich aus unserer Correspondenz im Märzheft dieser Jahrbücher.

Wir gingen dort von dem Satze aus, daß der französischen Suprematie nur durch eine Coalition ein Gegengewicht geschaffen, und daß die Initiative in diesem Streben nur von Preußen erwartet werden könne. Für eine antihonapartistische Coalition aber — sagten wir weiter — kommen zur Zeit außer Preußen nur zwei Großmächte in Betracht: England und Oesterreich. Von England ist eine Cooperation in diesem Sinne nicht zu erwarten, so lange dort eine Politik am Ruder ist, welche sich die Aufrechterhaltung des freundschaftlichen Einvernehmens mit Frankreich zur Aufgabe gemacht hat. Der Sturz dieses Systems ist allerdings — wenn die französische Politik ihren umfangreichen Charakter bewahrt — mit Bestimmtheit vorauszusehen; rechtzeitig aber kann er nur durch sofort eintretende außerordentliche Ereignisse herbeigeführt werden, während er bei gewöhnlichem Laufe der Dinge in eine unbestimmte Zukunft gerückt bleibt. Wir bezeichneten damals eine gemeinsame Action mit der Schweiz als denjenigen Schritt, dessen Folgen — menschlichem Ermessen nach — am ehesten geeignet sein würden, die englische Nation aus ihrer Lethargie aufzuwecken.

Allein wir wußten schon damals, daß die preussische Regierung nicht beabsichtige, die Schweiz durch Zusicherung ihres Bestandes zu einem solchen Schritt zu ermuntern; wir wußten auch, daß selbst in der Schweiz eine ausgesprochene Neigung dazu nicht vorhanden war, daß die Mehrheit vielmehr, gelähmt durch eine starke Partei, welche von einem Separatabkommen mit Frankreich den relativ günstigsten Erfolg erwartete, ihren Entschluß dahin gefaßt hatte, die Sache der Eidgenossenschaft vollkommen unter den Schutz der Großmächte zu stellen und diesen Schutz nicht durch ein einseitiges, von einigen derselben gemißbilligtes Vorgehen zu verschmerzen. Je weniger demnach auf Ereignisse zu rechnen war, welche den Bemühungen der antifranzösischen Partei in England förderlich werden konnten, und je entschiedener sich für uns die Nothwendigkeit herausstellte, die Hoffnung auf ein Bündniß mit England zu vertagen: mit desto größerer Aufmerksamkeit mußten wir den anderen Theil der Alternative — ein Bündniß mit Oesterreich — als den allein noch übrigen Ausgangspunkt zur Bildung eines Gegengewichts gegen die französische Omnipotenz, in's Auge fassen.

Wie sehr indeß diese Combination als ein nicht mehr zu umgehendes Gebot der Weltlage erscheinen mochte: so haben wir doch die ernstesten Bedenken und die Hindernisse, die ihr entgegenstanden, nicht verschweigen zu dürfen geglaubt. Wir erblickten solche Hindernisse einerseits in der zerrütteten Lage des Kaiserstaats, — einer Frucht seiner inneren Politik —, andererseits in der entschiedenen Aversion des preussischen Volks gegen eine Annäherung an Oesterreich, — einer Frucht der auswärtigen und namentlich der deutschen Politik des Wiener Ra-

binets. Aus beiden Momenten ergeben sich die gewichtigsten Bedenken. Konnte die Allianz mit einem durch innere Zwietracht geschwächten Staat uns überhaupt von Werth sein? Sollten wir uns in die Lage versetzen, ein von uns gemäßigtes Regierungssystem unterstützen und vielleicht an seinen bitteren Resultaten Theil nehmen zu müssen? Sollten wir, Hand in Hand mit einem solchen Staat, und gegen den entschiedenen Wunsch des eigenen Volkes uns auf eine politische Bahn begeben, die wir aller Wahrscheinlichkeit nicht anders als durch die nachdrucksvollste Unterstützung eines allgemeinen nationalen Aufschwunges ehrenvoll und mit Erfolg zurücklegen konnten? Das waren in der That ernste Fragen. Wir glaubten sie verneinen zu müssen: ein Bündniß mit Oesterreich, in dem Sinne, wie es durch die Lage Europa's geboten ist, als ein Krysalisationspunkt für eine weise, kräftige, von Frankreich vollkommen unabhängige Politik, — ein solches Bündniß mit Oesterreich erheischte als Vorbedingung einen totalen Umschwung der inneren und auswärtigen Politik des Wiener Cabinets, — einen Umschwung, der dem Kaiserstaat mit dem innern Frieden die Möglichkeit innerer Kräftigung wiedergab und der Allianz mit Preußen durch die Verschönerung des preussischen Volkes dasjenige solide Fundament verlieh, dessen eine active preussische Politik nie wird entzathen können.

An diesen Ansichten müssen wir auch jetzt festhalten, und wir haben aus den Aeußerungen des Organs der preussischen Regierung über die Teplitzer Zusammenkunft mit großer Befriedigung ersehen, daß das Staatsministerium von denselben Anschauungen ausgeht. Es würde in der That weder dem Kaiserstaat, noch uns ein Dienst damit geleistet sein, wenn wir, preussischerseits, nicht auf das Bestimmteste das Mittel bezeichnet hätten, welches einzig und allein im Stande ist, einer Annäherung der beiden deutschen Großmächte wirkliche Lebenskraft einzusößen und ihr eine politische Bedeutsamkeit zu verleihen. Und wenn die preussische Regierung von der Anschauung ausging, daß ein gemeinsames Auftreten mit Oesterreich vorläufig noch einer soliden Grundlage entbehre, so verstand sich von selbst, daß sie in Teplitz noch nicht an bindende Stipulationen denken konnte, daß die Aufgabe sich vielmehr darauf beschränkte, die unerläßlichen Vorbedingungen einer gemeinsamen politischen Action in das gebührende Licht zu stellen.

War nun Aussicht vorhanden, daß Oesterreich diese unerläßlichen Vorbedingungen erfüllen werde? — Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die es entschieden in Abrede stellten; die es als eine lächerliche Hoffnung bespöttelt haben, daß Preußen Oesterreich „belehren“ werde; — einen Nothren werde man nicht weiß waschen.

Allerdings. Beruhte die Hoffnung lediglich auf unserer Ueberredungskraft einem hochmüthigen und verstockten Sänder gegenüber, — wir würden ohne Weiteres gerathen haben, sie zu den Acten zu legen. Aber es scheint uns, als hätten jene Stimmen es übersehen, daß nicht wir das Belehrungswert an Oesterreich zu vollziehen haben; daß Oesterreich schon seit längerer Zeit unter dem Einfluß einer gewaltigeren Lehrmeisterin steht, der Lehrmeisterin, welche die Herzen am Sichersten zwingt, — der Noth. Und nie ist politische Freiheit anders geboren worden, als unter dem Druck der Nothwendigkeit.

Daß nun die innere Politik des Kaiserstaates auf andere Grundlagen gestellt werden müsse, das ist in Wien ohne Zweifel schon lange vor der Teplitzer Zusammenkunft erkannt worden. Das Wiener Cabinet mochte in den Mitteln fehlgreifen, — und bei den verwickelten Verhältnissen des Kaiserstaates ist es wahrlich nicht leicht, überall mit Sicherheit das Richtige zu treffen; es mochte vor ganzen und consequent durchzuführenden Maaßregeln zurückschrecken, — und eine ungewöhnliche Charakterstärke gehört dazu, ein durch und durch neues politisches System in's Leben zu rufen: das aber scheint uns unzweifelhaft, daß selbst ein so verfehlter Schritt, wie das Patent über die Stellung der Protestanten in Ungarn, daß eine so folgenschwere Maaßregel, wie die Verstärkung des Reichsraths durch hervorragende und unabhängige Persönlichkeiten, die Erweiterung seiner Befugnisse, die Veröffentlichung seiner Verhandlungen, entschieden wenigstens die Absicht bekunden, in eine andere politische Bahn einzulenken, welche den Wünschen der Bevölkerung in höherem Grade entgegenkommt. Es war also nicht etwas absolut Neues und Befremdliches, was wir den Wiener Staatsmännern zu sagen hatten; wir hatten in Wirklichkeit nur das zu wiederholen, was ihnen selbst die ernste Schule der Noth bereits aufgebrängt hatte, und ihnen zu bestätigen, daß der politische Umschwung, zu dem sie eine unsichere Neigung verrathen, unsrer festen Ueberzeugung nach ein unabweisliches Gebot der Nothwendigkeit sei.

- Anknüpfungspunkte, welche zur Erfüllung der Vorbedingungen einer Allianz führen konnten, waren also auch in den Ansichten der Wiener Staatsmänner gegeben; und die neue Bedrohung der Interessen des Kaiserstaats, die in der Entwicklung der süditalienischen Ereignisse und in der Wiederaufnahme der orientalischen Frage lag, mochte ein Uebriges thun, dem Rath einer Großmacht, mit der man sich zu verständigen wünschte, ein erhöhtes Gewicht zu verleihen. Das waren Momente, welche dazu berechtigten, den Versuch einer Annäherung nicht von vornherein als ganz aussichtslos zu betrachten, — und der Briefwechsel zwischen Wien und Baden-Baden, welcher der Zusammenkunft in Teplitz vorausging, mag dieser Auffassung noch anderweitige, dem Publicum unbekannt gebliebene Gründe zugeführt haben, — wie wir aus der Rede des Prinz-Regenten in Baden schließen müssen.

Hat nun die Zusammenkunft selbst der Voraussetzung, daß eine Annäherung Preußens und Oesterreichs möglich sei, Vorschub geleistet? Nach Allem, was wir darüber gehört haben, müssen wir es annehmen. Es ist in Teplitz nicht bloß von den großen Fragen der europäischen Politik, sondern auch von innerer Politik gesprochen worden. Und hier hat sich ein sehr bemerkenswerther Contrast gegen die Erfahrungen von Baden-Baden herausgestellt, — ein Contrast, welcher den Beweis liefert, daß ein großer, auf sich selbst verwiesener Staat, trotz aller politischen Irrungen und Sünden, doch in einer ganz andern, in einer ungleich gesünderen politischen Atmosphäre lebt, als Kleinstaaten, die für alle Eventualitäten am „Bunde“ einen sichern Rückhalt zu besitzen glauben und die deshalb wädhnen, sich wirklich ernsthafter Erwägungen entschlagen zu können. Den österreichischen Staatsmännern ist es nicht in den Sinn gekommen, den Liberalismus der preussischen Regierung als das Grundübel

Deutschlands zu bezeichnen; sie haben ihn vielmehr als eine Nothwendigkeit für Preußen anerkannt; sie haben es nicht in Abrede gestellt, daß auch Oesterreich, den verschiedenen Confectionen, den verschiedenen Nationalitäten gegenüber, analoge Bahnen einschlagen müsse.

Mehr als ein Hoffnungsstrimmer ist uns dadurch allerdings nicht geboten. Und auf Grund bloßer Hoffnungen gelangen wir noch nicht zu einer wirkungsvollen Annäherung beider Staaten. Dazu sind Thatsachen erforderlich, — Thatsachen, welche unzweideutig beweisen, daß Oesterreich unwiderrufflich mit seinem bisherigen politischen System gebrochen habe und daß es fortan in Bezug auf Deutschland eine Politik befolgen werde, welche den Interessen und Bedürfnissen des preussischen Staates entgegenkommt. Erst dann, wenn solche Thatsachen vorliegen, wird ein gemeinsames Auftreten der beiden Kabinete von der vollen und herzlichsten Zustimmung der Nation begleitet sein, welche den Gegnern sagt, daß hinter den Forderungen der beiden deutschen Großmächte die Kraft Central-Europa's steht. Bis dahin bleibt jede Uebereinstimmung in Bezug auf diese oder jene politische Frage ein ziemlich unfruchtbares Gut, da die moralischen Unterlagen fehlen, die zu seiner nachdrücklichen Verwerthung ermuthigen könnten.

Wir wünschen dringend, daß die österreichische Regierung mit denjenigen Maßnahmen, welche das Vertrauen des preussischen Volks zu erwecken geeignet sind und der Annäherung der Kabinete die nationale Zustimmung sichern, nicht bis zum Moment ersterer Prüfungen warten möge. Wir kennen die Stimmung unseres Volks; sie kann nicht im Fluge umgewandelt, sie kann von Oesterreich auch nicht durch eine plötzliche und verstellte Freundlichkeit in Illusionen gewiegt werden; sie wird nur thatsächlichen Beweisen einer wirklich entgegenkommenden Politik und auch diesen nur allmählich weichen. Und den Wiener Staatsmännern wird das Unwetter, das sich von allen Seiten um den Kaiserstaat zusammenzieht, deutlich genug sagen, daß keine Zeit zu verlieren ist.

Wie weit wir nun auch noch von einer wirklichen Annäherung der beiden Staaten entfernt sein mögen: schon der Gedanke an die Möglichkeit derselben hat auf die hohe Politik eine sichtbare Wirkung geübt. Sie tritt am Klarsten hervor in der Behandlung der orientalischen Frage.

Daß die diplomatische Anregung dieser Frage vollkommen gescheitert war, haben wir in unserer vorigen Correspondenz auseinandergesetzt. Inzwischen sind die thatsächlichen Folgen, welche von einer so geräuschvollen Entfaltung des russischen Protectorats über die griechische Christenheit zu erwarten waren, in der Türkei nicht ausgeblieben. Ja, es hat sich mit großer Wahrscheinlichkeit herausgestellt, daß die im türkischen Reiche ausgebrochenen Unruhen und Fehden nicht ausschließlich durch die vagen Hoffnungen hervorgerufen wurden, welche die plötzliche Wiederaufnahme der orientalischen Frage unter der christlichen Bevölkerung des türkischen Reiches erregen mußte; man muß vielmehr annehmen, daß sie von den dabei interessirten Mächten ausdrücklich zu dem Zweck vorbereitet waren, um den von der russisch-französischen Diplomatie aufgestellten Forderungen zu einer nachdrücklichen, thatsächlichen Motivirung zu dienen. Denn es ist hier höchst auffällig, daß die Vöhrung gerade auf denje-

nigen Gebieten zum Ausbruch kam, welche, wie Bulgarien und Albanien, dem russischen, oder wie der Libanon, dem französischen Einfluß unterliegen. Was den Libanon betrifft, der in der Entwicklung des neuen Drama's eine so hervorragende Rolle zu spielen berufen ist, so wird es vielen Lesern vielleicht nicht bekannt sein, daß gerade die Strecke zwischen Beyrut und Damascus von Frankreich schon seit längerer Zeit als ein geeignetes französisches Colonisationsgebiet betrachtet wird. Es ist eine französische Compagnie, welche die Straße von Beyrut nach Damascus baut; die zahlreichen Fabrik-Etablissements an diesem Wege, meistens Seidenfabriken, sind fast sämmtlich in den Händen französischer Besitzer. Hier endlich lebt in den Maroniten eine compacte katholische Bevölkerung. Nimmt man nun noch die Thatfachen hinzu, daß die Maroniten im Besiz französischer Waffen sind; daß man unter ihnen massenhaft Brandschriften verbreitet hat, die nur im Auslande fabricirt und gedruckt sein können: so kann man sich unmöglich der Ueberzeugung verschließen, daß die unruhigen Auftritte, von denen die Zeitungen bald nach Wiederanregung der orientalischen Frage zu melden hatten, unmitttelbar und direct von den dabei interessirten Mächten angeführt worden sind.

In dem ursprünglichen Plan — es ist wohl zu beachten — sollten diese Ereignisse nur eine secundäre Rolle spielen; sie sollten die russisch-französische Diplomatie unterstützen, vielleicht später, wenn sie sich weiter ausbreiteten, als geeignete Anlässe zu militärischer Intervention ausgebeutet werden. Aber das vollständige Scheitern des diplomatischen Vorgehens und der unerwartete Entwicklungsgang der Ereignisse im Libanon legten den Gedanken nah, diese Ereignisse, die ursprünglich nur für die Diplomatie helfende Motive, neue Impulse sein sollten, als unmittelbare Anknüpfungspunkte für die orientalischen Pläne zu benutzen. Die von den Maroniten ausgegangene Provocation der Drusen hatte einen furchtbaren Rückschlag hervorgerufen; der schwächere Theil, die Drusen, hatte, von Rachedurst entflammt, unter der christlichen Bevölkerung ein Blutbad angerichtet, welches ganz Europa mit Entsetzen erfüllen mußte. Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit und Entschlossenheit ergriff der Kaiser Napoleon das unerwartete Ereigniß, das ihm viel größere Erfolge zu versprechen schien, als er sie ursprünglich angestrebt hatte. Durch sehr geschickt angepönnene und verwickelte diplomatische Intriguen hatte er auf Umwegen dahin gestrebt, von den drei außerhalb des Einverständnisses stehenden Großmächten wenigstens die eine — Preußen — zu einer freundlichen Neutralität bei der weiteren Entwicklung der orientalischen Frage zu bewegen: jetzt eröffnete ihm die allgemeine Bestürzung der abendländischen Christenheit die unerwartete Aussicht, die Kabinette aller drei Großmächte abertumpeln und sie nicht nur für eine Zustimmung zur militärischen Intervention, sondern sogar für eine gewisse Cooperation gewinnen zu können, die ihnen späterhin den Rückweg zu einer selbstständigen Politik außerordentlich erschweren mußte. Hatten einmal unter Sanction der europäischen Mächte französische Truppen im Libanon activ eingegriffen; war hierdurch der muselmännische Fanatismus in allen Theilen des türkischen Gebietes zu hellen Flammen angefaßt; war das Blutvergießen und der Religionstamps so allgemein geworden, daß die Unfähigkeit

der türkischen Regierung, ihm Einhalt zu thun, gar keinem Zweifel mehr unterliegen konnte: so war auch die Nothwendigkeit einer Auflösung des türkischen Reiches evident geworden, und die europäischen Mächte konnten sich nicht länger den Folgen eines Ereignisses entziehen, das mit ihrer ausdrücklichen Sanction in Scene gesetzt worden war; dann war nicht mehr Ueberlegen und Diplomastikern am Platz, dann ging es an's Zugreifen, und demjenigen, der mit der größten Macht an Ort und Stelle sich befand, war auch der beste Theil der Beute gesichert.

Leider ist der gefährliche Plan in seinem Anfangsstadium wirklich gelungen. Die europäischen Rabinette haben sich in der That von der französischen Politik in einer sehr unruhlichen Weise überrumpeln lassen. Das stolze Albion erkannte die Nothwendigkeit einer Intervention im Princip an und glaubte sich dadurch hinlänglich zu decken, daß es sich hinter die Türkei stellte und die Verwendung europäischer Truppen in Syrien von der Zustimmung der türkischen Regierung abhängig machte. Aber die türkische Regierung kennt den durchgreifenden Charakter der französischen Politik; sie kennt die Herzfahrenheit Europa's; ohne Aussicht auf nachdrückliche Hülfe von irgend einer Seite sieht sie nur die Alternative vor sich: entweder eine durchaus selbstständige oder eine durch den Einfluß der europäischen Mächte regulirte französische Intervention, — und hier konnte die Wahl kaum zweifelhaft sein.

In diese durch die ersten unüberlegten Zugeständnisse fast heillos verborbene Situation fiel die Nachricht von der Teplitzer Zusammenkunft hinein, begleitet von dem Gerücht, daß sich die beiden deutschen Großmächte, wie die Formel lautete, „über die großen europäischen Fragen geeinigt hätten.“ In Bezug auf die orientalische Angelegenheit hatte sich in der That eine große Uebereinstimmung in den Ansichten der preussischen und österreichischen Staatsmänner herausgestellt, und dieser Einklang, der sich bei Berathung der die Intervention regulirenden Convention sofort zu erkennen gab, mochte dem Glauben, daß die Verständigung der deutschen Mächte weiter vorgeschritten sei, als sie es in der That ist, neuen Anhalt verleihen. In Uebereinstimmung mit Oesterreich beantragte Preußen eine Anzahl von Clauseln, welche der im Princip einmal zugestandenen Intervention möglichst enge Grenzen zu stecken suchten, und die deutschen Mächte bestanden mit Nachdruck auf diesen Einschränkungen. Begierig ergriff England die günstige Wendung, um die übeln Folgen seiner ursprünglichen Concessionen nachträglich so weit als möglich abzuschwächen: zum ersten Mal nach langer Zeit sah die Welt ein energisches Zusammenwirken derjenigen drei Staaten, deren Bündniß schon längst von allen Einsichtigen als das einzige Heilmittel für die unglückschwängere Gegenwart bekräftigt ist.

Und in die Betrachtungen des französischen Imperators fiel der Schatten desjenigen Ereignisses, das er von allen Eventualitäten inner am meisten gefürchtet und zu dessen Vereitelung er stets die ganze Kraft seines erfinderischen Geistes angeboten hatte: er sah den Schatten einer Coalition. Noch einmal raffte er sich auf, das werdende zu durchkreuzen. Und ein wunderliches Mittel hat er ergriffen: er zog das Lammfell bis über die Ohren und schrieb

den sonderbaren, friedenathmenden Brief an die englische Nation, er bot ihr Alles, Lösung der italienischen Frage im englischen Sinn, Behandlung der syrischen Angelegenheit im innigen Einverständnis mit England, er schob die Schuld der bisherigen Divergenzen auf den Terrorismus, den die öffentliche Meinung in Frankreich auf ihn ausübe u. s. f.

Wird dieses Schriftstück in England die gehoffte Wirkung äußern? wird die englische Nation sich durch diese Vorpiegelungen verleiten lassen, die schon oft als recht störend empfundene Bundesgenossenschaft abermals einer Coalition vorzuziehen, welche den gefährlichen Rivalen nachdrücklich in seine Schranken zurückzuweisen im Stande ist? Wir glauben es kaum. Selbst wenn es gelingen sollte, England noch einmal in Illusionen einzuwiegen: die Macht der Ereignisse, die sich im Orient entwickeln werden, wird dennoch in nicht langer Frist die Austerfreundschaft zerreißen und immer nachdrücklicher auf das einzige Rettungsmittel hinweisen, welches heißt: antibonapartistische Coalition. Und dieses Resultat wird um so schneller herbeigeführt werden, je fester die deutschen Mächte zu einer Politik zusammenstehen, welche das Urtheil der Welt nicht zu scheuen braucht.

Bis dieses Factum eingetreten ist, können wir den Ereignissen im Orient nicht anders als mit der äußersten Besorgniß entgegensehen. Alle Verlautbarungen, mit denen die vereinte Anstrengung der drei Großmächte die syrische Intervention nachträglich umgeben hat, sind nicht im Stande die Befürchtung zu vermindern, daß das Erscheinen abendländischer Truppen im Orient unter den obwaltenden Umständen das Signal zu einer allgemeinen Katastrophe sein und Ereignisse herbeiführen wird, denen gegenüber alle tractatmäßigen Verpflichtungen kraftlos zu Boden fallen. Wir können es uns nicht verhehlen, daß es der angestrengtesten Wachsamkeit und einer großen Entschlossenheit auf Seiten der drei Großmächte bedürfen wird, um einen geeigneten Moment zu ergreifen und dem weiteren Entwicklungsgange der Dinge Einhalt zu thun. Nachdrückliche Thätigkeit der Pforte zur schnellen Wiederherstellung der Ordnung im Libanon würde uns die Aufgabe wesentlich erleichtern; sollten die türkischen Truppen bei Ankunft des abendländischen Geschwaders bereits Erfolge erzielt haben, welche die begründete Aussicht eröffnen, daß sie auch ohne Hülfe ihrer Aufgabe genügen werden, so wird mit allem Nachdruck darauf zu bestehen sein, daß ein actives Eingreifen der fremden Truppen gänzlich unterbleibt. England, dessen Interessen hier vorzugsweise gefährdet sind, kann der kräftigsten Unterstützung der deutschen Großmächte gewiß sein; und trotz der überaus misslichen Sachlage mögen wir auch jetzt noch die Hoffnung nicht aufgeben, daß es dem einmüthigen, energischen Auftreten der drei Mächte gelingen wird, von dem türkischen Reiche eine Katastrophe abzuwenden, die uns in einen allgemeinen Krieg hineinzuführen droht.

## Aus Italien.

Turin, Ende Juli 1860.

Die rasche Entwicklung der Ereignisse in Unteritalien giebt der leitenden Politik kaum Zeit zu Athem zu kommen und sich anzusehen; um so weniger scheint es dem Publicisten möglich sich darin zu orientiren, um die Grundbedingungen der Bewegung zu erspähen und sie nach Ursachen und Folgen zu beurtheilen.

Daß Sicilien gegen die Oberherrschaft Neapels früher oder später sich auflehnen würde, war leicht voranzusehen, aber ebenso schien es ausgemacht, daß jeder Aufstand gegen die organisirte Kriegsmacht Neapels unterliegen müsse. Zwei unerwartete Umstände mußten eintreten, um die Chancen zu Gunsten des Aufstandes zu wenden: einmal der Zug Garibaldi's, sodann die Desorganisation des neapolitanischen Heeres. Man kann freilich nicht sagen, daß diese Umstände unvorbereitet und durch reinen Zufall hervorgebracht wurden. Unter den moralischen Ursachen dieser beiden Ereignisse nahmen ohne Zweifel die allgemeine Aufregung der Gemüther in Italien und die Erfolge der nationalen Politik nach oder vielmehr trotz Villafranca, den ersten Platz ein. Schon während des vorjährigen Krieges waren alle Augen nach Unteritalien gerichtet; unmittelbar nach den Schlachten von Magenta und Solferino hatte auch dort die Agitation sich entwickelt. Mazzinisten, Unitarier und Anexionisten regten sich, um die nationale Bewegung in Neapel und Sicilien auszubreiten; die vielen politischen Flüchtlinge aus beiden Ländern, unter denen sich Männer aller drei Parteien befanden, waren auch für alle thätige Werkzeuge, und das Hauptaugenmerk aller war die Organisation einer Expedition und die Desorganisation des neapolitanischen Heeres. Schon Mazzini, der sich bekanntlich gern voranstellt, wo keine persönliche Gefahr zu fürchten ist, hatte nach der Schlacht von Solferino angekündigt, daß er als Feld für die Thätigkeit seiner Anhänger Unteritalien auserlesen habe; dazu kamen die Bemühungen des Nationalvereins unter Cafarina, und die unter Garibaldi's Namen veranstaltete Sammlung für »eine Million Gewehre.« Die Desorganisation des neapolitanischen Heeres andererseits fing damit an, daß man den König dahin brachte, die schweizerischen Truppen anzufragen und verabschieden zu lassen; damit war auch die Hauptsache erreicht, denn man wußte, daß die einheimischen Truppen, vorzüglich aber der gebildete Theil derselben, sich dem Einflusse des Nationalgeistes nicht ganz entzogen haben würde. So waren die Vorbedingungen gewonnen. Zur weiteren Entwicklung war es nöthig, daß das Signal der Bewegung im Lande selbst durch einen Aufstand gegeben wurde; sonst hätte eine Expedition schwerlich zusammengebracht werden können, da aus Mangel an Zutrauen nur Wenige sich dazu herbeigelassen hätten. Mehr noch. Mit Recht mag man auch geglaubt haben, daß die europäische Diplomatie weniger einzuwenden würde, wenn es sich um Hülfsleistung für einen schon bestehenden Aufstand handelte, und nicht um einen Zug in ein ruhiges und friedliches Land; hat doch ebendeshalb die sardinische Regierung jeden Ver-

sich gegen das päpstliche Gebiet mit aller Macht vertheidert und zurückgewiesen, während sie bei den sicilischen Expeditionen die größte Toleranz ausübte. Aber alle Bemühungen, im Neapolitanischen Aufstände zu bewirken, scheiterten an dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien und Individuen, welches die Regierung durch die Polizei nach allen Richtungen zu nähren wußte; besser gelang es in Sicilien, wo die Insurgenten sich in kleineren Scharen an verschiedenen Orten längere Zeit zu halten im Stande waren.

Sicher indeß hätten auch diese zuletzt die Waffen niederlegen müssen, wenn nicht Garibaldi in Marsala erschienen wäre, und, durch ein außerordentliches Glück begünstigt, seine Landung dort bewerkstelligt hätte. Die Geschicklichkeit Garibaldi's und die Tapferkeit seiner kleinen Schaar von Patrioten errangen bald die bekannten außerordentlichen Erfolge, und diese waren es, welche die Demoralisation der neapolitanischen Truppen vollendeten. Kaum jedoch hatten die Waffen über das Schicksal der neapolitanischen Herrschaft auf der Insel entschieden, als auch die Meinungsverschiedenheiten über die Feststellung des künftigen Geschicks des Landes zum Vorschein kamen. Die wenigen Mazzinisten, welche, sich mit Kühnheit und Rücksichtslosigkeit vorbrängend, eine Stellung in der Nähe Garibaldi's zu gewinnen gewagt hatten, wollten von Sardinien und Annexion nicht wissen, sie dachten daran, in Sicilien die Grundlage und den Ausgangspunkt für die künftige italienische Republik zu bilden; die Unitarier wollten den Anschluß an Sardinien bis zu dem Zeitpunkte aufschieben, bis auch die anderen noch nicht annectirten Provinzen befreit sein würden. Aus Rücksicht für die unumwunden monarchischen Gesinnungen Garibaldi's mußten freilich die Mazzinisten ihre Absichten und Pläne verdecken, und dies geschah, indem sie sich den Unitariern zugesellten, mit der Hoffnung, daß der Aufschub der Annexion ihnen günstige Chancen bringen dürfte. Die Annexionisten endlich, d. h. die bei Weitem zahlreichere Partei, wollten sogleich den Anschluß an Sardinien votiren und jeder Ungewißheit in dieser Hinsicht sobald als möglich ein Ende machen. Bald genug hat diese letzere Partei gesiegt. Garibaldi, der sich anfangs auf die Seite der Unitarier geschlagen hatte, gab dem Drange der öffentlichen Meinung, die sich entschieden für sofortige Annexion äußerte, nach, und ertheilte die nöthigen Anordnungen für die Abstimmung und Einberufung der Nationalversammlung zu jenem Zwecke.

Die Erscheinung und Vertreibung Casarina's aus Sicilien, welche bei der ersten Kunde ein so großes Aufsehen erregt hatte, war nur eine untergeordnete Episode, die auf die Stellung der Parteien keinen Einfluß hatte. Casarina war als Vertrauensmann des Grafen Cavour nach Sicilien gekommen; aber seine Sendung war ein Mißgriff des Premierministers, der in der That in der Wahl seiner Agenten nicht immer sehr glücklich ist. Casarina nämlich war als Minister in Sicilien 1848 unglücklich gewesen, und überdies bei Garibaldi wegen früherer Zerwürfnisse nicht gut angeschrieben. Jetzt nun sprach der Abgesandte die oberste Gewalt neben Garibaldi an; sich auf den Namen Cavour's stützend, durchkreuzte er die politischen und administrativen Anordnungen des Generals und suchte sich einen Anhang auf der Insel zu erwerben, indem er sich als unbedingten Annexionisten, Garibaldi aber als den Mazzinisten verfaßte

darstellte. Die Ausweisung Casarina's konnte daher um so leichter, ohne nachtheilige Folgen, bewerkstelligt werden, als Garibaldi von Turin aus die Versicherung erhielt, daß Cavour sich seines Abgesandten nicht annehmen und eine andere, dem Dictator angenehmere Person nach Sicilien senden würde. Die Ausweisung Casarina's hatte daher keine andere Wirkung, als eine in der letzten Zeit wenig beliebte Persönlichkeit von dem politischen Schauplatz zu entfernen, und zu tadeln war wohl nur dies, daß sie auf eine für jenen insultirende Weise in dem officiellen Blatte von Palermo angeklündigt wurde, was man ihm billig mit Rücksicht auf seine früheren, gewiß sehr verdienstlichen patriotischen Leistungen hätte ersparen sollen. Es war eine kleinliche Rache seiner persönlichen Feinde; aber auch er freilich fehlte durch seine Verdächtigung der Absichten Garibaldi's, während die Ereignisse augenscheinlich darthun, daß dieser von mazzinistischen Einflüssen sich frei zu erhalten weiß. Auch die Angabe, daß Garibaldi sich mit Cavour entzweit habe, hatte keinen Grund, obwohl Manches in der Politik des sardinischen Premier dem kühnen General nicht gefallen mochte. Sicher darf man vertrauen, daß der Beiden gemeinsame Zweck, ein monarchisch-constitutionelles Italien zu bilden, untergeordnete Differenzen immer wieder ausgleichen wird. Garibaldi hat überdies an dem Commandanten des sardinischen Geschwaders, Persano, einen geistes- und sinnverwandten Seemann gefunden, und Persano ist mit Leib und Seele dem Grafen Cavour ergeben, der bekanntlich zugleich Marineminister ist. Die Interessen der Annexion und Sardinien's werden künftighin durch Herrn Depretis, ehemaligen Vicepräsidenten der Deputirtenkammer in Turin, repräsentirt, und diese Wahl, zwischen Cavour und Garibaldi abgeredet, zeigt besser als jedes andere Argument, wie ungegründet die Behauptung eines ernstern Zerwürfnisses war. Dies vereinfacht die Situation und beseitigt mit einem Schlage alle vermutheten Schwierigkeiten der sicilischen Frage, insofern sie aus den inneren Verhältnissen entspringen konnten.

Die eigentlichen Schwierigkeiten nämlich der sicilischen Frage liegen begreiflich in der Haltung der auswärtigen Mächte, von denen einige die den Expeditionen in Oberitalien von der sardinischen Regierung zugestandene Toleranz als eine offene Unterstützung, als eine wahre Dazwischenkunft ausgeben, und darnach auch ein thätigeres Einschreiten von ihrer Seite als berechtigt ansehen möchten. Dennoch war es, so lange der König von Neapel mit dem gewohnten despotischen Polizeisystem in seinen Staaten herrschte, nicht wahrscheinlich, daß die Mächte mehr als eine diplomatische Verwendung zu seinen Gunsten in der sicilischen Frage einlegen würden. Man konnte es daher als gewiß annehmen, daß Rußland, Oesterreich und Preußen die Ausdehnung der Annexionspolitik auf Sicilien zwar nicht gerne sehen, aber doch derselben keine wesentlichen Hindernisse entgegenzusetzen würden. Frankreich und England waren um so weniger geneigt zu Gunsten des Königs aufzutreten, als sie noch von der Zeit des orientalischen Krieges einen tiefen Groll gegen die Regierung Neapels für deren Rußland günstige Neutralität nährten. Seit 1815 sah Neapel, wie auch Rom, in Rußland die mächtigste und letzte Reserve des Legitimitätsprincipes und des Absolutismus. Der Glaube an Oesterreichs Macht schwankte seit 1848, aber an

Rußland blieb er unerschütterlich. Als daher Ferdinand II. die Neutralität im orientalischen Kriege so weit trieb, daß er sogar die Ausfuhr der nothwendigsten Lebensmittel verbot, damit die Allirten sich nicht in seinen Staaten verproviantiren könnten, handelte er nach den Eingebungen jener conservativen Politik. Aber seine Berechnungen schlugen fehl. So lange er selbst lebte, konnte er durch seine Festigkeit und Klugheit die Versuche der Westmächte, ihn zum Schwanken zu bringen, vereiteln. Aber sein Sohn, dem jene Eigenschaften abgehen und der überdies in erregteren Zeiten lebt, muß jetzt jenen Mißgriff büßen, und die Westmächte waren um so weniger geneigt ihn zu unterstützen, als sein von dem Vater geerbtes Regierungssystem mit Recht die öffentliche Meinung von ganz Europa gegen ihn aufgebracht hatte. Diese Verhältnisse sind nun aber plötzlich durch den Entschluß des Königs, die Constitution vom Jahre 1848 wieder aufleben zu lassen, völlig umgestaltet worden, und es entsteht jetzt die Frage, ob die europäischen Mächte in Folge dessen geneigter sein werden, für den König sowohl in Neapel als auch in Sicilien aufzutreten. Selbst in Betreff Siciliens scheint in der That der erste Eindruck in diesem Sinne gewesen zu sein, und es fehlte alsbald in Turin nicht an diplomatischen Vorstellungen, die dahin zielten. Aber eine nähere Ueberlegung scheint doch bald gezeigt zu haben, daß eine solche Politik unausführbar war. Keine mit noch so blühenden Garantien gemachten Versprechen constitutioneller Einrichtungen könnten Sicilien wieder freiwillig unter die Herrschaft der bourbonischen Dynastie bringen; dazu würde die Gewalt der Waffen nothwendig sein, und diese, sei es durch fremde Intervention oder durch Truppen Neapels, schließt die Einhaltung constitutioneller Versprechen aus. Sardinien würde sich freilich vor einer fremden Intervention neutral verhalten; aber auf jeden Fall seine auf die nationalen Principien gegründete Politik reserviren, und dies dürfte hinlänglich sein, um der bourbonischen Dynastie in Sicilien jede moralische Kraft zu benehmen. Immer wieder käme man daher für Sicilien auf das Dilemma: die Annexion oder die Bildung eines selbstständigen Staates. Der letztere würde aber nimmer eine feste Grundlage haben, er würde unter allen Umständen nur durch fremdes Protectorat bestehen können. Frankreich und England würden sich darum als Rivale bewerben: — um keinen neuen Zankapfel in die europäische Politik zu werfen, würde sich also zuletzt doch nur der Anschluß an Sardinien empfehlen.

Der Umstand, daß der König Franz II. das Wohlwollen der Westmächte nicht besitzt, gefährdet jedoch dessen Stellung, nach wie vor, auch in Neapel. Es ist in keiner Weise wahrscheinlich, daß die Verleihung der Constitution, trotz allen Bemühungen der neapolitanischen Diplomatie, der Dynastie an der Seine und der Themse bessere Freunde erwerbe. Bei dem ausgesprochenen Principe der Nichteinmischung muß der König von Neapel durch eigene Kraft sich auf dem Throne erhalten, und wenn dies ihm nicht gelingt, wird sich schwerlich eine europäische Macht finden, die einem zum Prätendenten herabgesunkenen König durch die Gewalt der Waffen wieder zu seinem Throne verhilft. Die dem Könige und seiner Regierung zugefallene Aufgabe ist gegenüber der Desorganisation der Armee und der einreisenden Anarchie unendlich schwierig; um so schwieriger, als sie auf keinen moralischen Beistand von Seiten jener

Regierungen rechnen kann, die für's Erste allein im Stande wären, einen solchen wirksam zu leisten. Man begriff dies bald genug in Neapel und erkannte zugleich, daß die nöthige Vorbedingung des Erfolges ein Bündniß mit Sardinien auf Grundlage der Nationalpolitik wäre. Ein solches Einverständniß erscheint der neapolitanischen Regierung als das beste Mittel, bei den Parteien im Inneren Vertrauen zu erwerben und die Abneigung der Westmächte zu entwasfen. Es war der Rath Napoleon's III. Nach einigem Zaudern daher wurden die Bedingungen, die man Sardinien vorzuschlagen hätte, discutirt, das, was man von den früheren Grundsätzen aufopfern könne, erwogen und auf das geringste Maas reducirt, und so die Herren Manna und Winspeare nach Turin geschickt. Bis zu dem Moment aber, in dem ich Ihnen schreibe, haben ernste Unterhandlungen darüber nicht begonnen; sie scheinen vielmehr in einen vitiosen Circle gerathen zu sein, aus welchem man bis jetzt nicht absteht, wie sie sich herausziehen können. Neapel sucht die sardinische Allianz, um sich sicher zu stellen; aber Sardinien will keine Verpflichtungen eingehen, bis die neue neapolitanische Regierung im eigenen Lande zu einer festen, mit den Grundsätzen der Nationalpolitik übereinstimmenden Stellung gekommen ist. In diesem widersprechenden Kreise bewegen sich die von beiden Seiten mehr officios als officell gestellten Forderungen, Bedingungen oder Zugeständnisse. Der König von Neapel will durch den moralischen Beistand Sardinien's Sicilien wieder erlangen und seine Unterthanen überzeugen, daß es ihm mit der Constitution und der nationalen Politik Ernst ist, und scheint sogar auf bewaffnete Hilfe zu rechnen. Als Gegenleistung sucht man nicht nur die Verleihung der Constitution und die Annahme einer nationalen Politik geltend zu machen, sondern man verspricht sogar an einem etwaigen Kriege gegen Oesterreich wegen Eroberung Venedigs mit einer beträchtlichen Truppenzahl theilzunehmen. In Sardinien findet man aber, daß alle diese Vorschläge illusorisch sind und an innerem Widerspruche leiden. Sardinien fählt, daß es in dieser Lage durch ein Bündniß mit dem Könige von Neapel nur seine eigene Stellung compromittiren, die Parteien gegen sich selbst aufregen und statt die italienische Halbinsel durch Beförderung nationaler Einrichtungen einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen, es vielmehr der Anarchie und in der Folge den Reactionen preisgeben würde. So lange die neapolitanische Regierung nicht im Stande ist, von selbst die Folgen und das Andenken der Vergangenheit zu verwasfen, wird sie so wenig nach Außen wie im Inneren einen Stützpunkt finden. Die Bedingungen Sardinien's sind aber nicht bloß in allgemeinen Ausdrücken angegeben, sondern es werden auch positive Forderungen ausgedeutet. Die erste ist das Aufgeben Siciliens und Freiheit für die Sicilianer, ihre künftige politische Stellung selbst zu bestimmen; und da dies ohne Zweifel auf die Annexion mit Sardinien führt, so heißt dies wohl so viel als Anerkennung dieses politischen Actes, sobald er sich verwirklicht haben wird. Ferner verlangt man Anerkennung der bereits vollzogenen Annexionen und Annahme einer italienischen Politik, die mit der Sardinien's in Allem übereinstimmt. Begreiflich, daß die neapolitanische Regierung sich zur Annahme solcher Bedingungen nur ungern entschließt; ist es doch gewiß, daß sie den Ueberzeugungen und Gesinnungen des Königs durch-

aus widerstreben. Sicilien wird freilich geräumt, aber erst, als ein Versuch von Neuem von Messina aus angriffsweise zu verfahren, mißlang und als Garibaldi selbst sich gegen Messina wandte, ja, das Festland als Ziel seiner Unternehmungen bezeichnet hatte. Nach diesen Vorgängen scheint die Räumung Siciliens nur eine erzwungene Folge des Kriegunglücks und der Auflösung der neapolitanischen Armee, nicht aber ein freier politischer Act zu sein, der die Regierung für die Zukunft hände und dafür bürgte, daß sie mit ihrer Vergangenheit gänzlich gebrochen habe. Schwerlich wird sie daher einen moralischen Vortheil für sich daraus ziehen können, und es ist wohl so gut wie ausgemacht, daß die Mission der Herren Manna und Wisppeare keine günstigen Resultate für Neapel zur Folge haben wird.\*) Im Inneren ist die Lage der neapolitanischen Regierung ebenfalls sehr schwierig, da sie mit dem allgemeinen Mißtrauen zu kämpfen hat und nicht im Stande ist, den Forderungen der öffentlichen Meinung so voranzueilen, daß sie das Verdienst und den ganzen Nutzen ihrer Concessionen für sich in Anspruch nehmen könnte. Es kommt hinzu, daß nicht nur die liberalen Parteien an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln, sondern selbst die absolutistische Partei, die früher am Ruder war und jetzt noch immer nicht gänzlich verdrängt ist, daran nicht glaubt — und darnach handelt. Die Anhänger des alten Systems sind fest überzeugt, daß die Zugeständnisse nur im Drange des Augenblickes gemacht wurden, und daß der König die erste günstige Gelegenheit ergreifen werde, um wieder zum Absolutismus zurückzukehren. Sie arbeiten also daran, diesen Augenblick zu beschleunigen, und es fehlt ihnen nicht an Aufmunterung von Außen; wie denn auch hohe Personen, die bei dem Wechsel zu viel verloren haben, im Inneren diese Bestrebungen zu befördern bereit sind. Diese Haltung wird vorzüglich von denjenigen Parteien benutzt, die von der bourbonischen Dynastie unter keiner Bedingung mehr etwas wissen wollen, namentlich aber von der Partei der Unitarier, die auf die Annexion dringen. Wenn die Regierung nicht Mittel findet, diese Gefahren zu beschwören, so dürfte bald die Anarchie im Lande so überhand nehmen, daß die Mehrheit des Landes keine andere Rettung sehen wird, als den Anschluß an Sardinien. Die Annexionspartei, welche noch vor einem Monate kaum bemerklich war, hat schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht und ist der Regierung bereits so gefährlich geworden, daß diese sich bald in die für sie gleich verderbliche Alternative versetzt sehen wird, entweder gegen jene Partei aufzutreten zu müssen oder sich von ihr stürzen zu lassen. Ich glaube nicht, daß die sardinische Regierung diesen Ausgang wünscht, denn sie kann sich nicht verhehlen, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden haben würde, wenn sie es übernehmen müßte, ein Land zu regieren, welches durch so furchtbare Prüfungen des Despotismus und der Anarchie heimgesucht wurde, und an der schrecklichen Demoralisation der unteren Volksklassen leidet, welche die nothwendige Folge solcher Zustände sind. Aber freilich: es ist die Geschichte des Zauberlehrlings, die sie zu bestehen haben wird. Wenn Garibaldi sich gegen das Festland wendet, \*\*) wenn dann auch dort die Anne-

\*) Neuere Nachrichten stellen die Mission in der That als gescheitert dar.

\*\*) Auch diese Eventualität scheint sich inzwischen bereits verwirklicht zu haben.

zionspartei die Oberhand behält und die Sache in Gang kommt, dann gewiß dürfte sich die sardinische Regierung dem Rufe nicht entziehen, ohne ihre eigene seit zwölf Jahren eingehaltene Politik zu verläugnen. Sie wird dann blos aus Rücksicht der Schwierigkeiten das Land neu zu constituiren, den Neapolitanern das nicht verweigern können, was sie den anderen Theilen Italiens zugesagt hat. — —

## N o t i z e n.

Wenn wir in unserm letzten Hefte durch einen Blick auf die Zeitschrift des Nationalvereins \*) an die Schwierigkeit der politischen Aufgaben erinnert wurden, an deren Lösung unser Volk innerhalb der Grenzen des Vaterlandes arbeitet, so mögen wir diesmal einer journalistischen Erwähnung thun, die uns das Zutrauen zu der nachhaltigen Kraft deutschen Geistes und Wesens stärken darf, indem sie uns zeigt, wie dem Deutschen, sofern irgend die Bedingungen dazu gegeben sind, auch in der Fremde der Zug nach lebendigem Zusammenhang mit der Heimath und das Bewußtsein seiner civilisatorischen Sendung nicht ausgeht. Es ist sicher eine resignationsvolle Stellung, welche unsre Landsleute in den russischen Ostseeprovinzen einnehmen. An einem Jahrhunderte alten Sitz deutschen Lebens sind sie darauf angewiesen, ihre nationale Eigenthümlichkeit zu wahren und sie bildend wirken zu lassen innerhalb der Anlehnung an das große Reich, dem sie zugehören. Aus dem Bewußtsein dieser Stellung und der verwickelten Aufgabe, welche sich daraus ergibt, ist die seit October v. J. in Riga erscheinende »Baltische Monatschrift« hervorgegangen. Dieselbe ist in erster Linie ein Symptom der liberaleren Strömung, welche auch in Beziehung auf die Verhältnisse der Presse seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Kaisers sich geltend gemacht hat. Eine öffentliche Besprechung politischer Fragen war bis dahin in den deutschen Ostseeprovinzen kaum möglich. Jetzt dagegen gelang es dem Livländischen Vicegouverneur Julius v. Cube für ein derartiges Organ die Allerhöchste Genehmigung sowie die Vergünstigung einer eignen Censur-Instanz zu erlangen. Unter der Redaction des Livländischen Hofgerichtsraths Theodor Böttcher und des Collegien-Assessors jetzt Rathsherrn Alexander Faltin trat die Baltische Monatschrift in's Leben. Gleich das Programm der Zeitschrift bezeichnete die zwiefache Richtung, in welcher man zu wirken gedachte. Man wollte ein Organ schaffen, welches einerseits diesen Provinzen ihre Mission beständig vergegenwärtigte, Träger und Vermittler einer höheren Cultur für das russische Reich zu sein, und welches andererseits der Entwicklung der eignen Zustände jener Provinzen sich dienlich machte. Es galt zu diesem Ende, einmal die Aufmerksamkeit auf die inneren Verhältnisse Rußlands zu richten und durch fortlaufende Mittheilungen aus der

\*) Ein Theil unserer Freunde hat in der betreffenden Notiz, wie wir hören, eine Abwehr der Angriffe vermißt, die ein Artikel des Herausgebers »Rückschau auf den preussischen Landtag« gegen das Verhalten unserer Abgeordneten richtete. Wir glauben im eigensten Sinne der Einheitsache gehandelt zu haben, die das Ziel des Nationalvereins ist, wenn wir das Beispiel gaben, wie dergleichen Differenzen nicht tödtlich zu vergrößern seien und der Coburger Wochenchrift daher selbst überließen, das Irrige ihrer Behauptungen zurückzunehmen (vergl. Nr. 18 der Wochenchrift). Für die Besprechung der Sache selbst werden unsere Jahrbücher anderweitig die Gelegenheit zu finden wissen.

russischen Journalistik und Literatur die politische Sperre und Theilnahmlosigkeit aufzuheben. Es galt zweitens, das vollste Gewicht auf den geistigen Verband dieser Provinzen mit ihrem Stammlande zu legen und die Berechtigung des hier „Bestehenden“ einzig darin zu suchen, daß es frische Lebenskeime zu gestalten fähig sei. An das Letztere, natürlich, knüpft sich vorzugsweise das Interesse, welches wir dem Unternehmen zuwenden. Ein Kreis von Männern tritt uns hier entgegen, die mit Recht ihre Aufgabe, gegenüber Rußland, um so erfolgreicher glauben erfüllen zu können, je bewußter und vollständiger sie sich in ihrer deutschen Eigenthümlichkeit in Kirche, Sprache, Recht und Sitte erhalten, ein Kreis von Männern, welche davon durchdrungen sind, daß ein starres Festhalten an dem Bestehenden — wie dies der seit Jahrhunderten behauptete Charakter der privilegierten Klasse in diesen Provinzen, des Indigenatsabels ist — dieser durch deutsche Kraft eroberten und durch deutschen Geist befruchteten Lande ebenso unwürdig als ihrer Zukunft gefährlich wäre. Es ist somit deutscher Sinn und deutsche Bildung, die uns aus diesen Blättern anspricht; es ist auf fremdem Boden ein analoger Kampf wie er auch bei uns noch nicht zu Ende gekämpft ist, der Kampf gegen den Feudalismus, der hier noch unerschüttert dasteht und von einer Partei vertreten wird, deren schwache Copie nur unsere einheimische Kreuzzeitungspartei ist. — Die bisher erschienenen Monatshefte liegen vor uns und beweisen durch ihren Inhalt, daß das Unternehmen in einem wirklichen Bedürfniß seinen Boden hat. Einem solchen wachsen die nöthigen Kräfte von selbst zu, auch in einem Lande, wo die Gewohnheit, öffentlich über öffentliche Dinge zu schreiben, noch ganz jung ist. Man liest bekanntlich in jenen Provinzen viel und das Beste; aber nur schwer läßt man sich zum Produciren herbei. Theils fehlte es seit einem Menschenalter an der Freiheit dazu, theils bedurfte der Einzelne des Schreibens nicht zum Erwerb, da das Land seine Leute noch nährt. Wenn man erwägt, daß die Literatur dort noch ohne Literatur existirt, so kann man dem in diesen Hefen Geleisteten seine Anerkennung nicht versagen, ja man kann wünschen, daß auch bei uns eine ähnliche Nöthigung für die Männer des praktischen Berufs vorläge, ohne Zwischeninstanz für ihre Interessen und für die öffentlichen Angelegenheiten publicistisch einzutreten. Wie sollte nicht unter diesen Umständen manches Unfertige, manches formell Mangelhafte mitunterlaufen? Unsere eigne Erfahrung macht uns in dieser Hinsicht bescheiden. Andres dagegen dürfte jeder Revue zur Hiebe gereichen und auch in Deutschland mit Theilnahme gelesen werden. Der einleitende Aufsatz des ersten Hefes, eine Rundschau über die politischen Ereignisse des Jahres 1859, bezeichnete in seiner österreichischen Färbung offenbar nicht den Standpunkt der Redaction hinreichend correct. Wenigstens trat diesem Artikel ein die preussische Politik gerechter würdigender aus der Feder des Oberhofgerichts-Advocaten Neumann in Mitau schon im November gegenüber. Ein glänzendes Stück, ein Muster geschmackvoller Gelehrsamkeit, ist der Artikel von Bertholz, in welchem der belehene Mann den Mythos vom „Testament Peters des Großen“ kritisiert, indem er denselben Schritt für Schritt in seiner allmählichen Entstehung verfolgt. Gegen die bornirte Exklusivität der jung-russischen Partei ist der Artikel des Professor Schirren in Dorpat im Märzheft 1860 gerichtet: „Ein Heft einer russischen Zeitschrift,“ und demselben Verfasser gehört ein Essay im Februar über „Frau von Krüdener.“ Ganz in den Kreis der patriotischen Bestrebungen der Herausgeber der Monatschrift führt uns die biographische Skizze „Samson von Himmelsstern,“ ein ursprünglich in der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der deutschen Ostseeprovinzen von dem ehemaligen Vice-Präsidenten des Livländischen Hofgerichts von Beck gehaltener Vortrag. Eine Reihe anderer Aufsätze verdient wenigstens in sachlicher Hinsicht Aufmerksamkeit. So: „die russische Staatsschuld im October 1859,“ „das Schisma der russischen Kirche“ (November- und Decemberheft), „das Amurland“ (Januar 1860), „der Verkauf der Domainen“ (März und Mai 1860)

u. A. — Möchte es den Herausgebern immer mehr gelingen, ihr Programm zu verwirklichen! Um den Zusammenhang zwischen dem provinziellen und dem allgemeineren Interesse zu fördern, würde ohne Zweifel die Wiederaufnahme jener politischen Rundschau, wie sie ursprünglich scheinen beabsichtigt gewesen zu sein, sich am meisten empfehlen. Wir vertrauen, daß sich dann auch hierin die Verwandtschaft manifestiren würde, die im Ganzen und Großen zwischen den Zielen und dem Standpunkt der Baltischen Monatschrift und den von uns vertretenen Principien besteht.

Den Boden eines rein provinziellen Interesse's betreten wir, wenn wir an die Erwähnung der Baltischen Monatschrift die der »Preussischen Provinzialblätter,« herausgegeben von Professor Hasentamp in Königsberg, anknüpfen. Wir haben im Ganzen mit derartigen Provinzial-Organen keine sehr lebhafteste Sympathie, da sich uns immer die Sorge aufdrängt, daß auch der provinzielle Particularismus, ähnlich dem staatlichen, ein Hinderniß für das Gefühl und für die praktische Förderung der uns vor Allem nöthigen staatlichen Gemeinsamkeit werden könne. Die Ostpreußen indess haben für ihren allgemein preussischen und deutschen Patriotismus Bürgerschaft genug gegeben. Wir glauben ernstlich, daß die preussischen Provinzial-Blätter eine so gute allgemeinspreussische Gesinnung hinter sich haben wie die »preussischen« Jahrbücher eine deutsche Gesinnung. Dies vorausgesetzt, — welche unsrer Provinzen hätte mehr das Recht, auf ihre Eigenthümlichkeit etwas zu halten, als diese? Begegnet uns doch hier fast auf jedem Gebiete ein provinzielles Specificum. Die Naturwissenschaft hat den Bernstein; die Geschichte — doch sogleich zeigt sich vielmehr, daß eben das Provinzielle zugleich am lebhaftesten an die Beziehung zu dem großen Vaterlande mahnt, sei es nun, daß wir uns des deutschen Ordens, sei es, daß wir uns der Marienburg, sei es, daß wir uns des großen Denkers erinnern, der eine Epoche deutscher Philosophie und Bildung bezeichnete. Nur freilich, innerhalb des Deutschthums bleibt immer noch genug local Eigenthümliches, wie — um von Anderem zu schweigen — die seltsame Halb Mischung dreier Racen, des deutschen, lettischen und slavischen Elements, und jene Sondernationalität, wie sie in Littenen, Masuren, im Ermlande und unter den Kasuben sich entwickelt. Unter solchen Umständen, die lange Isolirung vom Westen mitgerechnet, hat es seit anderthalb Jahrhunderten nie an Zeitchriften gefehlt, welche dem hier herrschenden Localgeiste Ausdruck gaben. An die Reihe dieser Magazine und Archive schließen sich seit 1829 die »Provinzial-Blätter,« seit 1846 zu »Neuen« Provinzial-Blättern umgetauft. Auch diese nun verleugnen den allgemeinen Charakter eines Archivs, einer Fundgrube historischen Materials von überwiegend provinzieller Tendenz nicht: auf diesem Gebiete jedoch zeigen die uns vorliegenden letzten Jahrgänge die beachtenswerthesten Arbeiten, während Anderes überdies über jenen engen Kreis hinaustritt. Das Geschichtliche erscheint vorzugsweise berücksichtigt, und eine Reihe von Originalaufsätzen ist aus den Archiven Königsberg's, Danzig's u. s. w. geschöpft, so die Mittheilungen zur Geschichte der Stadt Danzig, die Geschichte der Occupation Königsberg's durch die Russen während des siebenjährigen Krieges u. A. Fast durchgängig tragen die Aufsätze die Unterschrift der besten Namen; neben dem des Herausgebers finden wir die Namen Schubert, Giesebrecht, Hagen, Rosenkranz, Joh. Jacoby, Voigt, P. v. Bohlen, Schumann u. s. w. Etwas Kührendes hat es, dem Andenken des alten Kant immer und immer wieder zu begegnen. So findet neben der Historie und der Chronik selbst die Philosophie einen Platz, und von dem allgemeinsten Interesse dürften namentlich auch die vorzüglichsten naturwissenschaftlichen Aufsätze des Oberlehrer Schumann über das Königsberger Infusorienlager, über die kurische und frische Nehrung und die Halbinsel Hela sein. Unsere Zeitchriften-Schau recht bunt zu machen, mögen wir ferner einer Fach-Zeitschrift Erwähnung thun, deren sich häufende Feste uns schon längst eine Notiz abverlangen, um so mehr, da ihr Inhalt uns nahe genug angeht.

Wir meinen die „Zeitschrift des Central-Vereins in Preußen zum Wohl der arbeitenden Klassen.“ Dieselbe erscheint seit zwei Jahren in regelmäßigen Vierteljahrsheften, nachdem früher der Central-Verein eine Reihe von Jahren hindurch seine „Mittheilungen“ in zwanglosen Brochüren veröffentlicht hatte. Sichtlich hat mit dieser strengern, den Formen des allgemeinen literarischen Verkehrs sich enger anschließenden Publicationsform auch Inhalt und Aufgabe dieser Vereinschriften sich erweitert. Waren sie früher mehr den innern Interessen des Vereins zugewendet, so sind es jetzt die socialen Fragen im weitesten Umfange und ihre ökonomischen Bedingungen, denen die Zeitschrift sich widmet. Diese Erweiterung ist keine zufällige, sie trifft zusammen mit der Entwicklung innerhalb des Vereines selbst, und diese wiederum mit der charaktervollen Wendung, welche die Kritik der socialen Frage während der letzten Jahre in Deutschland erfahren hat. Man erinnert sich, wie auf dem Wohlthätigkeitscongresse zu Frankfurt, im Jahre 1857, die romanische Anschauung über Aufgabe und Mittel solcher Versammlungen sich auf's Schärfste von der germanischen schieb, wie der charité die bienfaisance gegenübertrat. Der stille Protest, zu dem damals ein Theil der deutschen Theilnehmer an jener Versammlung zusammentrat — es befand sich unter diesen eine größere Anzahl Mitglieder des Berliner Central-Vereins —, entfaltete sich bald in positivem Gestaltungstribe; der deutsche Begriff der Wohlthätigkeit trat auf dem, zumal aus dem Schooße des Central-Vereins geförderten, Congreß zu Gotha als ein lediglich und allein aus den Gesetzen der Wirthschaftslehre zu konstruirender hervor. Mit diesem Schritte ist sehr Großes gewonnen worden, theoretisch wie praktisch. Der fast nur polizeiliche Begriff der „arbeitenden Klassen“ ist wieder aufgelöst worden in die nationalökonomisch richtige allgemeine Bedeutung, wie sie der natürliche Sinn des Wortes ergibt; die Achtung, die auf Allem ruhte, was mit „Social“ zusammenhing oder begann, ist in der Lösung begriffen; die Frage der Wohlthätigkeit ist zu der des Volkswohles mittelst Selbstthätigkeit erwachsen, und wie mächtig dieser Factor der neu begeisterten „materiellen Interessen“ bereits in das Staatsleben eingreift, das lehren die legislativen Arbeiten in den constitutionellen Staaten Deutschlands während des letzten Jahres. — Dieser Entwicklung folgend ist denn auch die „Zeitschrift des Central-Vereins“ aus der frühern Beschränkung heraus zu einem volkwirthschaftlichen Organe geworden, das ernsten Willen und tüchtige Kräfte dem gemeinsamen Werke widmet. Als gemeinsamer Grundzug charakterisirt die Arbeiten dieses Journals der stete Hinweis auf die sittliche Kraft, aus der die materielle Hebung hervorgehn müsse, die Zurückweisung der Staatsintervention in enge Grenzen, die Entwicklung des Genossenschaftswesens als derjenigen Organisation, in welcher die Interessen des Staats mit denen der Gesellschaft die wirkungsvollste Ausgleichung zu finden haben. Die Beiträge von Schulze-Delitzsch (Ein deutscher Congreß für die Arbeiterfrage; Vorschußvereine in Hannover; Darlehnskassen in Deutschland), B. A. Huber (Wohnungsfrage in England und Frankreich), Professor Kalisch (Volksbibliothek und Fortbildungsschule), Director Baumstark (Ueber die Mittel zur Verbesserung der Zustände der arbeitenden Klasse), Adell's statistische Aufsätze über Renten- und Versicherungsanstalten, vor Allem des rastlos thätigen Vorsitzenden des Vereins, des Präf. Dr. Lette größere Artikel (Aphorismen über Freiheit der Arbeit, Vertheilungsverhältnisse des Grundbesitzes u. s. w.) sind sehr beachtenswerthe Arbeiten, ausgezeichnet theils durch das Interesse ihrer Thatsachen, theils durch die Schärfe und Klarheit ihrer Darstellung. Die periodische Literatur dieses Feldes ist in Deutschland noch keine allzureichhaltige, die Zeitschrift des Central-Vereins tritt ihren gebiegenern Erscheinungen zur Seite.

Mit der Historischen Zeitschrift von Sybel endlich brauchen wir unsere Leser nicht erst bekannt zu machen. Wir erwähnen für diesmal des zweiten Heftes des laufenden Jahrgangs nur, um auf einen vortrefflichen Auf-

sag von Häuffer über Metternich aufmerksam zu machen. Aus dem vorliegt erschienenen Feste mögen die Artikel von Waig über Preußen und die erste polnische Theilung, von Pauli über Heinrich VIII. und seine neuesten Beurtheiler, und der über die Ermordung des Kaisers Paul I. von Rußland hervorgehoben werden. —

Von zwei verschiedenen Seiten war schon seit einiger Zeit die Veröffentlichung der Protokolle der Wiener Ministerial-Conferenzen, jener Conferenzen, deren Frucht die „Wiener Schluß-Acte“ war, angekündigt. Uns kommt unmittelbar vor dem Schluß unsres Festes die von Prof. L. K. Regidi besorgte, im G. Reimer'schen Verlage erscheinende Ausgabe zu Gesicht, und zwar die erste Lieferung, welche die Protokolle vom 25. November 1819 bis 29. März 1820 nebst den betreffenden Anlagen enthält. Eine zweite Lieferung wird den Schluß der Actenfülle, die dritte und vierte eine orientirende Einleitung und einen eingehenden Commentar hinzufügen.

Man kennt die Geschichte dieser Conferenzen. Schon seit dem Aachener Congresse waren die deutschen Rabinette in voller Arbeit, den Geist der Befreiungskriege zu begraben und den durch das Blut der Nation errungenen Frieden im Sinne eines umfassenden Regressionsystems auszubenten. Mit vollem Bewußtsein wurden die Fäden dieses Systems von Metternich und Geng gesponnen: Oesterreich schritt an der Spitze der Reaction. Leider kamen die Thorheiten des sich selbst überlassenen Liberalismus diesen Tendenzen zu Hülfe. Um der „Unheil brütenden Thätigkeit einer über ganz Europa verbreiteten revolutionsjüchtigen Partei“, wie es in der Wiener offiziellen Sprache hieß, einen Damm entgegenzuwerfen, wurden die Karlsbader Conferenzen ausgeschrieben. Die Ergebnisse dieser Conferenzen übertrafen die Erwartungen Metternich's. Mit „preiswürdiger Einstimmigkeit“ — so rühmte der Fürst — wurden die österreichischen Ansichten über die Presse, die Vorschläge über Abfassung einer Bundes-Executionsordnung, über die Bevormundung der Universitäten, über die Errichtung einer Central-Untersuchungs-Commission, von den Vertretern der deutschen Regierungen gebilligt und die so vorbereiteten Beschlüsse alsbald ebenso einstimmig vom Bundestage ratificirt. Man mußte das Eilen schmieden, weil es warm war. Um das Netz über den Köpfen nicht bloß der Bevölkerungen, sondern auch der „Souveräne“ zusammenzuziehen, um das System der Ohnmacht des Bundes zu vollenden, galt es einen weiteren Schritt. Die Bundesacte war ein überaus lückenhaftes und unvollkommenes Werk. Nur in der Ansicht auf weitere Entwicklung, mit dem ausgesprochenen Troste, daß es der Versammlung in Frankfurt frei stehe, die mangelhafte Verfassung zu corrigiren, hatten die Hardenberg und Humboldt im Jahre 1815 das Document unterzeichnet. Auch für Metternich handelte es sich darum, „die Unbestimmtheit verschiedener wesentlicher Punkte der Bundesverfassung“, worin er eine andere „Hauptquelle von Mißverständnissen und Störungen“ erblickte, zu beseitigen, die Begriffe von dem eigentlichen Wesen des Bundesvereins „ein für allemal festzustellen.“ Aber nicht der Frankfurter Versammlung sollte das nach seinem Sinne überlassen bleiben. Er hatte in Karlsbad gelernt, daß das Ziel, wie er es verstanden, weit leichter und schneller unter seinen Augen und seiner Leitung durch unmittelbare Rücksprache zwischen den obersten Behörden der deutschen Staaten zu erreichen sei. So wurden die Bevollmächtigten dieser Staaten nach Wien geladen: im Locale der K. K. Staatskanzlei, unter dem Präsidium des Fürsten, fanden die Berathungen Statt. Von selbst verstand es sich, daß die Verhandlungen mit gewissenhafter Discretion geheim gehalten würden; in lithographirten Abzügen wurden die von Geng, unter Controlle dreier Mitglieder der Conferenzen, redigirten Sitzungsprotokolle, die Ausschluß-

berichte u. s. w. unter die anwesenden Diplomaten vertheilt, — und erst die Indiscretion unserer Zeit bringt jetzt auf einmal diese geheimnißvollen Blätter unter die Presse und an's Licht.

Wir wollen und müssen uns für jetzt eines näheren Eingehens auf den Inhalt derselben enthalten und bemerken nur in Betreff der Arbeit des Herausgebers, daß derselbe mit pünktlichster Treue den ihm vorliegenden Text wiedergegeben hat. Hin und wieder bezeichnet eine Anmerkung eine unabwiesliche Conjectur, während andere, obwohl mit Recht sehr sparsam gehaltene Notizen die Bedeutung einzelner Aeußerungen mit Rücksicht auf ihre Consequenzen kurz hervorheben. Wir dürfen erwarten, daß der mit dem Bundesrecht so genau vertraute Herausgeber in dem vorhergehenden Commentar eine vollständige Analyse der Protokolle geben und sie insbesondere auch zur Beleuchtung der späteren und der neuesten Geschichte des Bundes verwerten wird.

Denn das ist ja natürlich der Hauptwerth dieser Publication; indem sie uns die Wiener Schluß-Acte in ihrer Entstehung kennen lehrt, giebt sie uns das Material zu einer authentischen Interpretation derselben an die Hand. Manche modernste Sophisterei dürfte dadurch unwidersprechlich zu Schanden werden. Als zum Beispiel. Der erste Hauptgegenstand der Beratungen war die Feststellung des bestimmteren Sinnes des Artikels 13 der Bundesacte. Geng hatte den Sitzungen des dazu niedergesetzten Ausschusses beigewohnt. Am 14. December hatte der Letztere seine Anträge zum Abschluß gebracht. Wie freute sich der Adjutant Metternich's, daß eine Reihe von Bestimmungen durchgesetzt war, wodurch die in dem Artikel geforderten landständischen Verfassungen möglichst unschuldig gemacht, unter möglichst genaue Controlle der Bundesversammlung gestellt wurden! Das sei ein Tag, schrieb er in sein Tagebuch, „wichtiger als der bei Leipzig“; er habe „seinen Theil gehabt an einem der größten und würdigsten Resultate der Verhandlungen unserer Zeit!“ Der frivolste aller Politiker ahnte nicht, daß vierzig Jahre später eine noch kühnere Interpretationskunst als die seinige selbst diese Bestimmungen noch practicabler zu machen versuchen würde. Der Ausschuß nämlich hatte beantragt: „In denjenigen Bundesstaaten, in welchen landständische Verfassungen bestehen, können dieselben nur in der durch die Verfassung selbst bestimmten Art abgeändert werden.“ Aus Gewissenhaftigkeit wurden in den Plenarverhandlungen, um das Verfassungsmäßige auch für den Fall zu wahren, wo in einer Verfassung ausdrückliche Bestimmungen über den Modus ihrer Abänderung fehlten — es wurden statt der Worte „auf die durch die Verfassung selbst bestimmte Art“ die Worte: „auf verfassungsmäßigem Wege“ beliebt. Man weiß, wie diese Worte, welche sich jetzt in §. 56 der Schluß-Acte finden, gemißhandelt worden sind. Um den turhessischen Verfassungsfrevel und den von der Bundesversammlung dabei begangenen Uebergriff zu rechtfertigen, hat man sich nicht scheut, den hier vorgesehenen verfassungsmäßigen als einen bundesverfassungsmäßigen Weg zu interpretiren! —

## Cavaliere und Rundköpfe.

### III.

#### Oliver Cromwell. \*)

Im Speisesaal des Vorstehers des Sidney-Suffex College zu Cambridge hängt ein kleines Oelgemälde des Protector's. In der kernigen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts stellt es das vierschrötige Antlitz dar, aber sinnender, milder, als das von Carlyle zum Schmuck seines Werks gewählte Miniaturbild, wo der Felbhut, die weit geöffneten Augen und der volle Harnisch den Mann des 3. Septembers vergegenwärtigen. Wir möchten wohl dem weniger martialischen Portrait den Vorzug geben, so typisch auch in den meisten Stücken die Ähnlichkeit mit dem anderen erscheint: dasselbe wallende, in der Mitte gescheitelte Haupthaar, derselbe spärliche Bart auf Ober- und Unterlippe, die bekannte Warze auf der Stirn, der schlichte, weiße Kragen, unter welchem die Halsberge hervorblinkt. Allein bedeckt man den fest geschlossenen, schrecklich gewaltigen Mund, so zeigt der obere Theil des Gesichts und namentlich die Umgegend des Auges zwar Spuren des Alters, aber vornehmlich doch eine mächtige, fast olympische Ruhe, den Spiegel einer großen Seele, deren tiefste Tiefe von allen Stürmen des Hirns und Gemüths unberührt geblieben. Die Mitglieder des Stifts zählen dieses Bild zu den werthvollsten ihrer übrigen Schätze und bewahren die Tradition, daß es unmittelbar nach Karl's II. Rückkehr auf geheimnißvolle Weise in ihren Besitz gekommen. Ein Mensch, wie ein Reitknecht angethan, habe eines Tages angefragt, ob man am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang Jemandem, der nicht gesehen zu werden wünsche, die Pforte offen halten wolle, es solle die Herren nicht gereuen. Sie hatten das Zutrauen, und von un-

\*) Wir beschließen mit diesem Artikel die Gruppe historischer Bilder, deren erste Stücke unsere Leser im April- und im Juliheft unsres vorigen Jahrganges finden.  
H. v. K.

bekannter Hand aufgehängt fanden sie das Bild. Sibney-Suffex aber ist das Collegium, in welchem Cromwell einst Student gewesen.

Ob sich unter den Generationen, die seitdem in jenem stillen Hause gelernt und gelebt, wohl ein liebendes Andenken an den größten Landsmann erhalten, den ihre Nachbarschaft hervorgebracht? Wir bezweifeln es, indem die entgegengesetzten Parteirichtungen und zunächst sogar die Begründer des Whigthums, König Wilhelm und sein Historiograph, Bischof Burnet, welche doch in der Hauptsache Cromwell's Werk fortsetzten, sich nicht zu einem Verständnisse seines innersten Wesens erheben konnten. Daß die alten Tories, die fast bis in die Tage Georg's III. dem Stuart jenseits des Wassers Gesandtheiten brachten, im Tone der Hochkirche und der Fuchsjagd das Ungeheuer Oliver in den untersten Kreis der Hölle zu wünschen pflanzten, um dort mit Brutus und Cassius und Judas dem Verräther gleiches Loos zu theilen, das war eben nur ein harmloser Anlaß, sich in kräftigen Klüften zu ergehen, — die man freilich in den fünfziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts still verschluckt haben würde.

Merkwürdig aber, wie seit dem Anfange unseres Jahrhunderts und zunächst unverkennbar durch die Zusammenstellung mit Bonaparte, etwa in der Weise Plutarch's, der allgemein geschmähte und verabscheute Geist des großen Todten sich langsam wieder zu erheben beginnt. Der Tory Southey vermochte nicht, sich den Eindrücken der Bewunderung zu entziehen, aber er fand seit dem ersten Auftreten Cromwell's nichts als berechnenden Vorbedacht und selbstsüchtiges Zielen nach dem höchsten Preise. Die berücktigten frommen Lebensarten, die Verzückungen, wenn er sich vor aller Augen auf die Knie warf, dienten nur als erheuchelte Maske, die bei der Hinrichtung von Karl's geheiligter Person sofort abgerissen wurde. Unter den Trümmern alles bisher Bestehenden ist dann der Verbrecher an die Stelle des von ihm Gemordeten getreten. „Was hätte er gegeben,“ ruft der zum Poeta laureatus gekrönte Verfasser aus, „möchte er nun auf die gegenwärtige oder zukünftige Welt hinblicken, wenn seine Hände vom Blute des Königs rein geblieben wären!“ Eine zweite und höhere Auffassung verdanken wir besonders Guizot, der die Staatskunst des Protector's wohl zu würdigen weiß und in ihm selbst ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung erblickt, aber, inmitten der Wehen der Revolutionsepöche in Frankreich vor Allem nur die politische Seite der englischen Bewegung ergreifend, die Bedeutung des religiösen Elements, das in Cromwell und seinen Mitgenossen so unüberstehtlich gewirkt, durchaus verkannt hat. Man darf sich nicht wundern, wenn in dieser, uns Deutschen vorzüglich durch Dahlmann zugänglichen Darstellung dem schwierigen Charakter noch immer der Zug der Heuchelei zu Grunde liegt.

Mittlerweile aber brach sich auch in England eine freimüthigere Anschauung Bahn. Man ahnte die Echtheit der Frömmigkeit und der Liebe zur Freiheit, welche den Führer der Independents einst beseelt haben mußten, man erblickte in dem Sturze des Königthums nicht ausschließlich sein Verbrechen; aber ein verhängnißvoller Irrthum muß; dennoch in die edlen Eigenschaften des Mannes gedrungen sein: seine Liebe zur Freiheit äußert sich schließlich nur noch negativ im Haß gegen die Tyrannei, und sein frommer Glaube hält nicht Stand wider den Ehrgeiz. Begeht Cromwell den Tories Verrath am Königthum, so hatte er nach der Anschauung moderner Wigs, trotz seiner für die Größe des Vaterlandes ruhmvollsten Leistungen, dennoch die Freiheit verrathen.

Irrren wir nicht, so ist es vor Allem das Verdienst des jüngst auf dem Gipfel seines Ruhmes gestorbenen Macaulay, die Zeitgenossen allmählich auch von dieser Form des Labels abgebracht zu haben. Schon in seinem Aufsatz über Milton aus dem Jahre 1825 und späterhin in der Kritik von Hallam's Verfassungsgeschichte sowie in der wäthlichen Einleitung zu seinem eigenen großen Geschichtswerke tritt der Protector in vollen Ehren auf; die eigene puritanische Herkunft und eine umfassende Belesenheit, wie sie seine Vorgänger nicht besaßen, hatte dem berühmten Historiker frühzeitig die vollere Erkenntniß des so lange unergründlichen Charakters erschlossen. Die letzte Hülle des Standbilds riß aber endlich mit der rücksichtslosen, ernststen Wahrheitsliebe des Independenten Thomas Carlyle herab, als er Cromwell's Briefe und Reden mühsam zusammensuchte und chronologisch aneinander reihte. \*) Seitdem lenkten die Gedankenblitze des großen Mannes unwiderstehlich auch für diejenigen, die sich nicht blenden lassen wollen, und unter Freund und Feind, in Inland und Ausland wird der verschollenen Wahrheit wieder die Ehre gegeben. Wagen auch wir es, die gewaltige Erscheinung, die über Cavaliers und Rundköpfe emporgestiegen, noch einmal, zwar in flüchtiger, biographischer Skizze, jedoch im Lichte der Gegenwart auftreten zu lassen.

Es ist doch nicht ohne Bedeutung, daß Oliver mit Thomas Cromwell, dem ersten protestantischen Minister Englands in den Tagen Heinrich's VIII., dem großen „Hammer der Mönche“, wie er genannt wird, zusammenhing. Ein Neffe desselben, ursprünglich in Wales ansässig, verpflanzte sein ritterbürtiges Geschlecht vom Westen nach dem Osten der Insel, indem er aus den Spolien der Abteilde Hinchinbrook in Hun-

\*) Warum besitzen wir in Tauchnitz' Sammlung Englischer Werke nicht ebenso gut eine Ausgabe von Oliver Cromwell's Letters and Speeches (Ed. III.) wie von Carlyle's French Revolution und Frederick the Great?

tingdonshire und andre eingezogene Stiftsgüter in den benachbarten Grafschaften davontrug. Sein Sohn und Enkel Sir Henry und Sir Oliver galten unter Elisabeth, wie es nach ihrer Herkunft kaum anders sein konnte, als überzeugungstreue Verteidiger der Reformation und der Krone und lebten im großartigen Stile der Zeit auf ihren Besitzungen, obwohl dieselben durch Zersplitterung und Verschwendung etwas herunter zu kommen begannen. Einer der Brüder Sir Oliver's, Robert, war nach Huntingdon gezogen und hatte sich dort mit Elisabeth Steward verheiratet, deren Abstammung, wunderbar genug, mit der Dynastie der schottischen Könige in Verbindung gebracht wird. Sie wurden früh Morgens am 25. April 1599 die Eltern des Knaben, der vom Oheim den Namen Oliver erhielt. Stadt und Land, in denen seit Generationen die Cromwells stark vertreten waren, boten wenig Reize. Der Ort war bis auf einzelne bestimmte Gelegenheiten im Jahre gleich andern englischen Landstädten öde und still; das platte, morastige Weideland (the fen-country), aus dem, wie in Friesland, nur hier und da urbarer Acker hervorragte, bedurfte noch gewaltiger Anstrengungen, es zu entwässern. Der träge und melancholische Lauf der Duse und ihrer weidenbewachsenen Seitenbäche brachte keine, die Phantasie irgendwie reizende Landschaft hervor. Allein in freier Umgebung, wo auch die freie Anschauung der kirchlichen und staatlichen Dinge entschieden die vorherrschende geworden, wuchs der Knabe auf. Er verkehrte viel auf dem Stammsitz der Familie zu Hinchinbrook; dort war er, vierjährig, Zeuge großer Festlichkeiten, als König Jakob I. im April 1603 auf seiner Reise von Schottland, prunkend und schätzig, vornehm ohne königlich, herablassend ohne leutselig zu sein, vor beständigen Jagdfreuden den großen politischen Zweck jener Tage fast aus den Augen setzend, bei Sir Oliver zu Gaste lag. Welche Fabeln doch haben die früheren Biographen emsig zusammengetragen, um die Natur eines jungen Satans zu erfinden. Einst sei ein Affe schon mit dem Kinde auf das flache Dach des Hauses entsprungen; um ein Haar, so wäre die Welt von diesem Kobold erlöst worden. Dann muß der kleine Oliver Vogelnester ausnehmen, die Aepfelbäume bestehlen, die Bauerjugend knechten: bei jenem königlichen Besuche habe er mit dem kleinen Prinzen Karl eine erbitterte Prügelei gehabt. Damit schweigt die alberne Mythe. In den ersten Tagen der beginnenden Währung aber, im Jahre 1616, hat der Jüngling, nachdem er bisher bei einem braven Lehrer die Stadtschule besucht, die benachbarte Universität Cambridge bezogen, als Schüler des bereits erwähnten Collegium. Herkunft und Ansicht seines Zeitalters erforderten bei ihm, so gut wie bei Blake, akademische Bildung. Die freiere Richtung der Hochschule von Cambridge darf dabei nicht über-

sehen werden. Cromwell verdankt ihr offenbar eine lebendige Anschauung der Historie des Alterthums und selbst praktische Gewandtheit im Latein, so wenig er auch den Beruf gefühlt haben mag, sich zum Gelehrten auszubilden. Der Tod des Vaters riß ihn aus dieser vorbereitenden Laufbahn heraus. Schon im Jahre 1617 mußte er nach Huntingdon zurück: denn eine Mutter mit sechs unverforgten Töchtern bedurfte seiner Stütze. Einige Monate hernach begab er sich nach London, um sich dort dem Rechtsstudium zu widmen. Seine Verläumber füllen diese Zeit mit der erdichteten Beschuldigung eines ausschweifenden Lebenswandels; was davon zu halten, erhellt am Besten daraus, daß der junge Mann, dort in London, schon im August 1620 sich mit Elisabeth Bourchier, der Tochter eines Ritters, verheirathete, bei der er die eigne streng religiöse Richtung fand, um mit ihr in langer, treuer, glücklicher Ehe zu leben.

Nun übernahm er sofort das väterliche Erbe mit den bisher von dort aus betriebenen industriellen und aderwirthschaftlichen Unternehmungen. Als einige Jahre später der Oheim das stark verschuldete Hinchinbrook an die benachbarten Montagues verkaufte, war der Neffe bereits bei der umwohnenden Gentry ein angesehener Charakter. Großes jedoch ging um diese Zeit in seinem Innern vor: zehn lange, stille Jahre pflegte er selber als die Zeit seiner Erweckung und Wiedergeburt zu bezeichnen, in denen er die Schladen der Sünde von sich abzustreifen und in tiefer Zerknirschung und selbst zum Nachtheile seiner Gesundheit das Wesen und den Willen Gottes zu erkennen gesucht. Es war ein Stadium der inneren Entwicklung, aus welchem er, nach bitterer Selbstprüfung, geläutert hervorging, wie ehedem Martin Luther zu Erfurt. Ein tief schwermüthiger Zug ist seitdem aus seiner Feuerseele nicht wieder gewichen. Cromwell wurde aus echter Ueberzeugung, gleich Tausenden seiner ersten Zeitgenossen, ein gläubiger, eifriger Puritaner, der redete und handelte, wie er dachte und wie nach seinen Begriffen die Pflicht gegen Himmel und Erde verlangte. Das Gesetz des alten und die Lehre des neuen Bundes waren ja diesem Geschlechte in Fleisch und Blut übergegangen, und nur roher Unverstand oder blinde Parteiliebe konnten in seiner Rede-weise die Sprache der Heuchelei erblicken. Der Einzelne, seine Familie, sein Verkehr waren damals von einer Sinnesart beherrscht, die allerdings dem frivolen Tone des Hofes und der Cavaliere schnurstracks entgegenlief, die aber, wie die Gegensätze sich nun einmal widereinander anballten, die wenig lebenswürdige, indef unerläßliche Bedingung war, wenn in England dem Gewissen und der Gesellschaft die Freiheit gewahrt werden sollte. Milton ist doch wohl ein nennenswerther Zeuge von der damaligen Weiter-

bildung seines gewaltigen Freundes, wenn er schreibt: „Er war gewachsen und hatte sich entwickelt in der Verborgenheit seines Hauses, indem er in der Tiefe seines Herzens ein festes Vertrauen auf Gott und eine Seelengröße nährte, welche ihn auf die größten Zeiten vorbereiteten, deren Vorboten sich längst zeigten.“

Aus jener grübelnden, melancholischen, verzehrenden Stimmung wurde nun auch Cromwell in den scharfen Luftzug des großen politisch-religiösen Kampfes hinweggerissen. Zu Anfang 1628 wählte ihn sein Heimathsort als Vertreter der puritanischen Tendenzen in Karl's I. drittes Parlament. Wie fertig und in sich abgeschlossen erscheint da der dreißigjährige Mann! Zwar war seine Kleidung fast bäuerlich und abgetragen, seine Wäsche nicht eben besonders reinlich; das starke Gesicht, die übrige gedrungene Gestalt, die kreischende Stimme hatten wenig Einnehmendes. Aber Alles lauschte, als dieses Mitglied am 11. Februar 1629 seine Jungfernrede hielt; da belebte sich die ganze Erscheinung, seine Worte sprühten Feuer. Ein nicht gerade freundlich gesinnter Ohrenzeuge nennt die mit treffenden Schrifttexten gewürzte Beredsamkeit „stark und männlich, eher geschaffen, zu überzeugen, als sich überzeugen zu lassen.“ Jene erste Rede betraf aber einen Angriff gegen einige katholisirende, vom Hofe gehobene Prälaten und schlug, wie sich denken läßt, den Ton an, welchem Cromwell zeitlebens treu geblieben ist. „Sind das die Stufen zur Beförderung in der Kirche,“ rief er aus, „was haben wir dann zu erwarten?“ So saß er denn auf der Seite der entschiedenen Opposition, stimmte für die Petition of Right, für die große, vor Allen gegen den Herzog von Buckingham gerichtete Anklage, und war zugegen, als man den Sprecher trotz der königlichen Auflösungsordre gewaltsam im Sessel festhielt. Hiermit brach die eifsjährige absolute und parlamentslose Zeit an; aber die unverzagten Werthelbiger des nationalen Rechts führten den Kampf gegen solche Tyrannerei auch von der Heimath aus weiter fort. John Hampden's kühne Weigerung im Jahre 1635, die lumpigen zwanzig Schillinge Pfund- und Tonnengeld zu zahlen, war so recht nach dem Herzen seines Veters und Freundes Cromwell.

Dieser aber verbrachte jene unerquicklichen Tage rührig nach seiner Weise. Zunächst gab es genug für Haus und Hof zu schaffen. Im Jahre 1631 verkaufte er sein Erbe in der Stadt Huntingdon, deren innere Angelegenheiten ebenfalls in Bewegung geriethen, und übernahm eine Pachtung zu St. Ives etwas weiter stromab. Hier und in dem benachbarten Elly, wohin die Familie fünf Jahre später überstebelte, bildeten Wiesen- und Viehzucht seine Hauptbeschäftigung, während er an den localen Fragen den thätigsten Antheil nahm und sein Augenmerk immer fester auf

die großen Wandelungen in Kirche und Staat befestete. Auch hier machte er, ohne zu ahnen, zu welchem Zweck, eine langsame, aber sichere Schule durch und verfolgte in allen Stücken nur den Einen Gesichtspunkt, an dem inneren Menschen zu erstarlen und in Familie, Gemeinde und Volk allein nach der Richtschnur seiner religiösen Ueberzeugung zu handeln. Namentlich bei Trockenlegung des viele Meilen großen Sumpflandes, die seit Generationen in Angriff genommen, hat Cromwell entschlossen Hand angelegt, und zwar zum Schutz und Vortheil der großen und kleinen Eigenthümer, denen auch auf solchem Gebiete die Gewaltherrschaft der Stuarts mit Ungerechtigkeit und Willkür zu nahe getreten war. Er und sein Verwandter, Oliver St. John, machten sich um das Recht und die Sache des Volkes nicht minder verdient, als in derselben Zeit sein waderer Vetter in Buckinghamshire. Eine Fabel ist es, daß Männer, wie diese, in jenen Tagen damit umgegangen wären, nach Nordamerica auszuwandern, während ihre Hände zu Hause vollauf beschäftigt waren und ihre Herzen mit nichts daran verzweifeln, ihren Glauben auch in Altengland zu behaupten. Im April 1640 wird Cromwell als Puritaner neben einem Cavalier von der Stadt Cambridge in jenes Parlament gewählt, welches Karl noch einmal nach wenigen Wochen aufzulösen gewagt hat. Im October endlich erscheint er wiederum als Vertreter für Cambridge in dem langen Parlament, und tritt damit von dem Boden der provinziellen Thätigkeit auf die große Bühne der staatlichen Umwälzung über.

Die Dinge, um welche es sich jetzt handelte, sind weltbekannt. Cromwell fehlte nicht auf seinem Platze, als es galt, den Grafen Strafford zur blutigen Rechenschaft zu ziehen, und betheiligte sich, in Energie mit seinen politischen Freunden wetteifernd, an der furchtbaren Debatte um die große Remonstranz im November 1641, in welcher die geheimen Triebfedern im Conflict mit Schottland und den irischen Megeleien schonungslos an den Tag gezogen wurden. Die Opposition siegte bekanntlich mit elf Stimmen Majorität. „Wären wir nicht durchgebrungen,“ schreibt nun Oliver, „so hätte ich alle meine Habe verkauft und mich in Neuengland niedergelassen.“ Er wußte, daß entweder der König und seine ganze Politik bezwungen werden mußten, oder daß die alte Heimath verloren war. Die Forderung, daß die Truppen nur von Führern befehligt werden sollten, welche das Parlament bestätigt, erscheint nur als eine Bekräftigung des großen Siegs. Man weiß, wie Karl's letzter Staatsstreich abließ, als am 3. Januar 1642 Degen und Pistole der Cavaliere seinen Willen im Unterhause erzwingen sollten. Unter denen, die ihm dort „die Privilegien!“ als Schild und Schwert entgegengehalten, stand auch Oliver Cromwell. Wenige Wochen später, so eilt er, wie so mancher Andere, zu den Seinen, um

rasch sein Hans zu bestellen und mit den Nachbarn, die ihm folgen wollten, zu Pferde zu sitzen. Der Wortkampf hat ein Ende, und Hunderte, Tausende müssen, woran ihre Seele nicht hat denken wollen, das Kriegshandwerk ergreifen.

Cromwell war 42 Jahre alt und Vater von sechs Kindern, als er 300 Pfd., einen beträchtlichen Bruchtheil seines Vermögens, zur nationalen Sache beisteuerte und mit zwei Söhnen als Freiwilliger eintrat. Die 67ste Schwadron erhielt ihn zum Hauptmann. Es begann wahr zu werden, was Hampden einst voraus verkündet haben soll, daß nämlich im Falle des völligen Bruchs mit dem Könige Cromwell leicht der größte Mann in England werden könnte. Die Wechselfälle des ersten Bürgerkrieges sollten schon nach vielen Seiten hin entscheidend werden. In den östlichen Grafschaften thaten sich die Cambridger Dragoner und ihr Führer wacker hervor; sie schirmten die Bedrängten und ertheilten den Wankelmüthigen heilsame Lehren. Das erste hartnäckige Gefecht wurde im Mai 1643 bei Grantham gegen die papistischen Schaaren des Marquis von Newcastle bestanden; dem folgte am letzten Juli das blutige Zusammentreffen bei Gainsborough, wo im Reitergetümmel der königliche General Cavendish fiel. Allein die Sachen im Großen und Ganzen standen schlecht; in der Mitte des Landes griff die ritterliche Tüchtigkeit der Cavaliere entchieden um sich; John Hampden hatte eben den tapfern Tod im Felde gefunden. Das Parlament sann daher auf Mittel, sich zur Wehr zu setzen: so ernannte es auch den Grafen von Manchester zum militärischen Statthalter in den östlichen Grafschaften, und betraute unter ihm seinen Nachbarn Cromwell mit der Function eines Gouverneurs der Insel von Ely und eines seiner vier Reiterobersten. Man sieht, daß, ganz wie bei Blake im Westen, gleichsam die Natur des Kampfes ein straffes Anziehen der landsmannschaftlichen Bande erforderte. Die Sorge für den protestantischen Glauben verknüpfte indeß die einzelnen Kriegstheater und führte im Herbst zur massenhaften Unterzeichnung des Bündnisses mit den Schotten. Allein die Mängel der bisherigen Kriegsführung waren damit noch keinesweges gehoben, nur wissen wir, wie der scharfsichtige, schöpferische Geist Cromwell's sie bereits erkannt hatte und auf seine Hand sich anwickelte, ihnen abzuhelfen.

Blutet auch sein Herz um den tapfer gefallenen Erstgeborenen, um seinen getreuen Vetter, erhebt auch die eigene Heimath gebieterische Ansprüche an ihn — welche Scene im hohen Dome zu Ely, als er den die Messe nachsaffenden Pfaffen zur Rede stellt: „Laßt Euer Narrenspiel, herab da, Sir!“ — Eins bleibt die Hauptsache, dem Vaterlande ein Heer aufzubringen, das den königlichen Söldnern und den Edelknechten in allen

Ständen überlegen sei. Er selbst hatte jüngst noch an Hampden erklärt, wie er sich keineswegs darüber wundere, daß das Parlament im Felde den Kürzeren ziehe. „Jene sind Söhne von Edelleuten, junge Männer von Rang und Ehre; die unseren alte, unfähige Bediente, Kellner und Weinzapfer, die man fortgejagt. Ich will Männer anwerben, welche Gottesfurcht im Herzen tragen, deren Gewissen sie treibt, und ich versichere Euch, die sollen nicht geschlagen werden.“ Durch sorgfältige Auswahl unter den Pächtern und Landsassen, die sämmtlich, wie er, den harten Druck von der Heimath und von ihrem Glauben gewälzt haben wollten, brachte er sein berühmtes Regiment der Ironsides zusammen. Wie spotten doch die Gegner und ihr großer Geschichtschreiber Clarendon über das saure Gebahren dieser Leute, wie verhöhnen sie den Commandeur, wenn er, statt soldatisch lustig und in Saus und Braus zu leben, mit Offizieren und Gemeinen fromme Lieder anstimmt, ihnen lange Predigten hält oder einen schlichten Reitermann dazu auffordert, dem die Gabe des Wortes verliehen ist! Die Gegenwart erinnert sich mit Bewunderung, was der tapfere Havelock, dieser echt puritanische Streiter des neunzehnten Jahrhunderts, mit ähnlichen Mitteln aus seinen brutalen Untergebenen zu machen verstanden. Wie viel mehr Cromwell, dessen Leute eignes Gut zu verlieren hatten, die mit ihrer Mächtigkeit, sittlichen Kraft und glühendem Protestantismus ihm auf halbem Wege entgegenkamen, deren Corpsgeist in der Folge, ganz abgesehen von hohem Sold und guter Behandlung, vor Allem in der strengen, selbst auferlegten Disciplin wurzelte. Einsicht und Selbstbeherrschung standen, wie kaum anderswo in der Kriegsgeschichte, so hoch, daß die Independenz des religiösen Conventikels sich mit echt militärischer Zucht paaren konnte, und die härteste, unerschrockenste Mannschaft, die es in England gab, von einem energischen Enthusiasmus beseelt wurde, dem bald kein Gegner Stand hielt. Die Siegeslaufbahn dieser Leute war schon im Herbst 1643 bei Horncastle eröffnet worden, wo ihr Führer mitten im Scharmägel es Allen zuvorthat und sich die ungetheilte Achtung seiner eigenen Leute erwarb. Ihr erster großer Tag aber war der 2. Juli des nächsten Jahres bei Marston Moor, wo Pfalzgraf Ruprecht und seine Cavaliere so arg geschlagen wurden, daß dem Könige der Norden seines Reiches verloren ging. Cromwell's Reiter verrichteten hier die Hauptarbeit. „Gott hat sie fallen lassen,“ schreibt er selber, „wie Stoppeln unter der Schneide unserer Schwerter.“ Es war nicht von ungefähr, daß um dieselbe Zeit das parlamentarische Heer im Südwesten vor den Truppen des Königs die Waffen streckte. System und Principien, für welche man bisher gefochten, hätten niemals den Kampf mit der Krone, in dem es sich um die höchsten Güter Englands handelte, siegreich durch-

geführt. Ihre Vertreter wollten und konnten eben nicht der äußersten Consequenz rücksichtslos entgegengehen. Das thaten nur Cromwell und die, wie er, zugleich mit dem Feinde im eigenen Herzen und dem Feinde in der Schlacht gerungen. Er, jetzt General-Lieutenant, hat die völli- ge Reorganisation des Heeres und die Befeltigung presbyterianischer Führer, wie die Grafen Essex und Manchester waren, bewirkt. Mit Hülfe der Selbstverläugnungs-Acte trat der Kampf in das entscheidende Stadium: neben dem neuen Oberfeldherrn Lord Fairfax erscheint Oliver Cromwell als die Seele desselben. Aus dem in jener Bill verbotenen Pluralismus der politischen und militärischen Thätigkeit ließ sich freilich ein Ausweg finden; die zur Herrschaft emporsteigenden Independenten waren überhaupt freier von Intoleranz, als der Anglicanismus und Presbyterianismus; man ließ vor gebieterischer Nothwendigkeit auch die Ausnahme neben der Regel gelten. Wie folgten nun die großen Schläge rasch auf einander! Nachdem der König bei Naseby auf's Haupt getroffen, wurde Bristol und bald der Westen und der Süden des Landes bezwungen; Karl, den Starrsinn und Falschheit in so furchtbares Verhängniß getrieben, meinte bei den Schotten Schutz zu finden, und wurde von dem feilschenden Heere, dessen Nähe den Independenten längst unbequem zu werden begann, schließlich an seine Gegner in England verhandelt. Allein die großen Erfolge der letzteren waren fast über ihr Ziel hinausgeschossen, denn als nun die Waffen ruhten, zeigte sich sofort, daß Parlament und Hauptstadt mit ihren steifen, engherzigen Gesinnungen nur presbyterianischen Gewissenszwang an die Stelle des kryptokatholischen gesetzt hatten und begierig nach einer Verständigung ihrer Tendenzen mit dem Königthume der Stuarts haschten.

Kein Wunder daher, wenn die Gegensätze sich rasch verschärften. Der Presbyterianismus als neuer Staatsglaube erhob sich unduldsam gegen die Sectirer, wie man sie schalt. Diese aber bildeten vorzugsweise das siegreiche Heer; daher der Groll so vieler, die von ihnen im Felde verdrängt worden und sich nun auch im Parlament bedroht fühlten. Und zwischen ihnen nun Karl I., obwohl gefangen, noch immer derselbe rastlos conspirirende König; immer zuversichtlicher hoffte er, es werde ihm gelingen, Independenten und Presbyterianer so zusammenzubringen, daß sie selbst einander vertilgten. Da steht nun in den alten Büchern, daß Cromwell eine solche Stellung der Parteien benutzte, um sich durch Doppelzüngigkeit, List und Gewalt zum Meister der Position zu machen. Es lohnt sich, die Sache genauer in's Auge zu fassen.

In London wollte man Auflösung des Heeres und alleinige Verfügung über König, Staat und Gewissen. Das Heer in seinem, sicher aus

Cromwell's Feder gestoffenen Manifest vom 10. Juni 1647 betont nun nicht so sehr den Monate langen Rückstand seines Soldes, als den Entschluß, nicht eher aus einander zu gehen, als bis das, warum man bisher mit dem Könige gekämpft, bürgerliche und religiöse Freiheit auch ihnen garantirt sei. Als der Londoner Pöbel dagegen das Parlament terrorisiren wollte und ein Theil des letztern in das Hauptquartier entwich, da setzten sich die Truppen am 6. August in Bewegung und rückten mit grünen Zweigen auf den Hüten durch den Hydepark in die Stadt. Der bestehenden Ordnung wollten sie nach ihrer eigenen Andeutung nirgends entgentreten, keine Gewalt, nur Macht behaupten. Eifrig Mitglieder des Unterhauses freilich, welche einst unter Essex gedient und überhaupt die Bewegung auf jene Stufe zurückzuschrauben wünschten, mußten weichen. Zogen nun auch die Truppen wiederum in ihre Quartiere ab, so hatte ihre Haltung doch jedenfalls eine neue Entwicklung der Dinge angebahnt. Es war doch von hoher Bedeutung, daß seit der Entführung von Holmbury nach Hamptoncourt auch der König sich in der Gewalt der Independenten befand. Es gefiel ihm in der That weit besser in der Hut der Militärs als jener Parlamentarier, die ihm seine Bischöfe und deren Liturgie genommen. Er wurde doch wieder als König behandelt und erfreute sich des ungehinderten Verkehrs mit seinen Kindern. Man sah ihn wohl im Park mit den Generalen und namentlich mit Cromwell und dessen Sidam Treton spazieren gehen. Es ist keine Frage, daß diese damals noch ihn retten, sogar die von dem Parlamente bestellte Suspension von 20 auf 10 Jahre herabsetzen wollten. Bei der persönlichen Begegnung zwischen den so diametral entgegengesetzten Geistern übte doch der Zauber des gefalteten Hauptes noch immer etwas von der alten unwiderstehlichen Gewalt. Da machten sich gleichzeitig von oben und von unten noch andre Mächte geltend. Jüngst noch hatte Cromwell erklärt, daß man Karl ungerecht behandle. „Möge Gott,“ sagte er, „in Betreff des Königs mir seine Gnade nach der Aufrichtigkeit meines Herzens zumessen.“ Noch einmal hatte er ihn für ehrlich gehalten. Wie wurde er enttäuscht durch die Entdeckung jener Correspondenz, die, in einem Sattel eingeknäht, mit der Königin gepflogen wurde! Alles ahnte Unheil, als Karl dann in der Nacht vom 11. November entwich, und die Briefe, die er zurückgelassen, stolz und höhniisch offenbarten, welches falsche Spiel er auch mit den Independenten getrieben. Wenig später freilich war er wieder Gefangener im Schloß Carisbrook. Aber seine Flucht hatte auch die längst lauernden Dämonen der Tiefe entfesselt. Aus der Agitation des Heeres wider das Parlament war eine Soldatenfaction emporgewachsen, welche voll Abscheu und Ingrimm den Verkehr ihrer Offiziere mit dem Könige gewahrt hatte

und in nivellirendem Fanatismus Gleichstellung aller Ränge, Beseitigung des gefangenen Königs und Republik erstrebte. Schon munkelten sie, daß Cromwell den König habe entwisphen lassen wollen; schon mußte er militärisch-streng Executionen vollziehen. Ein neues Element warf sich in die Bewegung, dessen Druck in der Folge auch der an die Spitze gehobene, gewaltige Mann hat empfinden müssen.

Es scheint uns durchaus nicht lächerlich und verächtlich, daß in solcher Lage Cromwell und seine Anhänger nach der für sie höchst ernstesten Weise unter dreitägigem Gebet und geistlicher Ermahnung auf der Königsburg zu Windsor an die inhaltschwere Verhandlung über den König und das Land gegangen sind. Gegen die Unverbesserlichkeit zweier Extreme und die Vornirtheit der Mitte suchten sie, welche doch einen sehr entschiedenen Begriff von den Dingen hatten, um die es sich für England und den Protestantismus handelte, nach „Erleuchtung,“ um selber den nahenden Katastrophen gewachsen zu sein. Die Mystik dieser Leute vertrug sich indeß sehr wohl mit einer durchaus klaren, praktischen Anschauung der Verhältnisse; und es muß dahingestellt bleiben, wie viel neben der eignen Thatkraft ihr Gottvertrauen zur Durchführung ihres Willens beigetragen. Sie standen fest in dem Intriguengewirr, das sich um das Gefängniß Karl's entspann. Als der Presbyterianismus in Verbindung mit den Schotten zu Gunsten des Königs noch einmal die Fahne des Bürgerkriegs erhob, flog Cromwell nach Westen und nach Norden und warf die letzteren mit unwiderstehlicher Gewalt zurück. Mittlerweile säuberte Oberst Pride das Parlament. Eine große Umwälzung, die Einsetzung der Militärherrschaft wird vollzogen ohne Verlust an Gut und Blut. Nun erst führt das Heer das Hauptwort, und selbst die Einsicht seiner Führer muß sich davor beugen. Das Ungeheuerliche, Karl's Proceß und seine Hinrichtung, ist zur Nothwendigkeit geworden.

Dieser fürchtbare Act nun soll nach der gewöhnlichen Auffassung für den Independentengeneral längst das Ziel seines maaklosen Ehrgeizes gewesen sein. Und Bischof Burnet, der von seinem Vater her vortreffliche Nachrichten über den Protector hatte, ihn selber aber gewiß nicht liebte, versicherte doch schon, daß, nachdem Ireton zuerst offen die Bestrafung Karl's gefordert, Cromwell in langer, peinlicher Ungewißheit, in einem schrecklichen Kampfe mit sich selber geschwebt, dessen urkundliche Geschichte natürlich der Nachwelt verborgen geblieben. Es heißt, er habe todtentbleich das Gesicht abgewandt, als der König zum ersten Mal vor den Schranken in Westminster erschienen sei. Die Gefahr, den unverbesserlichen Fehler, das Verbrechen in der That erkannte er von vorn herein; und wenn er schließlich die Stimme der eigenen Seele in der Fluth seiner religiösen

Begeisterung erstirbt, so hat er in der Folge doch niemals die Ursache aus der Erinnerung verloren, weshalb, nachdem der Staat von der Waise bis an die Spitze umgewählt worden, alle großartigen Versuche der Reconstruction ihm nothwendig mißlingen mußten. Aber nicht minder gerecht und verdient erschien ihm und vielen Tausenden damals und jetzt die furchtbare Züchtigung dessen, dem er wenigstens gern das Leben gerettet hätte, wenn der lebendige Karl überhaupt unschädlich zu machen gewesen wäre. Der Irrthum und zugleich das Verhängniß Cromwell's und vor Allen auch seines großen Apologeten Milton's liegt nicht sowohl in der tief religiösen, aber schwärmerisch theoretischen Begründung der Hinrichtung, als vielmehr darin, daß die Lage der Dinge und das Zeitalter für sie keine andre Möglichkeit offen zu lassen schienen als den gewaltsamen Tod des Königs. Als Märtyrer wurde der enthauptete Fürst der Sache der Freiheit erst recht gefährlich. Vergleiche man aber nicht mehr die Richter Karl's I. mit den bluttriefenden Unmenschen des Jahres 1793; jene nahmen mit furchtbarem Ernste und bewunderungswürdiger Mäßigung offen vor der Welt, gleichsam in einem Kriegsgerichte, als dessen Zeugen die Nation erschien, eine Verantwortlichkeit auf sich, die keineswegs fern abliegt von derjenigen, unter welcher Calvin den Wilhelm Farel oder Elisabeth die Maria Stuart zum Tode führen ließ. Daß Cromwell damals daran gedacht, sich durch Usurpation auf den Thron zu schwingen, während alle Royalisten sofort den geborgenen Karl II. anerkannten, wird heute Niemand mehr behaupten wollen; war er selber doch abhängig von den Forderungen derer, die unter ihm sehten und siegen gelernt. Die Gegenwart findet daher keinen absonderlichen Flecken des Königsmordes an ihm haften, beklagt aber den schicksalsvollen Schritt, für den er, wie ganz England, zu büßen gehabt hat.

Nach Karl's Tode bestand kein factisches Regiment im Lande, statt dessen ein wüstes Gewoge von katholischen, anglicanischen, presbyterianischen, sectirerischen Factionen aller Art. Die größten Fanatiker, die Anhänger der „fünften Monarchie“, eines chylastischen Reichs auf Erden, hätten schwerlich andre Schöpfungen hervorgebracht, als die deutschen Bauern im Jahre 1525 oder der Wiedertäuferkönig von Münster. Es war jedenfalls ein Glück, daß das Heer von 50,000 Mann und sein größter Kopf, der es geschaffen, das Heft in die Hände nahm. Sie errichteten den Freistaat von England im Anschluß an das purificirte Parlament und übertrugen die Execution einem Ausschuß von 38 Mitgliedern. Noch fragte es sich, ob diese Institute Anspruch auf Dauer haben würden, als das Verhältniß zu den beiden andern Kronländern sich gebieterisch in den Vordergrund drängte. Das katholische Irland und das calvinistische

Schottland, das eine wegen seines Glaubens, das andere wegen der Herkunft des Königshauses, hielten beide hartnäckig an den Stuarts fest. Von beiden Seiten erhoben sich Haß und Gefahr für die militärische Republik und außerdem die Frage, sollte die Personalunion der drei Länder, seit Jahrhunderten, noch ehe sie zu Stande gekommen, eins der vornehmsten Momente der englischen Geschichte, sollte der Principat Englands Preis gegeben werden? Man hatte keine Zeit, mit dem Entschlusse zu zaudern. „Oliver fiel auf Irland,“ um mit Carlyle zu reden, „wie der Hammer Thors. Er traf es und mit einem Schläge verwandelte er alle Parteien, die es verwüstet hatten, in Staub.“ Es war der Krieg in seiner ganzen, furchtbaren Schärfe, aber er brachte eine Heilung, wie das Messer des Wundarztes. Wie groß auch seit Jahrhunderten die Sünden der Eroberer wider die unglückselige Insel gewesen waren, die Verbindung des Ultramontanismus mit dem Keltenthume hatte die Dinge nur ärger gemacht. Cromwell durchschaute die Nothwendigkeit, das germanisch-protestantische Princip auch unter den Iren zum herrschenden zu machen. Wunderbar, wie da, wo er durch Wüstelegen und Entvölkern aufgeräumt, fast unmittelbar unter seinen gewaltigen Tritten der Segen friedlicher und freier Existenz aufzusprießen begann. Die Spuren der Einwanderung einer anderen Race und ihres von Krone und Tiara gleich unabhängigen Glaubens, wie sie jenem Heere nachgezogen, lassen sich bis auf diesen Tag verfolgen. Selten wohl hat ein siegreicher Eroberer den grollenden Unterworfenen seine Warnung klarer und eindringlicher hinterlassen, als Cromwell in seinem berühmten Rundschreiben an die Prälaten der Insel. Da heißt es: „Die willkürliche Gewalt der Könige und Priester ist eine Last, deren die Menschen anfangen, müde zu werden. Die Mänke, deren sie sich zu gegenseitiger Unterstüßung und zur Behauptung der Tyrannei in Staat und Kirche bedienen, beginnen durchsichtig zu werden. Es giebt Männer, wie ihr wißt, welche dieses doppelte Joch bereits abgeschüttelt haben und sich durch Gottes Gnade frei zu erhalten hoffen. Es giebt Andre, die eben damit beschäftigt sind. Viele Gedanken über diesen Punkt gähren in Vieler Herzen, und früher oder später werden sie hervorbrechen. Der Grundsatz, das Volk gehöre dem Könige, die Kirchen und die Heiligen dem Papste und den Geistlichen, wie ihr sie nennt, beginnt, in der Welt ausgepiffen zu werden.“ Die welthistorische Aufgabe der großen Bewegung in England und die Mission Cromwell's selber lassen sich nicht wahrer und berebter bezeichnen.

Der Erfolg gegen Schottland war nicht minder großartig. Dort hatte Karl II., schon ganz der fertige Heuchler seiner späteren Tage, sich zur Annahme des Covenant bereit erklärt, und das treue, von den Stuarts

so oft gemißhandelte Volk griff nochmals für sie zu den Waffen. Auf den Ruf des Parlaments mußte Cromwell, jetzt Lord-General aller Streitkräfte, aus Irland herbeieilen: trotz der bösen Deflees von Dunbar, als die blinden, gegen Agag zeternden Prediger den feindlichen General aus seiner unangreifbaren Stellung vorwärts getrieben, wurde der 3. September 1650 von den Engländern gewonnen. Und ein Jahr später, gerade am Jahrestage jenes Sieges, als Karl mit den Schotten tief nach England eingebrochen, schlug ihn Cromwell bei Worcester so empfindlich auf's Haupt, daß er unter Fährlichkeiten, wie sie die Romanschreiber nicht besser wünschen können, mit knapper Noth dem Schicksal seines Vaters entran. Schottland aber wurde nunmehr unter den Willen des mächtigeren Staates im Süden gebeugt, wie es Eduard I. einst vergebens ersehnt und wie selbst die Dynastie der Stuarts, als sie beide Kronen trug, nicht erwirkt hatte. Thatsächlich wurde bereits der Union vom Jahre 1707 vorgegriffen, indem das Parlament zu Westminster nun auch für Schottland Gesetze vorschrieb, und englische Statthalter und Richter mit kräftiger Hand einer, in ihren eigenen wilben Kämpfen fast verblutenden Nationalität sich wieder anrassen halfen. Fast noch wüthiger als die irischen Pfaffen wand sich die presbyterianische Geistlichkeit in ihrem Ingrimm. Jenen war doch die öffentliche Feyer der Messe als eine Abomination verboten; diese wurde von Cromwell, als er den Burgfelsen von Edinburg belagerte, aufgefordert, unbehindert in die Stadt herabzukommen, um in ihren Kirchen nach ihrer Weise den Gottesdienst zu feiern. Als sie es vorzogen, Angst und Mißtrauen mit den von jeher beliebten Schmähungen zu bebeden, hat er auch ihnen eine sehr beherzigenswerthe Warnung ertheilt. „In England,“ schreibt er dem Befehlshaber der Burg, „haben die Geistlichen volle Freiheit, das Evangelium zu predigen, obgleich nicht um unter dem Vorwande der Religion zu schimpfen, noch sich gegen die bürgerliche Gewalt aufzulehnen oder nach ihrem Belieben dieselbe herabzuwürfigen. Niemand ist in England oder Irland, weil er das Evangelium predigt, gekränkt, noch ist in Schottland irgend ein Geistlicher seit der Ankunft des Heeres belästigt worden. Die Wahrheit zu verkünden, ist die Aufgabe der Diener Jesu Christi. Wenn aber Geistliche, die eine glorreiche Reformation suchen, dieselbe durch Erlangung eigener weltlicher Macht zu begründen sich anmaßen, so sollen sie wissen, daß das dem Volke Gottes verheißene Zion nicht mit solchem ungelächten Mörtel gebaut werden wird.“

Drei Kirchen, von denen jede nach ihrer Art Staat und Gewissen zu tyrannisieren getrachtet, waren also von dem Sieger in den Staub getreten; er stand auf den Trümmern eines Staatswesens, das in drei Krie-

gen unrettbar Schiffbruch gelitten. Nun fragte es sich, als die Waffen wieder ruhten, würde er, dem jetzt in Großbritannien kein zweiter gleichkam, im Stande sein, etwas Besseres an die Stelle zu setzen? Es kam dabei doch vor Allem auf die Haltung des am meisten befähigten Reichs, auf England an, wo noch immer der Antagonismus zwischen Heer und Parlament fortbestand. Was wollte denn die Nation, fragen wir? Sie hatte doch nach langer, harter Geburtsprobe den Stuarts aufgesagt. War sie nun etwa mit der seit zwölf Jahren permanent gewordenen Reichsversammlung zufrieden? War deren Dauer nicht an sich wieder eine Gewaltthat, ihre selbst angemaachte Executive nicht eben so tyrannisch, wie Karl gewesen? Wo war das Oberhaus geblieben, mit dem man einst gemeinschaftlich die Krone bekämpfte, und konnte das Rumpfparlament überhaupt noch als Landesvertretung gelten? Noch zwei Jahre hindurch hat Cromwell, obwohl er factisch bereits Regent war, den Versuch gemacht, sie gelten zu lassen, offenbar doch in der Absicht, die Wünsche und die Gesinnungsart des Volks zu ergründen, dessen innerster Conservatismus ihm an sich selber nur zu gut bekannt war. Jahre voll großer, wunderbarer Erfahrungen lagen hinter ihm; viele der Gedanken, mit denen auch er einst den Streit wider Karl aufgenommen, waren seitdem beträchtlich anders geworden. Trotz der eignen theokratischen Anschauungen erkannte er längst, wie die englische Nation, die von Plantagenets, Tudors und Stuarts sich willig hatte beherrschen lassen, nachdem sie immer mehr von dem Geheimnisse entdeckt, Monarchie und Volksgewalt mit einander auszugleichen, auch jetzt, da sie einmal alle Fesseln gesprengt zu haben meinte, nicht auf die Dauer für das republikanische Element sich eignen würde. Das Gefahren des Rumpfs erschien durchweg als eine Caricatur dieser Staatsform, deren Fortbestand in mancher Beziehung harmlos gewesen wäre, hätte er nicht drinnen und draußen Gefahr erweckt. Endlich aber riß Cromwell doch die Geduld. Wir sehen ihn, wie er am 20. April 1653 schwarz und schlicht gekleidet wie immer, in graubaumwollenen Strümpfen gleich den Uebrigen einer Sitzung beiwohnt, in welcher abermals die Permanenz der Versammlung auf der Tagesordnung stand. Er hat hernach versichert, ohne die Absicht eines Gewaltstreichs an jenem Tage seinen Platz eingenommen zu haben: „aber der Geist Gottes wurde so mächtig in mir, daß ich mich nicht länger mit Fleisch und Blut beraten konnte.“ So mußten denn die Muskettiere eintreten, den Sprecher sammt dem goldenen Scepter, „dem eitlen Land,“ entfernen und den Saal ausleeren. Aber wußte Cromwell, als er den Schlüssel in die Tasche steckte und nach Hause ging, jetzt wirklich besser, was nunmehr zu thun sein würde? Auch seine Soldaten, die mit Freuden jenen Befehl vollzogen, waren in der

überwiegenden Mehrzahl Republikaner, einseitige, fanatische Menschen, denen niemals, wie ihm, die Augen über das wahre Wesen ihrer Nationalität aufgehen würden. Die Meisten folgten ihm gern in der Militärdictatur, aber einen König wollten sie nicht wieder haben. Und er durfte doch auch die vielen überzeugungstreuen Royalisten im Lande nicht gering anschlagen, so wenig er daran denken konnte, jemals die Stuarts wieder zurückzuführen, nachdem er sie als unverbesserlich erfunden und nach Allem, was er ihnen angethan. Das alte Dilemma seiner Stellung zwischen den beiden entgegengesetzten Polen war nach Beseitigung des Krumpfs nur noch schroffer hervorgetreten. Statt des stehenden Parlaments gab es ein stehendes Heer, wie England weder vor noch nachher gekannt, und beiden gegenüber ohne alle Sympathie das englische Volk mit seinem unverthigbaren Glauben an die echt constitutionellen Principien seines staatlichen Daseins. Wie war da nun anders zu vermitteln als in der Weise Cromwell's? Allerdings erscheint er als Usurpator, jedoch als der „hochherzigste, den es gegeben,“ wie ihn ein bedeutender anglicanischer Bischof genannt hat, und — fügen wir hinzu, der maachvollste, von dem die Geschichte weiß, der allen Gefahren und Lockungen zum Trotz stets höhere Weisheit und Uneigennützigkeit bewährt hat.

So ließ er die Republik bestehen und stellte doch die Monarchie wieder her; dem Heere gegenüber durfte er weder wagen, den legitimen Fürsten zurückzuführen, noch sich selber als erblichen König aufzustellen; das Volk, von den Royalisten bis zu den Independenten, war es zufrieden, daß er selber seinen Stab statt des Scepters handhabte und vorsichtig, aber entschieden immer mehr von den Formen der alten Verfassung wieder hervorjog. Der erste Anfang, das sogenannte Barebone-Parlament, war freilich höchst unscheinbar und erregt heute noch mitleidiges und selbst spöttisches Bedauern. Aber eine sehr bestimmte Thatsache tritt uns doch aus Cromwell's eigenen Aeußerungen entgegen. Er hatte gehofft, die anderthalb hundert ernst biblisch-gläubigen Männer, die er sich hatte erwählen lassen, und deren Opposition er sich gewachsen fühlte, die er mit freudigem Stolz als eine wahrhaft christliche Versammlung begrüßte, wie sie die Welt bisher nicht gekannt, — diese Versammlung würde sich zu festen Beschlüssen einigen und ihm seine übermenschliche Aufgabe erleichtern können. Allein vor Allem in kirchlicher Beziehung stieß er auf einen Geist der Unbulsamkeit, über welchen er und nur sehr wenige Andere damals erhaben waren. Folgende Worte, die er seinem Schwiegersohne Fleetwood schreibt, sind buchstäblich wahr: „Jeder ist verschiedener Meinung, jeder sucht die seine geltend zu machen, so daß der Geist der reinen Liebe, die ich für Alle habe, kaum von irgend Einem anerkannt wird. Mein Leben, ich darf

es sagen, ist ein freiwilliges Opfer gewesen, das ich für Alle dargebracht habe." Es blieb kein anderer Ausweg, als daß diese Versammlung die ihr erteilten Vollmachten in Cromwell's Hände zurückgab, und er selber von allen Parteien, vornehmlich auch von den Führern des Heeres ermächtigt wurde, ein Regiment zu adoptiren, welches der alten Verfassung um einen beträchtlichen Schritt näher trat. Cromwell wurde Lord Groß-Protector des Freistaats von England, Schottland und Irland und berief ein Parlament, das aus 460 Mitgliedern bestehen und dreijährige Dauer haben sollte. "Der Souverän," sagt Macaulay, "hieß nicht Seine Majestät, sondern Seine Hoheit. Er wurde nicht in der Westminster-Abtei gesalbt und gekrönt, sondern in der Westminster-Halle feierlich auf den Thron gesetzt, mit dem Staatschwert umgürtet, in Purpur gekleidet, mit einer prächtigen Bibel beschenkt. Sein Amt wurde nicht als erblich erklärt, aber er erhielt das Recht, seinen Nachfolger zu bezeichnen; und Niemand zweifelte, daß er seinen Sohn ernennen würde." Wir bewundern mit demselben großen Geschichtschreiber die hohe Einsicht des Protectors, mit welcher er bei Berufung seines ersten Parlaments schon eine Reform der nationalen Repräsentation in Anregung brachte, die erst in unseren Jahrhunderten als die richtige erkannt und durchgeführt worden ist, und wie er ebenfalls schon den Versuch einer einheitlichen Vertretung der drei Reiche gemacht hat, der erst in späteren Generationen durch die Unionen mit Schottland und Irland zur Vollendung gekommen ist. Aber das Parlament vom Jahre 1654 bewies doch nur von Neuem, daß es sich weder politisch noch kirchlich auf die Höhe der Anschauung versetzen konnte, von welcher herab das Staatsoberhaupt zunächst die parlamentarische Form des Regiments zu stärken bemüht war. Man fällt die Zeit mit herausfordernden Discussionen über den Titel und sogar die Person des Lord Protector und bot keine Hand, den jüngst wieder wachsenden Conspirationsgelüsten der Cavaliere und den Wählereien der Gleichmacher vorzubauen. Daneben dann wieder die alte religiöse Bigotterie und Intoleranz, durch welche sie die von Cromwell ernstlich in Angriff genommene Kirchenreformation zu hemmen drohten. Kein Wunder also, wenn sie von ihm in ernstern Worten zur Rede gestellt und aufmerksam gemacht werden, daß durch denselben Staatsact, wie ihre Autorität, so auch die seine geschaffen worden, und daß ihm die Pflicht gebiete, letztere unverkürzt aufrecht zu erhalten. Daher denn am 31. Januar 1655 abermals eine Auflösung. Raafloser Ehrgeiz, gewaltthätige Herrschsucht und widerliche Heuchelei lauten die in den alten Historien stets wiederkehrenden Vorwürfe. Nach Prüfung der Reden und Fergänge ist man jetzt glücklicherweise geneigt, ganz anders über das Benehmen des Protectors zu urtheilen, der

in der That so uneigennützig wie möglich daran arbeitete, die Verfassung des Reichs nach den Bedürfnissen und Wünschen des Landes selber zu fixiren und bei einem so schwierigen Vorhaben immer nur auf den Unverstand der Zeitgenossen stieß. Sie selber trieben ihn in den Despotismus hinein, in welchem er dennoch an seinem Vorhaben festgehalten und mit unvergleichlicher Enthaltfamkeit das Gute, was sie in Gemeinschaft mit ihm dem Staate offenbar nicht bereiten wollten, für sich allein zu schaffen gedachte. Hart genug freilich waren die Maaßregeln, die er ergreifen mußte. Die Zudungen der mit Gewalt im Zaume gehaltenen Parteien bestätigten nur zu deutlich, was man von den Cavalieren und den Gleichmachern zu erwarten hatte. Jenen zunächst galt die Einsetzung der zwölf Generalmajore als Militärverwalter über England, so daß die Gemeinen es ihrer eigenen Haltung zuzuschreiben hatten, wenn die den Cavalieren auferlegte Strafe des zehnten Pfennigs, da keine Steuern genehmigt waren, auch von ihnen erhoben wurde. Die republikanisch-chiliasmatischen Schwärmer träumten nicht minder von Tyrannenmord, auch sie hatten Schuld, wenn Cromwell zu seiner eignen und des Staats Sicherheit zu immer entschiedeneren Gewaltmaasregeln greifen mußte.

Man ließ ihm nichts, als den Absolutismus, und doch — wie verschieden von dem, welchen verwandte Geister in ähnlicher Lage gehandhabt haben! Seine Anordnungen genügten gerade, um den inneren Frieden vor gewaltsamen Ausbrüchen sicher zu stellen und einen Zustand zu schaffen, in welchem die Anhänger aller politischen Richtungen neben einander leben konnten. Hier ist von keinen massenhaften Proscriptionen und Confiscationen wie im revolutionären Rom oder Paris die Rede; der Buchstabe des Gesetzes wurde höchstens überschritten, um den wider den Träger der Gewalt gezückten Nordstahl abzuwehren. Eine tabellosere Rechtspflege hat es selbst in England nicht gegeben; Blaturtheile sind auffallend wenig gesprochen, und von der einem Tyrannen eignen Lust oder kalten Gleichgültigkeit, gegenüber den grausamen Eingriffen in Freiheit und Leben der Gegner, ist keine Spur vorhanden. Wenn das Protectorat hohe Finanzmittel bedurfte und die Steuerkraft der Nation stark angepannt hat, so vergesse man zuvörderst nicht, welche Zeiten sie seit dem Regierungsantritt der Stuarts und zumal jüngst im Bürgerkriege durchlebt hatte. Die Beziehungen zum Auslande ferner, glorreiche Seekriege und die Dictatur über den Katholicismus von Spanien und Italien, eine Machtstellung, wie England sie noch nie besessen, worüber selbst dem stolzesten Cavalier das Herz freudig schlug, kosteten das mit Schulden belastete Land natürlich hohe Summen. Dagegen erinnerten sich die ältesten Leute kaum, daß der innere Staatshaushalt je mit so geringen Ausgaben bestritten worden.

Der Staatsrath und die Militärgouvernements waren mit Männern besetzt, deren Lebensweise nichts gemein hatte mit den römischen Prätorcn und Präfecten, und die sich ihre Treue nicht durch Fundationsdecrete erkauften ließen wie die Marschälle, Minister und Senatoren im kaiserlichen Frankreich. Und der Hof Cromwell's selber, sein Haushalt zu Hampton-court und Whitehall, hat auch nach den Zugeständnissen der weitgehendsten Gegner niemals Summen verschlungen, die sich anfechten ließen. Staat und Prunk waren der Stellung des militärisch-religiösen Machthabers, „eines Richters in Israel,“ vollkommen angemessen, sie genügten eben, um bei'm Empfange spanischer oder französischer Botschafter nicht Rasekrämpfen hervorzubringen oder um Freunde und Kameraden bei ehrbarem Mittagsmahl zu bewirthen und in züchtigen Festen zu feiern. Wir wissen nicht, ob Cromwell jemals daran gedacht, für den Fall der Noth einen Theil seines Einkommens in Sicherheit zu bringen; wir wissen aber, wie schlicht er im gewöhnlichen Leben aufzutreten pflegte, wie Tand und Glanz der Welt in der That ihm keine Verführung boten, wie seine ihn in mehreren Gliedern überlebende Familie nicht mehr hat sein wollen, als die Nachkommenschaft des frommen Gutsbesizers von Huntingdon und Pächters von St. Ives.

Nichts ist ausprechender in dieser merkwürdigen Biographie als das unergleichliche Verhältniß, in welchem Cromwell als Sohn, Gatte und Vater erscheint. Die Briefe an seine Angehörigen athmen, fern von den gewitterschwangeren Dünsten des Zeitalters, die ganze reine Lebenslust, in deren Regionen sich diese starke, gläubige Seele emporgeschwungen. Was ist rührender, als der Segen, den die alte Mutter voll gerechten Stolzes, voll ahnender Besorgniß sterbend über den Sohn spricht. Und wie schreibt dieser an die eigenen Söhne, an Richard, wenn er Eitelkeit und Leichtsinu streng zu tabeln hat, an den tüchtigen Heinrich, der Gedanken und Lage des Vaters begriffen und in dessen Sinne Irland regiert. Wie werden die Töchter und ihre Männer ermahnt; wie leidet sein Gemüth, wie hat er noch einmal mit sich selber ringen müssen, als ihm der Tod die Lieblings-tochter entriß. Man meint in der Seele alttestamentlicher Patriarchen oder gefühlvoller altväterlicher deutscher Bärgersleute zu lesen.

Wer mag nun läugnen, daß dieses streng sittliche, christliche Princip, welches dem Leben im Hause und bei Hofe zu Grunde lag, sich auch in der Behandlung der öffentlichen Dinge bewährt hat. Die damals von religiösen Brüchen tief zerklüftete Welt bot ja recht eigentlich den Spielraum für solche Kräfte. In Einem Punkte, dem Fluche aller Parteien, erscheint Oliver Cromwell über seine gesammte Umgebung weit erhaben;

nirgends glänzt auch die Reinheit seiner Ueberzeugung so hell, trotz aller Beschuldigungen der Heuchelei und Verstellung, wie wir sie noch immer zu hören bekommen. Die Toleranz, mit welcher er sich im Grunde doch wider alle religiöse Verfolgung gestemmt hat, erscheint, wohin man damals in Europa blickte, fast einzig in ihrer Art. Wenn er allein den Katholiken die öffentliche Feier der Messe nicht gestattete und die Herrschaft Roms bekämpfte, wo er sie antraf, so geschah das aus dem Gesichtspunkte, daß er die jener Macht jüngst abgerungene innere und äußere Freiheit nicht von Neuem beeinträchtigt wissen wollte. Gegen die Verbrechen des Jesuitismus im katholischen und protestantischen Europa gab es schlechterdings kein anderes Mittel. Im Uebrigen durften in seinem Staate alle Kirchen und Secten lehren und celebriren, was sie wollten, wenn sie nur unterließen, an den Stützen desselben zu rütteln und den Ingrimms gegen einander unterdrücken lernten. Sein Versuch, den seit Eduard's I. Tagen aus England verbannten Juden den Zutritt wieder zu eröffnen, stieß bekanntlich auf die Engherzigkeit der Geistlichen und den Handelsneid der Kaufleute; er selber war von echtem Mitgefühl für das Volk des alten Bundes befeelt, voll Hoffnung, es auf diese Weise der Verheißung gemäß dem Evangelium entgegenzuführen. Man staunt und lächelt und darf sich doch kaum wundern, wenn man liest, daß damals ein alter Jude fern aus Asien nach England gepilgert, um die Genealogie des Protector's zu untersuchen, in der Vermuthung, daß in ihm „der Löwe aus dem Stamme Juda“ erschienen.

Im Geiste der Bibel, aber auch echt christlicher Duldbung hat Cromwell während seiner Herrschaft unaufhörlich an einer Ordnung des geistlichen Amtes und dessen Stellung zur Laienschaft gearbeitet, und durch häufige, aus den Predigern selbst gewählte Commissionen das Mittel zwischen den auf den Alleinbesitz der göttlichen Gnade pochenden Heiligen, Independents und Separatisten, zwischen den Schotten und zwischen den die äußere Form betonenden Arminianern und Anglicanern zu finden gesucht. Stimmen aus den entgegengesetzten Lagern und namentlich auch bischöfliche haben zugeben müssen, daß ihnen Cromwell ein weit erträglicheres Loos bereitet als das Parlamente, und daß die Kirche aus den von ihm gestreuten Saaten gute Früchte geerntet habe. Es ist daher gewiß keine Selbstüberhebung, weit eher sanguinische Hoffnung, wenn Cromwell einmal vor dem Parlamente ausspricht: „Giebt es irgend ein Werk, dessen ich mich vor dem Herrn freuen kann als über etwas Gutes, so ist es dieses. Ich kann das aus Herzensgrund sagen und ich sage die Wahrheit. Behaupten andre das Gegentheil, so mögen sie mir erlauben, meine eigene Meinung festzuhalten, mich in meinem Gewissen und in meinem

Herzen dessen, was geschehen, zu freuen und diesem Werke laut ein Zeugniß auszustellen." Die anglicanische Staatskirche hatte der unumschränkten Königsgewalt, die scheltische einer pharisäischen Knechtung des Individuums in die Hände gearbeitet. Schwärmer, wie die ersten Quäker, Fanatiker, die sich allein als die Heiligen auf Erden und höchstens Christum als ihren König betrachteten, wollten alle Fesseln äußerer Organisation abwerfen. Es waren wahrlich Gegensätze, an deren Ausgleichung Scharfsinn und Thatkraft des Menschen zu Schanden wurden. Und dennoch verzweifelte Cromwell nicht ganz. Was ihm voll höher, poetischer Gedanken sein Freund Milton zurief: trenne Kirche und Staat, scharf und auf immer, das wagte er zwar keineswegs zu befolgen. Ihm schwebte vielmehr ebenfalls eine Staatskirche vor, aber keineswegs als Mittel zur weltlichen Tyrannei, wie wohl behauptet wird; man darf im Gegentheil annehmen, daß sie ihm dienen sollte, das Joch, welches er dem Volke hatte auflegen müssen, ihm wieder abzunehmen. „Die oberste Behörde,“ sagte er einmal, „soll ein Kirchenregiment begründen können, welches sie für das beste hält, um die Bedürfnisse des eignen Gewissens zu befriedigen.“

Bedarf es noch vieler Worte des Nachweises, daß der Begriff protestantischer Freiheit die beständige Richtschnur auch in der auswärtigen Politik des Protector's gewesen ist? Nach den Tagen der Königin Elisabeth und den schmachvollen Verbindungen Jakob's I. und Karl's I. mit dem Festlande war in dieser Beziehung einmal wieder ein ruhmvolles Zeitalter angebrochen, das den Royalisten staunende, furchterfüllte Berehrung, den eingeseifchten Republikanern Bewunderung des verhassten Despoten abgerungen hat. Der Kampf mit den Generalstaaten von Holland freilich spricht gegen jenes Princip, und wir wissen, wie schwer er dem Helben Blake und dem Protector selber geworden ist. Aber konnten sie erlauben, von jenem protestantischen Boden aus durch die jesuitische Politik der Stuarts angegriffen zu werden, deren Zusammenhang mit dem romanisch-katholischen Europa sie überall, selbst jenseits des Weltmeeres, verfolgten? Auch der Conflict materieller Interessen wollte ausgefochten sein; die Frage, auf die einst schon Sir Walter Raleigh hingedeutet, ob England in seiner maritimen Größe der batabischen Republik nachstehen sollte, forderte Entscheidung. Erst dann wurde die englische Seemacht eine protestantische Weltmacht, vor der die Herrschaft, welche der katholische Süden über Land und Meer, über den Einzelnen und seinen Glauben beanspruchte, erzitterte. Das haben die Spanier in Malaga und in Dänkirchen, vor Santa-Cruz und in Jamaica zu fühlen bekommen. Die stolzen Gemüther von Portugal und Malta haben sich beugen, der blinde Fanatismus von Toscana und vom Vatican wie noch vor keinem andern

protestantischen Arme grollend zu Kreuze kriechen müssen. Die islamitischen Korsaren an der Berberküste, die den noch aus den Kreuzzügen entsprungenen Gewalten zu spotten gelernt, erfuhren von dem Puritaner Blase, daß es noch andere, sie händigende Kräfte in der Welt gab; und die beschränkte Unbulsamkeit des Hauses Oesterreich in Siebenbürgen, sowie die von Savoyen geübte, blutige Verfolgung hielten inne, sobald Cromwell an's Schwert schlug und Milton die Feder ergriff. Wo nur in Europa und selbst jenseits des Weltmeeres bedrängte Anhänger der reformirten Lehren saßen, da athmeten sie auf von den Schrecken und Gräueln, welche das Zeitalter des dreißigjährigen Kriegs über sie gebracht. Es gab endlich einmal einen Hort des Protestantismus auf Erden, der in Wahrheit auch ihr Protector war. Ist es nicht ganz natürlich, wenn dieser gewaltige Fürst, wie ihn Macaulay mit Recht genannt hat, zu den übrigen protestantischen Staaten in die engste Beziehung trat? Die Sache des Evangeliums und der materielle, internationale Verkehr bildeten in den Verträgen mit Holland, Dänemark und Schweden die Grundlage; es war der entschiedene Gedanke Cromwell's wie Elisabeth's und Wilhelm's III., eine dauernde evangelische Allianz zu stiften, die, über alle nationalen und confessionellen Unterschiede erhaben, einem jeden Andränge des romanischen Europa gewachsen sein sollte. Unter den deutschen Fürsten hat Friedrich Wilhelm von Brandenburg den unbestrittenen Ruhm, durch seinen aus Milton's Papieren zu ersehenden gesandtschaftlichen Verkehr mit dem Protector, auf dessen Pläne, die ja ganz zu den Tendenzen der eignen Herrschaft stimmten, eingegangen zu sein. Er wußte, daß Cromwell die Wahrheit sprach, als er ihn, die treue Stütze protestantischer Religion, aufforderte, mit den Schweden, und nicht mit den Polen im Bunde zu gehen; er wußte, daß von dem englischen Autokraten nur der Sieg der Wahrheit und keineswegs unter dem Schein erheuchelter Feindschaft wider Rom die maßlose Befriedigung eigener Herrschsucht erstrebt wurde. Was wohl Fürsten, wie der große Brandenburger, wie Karl Gustav von Schweden von Cromwell gedacht haben mögen? Vielleicht bewahren die geheimen Fächer der Archive noch ihre Aeußerungen, vielleicht ist auch ihnen wohl der Gedanke durch den Kopf gegangen: wie, wenn dieser Gewaltige eine Spanne früher, wenn er als Zeitgenosse Gustav Adolf's gelebt hätte. Wahrhaftig, ein Feldherr wie der an der Spitze seiner Eisenrippen einem Wallenstein gegenüber, ein Politiker wie er, unerfütterlich, gleichviel, ob gegen die finstere Wuth der Jesuiten von Wien oder die traurige Selbstgerechtigkeit lutheranischer Zeloten, möchte damals schon die Schicksale Deutschlands und der Welt in ganz anderer Weise entschieden haben, als es durch den Westphälischen Frieden geschehen konnte.

Wie der Protector sich und England vor keiner Macht der Welt etwas vergeben, so am wenigsten vor dem großen Nachbarstaate jenseits des Wassers. Das Frankreich der Fronde war freilich nicht in der Lage, sich mit Großbritannien in Krieg einlassen zu dürfen — ein drohender Wink genügte, es zurückzuschrecken. Und als selbst der verschmitzte, vor Cromwell's stoischem Gleichmuth webelnde Mazarin sich genöthigt sah, mit ihm ein gegen Spanien gerichtetes Bündniß einzugehen, da erlaubte in Erinnerung an das alte Wappen seiner Heimath der strenge Patriotismus des Protectors nicht, daß von einem *Rex Galliarum* die Rede sei, er durfte nur *Rex Gallorum* heißen. Selbst von den romantischen Präensionen der Plantagenets sollte kein Titelchen hergegeben werden. So wachte auch hier dieselbe hohe, conservative Eifersucht, die im Innern sogar den kirchlichen Supremat Heinrich's VIII. erhalten hat. An Louis Condé's Aufrichtigkeit dürfte schwerlich zu zweifeln sein, wenn er an Cromwell schreibt: „Ich halte die Völker der drei Königreiche für vollkommen glücklich, da ich dort Gut und Blut der Leitung eines so großen Mannes anvertraut sehe.“ Ja, selbst der junge Ludwig XIV. hat ausgerufen: „Es ist der größte und glücklichste Fürst in Europa;“ und er, der hernachmals am Edict von Nantes meineltig werden sollte, hat einst bei'm Ableben des Protectors Hoftrauer angelegt.

Aber wenden wir unsre flüchtige Betrachtung nun auch dem Ausgange zu. Gegen das Ende seiner Laufbahn tritt noch einmal bei Cromwell klar und dringend das Verlangen hervor, den Despotismus, zu welchem er gedrängt worden, in einen legalen, sich auch nach Innen auf den alten englischen Grundlagen frei bewegenden Staat umzuwandeln. Die großen Erfolge der protestantischen Politik hatten unstreitig in vielen treuen königlichen Herzen den Wunsch erweckt: wäre dieser Mann unser König, so wären wir ausgehöhnt. Nicht minder waren die protestantischen Ultras durch die wiederholte Demüthigung der katholischen Mächte befriedigt. Unter diesen Umständen, vor Allem auch den finanziellen Anforderungen nachgebend, hatte Cromwell bereits im Jahre 1656 ein neues Parlament berufen mit der Absicht, nach mehr als einer Seite hin einen Vergleich herbeizuführen. Das Militärregiment sollte ein Ende nehmen. Natürlich widersetzte sich eine Fraction der Versammlung und mußte, was allerdings zu beklagen ist, höchst unsanft entfernt werden. Der Widerstand wurde noch heftiger, als die Petition, Cromwell zum erblichen Könige zu erheben, eingebracht wurde. Es ist keine Frage, daß er darum gewußt, auch den funkelnden Preis nahe an sich hat herantreten lassen. Ganz abgesehen vom persönlichen Ehrgeiz — mußte das Bedürfniß des Landes und der nach englischen Begriffen sehr begründete Zweifel über die Rechtsgültigkeit des

Protectortitels nicht alles Zaudern beseitigen? Nolumus Angliae leges mutari riefen ihm die Vertreter des alten Rechts zu, die vor Allem ihn zum König machen wollten. Wenn er nach langen Beratungen und den geheimsten Prüfungen seiner selbst sich dennoch überwand und in der entscheidenden Stunde ablehnte, so wußte er, was er that. Mit dem Heere, das er geschaffen, in welchem Schwager und Schwiegersohn commandirten, war er emporgelommen; er wollte und konnte nicht mit denen brechen, deren bedeutende Mehrzahl niemals wieder von einer Königskrone wissen wollte. Seine ablehnende Ansprache ist daher auch eine Lobrede auf diese wunderbare Armee. „Ich weiß, daß im Allgemeinen rechtschaffene Männer den Königstitel nicht vertragen können. Meine Pflicht, mein Gewissen nöthigen mich also, Euch zu bitten, mir nicht allzu harte Dinge aufzundthigen.“ Er versichert, auch ohne jene höchste Würde anzunehmen, das Ziel, das ihm die Vorsehung gesteckt, erreichen zu können. Als ein Versuch, diese höchst schwierige Lage zu bessern, muß die Wiedereinführung eines Oberhauses gelten, aber freilich nur als ein mißglückter Versuch. Wäre Cromwell zu Westminster gekrönt worden, so hätten die liberalen Pairs seiner Ladung unstreitig Folge geleistet; nun aber gehorchten höchstens fünf oder sechs, die übrigen Plätze mußten mit Offizieren, Beamten, einigen angesehenen Privaten und Emporkömmlingen besetzt werden, deren Erscheinung und Thätigkeit das ganze ephemere Institut nur lächerlich gemacht haben. Das Mißverhältniß zwischen ihnen und den Gemeinen, die nie bezwungene Hartnäckigkeit der letzteren und eine versuchte Erhebung der Royalisten führte am 4. Febr. 1658 zur abermaligen und letzten Auflösung. Noch einmal war der von allen Stürmen des Lebens und der Seele unwetterte Mann auf sich allein angewiesen. Die Stellung, auf welche ihn einst die Eruption revolutionärer Elemente emporgeschleudert, und welche er, wie er so oft ausgesprochen, zur Sicherung der nationalen Freiheit und des protestantischen Glaubens in England wieder haltbar zu machen, als seinen Beruf ansah, hat er behauptet, wenn auch der Blick voll banger Ahnung in die Zukunft schaute und sich den Einbruch der Reaction nicht verbarg, sobald einmal die Hände starr lagen, die bisher Schwert und Buch so unerschütterlich fest gehalten. Eine furchtbare Nothwendigkeit hatte ihn zu rechter Zeit erscheinen lassen, ihr hatte er gehorcht, als Karl's Haupt fiel, als er selber nicht an dessen Stelle zu treten wagen konnte; ihr gehorchte er nochmals, als seine Arbeit gethan war. Er hat sich nicht unterfangen, gegen das Schicksal anzukämpfen, über seine Sendung hinauszugreifen, sich selber zur Vorsehung zu machen. Schweigen wir darum auch von Richard dem Protector, von Heinrich, der vielleicht eine Dynastie Cromwell befestigt haben würde, von Karl II. und

seinem Gerath, von Jakob II. und den Mönchskutten, als der Donner holländischer Kanonen auf der Themse Tausende englischer Herzen, Freund und Feind, mit Sehnsucht nach der Wiederkehr des Hingeshiedenen erfüllte. Die Geschichte weiß, zumal seit 1688, daß Cromwell's Werk nicht verloren gewesen; seine Segenswirkungen leben fort bis auf diesen Tag, auch wenn die eigene Nation und das protestantische Europa ihm lange nur mit Un dank gelohnt haben.

Es ist dies nicht der Ort für eine ausführliche Schilderung des Sterbebettes. Möge es genügen, daran zu erinnern, daß Cromwell's leibliche und geistige Constitution durch die gewaltigen Anstrengungen, denen sie ausgesetzt war, bereits arg gelitten hatte, als der Tod seiner geliebten Tochter Elisabeth ihm an das starke Herz griff, und bald darauf ein Fieber ihn niederwarf. Wir haben die Aufzeichnungen derer, die ihn in den letzten Tagen umstanden; und frommer, reuiger, fester hat selten ein Christ von der Welt Abschied genommen. Neben der Sorge für die Seinen und das Reich, das ihm anbefohlen, war doch die um das eigne Seelenheil die vornehmste. So verschied er früh Morgens am 3. September 1658, an seinem Ehrentage, zu Whitehall, auf der Höhe seiner Macht, betrauert von allen denen, welche frei von Leidenschaft die Lage Englands durchschauen konnten. Wohl suchte man vergeblich nach dem versiegelten Papier, welches den Namen des Nachfolgers enthalten sollte; aber der Gewaltige lebte auch nach dem Tode noch eine Weile fort und hielt den unfähigen Sohn über Jahresfrist aufrecht. Die merkwürdigste Schilderung Cromwell's hat wohl sein Kammerherr John Maidstone gegeben, bei der man nur zu bedauern hat, daß ein Ban Dyle oder Belasquez fehlte, sie auf die Leinwand zu werfen. „Der Körper war gedrungen und stark,“ heißt es, „die Größe etwa 2 Zoll unter 6 Fuß, der Kopf so gestaltet, daß er wie ein Speicher und Laben, wie eine unerschöpfliche Niederlage natürlicher Anlagen erschien, sein Temperament war außerordentlich feurig, doch wurden die Flammen desselben meist im Zaume gehalten oder doch bald durch hohe sittliche Kraft unterdrückt. Von Natur war er mitleidig für Noth und Elend, sogar weiblich weich, obwohl ihm Gott ein Herz geschaffen, in welchem wenig Raum für die Furcht vorhanden war. Eine größere Seele als die seine, glaube ich, hat selten in einer irdenen Behausung gewohnt.“

Nur wenige der Zeitgenossen und Nachkommen haben in dieses Urtheil eingestimmt, denn die Erscheinung war nun einmal weder eine blendende noch eine fesselnde. Streng und massiv wie das Antlitz offenbarte sich auch das ganze Wesen des Mannes. Ein großer Theil der Menschheit damals wie jetzt wurde von seiner Anschauung, Ueberzeugung und

noch mehr von der Form der Aeußerung, in welcher er ihr Worte lieh, zurückgestoßen. Daß letztere nicht Schein, sondern ernste Wahrheit gewesen, liegt heute Denen nicht verborgen, welche aufrichtig in der Geschichte forschen wollen. Doch wundern wir uns nicht, wenn auch Protestanten fortfahren, den Mann zu hassen; giebt es doch Solche, die selbst an der That und dem Wesen Gustav Adolf's ein Vergerniß nehmen möchten.

Der Größe Cromwell's konnten sich auch seine erbittertsten Feinde nicht verschließen, doch haben Gegner und Anhänger vergebens nach passenden Vergleichen gesucht, bis die Umwälzungen in Frankreich eine den englischen des siebzehnten Jahrhunderts parallele Richtung einschlagen zu wollen schienen und in Bonaparte das Gegenbild hervorbrachten. Wie hat da noch gleichsam zu guter Letzt das stolze, von Tories regierte Albion Beide mit einander als ähnliche Ausgeburten der Hölle mit Verfluchungen überhäuft. Der Gegenwart freilich sind längst die Augen aufgegangen über den himmelweiten Abstand der Beweggründe und Ziele der englischen und der französischen Revolution. Während jene die Wurzeln aller sittlichen Existenz rettete und Staat, Glaube und Gesellschaft gegen den Anfall fremder Elemente siegreich bewahrte, ist in Frankreich die Zersetzung aller socialen und geistigen Kräfte permanent geworden. In England erhebt sich mitten aus den nationalen Kreisen in vorgerücktem Mannesalter derjenige, der die Bruchtheile wieder zu einem Ganzen zusammenrafft; in Frankreich war der Usurpator ausländischer Herkunft und heftete in jungen Jahren die Augen schon auf das letzte Ziel schrankenloser Gewalt. Ein englischeres Herz, als das Cromwell's läßt sich kaum denken; Bonaparte hatte keinen anderen Patriotismus als den des Korsen. Die Mittel, namentlich das Heer, mit welchem Beide gewirkt, sind nicht minder von einander verschieden, als die Rationalität ihrer Völker und die Ursprünge der Bewegung. England unter dem Protector hat nicht die Welt erobern wollen, wie Napoleon; und dieser hat niemals daran gedacht, bürgerliche und religiöse Freiheit in die Fahnen zu schreiben, mit denen er von Westen gen Osten gezogen. Während Napoleon und sein Geschlecht das scheußliche Bündniß zwischen Revolution und Despotismus zu einem dauernden in Frankreich gemacht haben, trachtete der große Oliver — wir sahen den theilweisen Erfolg — rastlos darnach, das aus dem Fahrwasser geworfene Staatsschiff in die alten Furchen zurückzulenkten. Während der Bonapartismus die Welt unter ein Kaiserthum zu zwingen sucht, das mit dem Idealismus des Reichs Karl's des Großen weit weniger gemein hat als mit dem Fatalismus orientalischer Eroberungsstaaten, zieht Oliver, fast noch weiser als Julius Cäsar,

dem es ja das Leben kostete, die Hand von der dargebotenen Krone zurück und begnügt sich bis zu Ende mit einer anomalen, über alle Begriffe schwierigen Stellung, die unseres Wissens nur in der des durchaus gefestverwandten ersten Oraniers ein ruhmvolles Seitenstück findet. Macaulay hat in seinem Essay über Hallam jene prächtige Parallele gezeichnet, der wir nichts hinzuzufügen wagen. Er bemerkt insonderheit, daß sein großer Landsmann in der Erfindung zwar Bonaparte nachgestanden, an Weisheit ihm weit überlegen gewesen sei. Aber ruht nicht jene unerschöpfliche Erfindungsgabe in einer Politik voll Lug und Trug, die das Object der Herrschaft zu Gunsten der eigenen Herrschlust ganz aus den Augen setzt? Hat je einem Napoleon etwa das geistige Wohl seiner Unterthanen am Herzen gelegen? Wie ganz anders erscheint da das stille schlichte Wirken des Engländers, der dem jungen Sohne die Lecture von Raleigh's Weltgeschichte empfiehlt, der im Sturm der Bürgerkriege die beiden nationalen Universitäten erhalten, ihnen eine dritte, Durham, hinzugefügt hat, den Dichter, wie Milton und Waller umgaben, der trotz ihrer abweichenden Gesinnung Gelehrte wie Selben, Casaubon und Bischof Usher förberte. Er gab sich den Seinen und der Welt, wie er war, er hat sie niemals blenden, niemals geistig und materiell gefangen nehmen wollen. —

Dem Zeitalter des Protectors, das der Geist und Freiheit tödtenden Intoleranz des Romanismus, unter der die Menschheit so lange zu leiden gehabt, die verbiente Züchtigung gegeben, folgte bald, als neue Weltplage, die Aera der Reunionen Ludwig's XIV. Am Beispiele des legitimen Eroberers haben nach Ablauf eines andern Jahrhunderts der kossische Imperator und sein Neffe das Völkerrecht zu umgehen und das Eigenthum der Nachbarn zu annectiren gelernt. Hätte Cromwell ein Menschenalter später gelebt, er würde sicherlich gleich Wilhelm III. nicht geruht haben, bis er diejenigen Elemente zu einer Coalition verbunden, deren Eintracht den Uebergreifen eines Fürsten Halt gebot, der wie ehemals Spanien die Ruhe Europa's gefährdete. Sein Vorbild hat dem holländischen Könige von England so gut wie späterhin William Pitt vorgeschwebt, als dieser abermals sich derselben Mittel bediente, um die von Frankreich ausgehenden Usurpationen zurückzuweisen.

Würde Cromwell — so dürfen wir schließlich fragen — wohl die Richtung gut heißen, die seit etwa zehn Jahren von der Politik seines Heimathlandes eingeschlagen worden, das unnatürliche Bündniß, das der leitende Staatsmann mit dem an der Spitze Frankreichs stehenden Gewalthaber eingegangen? Wie müßte es seinen Zorn erregen, die Herrschaft des Meeres, die Sicherheit des Inselreichs in Frage gestellt und die in-

nerer und äußere Politik desselben auf Irrwege gedrängt zu sehn, die vielen nur den Untergang des Sternes von Großbritannien zu verkündigen scheinen. England hat, Dank der Palmerston'schen Staatslenkung, in den jüngsten Jahren ein solches Quantum von Schmach und Verachtung einstecken müssen, von dem der hundertste Theil hingereicht haben würde, in dem alten Protector den fürchtbaren Ingrimus des echten Patriotismus zu entfachen und, wie das England seiner Tage es gewohnt, die Beleidigung schrecklich zu sühnen. Wie lange wird die britische Nation die Pflicht versäumen, die ihr von der Lage der Dinge geboten ist, wann doch wird sie wieder in die Rolle eintreten, die sie zum Heil Europa's seit Elisabeth's und Cromwell's Tagen so oft mit Ruhm und Ehre gespielt? Der Bonapartismus ist in noch weit höherem Grade der unverbesserliche Feind der öffentlichen Ordnung und der fortschreitenden Entwicklung der Völker, als es vor Zeiten die Verfolgungssucht des katholischen Spanien gewesen. Eine arge Störung der öffentlichen Ruhe aber ist nun einmal allein dadurch zu beseitigen, daß alle diejenigen geschlossen zu einander stehen, die zunächst davon betroffen sind, und in einer solchen Kette hat England das vornehmste Bindeglied gebildet, seitdem Cromwell einst die protestantischen Mächte zu normaler Alliance zu einigen unternommen. Gegen Napoleonische Ränke und die Wirkungen schwachherziger Staatsweisheit, wie sie gegenwärtig in England am Ruder sitzt, schaut Europa noch vergeblich nach der Anwendung jenes längst bewährten und untrüglichen Princips. Bis die Coalition nicht geschlossen, giebt es so wenig eine Sicherheit für die englischen Küsten, als für die organische Weiterbildung der englischen Freiheit.

Was Cromwell dagegen unter Schutz verstand, sagt uns heute noch das Brustbild auf seinen prächtigen Medaillen, dessen Umschrift Wort für Wort eine Wahrheit war und den Gegnern drinnen und draußen galt: *Olivarius Dei Gratia Rerum Publicarum Angliae Scotiae Hiberniaeque Protector.*

## Wolfgang Amadeus Mozart.

W. A. Mozart von Otto Jahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 4 Bände. 1856 bis 1859.

In dem Schlußwort des eben angeführten Werkes erklärt es Jahn für vermessend, eine kurze Charakteristik Mozart's, eines so reichen Schaffens und eines so mannichfach bewegten Lebens, zu versuchen, und er ist im Rückblick auf seine eigne Darstellung zu einer solchen Aeußerung wohl berechtigt. Es wäre von der größten Schwierigkeit, auch nur andeutungsweise alles Das in Kürze zu berühren, was sein Buch dem Leser an historischem Material und an Gesichtspunkten der verschiedensten Art bietet, und doch sind diese Massen — abgesehen von den allzu reichlich gegebenen Notizen über Nebenpersonen, auf welche die Erzählung gelegentlich führt — nicht willkürlich zusammengetragen, sondern zum vollen Verständniß der Zeit und des Mannes unentbehrlich. Wird nun hier dennoch jener Versuch gewagt, so geschieht es, um vor Allem auf das erschöpfende Werk hinzuweisen, und nur nebenbei, um hin und wieder Einzelnes schärfer hervorzuheben, was der Darstellung Jahn's nicht fremd ist, aber im gleichmäßigen Verlauf derselben wenigstens für den flüchtigen Leser nicht zur vollen Geltung gelangen möchte. —

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann in Deutschland sich ein neues Leben zu regen: auf den verschiedensten Gebieten machte sich, ohne daß irgend ein äußerer Zusammenhang nachweisbar wäre, eine vorwärts drängende geistige Bewegung fühlbar, auf allen Seiten entfaltete sich eine ungeweinte Rührigkeit und Regsamkeit, die träge Ruhe der vorausgegangenen Epoche wich frischem, jugendlichem Streben. Daß in der That die Gesamtheit von dieser Bewegung erfaßt war, zeigt die Aenderung aller geselligen Verhältnisse, die neue Physiognomie, welche die bürgerliche Gesellschaft annahm. Es war eine andere Stimmung über die Zeit gekommen, die Menschen begannen sich anders zu fühlen, den eigenen Werth anders zu schätzen und deshalb ihr Verhältniß zur Wirklichkeit anders anzuschauen. Dies weckte ungeahnte Kräfte, die bis dahin brach gelegen hatten, zur Thätigkeit; Männer der mannichfachsten Begabung werden die Leiter der Bewegung, die sie trägt und die sie fördert, wie sie selbst durch jeden Schritt, der den Einzelnen auf dem neuen Boden gelingt, gefördert wird. Immerhin kommt es nicht zu deutlichem Bewußtsein, daß die Sache,

für die Alles thätig ist, eine gemeinsame ist, immerhin geht jeder Einzelne auf eigne Hand seinem Ziele nach, wie jene Eroberer neu entdeckter Welttheile, die, von einem unwiderstehlichen Drange fortgerissen, unbekümmert um einander, in eine unbekannte Weite hinein abenteuernd, — die Arbeit ist dennoch eine gemeinsame, da sich hinter dem gleichen Drange eine alte, Allen gemeinsame Bildung verbirgt, welche die Einzelnen trotz aller naturwüchsigten Kraft und trotz aller persönlichen Richtung ihrer nächsten Absichten ihren Zwecken dienstbar zu machen weiß.

Es entspricht dem divinirenden, vorgreifenden Wesen der Kunst, die ersten Schritte auf den Wegen zu versuchen, welche sich dem Fortschritte eröffnen. Nach kurzen Anläufen gewann sie damals die überraschendsten Erfolge, und hieraus erklärt sich, wie lange das als ein Höhepunkt nationalen Lebens erscheinen konnte, was, aus weiter, historischer Ferne betrachtet, nur als Anfang einer großen, breit angelegten Entwicklung gelten kann. Die Kunst konnte nur anregen, reiche vielseitige Eindrücke gewähren, den Grund zu einer neuen Bildung legen, die Richtung des Fortschritts markiren, die Aufgabe aber, die sie so der Welt stellte, nicht selbst vollständig lösen. Sie konnte jenem jugendlichen und darum unsicheren Streben noch keine bestimmten Ziele setzen, ihren Eindrücken nicht die Gewalt der vollen und reifen Ueberzeugung verleihen. Es war unvermeidlich, daß auch in ihr selbst die schwachen Seiten der Uebergangsperiode fühlbar wurden. Sie machte, dem Drang der Zeit nachgebend, nicht ungestraft gemeinsame Sache mit den Fortschrittsmomenten in der Gesellschaft. Von dieser übertrug sich auf sie etwas von dem weichlichen sentimentalischen Wesen und der Trivialität, welche sich damals neben einander zu vertragen wußten, von dieser nahm sie das Spiel mit Mysterien und Symbolen auf, worin sich die Zeit gefiel. Die Kritik bewies nach einzelnen Seiten hin eine unwiderstehliche Macht, nach anderen hin scheinen ihr die Augen völlig verschlossen; eine gewisse Trivialität und Leere kann sich häufig hinter den glücklichsten Formen nicht ganz verbergen, das Bedeutende und das Unbedeutende stehen in sonderbarer Mischung oft dicht neben einander, kurz, es wird an den verschiedensten Symptomen klar, daß dem guten Willen, dem neu erwachten Streben, die Kraft nirgends völlig entsprach. Hierbei ist nicht zu übersehen, daß die Kunst, den veränderten Anschauungen folgend, sich an die Gesamtheit, nicht mehr an einzelne Kreise derselben, zu wenden begann, daß ein Publicum in unsrem Sinne erst jetzt entstand, welchem, bewußt und unwillkürlich, nun ähnliche Concessionen gemacht wurden, wie früher in anderer Weise exclusiveren Circeln, daß es der neuen Kunst also sehr nahe lag, allen jenen Irrwegen wenigstens zeitweise nachzugehen.

Die Geschichte der Musik macht vielleicht am deutlichsten, daß die ganze Bewegung aus dem Zusammenströmen und der Reibung mannichfaltiger Bildungselemente hervorgeht, welche sich zuerst isolirt entwickelt hatten und die nun durch den immer mehr gesteigerten Weltverkehr einander näher gebracht wurden. Die moderne Musik entstand, indem man den ernstlichen Versuch machte, eine Ausgleichung zu finden zwischen italienischer, französischer und deutscher Ausdrucksweise, — zu diesem Versuche brängte aber erst jener Umschwung in der Stimmung, jene Bewegung, welche damals Alles erfaßt hatte.

Die künstlerische Eigenthümlichkeit der unmittelbar vorausgegangenen Epoche, der Zeit Händel's und Bach's, ist in ihren Hauptzügen schon früher in diesen Blättern (Octoberheft 1859 S. 366 ff.) geschildert. Der Drang, das Gebiet der Kunst zu erweitern, war schon damals lebendig und führte zu den mächtigsten Anstrengungen, denen wir Werke der eigenthümlichsten Schönheit verdanken, — das Festhalten an der alten Methode, an den älteren Kunstanschauungen hielt diese Versuche aber innerhalb bestimmter Grenzen. Die Bühne und Schüler Bach's wurden schon darüber hinaus verschlagen — in unendlich kurzer Zeit entstand eine ganz neue Kunstwelt auf dem alten Boden. Dies wurde nur dadurch möglich, daß die Künstler eine neue Stellung zu ihrer Kunst, damit ganz andere Ziele, eine andere Richtung ihrer gesammten Thätigkeit gewannen. Diese neue Richtung war aber wesentlich socialer Natur. Während die Musiker älteren Schlag's dem Publicum gegenüber gewissermaßen eine priesterliche Stellung einnahmen, die in sich abgeschlossene Kunst wie ein Heiligtum bewahrten und vor Allem auf Würde und Strenge des Ausdrucks hielten, während sie sich von junftmäßiger Gelehrsamkeit nicht frei machen konnten, noch wollten, wurde es jetzt auf einmal zum Bedürfniß, der Gesellschaft näher zu treten, für diese, in ihrem Sinne und ihrer Art gemäß, zu schreiben. Jene behandelten Alles in demselben Tone und nach gleicher Methode; jetzt entsteht das Streben, der Kunst die größte Beweglichkeit und Vielfältigkeit zu geben. Man mag alles Herrlichste und Tiefste in der Musik der Alten finden: dem geselligen Wesen der Zeit gaben sie nur beiläufig in ihren Tanzweisen einen dürftigen Ausdruck; sie waren unerschöpflich darin, die Grundempfindungen des menschlichen Herzens maachvoll laut werden, typische Figuren immer wieder dieselben Grundwahrheiten des Gefühls wiederholen zu lassen, — die neue Zeit bedurfte aber ihrer ganzen Richtung nach des unmittelbar Erlebten, des Charakteristischen; sie wollte die Contraste, in die sich das gegenwärtige Leben zerlegt, künstlerisch anschauen, sie wollte neben dem Pathetischen, dem Erhabenen auch das Elegante, Chevalereske, Graziose, Kolette, selbst das Frivole

und daneben das Komische in allen seinen Abstufungen zum Ausdruck gebracht sehen.

Der Musik eröffnete sich damit ein ganz neues Feld, das der menschlichen Leidenschaften, in seiner ganzen Weite, und ebendeshalb mußten nun auch ihre Mittel ganz andre werden. Die alten Sprachelemente fügten sich schnell zu einer ganz andern Ausdrucksweise: das alte methodische, umständliche und immer etwas schwerfällige Wesen wird bei Seite geworfen, das Populäre, das die Alten nur epifobisch zur Geltung kommen ließen, giebt den Grundton an, und das Gelehrte erhält in knapperen Formen daneben nur einen bescheidenen Platz. Das logische Schema, wonach die älteren Compositionen sich aufbauten, wird aufgegeben, die selbständige und in sich abgeschlossene Melodie, als der schlagendste und prägnanteste Ausdruck der Empfindung, wird die Seele der neuen Kunst. Eleganz der Formen, Geschmack in der ganzen Ausführung werden nun zum ersten Erforderniß — Gesichtspunkte, die der früheren Welt ganz fremd waren. So fangen die Neueren, sich befreit fühlend von dem Drucke einer alten, ausgelebten Tradition, das Werk gewissermaßen von vorn, jedenfalls von einer andern Seite an, und, wie die Literatur um die gleiche Zeit, so gewinnt die deutsche Musik nun einen neuen Stil. Auf beiden Gebieten kam es dazu, als man das Nächstliegende in's Auge faßte und dafür die einfachste, natürlichste und schlichteste Form suchte, die dem erstarrten Wesen der Vergangenheit gegenüber den vollen Reiz der Neuheit hatte. So konnte nun ausgesprochen werden, was Allen auf dem Herzen lag, wozu die ältere Kunst sich nie herabgelassen hatte.

Der univervelle, classische Charakter, den die letztere von ihrem Stammlande Italien in alle übrigen Länder mit hinübergenommen, und in der Hauptsache sich durch Festhalten an überlieferten Formen immer bewahrt hatte, geht nun verloren: die nationale Eigenthümlichkeit findet dafür volle Freiheit, sich zu entfalten. Bach und Händel zwar waren ja gewiß durch und durch deutsche Musiker, sie repräsentiren aber nur eine Seite unseres Wesens: die Neigung und Fähigkeit der Nation, religiöse und historische Momente in ihrer ganzen Tiefe mit voller Hingebung zu fassen; ihren Nachfolgern blieb es vorbehalten, das auszusprechen, was der frische Hauch der neuen Zeit in den Individuen und der Nation nun erst lebendig werden ließ, den Drang nach freier, selbständiger Bewegung in jeder Richtung, welche dem menschlichen Sein offen steht. Erst die Aufnahme socialer Elemente, des vielseitigen Lebens der Gegenwart, in das Reich der Kunst verhalf also zugleich zu nationalem Ausdruck, und dadurch erst wurde die alte, fernstehende, göttliche Kunst ganz humanisirt, wenn man will, von ihrer früheren Höhe herabgezogen. Bedenkliche und

wohlthätige Folgen blieben nicht aus: es entstand eine reiche, musikalische Unterhaltungsliteratur, die Gesellschaft mischte sich auf ihre Weise in die Angelegenheiten der Kunst, es begannen ästhetisch-kritische Kämpfe und das Treiben des Dilettantismus.

In diese Zeit fällt Mozart's kurzes Leben (21. Januar 1756 bis 5. December 1791). Unter den Musikern geht er an der Spitze der neuen Bewegung, seinen Zeitgenossen eine fremdartige, vielfach unverständene Erscheinung. Fast alle seine Kritiker sind darüber einig, daß er ein vorwegener Neuerer sei, der seine Hörer in abgelegene Regionen, in Waldtäler mit fortretze, ein Feuerkopf, der die gebührenden Schranken nicht einhalte; das Publicum sah zwar ein Genie in ihm, es verband aber damit die Vorstellung von Leichtsinne und Jüggellosigkeit aller Art, im Verein mit großer, ganz den eignen Impulsen folgender Begabung. Wie steht hiervon das Bild ab, das Jahn mit musterhafter Sorgsamkeit aus dem Staube widersprechender Traditionen mähewoll herausgearbeitet hat, und das nun — zum ersten Male mit vollkommener Zuverlässigkeit — die wahren Züge des Mannes zeigt!

Mozart bewahrt durch sein ganzes Leben einen von seinem künstlerischen Treiben scharf absteckenden Zug, den man als einen kleinbürgerlichen bezeichnen könnte. Er ist eine leutsame, fähige, lokale Natur, lebt sich in Alles, auch in kleine Verhältnisse, hinein, hat einen ungemainen Sinn für das Positive; er sieht zunächst nur die Seiten des Wirklichen, die dasselbe als bedeutend und berechtigt erscheinen lassen, er setzt sich nicht entgegen, er giebt sich hin. Nur langsam, wenn auch mit der unüberstehlichen Triebkraft, auf der organisches Wachstum beruht, arbeitet er sich zu wahrer Selbständigkeit in die Höhe.

Im Gegensatz zu den Künstlern, die, schnell entschlossen, Vater und Mutter verlassen, um sich ganz der Kunst in die Arme zu werfen, kann er sich nur schwer aus den natürlichen Banden der Familie losmachen. Immer wieder fesseln ihn ihre gewöhnlichen Beziehungen, welche der Segen einer liebevollen und strengen, ächt bürgerlichen Erziehung gekräftigt hat. Man mag anderwärts mit Vorliebe die Spuren verfolgen, welche mütterlicher Einfluß auf die bildsame Jugend genialer Männer gewinnen konnte — Leopold Mozart bringt es zur vollen Anschaulichkeit, was ihnen der Vater werden kann. Er ist ein ächter Repräsentant der aufstrebenden Mittelklassen jener Zeit. Thätig und pflichtgetreu in seinem Fache, aber nach immer erweiterter Bildung strebend, voller Selbstgefühl, zu sarkastischer Kritik geneigt, aber weltklug und vorsichtig, aufopfernd gegen die Seinen, mißtrauisch gegen alle Andern, hat er sich zu dem Allen das schlichte Wesen und den frommen Sinn der Vorfahren bewahrt. Er erkennt das Genie

des Sohnes schon in der frühesten Jugend und macht es zu seiner Lebensaufgabe, es zu bilden: er täuscht sich ebenso wenig über seine Schwächen und ist unermüdet, dagegen anzukämpfen. Als sorgsamem und treuem Hausvater ist es ihm das erste Bedürfnis, sich und die Seinen in geordneten ökonomischen Verhältnissen zu wissen: er gefährdet aber, um jenem Zwecke zu dienen, durch ausgedehnte Reisen mit seinen Kindern die eigensichere Stellung und stürzt sich, als nichts Andres übrig bleibt, in Schulden, um dem Sohn, dem es in seiner Vaterstadt, in Salzburg zu eng wird, hinaus in die Welt zu schicken. Mit einer unwiderstehlichen Neigung zum Bevormunden, mit eifersüchtiger Ueberwachung folgt er ihm dann durch alle seine Schicksale.

Dem Sohne fehlt der praktische Sinn, der den Vater überall leitet, das Mißtrauen, die Vorsicht, worin derselbe wurzelt. Offen, ohne alle Zurückhaltung, weiß er ebenso wenig seinen harmlosen und doch oft beißenden Wit zu zügeln, als dem natürlichen Vertrauen Grenzen zu setzen, das ihm alle Kritik über seine Umgebung nimmt. Er ist in seiner Art immer für sein bürgerliches Fortkommen bemüht, aber nicht dazu geschaffen, seine natürlichen Gaben, sein Lehrtalent, seine Virtuosität oder gar seine Production in diesem Sinne auszubenten, noch weniger gelingt es ihm, durch kluges Entgegenkommen und Schmiegen die nachhaltige Gunst einflußreicher Personen zu gewinnen. Immer macht er Anläufe, hat er die besten Vorsätze, und immer wieder läßt ihn sein Trieb zu uneigennütziger künstlerischer Thätigkeit nicht vorwärts kommen. Selbst seine Heirath ändert hierin nichts, obwohl er lebhaft die Verantwortlichkeit fühlt, die er damit gegen das schlichte, ganz auf seinen Schutz angewiesene Weib seiner Wahl übernommen hat. Er kann nichts thun, als aus den ersten, den glänzendsten und gebildetsten Circeln Wiens, von mannichfachen Irrwegen immer wieder zu seiner einfachen Häuslichkeit, zu der unscheinbaren Existenz, die sie ihm bietet, zurückkehren, sich in immer gesteigerten Anstrengungen erschöpfen, die der Kunst, aber nicht ihm und den Seinen zu Gute kommen. In dem Verhältniß zu seinem Vater zeigt er sich voll Vertrauen und Pietät. Als Kind wegen seiner virtuoson Leistungen von dem ganzen gebildeten Europa angehaunt, als Knabe noch wegen seiner Compositionen von den ersten Autoritäten der Zeit bewundert und belobt, mit dem Ritterkreuz vom goldenen Sporn, das persönlichen Adel gab, geschmückt, zum Ehrenmitgliede der berühmtesten musikalischen Gesellschaften ernannt, folgt er dem Vater immer wieder willig nach Salzburg, um ihm hier beizustehen und über neuen Studien jene glänzenden Eindrücke zu vergessen. In dem bürgerlichen Treiben kommt ihm der neu erworbene Adel vollständig aus dem Sinn; er mochte fühlen, daß der „Kitter“ Mozart ein

lebendiger Widerspruch gewesen wäre und das, was Glück anstehen mochte, sich nicht zu seiner Art schide. In Salzburg fügt er sich ganz den engen Verhältnissen, dem Vater zu Liebe lehrt er selbst dahin zurück, als es ihm schon klar ist, daß er auf diesem Boden nicht gebelien kann. Erst Mißhandlungen, die sein reizbares Ehrgefühl und das immer wachsende Bewußtsein seines Künstlerwerthes in die größte Aufregung bringen, lassen ihn endlich den Dienst des hochmüthigen, ihm persönlich abgeneigten Erzbischofs von Salzburg, der ihn völlig als unteren Hausbedienten behandelte, aufgeben und so das väterliche Haus auf immer verlassen. Von Wien aus ist er, die errungene Selbständigkeit entschieden während, doch unablässig bemüht, den Vater, den des Sohnes ganze Art, vor Allem aber seine leichtsinnige Heirath, tief verstimmt hat, zu gewinnen, zu interessiren, zu beruhigen, und erst das eigene, immer mächtiger angeregte Künstlerleben kann ihn dahin bringen, sich dem lähln Ablehnen zu fügen, in dem der Vater seit der Heirath verharret.

Jahn hat mit der größten Hingebnng die menschliche Seite der Entwicklung Mozart's bis in ihre kleinsten Züge verfolgt, und wir sehen hierin eines der größten Verdienste seines Buches. Es wurde dadurch nicht nur die Beseitigung der alten vielverbreiteten Traditionen erreicht, die aus Mozart einen leichtfertigen Schuldenmacher, einen haltlosen, sich in thörichte Späße verlierenden Menschen von zweifelhafter Sittlichkeit machen, sondern auch viel für das Verständniß seiner künstlerischen Persönlichkeit gewonnen. Die gegebenen Andeutungen schon werden darlegen, wie tief ihn alles Menschliche faßt und bewegt; die kleinen Züge, welche Jahn giebt, machen aber noch viel anschaulicher, wie lebhaft, wenn auch ohne alle Excentricität, sein Gemüthsleben an allen jenen, mannichfach verschlungenen Vorgängen theilhaftig war. Mozart lebt ganz und voll, er weiß sein Leben nicht mit verständiger Klarheit zurechtzuschieben, aber, was es ihm auch bringe, es geht ihm nichts verloren, nichts ohne Wirkung vorüber, er erweist sich als eine vielseitige, leicht bewegliche, aber nie als eine oberflächliche Natur. Deutlicher als es irgend ein Raisonnement über seine Werke machen könnte, springt es auf diese Weise hervor, daß das Gemüth, jene Fähigkeit, in jede menschliche Beziehung gleiche unendliche Tiefe legen und hierin bei jedem Wechsel verharren zu können, eine der Mächte ist, welche auch in seiner Production zu vollem Rechte kommen mußten. In der That ist, vor und nach ihm, keine Kunst von diesem ächt deutschen Zuge tiefer durchdrungen gewesen, als die Mozart's.

Einen starken Gegensatz hierzu bietet scheinbar sein äußeres, vielfach bewegtes Leben, seine zahlreichen und weiten Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und England während der Jahre 1762 bis 1779, sein Auf-

treten als Virtuos vor den glänzendsten Auditorien, sein ausgebehnter Verkehr mit allen Klassen der Gesellschaft und namentlich auch mit den bedeutendsten seiner Fachgenossen. Allein, von früher Kindheit an daran gewöhnt, ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit zu sein, früh durch mancherlei Enttäuschungen auf die Unzuverlässigkeit solcher Erfolge hingewiesen, verlor er sich nie an dieses glänzende Treiben. Es bot ihm dagegen ein Terrain, wo ein Mann, wie er, lernte. Aus Büchern wußte er wenig zu profitiren; er hatte sicher eine oberflächliche Kenntniß der Literatur: von tieferen, nachhaltigeren Einwirkungen derselben auf ihn finden sich aber keine Spuren. Geniale Menschen lernen jedoch überall: die Bildung, die sich der Atmosphäre großer Städte durch das Zusammenströmen und den regen Verkehr der verschiedensten Elemente mittheilt, wurde ihm in der Gesellschaft zugänglich. Hier, in dem damals vortrefflichen Schauspiel in Wien, im Umgange mit tüchtigen Künstlern, lebte er sich in die eigenthümliche und vielseitige Bildung hinein, die aus allen seinen Werken hervorleuchtet; hier gewann er das vielseitige Verständniß alles dessen, was menschlich ist, so daß man das alte: „homo sum, nihil humani a me alienum puto“ vor Allen auf ihn anwendbar halten möchte. Dieses bewegliche und unwohlerstehliche Eindringen auf den Grund alles Wirklichen, der scharfe Blick, den eine gesunde Richtung auf das Natürliche davor bewahrt, sich in's Kleinliche zu verlieren, den aber eine mannichfache Bildung geschickt macht, auch das Feinste nicht zu übersehen, läßt Mozart auch als einen durch und durch geistvollen Menschen erscheinen. Hiermit verträgt sich sehr wohl heiteres, harmloses Wesen, das ihm stets eigen blieb und worin er eine Ausgleichung gegen die fortwährende Spannung künstlerischen Producirens suchte und fand. Aus dem Allen wird endlich verständlich werden, wie sehr ihm die Freimaurerei zusagen mußte, welche in der Form geselliger Gemeinschaft die Zwecke humaner Bildung verfolgte, und wie er sich ihr mit dem größten Eifer und Ernste hingeben konnte. Andere Künstler mochten sich in der Isolirung wohl fühlen, in der Stille ihre Kräfte sammeln, Mozart hat immer in der Welt und mit den Menschen gelebt, was sich hier von geistigem Wesen regte und rührte, sich angeeignet. Diese vereinzelt, zerstreuten Momente wußte er, der sonst vielfach von dem beherrscht wurde, was seine Zeit gefangen hielt, in künstlerischem Schaffen zu sammeln, zu sichten und in geläuterter Form über den Moment hinaus uns zu bewahren.

Seinem noblen, allem Gemeinen entzogenen Wesen verdankt er es, daß ihm Zeitumstände förderlich wurden, an denen Andere scheiterten. Fast alle Capellmeisterstellen waren damals von Italienern besetzt, die kraft ihrer Nationalität darauf den besten Anspruch zu haben glaubten.

Sie verfolgten den Vortheil, den ihnen das Herkommen gab, mit aller Schlaueit und Zähigkeit, die ihrer Nation und gelb- und ehrsüchtigen Künstlern eigen sind. Die Intrigue war ihre natürliche Waffe und sie wendeten sie ohne Gewissensscrupel an. Mozart, der ohnehin immer mit dem Mißverhältnisse äußerer Unscheinbarkeit und inneren selbstbewußten Werthes zu kämpfen hatte, konnte nicht gegen die gewandten, von allen Umständen begünstigten Ausländer auskommen und wenn etwas von Haß in seiner Seele war, so warf er es nach dieser Seite. An diesen Conflicten, diesen Kämpfen, die Mann gegen Mann ausgefochten werden mußten, und die sich hierdurch wesentlich von den papierenen Streitigkeiten der Literaten unterscheiden, erwachte sein Rationalgefühl in voller Ursprünglichkeit und Lebendigkeit. Es war so natürlich, daß der angefochtene Mann mit seinem leutseligen, aller Welt freundlich zugewandten Wesen sich denselben Vortheil zu sichern suchte, den seine Gegner ausbeuteten, daß er nicht nur auf die eigene Genialität pochen wollte, sondern alle Vorzüge der eigenen Nation hervor suchte, um seinem Streben noch eine höhere Bedeutung zu geben. Wenn irgend eine bewußte Tendenz in ihm war, wenn er irgend ein klar gewolltes Ziel verfolgte, so war es das einer nationalen Kunst, von der er häufig in seinen Briefen spricht. Es lag ihm sonst ganz fern, Consequenzen zu ziehen, — jenes Gefühl war aber so lebendig in ihm, daß er es einmal aussprach, man müsse nicht nur deutsche Musik schreiben, sondern auch deutsch denken und handeln lernen. Er wurde so zum bewußten Vertreter deutscher Art, während Guck nach einer neuen Form universellen Ausdrucks suchte. Immerhin kam ihm auch hier die Zeit entgegen, welche in Mannheim, Wien, Berlin im Gegensatz zu den alten höfischen Bühnen Nationaltheater zur Pflege des deutschen Schau- und Singspiels gründete — was war aber dieses Streben, wenn sich nicht Künstler fanden, die auf diesem Boden deutsche Kunst wirklich lebendig werden ließen? Mozart war einer der wenigen, der, von jener Empfindung gehoben, hier den Kern deutschen Wesens und deutscher Tiefe aus verbunkelten, trüben Zuständen heraus vor den erstaunten und zunächst geblendeten Blicken aufleuchten ließ.

Er ist nach alledem ein ächter Sohn der großen und angeregten Zeit, der er angehört — er ist ein werdender, wie seine Zeit eine treibende, schnell entwickelnde ist. Im Gegensatz zu den älteren Künstlern, die auf dem einmal eingeschlagenen Wege verharren, ihre Production langsam ausbreiten und vertiefen, zeigt sich in seinem persönlichen und künstlerischen Leben etwas unablässig Drängendes; die Unruhe, welche mit den neuen Anschauungen über die Welt und die Individuen gekommen war, erfaßt auch ihn und treibt ihn von Schritt zu Schritt vorwärts. Während Haydn, sein

Zeitgenosse, sich noch die Ruhe und Behäbigkeit des älteren Kunsttreibens zu bewahren weiß, steht Mozart neben ihm als die erste, wenn auch äusserst maassvolle Gestaltung des modernen Musikers. Die Verfenkung in die Räthsel der Menschennatur verschlägt den hellsten Kopf und das klarste Gemüth immer weiter und weiter — Mozart rieb sich an der ununterbrochenen geistigen Arbeit, den an's Licht drängenden Gedanken der neuen Zeit künstlerische Form zu geben, mehr noch, als an dem steten Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, auf, bis er mitten in seiner Arbeit erlosch.

Nichts destoweniger hat Mozart's künstlerische Eigenthämlichkeit auch die engsten Beziehungen zu der vorausgegangenen Epoche, mit der seine Jugendbildung noch ganz verwachsen ist. Sein Vater hielt vor Allem auf technische Schulung, Tüchtigkeit in Allem, was zum Handwerke gehört: er erreichte es, daß er den Sohn noch im Kindesalter nach seinen Leistungen im Clavier- und Orgelspiel, im Accompagniren und Dirigiren einem Vierziger gleich achten konnte. Nach den Ansprüchen, die damals in Deutschland und Italien die gewöhnlichen waren, setzte dies die größte Formgewandtheit und Schlagfertigkeit, die Beherrschung des weltlichen und kirchlichen Stiles der Zeit voraus: ein tüchtiger Capellmeister mußte innerhalb der üblichen Formen für alle vorkommenden Gelegenheiten mit passender Musik selbst „aufzuwarten“, diese aber dem herrschenden Geschmade und den zur Ausführung disponibeln Mitteln, namentlich den Gesangsvirtuososen gleichsam auf den Leib anzupassen wissen. Von hervorstechenden Männern erwartete man aber auch noch Virtuosität und die Gabe der Improvisation vor dem Publicum. Dieses freute sich vor Allem des immer bereiten, fertigen Könnens, der nie versagenden Sicherheit, und ging bei allen seinen Urtheilen über Componisten und Virtuosen hauptsächlich von technischen Gesichtspunkten aus.

Mozart's Bildungsgang blieb zunächst ganz dieser Richtung zugewendet: er förderte sich durch unablässiges, unermüdeliches Produciren. Fast Alles, was er schrieb, kam zur Aufführung: dies schützte ihn vor unpraktischem Experimentiren und bot ihm den unschätzbaren Vortheil, sich selbst zu hören, mit dem eigenen feinen Ohre seine Production zu überwachen. Er versuchte sich in allen Stilen, schrieb Alles, was begehrt wurde, und fügte sich auch ganz den Ansprüchen, die der besondere Geschmack des Publicums oder seiner Vorgesetzten stellte, selbst wenn er nicht der beste war, er ging z. B. arglos auf den oberflächlichen und geistlosen Ton ein, der in der Salzburger Kirchenmusik der herrschende geworden war. Der naive Glaube, daß es in der Musik nur auf tüchtige technische Arbeit ankomme, sein süßames Wesen, das ihn allen Wünschen willfahren ließ, und

seine natürliche Gewandtheit, die sich schnell in alle Formen zu schalten wußte, hielten ihn während seiner ganzen Jugendzeit auf diesem Wege fest. Er concurrirte schon damals mit den berühmtesten Componisten, folgte dabei aber nur dem knabenhaften Drange des Wettsefers: er wollte es Allen gleich- oder zuvorthun, nicht indem er sich neue, absonderliche Wege suchte, sondern indem er sich da stark erwies, wo auch die Andern ihre Stärke suchten. Hieran setzte er ein so ernstes Streben, daß der Vater oft dadurch bedrängt wurde. Verlor er auch Zeit und Kraft an unhaltbare und schon ausgelebte Richtungen, so wurde er dafür vor den Gefahren der Frühreise bewahrt und zugleich Herr über die gesammte Technik der Musik, so daß er, als er wahre innerliche Reife erlangt und der Welt nun Neues zu sagen hatte, über alle Mittel der Kunst frei verfügen konnte. Diesem Bildungsgange, der ihn zunächst fast ausschließlich bei der rein musikalischen Gestaltung festhielt, verdankt er es sicher zum guten Theile, daß die Grundgesetze derselben sich ihm so tief einprägten, daß sie das natürliche Maas für seine Einfälle wurden; er brauchte keine Ideen nie danach zurechtzurücken, sondern sie wuchsen ihm schon in den ersten Anfängen in den rechten Verhältnissen und der natürlichsten Gliederung in die Höhe. Ohne diese unfehlbare Sicherheit hätte er unmöglich schon in der Jugend das wirklich erreicht, wozu ihn seine Begabung drängte: sich nie in glänzende Einzelheiten zu verlieren, sondern immer ein Ganzes zu schaffen. Durch sie blieb er vor jenem Zwiespalt zwischen Form und Gehalt bewahrt, der nicht nur einen ungelösten Widerspruch im Innern des Künstlers, sondern mehr noch Mangel an technischer Durchbildung, Mangel an Schule verräth.

Er ist also durch und durch ein Praktiker, er grübelt nicht über seine Kunst, sondern er übt sie. Sein Lebenslang bleibt ihm demgemäß alle abstracte Kunstthätigkeit fremd. Er bewahrt sich die stete Bereitschaft zur Production, er schreibt für gefellige Zwecke, für Schüler, für Sängler und Virtuosen, auf Bestellung oder aus Gefälligkeit, immer willig und uneigennützig; ohne besonderen Anlaß, ohne Aussicht, seine Arbeit sofort vor das Publicum zu bringen, ergreift er selten die Feder. Die Zumuthung, auf eigene Hand, ohne Bestellung, eine Oper zu schreiben, beleidigt ihn, weil sie nur einem Anfänger zu machen sei, und er kommt, als ihn die Ungunst der Verhältnisse doch dazu nöthigt, nur zu schnell abgebrochenen oder verfehlten Versuchen.

Aesthetisch-kritische und historische Studien lagen der Zeit, die ganz mit sich selbst beschäftigt war, fern. Die Muster, nach denen sich Mozart bildete, sind unbekannt. Nach den Verkehrsverhältnissen der Zeit mußte er sich mit Dem behelfen, was der Zufall nach Salzburg gelangen ließ

oder ihm auf seinen Reisen nahe führte, in der Hauptsache also mit dem Mittelgute, was seine Zeitgenossen zweiten Ranges auf den Markt brachten. Der Süden Deutschlands wurde von der neapolitanischen Schule beherrscht, nur die Clavier- und Orgelcompositionen Händel's und Bach's und ihrer Nachfolger waren hier verbreitet und Gegenstand eifrigen Studiums. Erst in reiferen Jahren und als er schon ein fertiger Musiker war, lernte Mozart das Bedeutendste kennen, was die vorausgegangene Epoche und seine eigne Zeit geschaffen hatte. In Paris wurde er (1778) Zeuge der Kämpfe, welche das reformatorische Auftreten Gluck's hervorrief: er lernte hier die Vorzüge der französischen Schule schätzen, der er nun eingehende Studien widmete — noch später in Wien förderte ihn ein naher Verkehr mit Haydn, der in der Instrumentalmusik ein neues Leben laut werden ließ, und mit van Swieten, der, in Berlin ganz für die strengere, norddeutsche Schule gewonnen, ihn mit den Händel'schen Oratorien vertraut machte. Alle diese Momente wußte er für seine weitere Entwicklung fruchtbar zu machen und selbst die gelegentliche Kenntnisaufnahme von einigen Bach'schen Cantaten, die ihm auf einer Reise in Leipzig zugänglich wurden, blieb nicht ohne Nachwirkung auf ihn. Er lernte aber, ohne sich an die fremden Vorbilder zu verlieren.

Selbstständigkeit gewann er sich zunächst durch seine Thätigkeit im Gebiete der Instrumentalmusik, für die sich nie so feste und starre Traditionen bilden können, wie für die Oper und die Kirchenmusik. Besondere Pflege hatte dieselbe fast nur in Deutschland gefunden; hier war die wahre Heimath des für die weitere Entwicklung so wichtigen Clavierspiels und der Kammermusik. Die heimische Kunst war es also, welche die freieste Bewegung gestattete und welche zugleich die Elemente bot, welche fortzubilden waren. Schon längst hatten sich nämlich neben den contrapunktischen Durchführungen, an denen die älteren Meister auch hier festhielten, in bescheidener Weise populäre Elemente, nationale Tanz- und Gesangsweisen geltend gemacht. In diesen gewann das verschwimmende, unsichere Wesen der Instrumentalmusik, welches in den älteren Formen nicht über ruheloze, stimmernde und im Ganzen doch nicht von der Stelle rückende Bewegung hinauskam, zuerst bestimmteren, charakteristischeren Ausdruck. Lange liefen aber die populären und gelehrten Elemente unmittelbar neben einander her und erst die neue Richtung der Kunst führte darauf hin, dieselben in nähere Verbindung zu bringen. Das weltliche Wesen gewann jetzt die Oberhand in festgegliederten, gesangvollen Melodien, charakteristisch festgehaltenen Rhythmen, daneben aber erhielt sich die ältere Methode, die Themen contrapunktisch zu bearbeiten und durchzuführen, und aus der mannichfachen Vermittlung und Ausgleichung dieser gegensätzlichen Mo-

mente bildete sich der neue Stil und mit diesem eine neue Kunstform, die der Sonate und Symphonie.

Die neuen Formen mußten erst nach allen Seiten hin durchgearbeitet werden, bis sie den höchsten Zwecken, ächt künstlerischen Absichten dienen konnten. Häufig genug traten die alten Gegensätze wieder unbehätlich hervor, häufig genug gelang es nicht, dieselben auszugleichen, sondern nur in barocker Weise zu mischen; das Pathetische, Feierliche der älteren Art trat dann unvermittelt neben das Sentimentale, Ländelude, Heitere oder auch Bursleske der neuern Weisen, diesem Wechsel lag aber nicht der souveräne Humor zu Grunde, der in bewußtem und übermüthigem Spiele diese Fragmente menschlichen Seins durch einander wirft und dabei das gleiche Recht derselben fühlbar zu machen versteht, sondern im besten Falle die naive Freude an starken und darum überraschenden Gegensätzen, oft aber auch einfach Urtheilslosigkeit und Mangel an Geschmack. Aber gerade so werden diese Compositionen ein treues Spiegelbild der Zeit, welche die verschiedensten Gegensätze auch noch nicht bewältigen konnte, sondern nur gewähren ließ: die gesellige Stimmung der Epoche spiegelt sich in diesen Werken. Die individuelle Stimmung, die aus dem persönlichen Erlebniß hervorgeht, war noch nicht Object der künstlerischen Darstellung, die Musiker dachten doch nicht daran, mit höchst persönlichen Confessionen vor das Publicum zu treten. Vielleicht, weil der Anstand, der damals für Leben und Kunst eine viel größere Bedeutung hatte, Rücksicht anferlegte, vielleicht, weil die Meisten noch nichts zu bekennen hatten, was der Rede werth gewesen wäre.

Auch Mozart betrat diesen Tummelplatz des neuen Geistes. Bergegenwärtigt man sich seine Eigenthümlichkeiten, so wird man nicht daran zweifeln, daß es mit wechselndem Erfolge geschehen mußte. Die große Mehrzahl seiner Instrumentalcompositionen schrieb er für sein Publicum, für bestimmte Kreise oder Personen; seiner loyalen Natur wurde vielfach der Zweck das Maas der Leistung, er schrieb für die Mittelmäßigen mittelmäßig und warf gelegentlich auch geradezu Unbedeutendes auf's Papier. Er geht ganz auf den Ton der Zeit ein, die zunächst nur angenehmen unterhalten sein wollte, und er bietet ihr in den Formen angeregter Conversation heiteren Genuß, Glanz, joviales Wesen, ruhige Beschaulichkeit, hin und wieder wohl auch etwas Sentimentalität, selbst von Trivialität weis er sich nicht ganz frei zu halten. Namentlich in seinen Schlußsätzen macht er dem Herkommen die ausgedehntesten Concessionen; auch wenn er sich im Vorausgegangenen hoch erhoben hat, steigt er hier in der Regel wieder ganz auf das Niveau der Gesellschaft herab, als wenn er sagen wollte: Ihr seid närrische, unbedeutende Leute, seid aber einmal unser

Publicum und mögt daher zuletzt Euren Willen haben! Es spricht deutlich für seine Liebenswürdigkeit und Präntionslosigkeit, daß er selbst in seinen Clavierconcerten, die er für die eignen öffentlichen Vorträge schrieb, im Wesentlichen diese Art festhielt. Aehnlich ließ er sich gehen in seinen Liedern und sonstigen, für gesellige Zwecke geschriebenen Gesangscompositionen, sowie in den Kirchenstücken, welche er, localen Einflüssen nachgebend, im herkömmlichen Tone schrieb. Daß er auch diesen Arbeiten technische Vollendung zu geben wußte, daß sich auch in ihnen allmähliche Fortschritte aufweisen lassen, daß sich endlich glückliche Gedanken und Wendungen in Menge darin finden, ändert in dem angebeteten Grundcharakter nichts. Nur darf man nicht hierbei vergessen, daß Sachen dieser Art meist gar nicht zum Druck bestimmt waren und damals überhaupt nicht so ernsthaft genommen wurden, als es unseren Ansichten entsprechen würde.

Im Allgemeinen hielt Mozart in diesen Compositionen den Ton der gebildeten Gesellschaft fest, während Haydn sich mehr in der berben und lustigen Weise des Volkes gehen ließ; beide bewahren überall den deutschen Charakter und beide streben danach, eine solche Ausgleichung zwischen dem alten und dem neuen Stile zu finden, welche das Recht beider wahr. Sie nehmen die älteren Formen contrapunktischer Durchführung auf, reinigen sie aber von allem Formalismus, bringen frischeren Fluß hinein, sie erschöpfen sie nicht in der alten umständlichen Weise, beuten sie aber nach allen Seiten aus, sie machen die Entwicklungsfähigkeit der Hauptmotive zum Maas für den Gang des Ganzen. Die Pointen suchen sie immer in schlagenden, unmittelbar wirkenden melodischen Wendungen, deren Eleganz leicht über den Ernst und die Strenge der Grundformen täuscht. An diesem Streben bildet sich ein neuer polyphoner Stil, der die selbständige herrschende Melodie mit frei bewegten Stimmen zu umgeben und beide in steter lebendiger Beziehung zu erhalten weiß, der sich also keinen der Vorzüge der ältern Methode entgehen läßt. Mozart hat, indem er die ganze Energie seiner Gestaltungskraft auch nach dieser Seite wandte, eine Anzahl ganz eigenartiger Werke geschaffen, in denen man fühlt, daß die ausgeglichenen Gegensätze damals noch lebendig neben einander existirten und um die Herrschaft in der Kunst stritten, Werke, welche den Fortschritt in der überraschendsten und schlagendsten Weise anschaulich machen. Hier sieht man den weit zurückgreifenden und zugleich seiner Zeit vorausweisenden Künstler, der mit voller Sicherheit unter den schwierigsten Verhältnissen die Lösung findet, welche Niemand sonst gelingen will.

Vor Haydn, der über das Spiel mit unermittelten Gegensätzen nie völlig hinauskommt, erweist sich Mozart auch in der Instrumentalmusik

als ein Fortschreitender. Jahn hebt mit Recht hervor, daß er in der Oper die ihm eigenthümliche Ausdruckweise erst dann gewann, als er mehr und mehr von der italienischen Art ließ und so viel als möglich die freiere Bewegung der deutschen Instrumentalmelodie auch auf die Gesangsstimmen übertrug. Ebenso sicher ist es, daß er ohne seine dramatischen Arbeiten auch nicht als Instrumentalcomponist die Höhe erreicht haben würde, auf die er zuletzt gelangte. Haydn fehlte diese Schule, in der Mozart des charakteristischsten Ausdrucks für das Individuellste mächtig wurde, in der er sich der dramatischen Situation fügen, seine Production scharf begrenzen, sich mächtiger concentriren lernte. Das Streben nach innerer Einheit, dem er so glückliche Erfolge in der Oper verdankte, mußte sich auf seine übrigen Compositionen übertragen. Nun entstanden die Ouverturen, die Haydn gewidmeten Quartette, die Quintette, die letzten allbekanntesten Symphonien, selbst kleinere, von der früheren Art absteckende Claviercompositionen, in denen er für jene Polyphonie den entsprechenden Gesammtton findet. Ein glückliches Bild Jahn's vergleicht die wunderbare Schönheit, zu der sich Mozart so oft erhebt, der Säßigkeit der vöthig gereiften Frucht, diese Compositionen geben aber noch mehr, sie verrathen männliche Reife, wie sie in angestrebter, strebender Arbeit errungen wird, sie sprechen nicht nur für harmonische künstlerische Entwicklung, sondern auch für umfassende, die verschiedensten Gegensätze bewältigende, menschliche Bildung.

Diese Reife ist eine persönliche Errungenschaft Mozart's und der Zeit selbst noch fremd; das volle Verständniß jener Werke blieb ihr daher versagt. Mit Kopfschütteln und Bedenken aller Art wurde das aufgenommen, was uns als einfachste und maachvollste Schönheit erscheint; Mozart ließ sich aber dadurch nie beirren. Bewußte Ueberzeugung, der Eifer, Andere für eine neue eigenthümliche Weltanschauung zu gewinnen, durchdrangen noch nicht sein ganzes Schaffen, wie das Beethoven's — seine Künstlernatur konnte aber jene Reichthümer nicht im Inneren bergen, sie drängten hervor an's Licht, und künstlerische Bildung gewährte ihm das, was jener der inneren Nothwendigkeit seiner Production verdankte: die organische Entwicklung des Kunstwerkes aus den einfachsten Reimen. Einzelnen dieser Werke hat er deshalb gegen seine sonstige schnellfertige Art lang ausdauernden Fleiß, die größte Sorgfalt gewidmet, und die Vermuthung Jahn's, daß er die drei letzten Symphonien zwar in weniger als zwei Monaten niedergeschrieben, aber nicht geschaffen, sondern lange vorher mit sich umhergetragen habe, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich.

So wenig er diesen Compositionen persönliche Färbung zu geben sucht, so wenig verläugnet er darin sein Wesen. Er ist kein Stürmer und

Ordnung, er giebt sich hin an die Dinge, er legt dar, aus einander. Es treibt ihn nicht in's Unendliche, in endlose Weiten hinein, er verläßt den vertrauten Boden nirgends; wohin er aber tritt, da spritzen Blumen auf, was er berührt, glänzt von strahlendem Lichte, Alles erscheint in seiner Ursprünglichkeit, einfach und doch schlagend, Alles nimmt reine und maassvolle Formen an, indem es durch diese Seele geht. Er, der Meister dramatischen Ausdruckes, hält alles falsche dramatische Leben fern, wenn er dann, dem freien Fluge seiner Phantasie folgend und das Mannichfache berührend, mit voller Theilnahme von dem erzählt, was die Herzen der Menschen bewegt. Er nimmt auch hier wieder jene socialen Elemente auf und hält im Ganzen den Ton angeregter Conversation fest, weis aber alles Endliche abzustreifen und nur das ächt Menschliche, den ewigen Kern des Treibens der Gesellschaft, aus seiner Darstellung hervorleuchten zu lassen. Geist und Gemüth durchdringen das Ganze gleichmäÙig und im Gegensatz zu der leidenschaftlichen oder mystischen Richtung anderer Componisten findet hier das Feste und Bleibende, das Beharren bei dem klar Erkannten und warm Empfundnen künstlerischen Ausdruck. Wenn vielseitige und tiefe menschliche Bildung das entscheidende Kriterium ist, so hat keine Musik größeren Anspruch auf den Namen einer geistreichen, als diese. Das stürmische Wesen Beethoven's mag viel imponirender erscheinen, wenn er die ganze Welt in sein mächtig gährendes Inneres hineinzieht, alle Contraste nicht als gegebene, sondern nur als empfundene gelten läßt, wenn er Alles in persönliches Erlebnis zu verwandeln, das Erlebnis aber in bewußte Freiheit aufzuheben weis und in diese innere Bewegung, die dramatische Gegenwart zu gewinnen scheint, alle Hörer unwiderstehlich mit fortzieht. Man darf aber nicht übersehen, daß es sich hier um die beiden Hauptgegenätze der menschlichen Natur handelt — Jahn erinnert treffend an das Ethos und Pathos der Alten — und daß es sehr kurz-sichtig sein würde, sich über das gleiche Recht Weiber zu täuschen. Die Werke Mozart's, in denen er sich nicht über den socialen Ton seiner Zeit erhebt, sind veraltet und nur von biographischem oder culturhistorischem Interesse, diejenigen aber, in denen er jene Höhe gewinnt, werden ewig ihr künstlerisches Recht behaupten und weisen Mozart eine Stelle neben Beethoven an.

Die neue Richtung führte, wie auf einen neuen Stil, so nothwendig auch auf eine neue Gliederung und mannichfache Bereicherung des Orchesters. Die concertirende Art der älteren Meister, die geringe Mittel anwandten, diese aber in unablässige und darum ermüdende Bewegung setzen mußten, wich einer freieren Behandlung: die Blasinstrumente traten den Saiteninstrumenten ebenbürtig zur Seite, es bildeten sich gegensätzliche

Gruppen im Orchester, die Klangfarben konnten nun in der feinsten Weise nuancirt werden. Man lernte aus dem Ganzen und Vollen wirksamer, wo man sich früher mit dem Nothdürftigsten beholfen hatte. Mozart — nicht Haydn, wie gewöhnlich angenommen wird — entsetzte, sicher auf einem noch unbetretenen Wege vorschreitend, von der glücklichsten Divination geleitet, zuerst den ganzen Reichthum, der nun zugänglich wird.

Erst dadurch wurde es ihm aber möglich, die Oper aus dem Banne fesselnder Traditionen zu erlösen, die alles frische Leben darin unterdrückt hatten. Der ältere concertirende Stil entsprach ganz der stiefen, gezwungen vornehmen Haltung, die die Oper an den Höfen, an denen sie zuerst aufkam, hatte annehmen müssen, dem Zuschnitte der Operntexte, welche noch einem feststehenden Schema Geschichten aus der alten Welt für die mobischen Ansprüche mündrecht machten, er fügte sich endlich der damals gangbaren Richtung auf das Virtuose. Die Herrschaft der Castraten hatte die Bassstimmen ganz befeitigt, die Tenore ganz zurückgedrängt, größere Ensemblestücke schon hierdurch unmöglich gemacht, für den Chor war in diesem Treiben kein Raum, das Orchester hatte nur die endlose Reihe von Arien, in die das Ganze zerfiel, zu begleiten. Die *opera buffa*, die seit etwa 1730 mehr und mehr in Aufnahme kam, machte sich zwar von den drückendsten dieser Fesseln frei, ihr haftete aber in Folge ihres plebejischen Ursprungs ein possenhafter Ton an und sie stellte so nur ein Extrem neben das andere. Erst die feinere, kritische Bildung der Franzosen, ihr Sinn für dramatischen Zusammenhang und Fortgang, für natürliche und freie Bewegung, wurde Herr über dieses Unwesen, das von Italien aus alle Opernbühnen beherrschte, und vermittelte es, daß sich neue Wege öffneten.

Mozart hat, arglos dem Herkommen folgend, als Knabe und Jüngling — es ist bezeichnend, daß dies überhaupt möglich war — Opern in italienischem Stile geschrieben, die so gut oder so schlecht sind, als die seiner berühmtesten Zeitgenossen. Im *Domeneo* (1781) suchte er dann ein Abkommen zwischen der italienischen und französischen Art zu treffen, welches deutlich macht, wie fördernd und anregend die letztere für ihn geworden war, dann aber gab ihm die volle innere Reife, die er nun erlangt hatte, schnell und wie mit einem Schläge auch die volle künstlerische Selbständigkeit. Er schrieb noch in demselben Jahre die erste deutsche Oper, die Entführung, und schuf in ihr einen neuen dramatischen Stil. Die Mittel dazu bot ihm seine Herrschaft über das Orchester und die neue Ausdrucksweise, die sich Deutschland in seiner Instrumentalmusik errungen hatte, während sein Singspiel in den dürftigsten und geschmackloseten Anfängen zu verkommen drohte.

Am Melobien so reich, als irgend einer, fühlte er offenbar lebhafter als Alle, daß die Gesangsstimme weder in Cantilenen, noch durch Declamation den Gehalt der musikalischen Motive, die ihr in den Mund gelegt werden, erschöpfen kann, daß sie nicht nur einer harmonischen Stärke bedürftig ist, die sie hält und trägt, sondern einer ebenbürtigen Macht von selbständigerem, vielseitigerem und beweglicherem Leben, die überall neben ihr eintritt, wenn ihre Kräfte nicht ausreichen, um Alles zu sagen, was dem dramatischen Verlaufe nach gesagt werden muß. Der Gesang muß immer und immer wieder auf lyrische Pointen zurückkommen: es ist aber das Wesen aller Lyrik, die Empfindung zu isoliren, ganz in sich abzuschließen, und gerade dadurch zu mächtiger Geltung zu bringen, wogegen die dramatische Kunst überall Zusammenhang, Fortschritt erheischt. Eine vollkommene Ausgleichung dieser Gegensätze ist fast unmöglich, die Form der Art bietet dem wahrhaft dramatischen Componisten beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten. Die älteren Musiker machten in ihren Opern gar keine Anstrengungen nach dieser Seite, sie fanden sich mit dem Dramatischen in flüchtig hingeworfenen Recitativen schnell ab, um sich dann in den Arien ganz lyrisch gehen zu lassen. Mozart fand den Einigungspunkt in seinem Orchester und gab nun der Oper die Form, in der sie volles, künstlerisches Recht neben dem recitirenden Schauspiel genoss und in der sie manche schwache Seiten, die sie gegen dieses zurücktreten lassen, durch eigenthümliche Vorzüge reichlich aufwiegt.

Alles nämlich, was das Theater durch seinen äußerlichen Apparat, wechselnde Beleuchtung u. dgl., was, die Kunst der Schauspieler in feiner nancirter Recitation, Mimik und Action anstrebt, ein leidhaftiges Bild eines bedeutenden Vorganges, einen mächtigen Gesamteindruck zu geben, vermag die moderne, über alle ihre Mittel frei verfügende Musik in viel geistigerer Weise zusammenzufassen. Sie bedient sich dazu wahrer, aller Willkürliche und Zufällige beseitigender Kunstformen, in denen sämtliche Schönheit und geistige Bedeutsamkeit zu einem Ganzen verschmilzt. Sie kann in jedem Moment jenen äußerlichen Absichten des Theaters dienen, und doch dem Ganzen eine ideale Haltung bewahren, indem sie nicht nur das Treiben auf der Bühne, sondern zugleich die geistige Bewegung, in der die Handlung fortschreitet, wiederpiegelt, so also ein einigendes Band um die widerstrebenden Elemente schlingt, die hier zusammenwirken sollen. Wenn es eine sichere Führerin zu den Zielen giebt, welche die dramatische Kunst verfolgt, so ist es eine so entwickelte Musik. Die unmittelbare Macht des Componisten ist eine viel größere, als die des Dichters: die Musik wird zum natürlichen Maße der Recitation und Action, der darin verkörperte Geschmack des Componisten überwacht jede Bewegung

und selbst, wenn er kein volles Verständniß bei den Ausführenden findet, so wird doch die Harmonie, die Schönheit der Verhältnisse in der Composition im Gesamteindrucke ihren Zauber bewähren und das Ganze über das gewöhnliche Bühnentreiben um eine Stufe hinausheben.

Gluck hat ohne Zweifel diese Bedeutung der Musik für das Drama richtig erkannt oder gefühlt, die Einseitigkeit seiner musikalischen Bildung und seines Talents machten es ihm aber unmöglich, diese Entdeckung auszubenten; er verfiel in Monotonie, nahm also eine für den Musiker, wie für den Dramatiker gleich bedenkliche Richtung. Mozart dagegen gab seinen Figuren in dem frei bewegten, zu selbständiger Haltung emancipirten Orchester einen idealen Boden, auf dem sie sich in vollster Freiheit bewegen konnten, die Klänge seiner Instrumentalmusik breiteten um das Ganze eine künstlerische Atmosphäre aus, die die eigentliche Lebensluft enthielt, welche allen Theilen gleichmäßig zuströmte. Nun erst wurde möglich, in Ensemblestücken aller Art die Musik der Handlung auf dem Fuße folgen zu lassen. Mozart ist hierin unübertroffen, selten erreicht. Seine ganze Meisterschaft bewährt sich darin, daß er selbst unter den schwierigsten Verhältnissen die Grundgesetze musikalischer Gestaltung festzuhalten, klare, übersichtlich gegliederte Musik zu geben, die musikalische Gruppierung aber im Einklang mit den feinsten Nuancen der dramatischen Bewegung zu halten weiß. Die Berührungspunkte der Musik mit den beiden Extremen, der Poesie und der Architectur, kann man sich vor Allem an seinen Arbeiten anschaulich machen.

Seine dramatische Methode ist unendlich einfach: er schafft aus der lebendigen Vorstellung des Charakters seiner Personen, der Situationen, in die sie treten, des Verlaufes der gesammten Handlung. Er greift immer die nächstliegenden Motive auf, hält sich immer an den Kern echter, wahrer, menschlicher Empfindung, welche dem dramatischen Fortschritt zu Grunde liegt, sucht gleiche Theilnahme für alle seine Personen zu erregen, sucht überall zu motiviren, zu mäßigen, alle menschliche Beziehungen, welche die Handlung berührt, anschaulich und verständlich zu machen. Er hat immer den ganzen Menschen im Auge, er stellt nie die Manieren, sondern Gemüth und Charakter der Handelnden dar, die Wirkung liegt fast nie in Einzelheiten, sondern im Gesamtbilde. So vermeidet er alle Extreme: seine Komik wird nie caricirt, seine Musik nie überspannt, nie grotesk, nie bloß witzig, er weiß ihr immer eine feine, dem Stoffe gewissermaßen überlegene Haltung zu bewahren.

Wie es ihm nun dennoch möglich wird, Alles mit individuellem Leben zu erfüllen, schon in den ersten Umrissen einer Gestalt die ganze künftige Ausführung anzudeuten, ist ein Geheimniß seiner Productivität, welche

sich nur mit der Shakespeare's vergleichen läßt. Fast alle seine Figuren, so wenig ihnen mit den herkömmlichen Typen des Theaters gemein ist, haben aber zugleich für die spätere Entwicklung typische Bedeutung erlangt, fast alle zeigen trotz scheinbarer Aehnlichkeit mit Figuren der Wirklichkeit dem schärferen Blick zugleich jenen fremden, abweisenden Zug, welchen die künstlerische Idealität den Gestalten wahrer Kunst so bestimmt aufzuprägen vermag. Die Lösung dieses Räthsels liegt wiederum nur im Ganzen, in der innigen Verbindung, in welche alle Theile gebracht sind, so daß sich der Abel und der Zauber, der in jenem liegt, gleichmäßig auf diese mit überträgt.

Der Gesamttton, den er für jedes seiner Meisterwerke zu finden und dem er die Instrumentation, seinen ganzen Stil in den verschiedensten Modificationen anzupassen wußte, ist natürlich nur der Reflex seiner Auffassung des poetischen Stoffes. Wenn in diesem irgend gesunde Reime gegeben waren, so entwickelte seine schöpferische Phantasie daraus sofort eine eigenthümliche Welt, die sich aus unscheinbaren Anfängen reich vor ihm aufbaute und in sich selbst abschloß. Mit bewundernswerther Energie wußte er an diesem Einbruche festzuhalten, seine ganze Production den Gesetzen anzuschmiegen, welche eine solche aus dem Geiste wiedergeborene Welt in sich trug. Mozart selbst konnte dieses Wunder des plötzlichen Auftauchens eines fremdbartigen Ganzen nicht willkürlich erneuern, wie die nachträglich geschriebenen Einlagestücke in seinen Opern fast durchweg beweisen, er konnte es ebenso wenig an sinnlosen, sterilen Texten, z. B. an der größeren Hälfte von *Così fan tutto*, bewähren. Seine Concertarien machen es deutlich, daß außerhalb eines bestimmten dramatischen Zusammenhangs mit allen Künsten des dramatischen Stiles doch nur der Schein dramatischer Leidenschaft zu erreichen ist, daß das volle pulsirende Leben in seinen Opern also sicher im Zusammenhange des Ganzen wurzelt. Ist dieser ein lebendiger, so fällt Mozart selbst da, wo er seinen Sängern die bedenklichsten Concessionen macht, wenigstens nicht ganz aus dem Tone.

Die Sicherheit der Gesamtauffassung, die er in allen seinen Meisterwerken bewährt, wäre nicht denkbar gewesen, wenn seine überreiche Phantasie nicht einen festen Halt an einer einfachen, das Wesentliche sicher erfassenden Weltanschauung gefunden hätte. Es ist ihm gegeben, die ganze Endlichkeit in allen ihren Contrasten frei aufzufassen, ohne die Rehrseite der bunten Oberfläche zu übersehen. Hinter dem heiteren Spiele seiner Opern steht überwachend und abschließend männlicher Ernst, vor dem Tragisches und Komisches keine durchgreifenden und sich ausschließenden Gegensätze, sondern nur verschiedene Seiten derselben menschlichen Existenz sind, die er mit einem Blicke überschaut, erfreut und geführt zugleich von

diesem angeregten, nach kurzer Blüthe vergehenden Treiben. An entscheidenden Punkten fehlt ihm nie die Kraft und die Fähigkeit, mit allem Nachdruck auch das Hervorzuheben, worin das Getriebe individueller Leidenschaften aufzugehen hat: in kurzen, energischen Zügen weiß er die widerstrebesten Elemente in einer höheren Einheit aufgehen, sich der Gewalt sittlicher Mächte beugen zu lassen. Dies setzt mehr, als glückliche Begabung, mehr als Beweglichkeit und Vielseitigkeit des eignen inneren Lebens, mehr als Welt- und Menschenkenntniß im gewöhnlichen Sinne, welche für den Künstler soviel wie nichts ist und woran es Mozart immer gefehlt hat, es setzt vielmehr eine harmonische Bildung voraus, die volle Herrschaft über den eigenen, inneren Gehalt, über die eigenen Fähigkeiten. Mozart errang sie sich nicht durch Reflexion, sondern im Verkehr mit Menschen aus allen Kreisen der Gesellschaft, durch das Wohlwollen, die natürliche Theilnahme, welche ihn dabei leiteten, und ihm jede Lebensregung und jede menschliche Eigenthümlichkeit verständlich machten. So kann man sein liebenswürdiges, hingebendes Wesen als den Grund und Boden betrachten, aus dem auch seine bedeutendsten Productionen hervortwuchsen. Er hatte ein offenes Herz für Alles, was in der Menschennatur vergraben ist, und das vor Allem machte ihn zum großen Künstler. Jene Bildung aber mit ihrer gleichmäßigen Richtung auf das Individuelle und das Ideale kann man als eine ächt deutsche bezeichnen, wenn sie auch noch kein Gemeingut der Zeit war, welcher der philiströse Dittersdorf näher stand, als Mozart. Auch die italienischen Opern Mozart's sind ganz von ihr durchdrungen und haben gerade deshalb im Auslande nie volles Verständniß und gerechte Würdigung gefunden.

Wie die Wirklichkeit dem betrachtenden Blick immer neue Seiten bietet, so auch diese dramatischen Meisterwerke. Eine ganze Literatur hat ihre Eigenthümlichkeiten zu erschöpfen gesucht, vergeblich — immer wieder regen sie die eigne Productivität des Prüfenden an. Die Analysen, welche Fahn giebt, sind ein Glanzpunkt seines Werkes: sie beschränken sich auf das Wesentliche, auf das deutlich Erkennbare, und haben darin einen unschätzbaren Vorzug fast vor allen früheren Versuchen voraus. Hier sei nur noch hervorgehoben, daß durch das dramatische Leben der Opern überall die geistige Bewegung der Zeit Mozart's hindurchscheint und daß Alles, was davon dem musikalischen Ausdruck zugänglich war, in jenen seine Stelle gefunden hat. In der Entführung wurden heitere Klänge für die dem Orient zugewandte Romantik der Epoche gefunden — in Figaro's Hochzeit spiegelt sich das neue Leben, das die Gesellschaft ergriffen hatte, das liebenswürdige, frivole Treiben, mit dem man sich über den Ernst der drohenden Katastrophe zu täuschen suchte — im Don Juan wird das

immer wichtige, damals aber schärfer hervortretende sinnliche Element für alle Zeiten erschöpfend behandelt — in der Zauberflöte endlich der Reiz des Märchens und der Mysterien vereinigt und der bedenkliche, aber glänzend gelungene Versuch gemacht, die Aufklärung und ihre humanistischen Tendenzen zu verherrlichen.

Mozart ließ sich hiernach nichts verloren gehen, was ihn angeregt und gefördert hatte, nahm es vielmehr in seine Production auf, diese aber gewinnt dadurch, daß sie ein bestimmter, fortschreitender Bildungsgang beherrscht, einheitlichen, in sich abgeschlossenen Charakter. In diesem Sinne steht auch das Requiem im engsten Zusammenhang mit den Opern; es ist nur die kirchliche Form für dasselbe Thema, das er im Don Juan auf die Bretter brachte: die Endlichkeit vor den Schranken der Unendlichkeit. Das volle Verständniß für das wirkliche Leben, alle seine Regungen, seinen ganzen Glanz, hatte ihn auch mit der Vergänglichkeit desselben vertraut gemacht: der Briefwechsel mit seinem Vater ergiebt, daß ihm der Gedanke an den Tod, den er seinen besten Freund nennt, schon in den Jahren der kräftigsten Entwicklung kein fremder war. Der Zauber der religiösen Jugendeindrücke war in ihm nie erloschen, seine Phantasie hing an den katholischen Cultusformen, die Freimaurerei hatte aber andererseits den humanen Zug, der durch sein ganzes Wesen geht, gekräftigt, seine Selbständigkeit in der Auffassung der höchsten Fragen gefördert. So mag es sich erklären, daß Mozart in seiner früheren Kirchenmusik arglos den herkömmlichen Ton festhielt, und für aufwärts gerichtete Betrachtung, ideale Erhebung erst in der Zauberflöte, in der Darstellung humanistischer Mysterien, einen neuen und eigenthümlichen Ausdruck fand. Nun fühlte er sich, als ein Requiem unerwartet bei ihm bestellt wurde, der Aufgabe ganz gewachsen: er beschloß, alle Kräfte an das Werk zu setzen, das Freunde und Feinde nach seinem Tode, den er nahe fühlte, studiren sollten. Hier war es am Orte, das mit voller Klarheit und Bestimmtheit auszusprechen, was in den Opern nur hin und wieder angedeutet werden konnte, den vollen Ernst seiner Weltanschauung herauszulehren, den er dort unter heiteren Formen glücklich verborgen hatte. In der ernstern Vorstellung des Todes vereinigten sich die Reminiscenzen einer naiv gläubigen Jugend und eines vielbewegten Lebens, auf das Widerwärtigkeiten aller Art nach den glänzendsten Anfängen einen trüben Schein geworfen hatten. Er überwand die schmerzliche Resignation, in die sein angeregtes Wesen umgeschlagen war, die Müdigkeit, die ihm die nahe Auflösung verkündete, und vertiefte sich in krankhafter Hast ganz und gar in diese letzte große Arbeit. Noch stand ihm seine ganze Kunst zu Gebote, die lebensvollen, glühenden Farben, mit denen er das Reich der End-

lichkeit gemalt hatte, die strengsten, klarsten Formen, die schönsten und ausdrucksvollsten Motive, die Gewalt, Alles zu charakteristischen, gewissermaßen persönlichen Gegenständen zu verkörpern; noch wußte er seine Production von allem Krankhaften, Abgeschwächten frei zu halten, und selbst, wenn sich hin und wieder die unmittelbare Gewalt des persönlichen Leidens fühlbar macht, steigert dies nur den Eindruck und die Wirksamkeit, weil Mozart auch hier noch die eigene Empfindung künstlerisch zu läutern und auf ihren menschlichen Gehalt zurückzuführen vermochte. Vor dem Abschluß des Werkes brach er zusammen. Nach den fruchtlosen Bemühungen Jahn's ist anzunehmen, daß das Geheimniß, wie die letzten Sätze zu Stande gekommen sind, und welcher Antheil seinem Schüler Säßmaier daran zusteht, nie vollständig aufzuklären sein wird: das Wesentliche und das Ganze ist aber sein Eigenthum, der Geist, der darin waltet, ist der seine. Frei von aller confessionellen Engherzigkeit, konnte dies persönliche Bekenntniß Mozart's, von der ganzen gebildeten Welt aufgenommen, Gemeingut derselben werden.

Wir reihen dieser Skizze keine weitere Betrachtungen an. Der Versuch, eine Uebersicht über die künstlerische Entwicklung Mozart's zu geben, hat keinen Raum dafür gelassen, auf Einzelheiten und namentlich auf die zahlreichen Züge persönlicher Liebenswürdigkeit und geistiger Bedeutsamkeit einzugehen, welche Jahn überliefert — noch weniger war es möglich, das interessante Kunsttreiben jener Zeit anschaulich zu schildern, das Mozart, so hoch er sich auch darüber gestellt hat, doch erst ganz verständlich macht. Das erschöpfende, lebensvolle Gesamtgemälde Jahn's ist einer neuen, in Lieferungen erscheinenden Ausgabe Jedermann zugänglich — möge zu seiner weitesten Verbreitung auch diese Besprechung Einiges beigetragen haben.

---

nahm dann für sie Partei, als Rußland die Fürstenthümer besetzte, und hat sich nach dem Pariser Frieden wieder günstig zu ihr gestellt, um sich die russische Allianz offen zu halten. Er hat schwerlich irgend eine bestimmte Idee, was er in Syrien machen will, er ist seinem Impuls gefolgt, als Beschützer der lateinischen Christen im Orient zu erscheinen. In der That ist es nicht leicht zu sagen, was man thun soll. Bekanntlich nahm die Londoner Conferenz 1840 dem Pascha von Aegypten Syrien, und türkische Paschas wurden wieder eingesetzt in Aleppo, Beirut, Damaskus, Aila und Jerusalem. Die Bevölkerungen des Libanon erhielten Autonomie nach dem Grundsatz, daß jeder Stamm seinen Emir habe und wurden möglichst nach verschiedenen Districten gesondert. Diese Sonderung aber war im Süden des Gebirges nicht möglich, wo Drusen und Maroniten in denselben Cantonen lebten, und da sie nun trotz des örtlichen Zusammenwohnens unter verschiedenen Regierungen standen, so waren Reibungen unausbleiblich, um so mehr als die aderbauenden Maroniten sich immer mehr ausdehnten, und so im eigentlichen Libanon überwoogen, während die Drusen in den Hauran gedrängt wurden. Die Maroniten sind ganz in den Händen des lateinischen Klerus, namentlich der Lazaristen, welche sie beständig gegen die Drusen aufheizen, besonders seitdem der orientalische Krieg Frankreichs Gewicht in jenen Gegenden wieder gehoben hat; da aber in demselben Kampfe auch der muselmännische Fanatismus sehr erregt ist, so sind fortwährende Conflictе unvermeidlich. Wir wollen nicht untersuchen, ob es wahr ist, daß man bei den Maroniten französische Waffen gefunden und daß die sie aufreizenden Schriften in Paris gedruckt seien, aber man hört, daß Thonvenel selbst zugegeben, die Provocation sei bei den letzten Ereignissen von den Maroniten ausgegangen. Was will nun General Beaufort bei seiner Ankunft beginnen? Fuad Pascha scheint schon eine ziemlich summarische Justiz zu üben, die Hauptschuldigen der Drusen werden sich in den Hauran geflüchtet haben, — will er ihnen dorthin bis in die syrische Wüste nachziehen und einen Vergeltungskrieg führen, der die Blutrache verewigt? — Diese Fragen sind um so ernster als es keinem Zweifel unterworfen ist, daß in allen Provinzen der Pforte, in denen die Christen zahlreich sind, eine große Aufregung herrscht. Die Reserven des Grafen Kisseff bei dem Syrischen Protokoll waren ungeschickt, aber sie haben ihren wahren Grund, und ohne die Uebereilung der russischen Agenten, welche Bosnien, Bulgarien und Rumelien durchziehen, wäre in jenen Gegenden vielleicht die Gährung zum offenen Aufstand geworden.

Wenden wir weiter den Blick nach Italien, so finden wir dort nicht  
 r die Zukunft, sondern schon für die Gegenwart Alles in Frage

gestellt, und bald nachdem diese Zeilen gedruckt sind wird der König von Neapel wahrscheinlich zu den flüchtigen italienischen Fürsten zählen. Niemand wird der sardinischen Regierung geglaubt haben, daß Garibaldi ohne ihr Wissen nach Sicilien gegangen. Neapel war der Stützpunkt der Reaction gegen Piemont, Oesterreich hatte dort den besten Bundesgenossen um sein verlorenes Gebiet wiederzuerobern. Es konnte also dem Grafen Cavour nur erwünscht sein, dies feindliche Bollwerk erschüttert zu sehen, aber er durfte andererseits seine Regierung nicht durch Theilnahme an einer Revolution gegen einen Staat compromittiren, mit dem sie in diplomatischen Beziehungen stand, um so weniger als das Unternehmen höchst tollkühn war und anscheinend keine Aussicht des Erfolges bot. Er begab sich also insgeheim nach Genua und hatte dort vor der Einschiffung Garibaldi's eine Unterredung mit demselben, in der er ihm sagte, daß er ihn an seinem Unternehmen nicht hindere, aber ihm auch nicht helfen könne. Nach den ersten Erfolgen des kühnen Mannes legten die Behörden der Einschiffung der Freiwilligen nicht nur nichts in den Weg, sondern förderten sie nach Kräften, überall bildeten sich ungehindert Comités, die Rothhemden hielten ihre Uebungen auf offenem Felde neben den königlichen Truppen. Erst als unter den Letzteren die Desertionen zu stark wurden, und auf das Drängen des französischen Gesandten erließ Farini sein Circular, ein Circular, das nun ohne Wirkung blieb. Wenn nun später Graf Cavour Garibaldi's Unternehmungen mißbilligte und namentlich gegen den Angriff des neapolitanischen Festlandes war, so war dies nicht, weil der General auf ein anderes Ziel geht als der Minister, sondern weil er in der Wahl der Mittel von letzterm abweicht. Beide wollen den einheitlichen italienischen Staat, aber Cavour wünscht, daß sich in Neapel die Annexion von innen heraus mache und das neue Parlament die Bourbonen des Thrones verlustig erkläre, wie es in Toscana und den Legationen geschehen. Weiter aber: auch in Neapel wird Garibaldi nicht lange anhalten können; er wird gegen den Kirchenstaat vorgehen, und es wird zwischen ihm und Lamoricidre zum Kampfe kommen. Letzterer ist kein verächtlicher Gegner, aber er hat an zuverlässigen Truppen kaum 20,000 Mann, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß er der Mehrzahl weichen und sich nach Ancona zurückziehen muß, welches er stark besetzt und zu seinem Ankerplatz gemacht hat; Garibaldi wird ihn und Rom mit der französischen Besatzung bei Seite liegen lassen, um die Kräfte ganz Italiens zum Angriff gegen Venetien zu sammeln. Indeß, so wenig wir geneigt sind die österreichische Macht zu überschätzen, so sicher glauben wir, daß Italien in seinem gegenwärtigen Zustande nicht stark genug ist, Venetien zu erobern. Ebeneshalb glauben wir auch, daß Graf Cavour

sich einem solchen Unternehmen entschieden widersetzen wird; Garibaldi findet, von Süden heraufdringend, sardinische Truppen in den Legationen, und hier wird es sich zeigen, ob die Regierung stark genug ist, der Revolution einen vorläufigen Halt zu gebieten, um den neuen Staat zu organisiren. Gelingt dies nicht, so ist das ganze italienische Einigungswerk schwer compromittirt, es verliert den festen Halt, den ihm der sardinische Staat bisher bot. Gelingt es dagegen, so wird Oesterreich in Venetien, so zu sagen, ausgehungert. Niemals andererseits sind uns die Gerüchte einer österreichischen Intervention in Mittel- oder Süd-Italien glaubhaft erschienen. Wenn das Wiener Cabinet der Annexion Toscanas und der Legation ruhig zusah, so war nicht vorauszusetzen, daß es um Neapels Willen sich ans's Neue in einen Kampf stürzen werde, dem Frankreich nicht ruhig hätte zusehen können. Nur die Zuversicht, Preußen in diesen Krieg zu verwickeln, hätte es zu diesem Wagstücke treiben können, — und wir hoffen, daß unsere Regierung sich in Teplitz gegen solche Manöver gesichert hat!

Wir kommen hiermit auf das Gebiet der deutschen Politik. Nach unserer Ueberzeugung ist der Kampf mit dem bonapartistischen Frankreich für Deutschland unvermeidlich. Alles kommt darauf an, denselben unter den möglichst günstigen Bedingungen aufzunehmen. Unter den möglichst günstigen Bedingungen, d. h. in letzter Instanz immer im Bunde mit England. Die Hoffnung auf ein solches Bündniß, wie diese Blätter noch kürzlich ausgeführt haben, muß freilich einstweilen vertagt werden, und als erster Ausgangspunkt zur Bildung eines Gegengewichtes gegen Frankreich darf statt dessen die Annäherung Preußens an Oesterreich betrachtet werden. Wohlgemerkt jedoch: eben diesen Charakter wird das Verhältniß Preußens zu Oesterreich nie verlieren dürfen. Es wird nie einen Inhalt bekommen dürfen, der England abstoßen müßte, statt es anzuziehen. Um bestimmter zu reden: die Allianz mit England wird unmöglich, wenn Deutschland gegen Italien auftritt; die Sympathie der englischen Nation und das Interesse ihrer Regierung für die Bildung eines einheitlichen, liberal regierten italienischen Staates sind so mächtig, daß kein Minister wagen könnte, offensiv dagegen aufzutreten, geschweige denn solche Opfer zu fordern, wie der Bruch mit Frankreich erheischen würde. Auch kann dies nicht Wunder nehmen. Ein solcher Staat wird durch die Natur der Halbinsel eine bedeutende Seemacht werden, welche ein Gegengewicht gegen die französische Marine im mittelländischen Meer bilden muß, also England eine Allianz bietet und es der Nothwendigkeit enthebt, in allen jenen Gewässern bedeutende Geschwader zu unterhalten. Läßt Deutschland sich durch das Wiener Cabinet in einen Krieg verwickeln, um im Namen

abgestorbener Principien gegen den neuen italienischen Staat aufzutreten, so wird es den Krieg mit Frankreich ohne die Allianz Englands haben, also in der That unter den ungünstigsten Umständen kämpfen. Nach diesem Vorbehalt wiederholen wir, daß wir uns der in Teplitz erzielten Einigung zwischen Oesterreich und Preußen nur freuen können, nicht sowohl weil wir übertriebenen Werth auf die Hilfe der österreichischen Truppen legen, als weil durch diesen Aktord, wenn er sich wirklich bewährt, Deutschland einig nach außen wird. Wenn man in Berlin und Wien dasselbe will, so kann man in München oder Hannover nicht ein Drittes wollen. Alle anderen Rücksichten aber müssen vor der einen zurücktreten, die gesammten Kräfte Deutschlands gegen einen Angriff von Seiten Frankreichs zu sammeln. Wir haben diesen Kampf unvermeidlich genannt. Wir kennen — auch ohne die Declamation des Herrn von Persigny — alle die Gründe, die man dagegen geltend machen wird, wir geben ihr Gewicht zu, wir glauben selbst, daß der Kaiser Napoleon nicht wie sein Oheim den Krieg um des Krieges willen liebt, und daß er vorgezogen hätte, das linke Rheinufer durch einen Tausch zu gewinnen, aber selbst wenn wir annehmen, daß das Grausen, welches ihm bekanntlich die Schlachten von Magenta und Solferino erregten, den Wunsch bei ihm erzeugt haben, fernerhin Frieden zu halten, so würde er es nicht können. Im Exil schrieb er:

Marches à la tête des idées de votre siècle, ces idées vous suivent et vous soutiennent,

Marches à leur suite, elles vous entraînent,

Marches contre elles, elles vous renversent.

Dies Wort würde an ihm wahr werden, wenn er das l'Empire c'est la paix verwirklichen wollte; er hat den Impuls gegeben, er muß ihm folgen. Das Regiment dieses Mannes ist durchaus revolutionär, obwohl es die Anarchie niedergeworfen. Eine absolute und unverantwortliche Regierung, die im Innern alle Gewalt absorbiert und der freien Thätigkeit der Bürger nichts läßt, ist nothwendig revolutionär, mag nun Ludwig XIV., Napoleon I. oder Napoleon III. an ihrer Spitze stehen. Frankreich hat seine gegenwärtige Regierung aus Furcht angenommen, und sie kann sich nur durch die Furcht und den Druck aufrecht halten, bei dem keine ruhige und normale Entwicklung möglich ist. Sie muß ihre Unterthanen dafür durch Ruhm entschädigen und nach außen die Kräfte beschäftigen, die sonst im Innern gefährlich würden. Mit einer solchen Regierung ist kein dauernder Friede möglich, sie muß ihre Nachbarn fortwährend beunruhigen, sich in Alles mischen, immer neue internationale Fragen studiren, den nationalen Vorurtheilen schmeicheln, die Armee in jeder Weise aus-

hilden und bevorzugen, um das Volk von den inneren Zuständen abzulenken. Kann man sich unter solchen Umständen wundern, wenn ein so kriegerisches und so leicht erregbares Volk, wie die Franzosen, sich wieder in die Bahn der Abenteuer und Eroberungen wirft, auf der es sichere Erfolge und Ruhm neben dem bisherigen Panem et Circenses zu finden hofft? Der Bonapartismus ist Despotismus im Innern und Vergrößerung des französischen Gebietes nach außen. Napoleon fühlt jetzt, daß er isolirt und der Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens ist; seine Gerechtigkeit zeigt sich in dem Briefe an Persigny, in dem er vollkommen das Gleichgewicht verloren, und noch mehr in seiner Rede von Lyon. Man muß wissen, daß er die Anrede des Präsidenten der Handelskammer lange vorher gekannt, ehe dieselbe an ihn gerichtet wurde. Derselbe kam einige Tage vor der Abreise des Kaisers nach Paris und unterbreitete seine Rede, die genehmigt ward. Um so merkwürdiger ist es, daß die Antwort Napoleon's gar keine Antwort auf diese Rede ist; man spricht ihm von der Lyoner Industrie, — er zürnt gegen die injustes déiances des Auslandes und versichert, daß Frankreich nicht in seinen Händen untergehen solle: es ist die indirecte Antwort auf Telytj. Gleichzeitig erscheint hier eine Flugschrift la politique Anglaise, in der ausgeführt wird, daß bisher England allein die Früchte von der französischen Allianz gezogen, es müsse Frankreich erlauben, seine nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, oder es treibe dasselbe mit logischer Consequenz in die russische Allianz: als das nothwendigste der nothwendigen Bedürfnisse aber wird mit dürren Worten die Rheingrenze erklärt. Wenn man das Regiment kennt, unter dem die Presse hier steht, so kann man das Erscheinen dieser Flugschrift wohl für bedeutsam halten. Die russische Allianz liegt in der That in der Natur der Verhältnisse; wir glauben, daß es dazu kommen wird, und wir beklagen es nicht, — denn sie muß England auf unsere Seite treiben. Die Bemühungen, eine Ausöhnung zwischen Oesterreich und Rußland zu Stande zu bringen, scheinen uns weggeworfene Bemühungen. Eine solche Ausöhnung wäre nur möglich, wenn Oesterreich auf alle seine Interessen im Orient verzichtete, ja, sie wird auch dann noch höchst unwahrscheinlich, zumal die Kabinette von Wien und Berlin sich für die Aufrechterhaltung des Pariser Vertrages von 1856 erklärt haben, den Rußland eben rückgängig machen will, um seine Freiheit im Schwarzen Meere wieder zu erhalten. Man lasse sich doch nicht dadurch täuschen, daß der Kaiser Alexander eine Gesundheit ausbringt oder einem Regiment einen Namen giebt, der an den Befreiungskrieg erinnert. Der Kaiser kommt überhaupt für die auswärtige Politik Rußlands nur secundär in Betracht, er ist durch die innern Fragen, namentlich die Leibeigenschafts-

sache absorbirt. Das Napoleonische Regiment widersteht ihm, und diesem Widerwillen machen die beiden Personen, welche die auswärtige Politik wirklich leiten, Fürst Gortschakoff und Großfürst Constantin, von Zeit zu Zeit gewisse Concessionen, die aber sicher keine Bedeutung haben. Wir glauben, daß es zur russisch-französischen Allianz kommen wird, obwohl der Kaiser Alexander derselben abgeneigt ist, weil sie, wie gesagt, in der Natur der Dinge liegt. Man erwiedere uns nicht mit einer Berufung auf das Jahr 1812. Der gigantische Ehrgeiz Napoleon's unternahm den damaligen Feldzug gegen den Rath aller seiner Staatsmänner, und nur so außerordentliche Umstände konnten seinen natürlichen Verbündeten zu seinem Gegner und unserem Allirten machen. Man halte uns auch nicht den Krimkrieg entgegen. Dieser hatte den einzigen Zweck, Napoleon III. als europäische Macht hinzustellen. Noch einmal: die Allianz wird sich machen, weil beide Staaten keine sich widersprechende Interessen haben. Aber Rußland will seinen Preis, und bisher hat Napoleon sich noch wenig geneigt bewiesen ihn zu bewilligen; der jetzige Schein von Annäherung an Oesterreich und Preußen ist ein Avertissement des Fürsten Gortschakoff an den Gebieter Frankreichs, um ihn zu Anerbietungen zu nöthigen, es ist ein drohender Wink, ein Hinweis darauf, in welcher Lage der Kaiser sein würde, wenn Rußland die Hand zur Herstellung der heiligen Allianz böte. Sie wird nicht wieder aufleben, die heilige Allianz, aber der Hinweis auf dies Gespenst wird genügen, um Napoleon zur Annäherung an Rußland zu bestimmen. Dieselbe wird sich im Fortgang der orientalischen Wirren entwickeln, und wir sind überzeugt, daß im Frühjahr 1861 die Allianz eine vollendete Thatsache sein wird. Wir können uns, um Alles zusammenzufassen, nicht darüber täuschen, daß wir Ereignissen entgegengehen, zu denen die bisherigen Begebnisse nur als Einleitung erscheinen werden: — möchten die Staatsmänner Englands und Deutschlands offene Augen und ein festes Herz haben, wenn sich alle Kräfte der beiden Länder vereinigen: dann, aber auch nur dann werden wir den Kampf nicht zu fürchten haben, welcher uns aller Wahrscheinlichkeit nach schon im nächsten Jahre bevorsteht.

---

## Der erste deutsche Juristentag.

Etwa siebenhundert Juristen aus allen deutschen Staaten waren in den Tagen vom 28. bis 30. August zum ersten deutschen Juristentage in Berlin versammelt. Sicher ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß eine so große Anzahl von Männern der verschiedensten Richtungen, aus den Kreisen der Universitäten, der Gerichtshöfe, der Advocatur, der Staatsanwaltschaft sich so schnell zusammensanden, als der Ruf nach Rechts Einheit für das deutsche Vaterland laut wurde. Nicht leicht, in der That, konnte dem Bedürfniß dieser Einheit ein unzweideutigeres Zeugniß ausgestellt werden. Es wurde von denjenigen ausgestellt, die ihr Beruf vorzugsweise skeptisch stimmt, von denjenigen, die mit allen den Schwierigkeiten vertraut sind, welche mit jeder durchgreifenden Reform auf dem Gebiete des Rechtes verbunden sind, von denjenigen endlich, denen allein aus eigener Anschauung genau bekannt ist, wie bunt und zerfahren die deutschen Rechtszustände sich im Laufe der Zeit gestaltet haben. Derselbe Stand, durch den zuerst fremdes Recht in Deutschland eingebürgert wurde und der später sich allezeit bereit zeigte, auch diese nothdürftige Gemeinschaft wieder in Frage zu stellen und den particularistischen Tendenzen einer neuen Politik zu dienen, derselbe Stand scheint sich jetzt zu erheben, um nicht nur dem nationalen Gedanken im Allgemeinen eine Hulldigung darzubringen, sondern um ihm seine Dienste, die gemeinsame Arbeit der Fachgenossen zur Verfügung zu stellen. Die deutschen Praktiker, welche mit allen ihren Berufsarbeiten auf den Particularismus, das positive Recht ihrer Staaten angewiesen sind, thun damit einen Schritt über die Grenze hinaus, die sie so lange eingehalten haben, und das Ideal eines deutschen Rechtes hinwiederum, das seither nur für Lehrzwecke auf Universitäten construiert zu werden pflegte, findet jetzt in jener freien Vereinigung einen Boden, von dem aus es weitere Fortschritte in der Wirklichkeit hoffen darf. Wissenschaft und Praxis, die in der neueren Zeit immer mehr aus einander zu gehen drohten, die zu vergessen schienen, daß Bedeutendes nur durch ihr einträchtiges Zusammenwirken möglich ist und daß die Isolirung beider zum Verkommen beider führen muß, finden hier einen natürlichen Einigungspunkt. Die Universitäten waren zwar zunächst nur schwach vertreten, das Beispiel von Männern jedoch, wie v. Wächter, Mittermaier, Ihering, Bluntschli, Zachariä, v. Keller, Beseler, v. Gerber, Gneist, wird, denken wir, auch die jüngeren Gelehrten, denen eingewurzeltes Mißtrauen Rückhaltung auferlegt haben mag, geneigt machen, die von den Praktikern ihnen dargereichte Hand nicht zurückzuweisen.

Und überhaupt, wer irgend ein Urtheil über derartige Dinge hat, wird sich von dem ersten Versuche keine anderen als die allerbescheidensten Hoffnungen gemacht haben. Wir sind nicht der Ansicht, daß dieses geringe Maas vom Erfolge übertroffen worden wäre, glauben aber auch nicht, daß mäßige Ansprüche allzusehr enttäuscht worden sind.

Nur auf Zweierlei, offenbar, konnte es bei dem ersten Zusammentreffen ankommen. Einmal darauf, festzustellen, ob über die wichtigsten und allgemeinsten Fragen Uebereinstimmung vorhanden sei, und sodann darauf, dem Vereine eine Organisation zu geben, in welcher er dem gemeinsamen Zwecke mit Aussicht auf einen Erfolg zu dienen vermag. Beides scheint in der Hauptsache erreicht zu sein. Allzuweitgreifende oder zu sehr in's Einzelne gehende Anträge sind beseitigt oder späterer Erörterung vorbehalten worden: man hat dafür die nächsten und denkbarer Weise erreichbaren Ziele mit Bestimmtheit in's Auge gefaßt, man hat sich fast mit Einstimmigkeit für eine einheitliche Strafgesetzgebung, für die Durchführung des Principes der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gebiete des Processes, für den Abschluß endlich der im Werke begriffenen Handelsgesetzgebung durch Feststellung eines gemeinsamen Obligationenrechts erklärt. Es ist immerhin ein Erfolg, wenn eine Versammlung, in der vielleicht nur die feudalistische Partei nicht vertreten war, sich so einmüthig in so wichtigen und weitgreifenden Fragen erweist. Man hat andrerseits einen Ausschuß gewählt, der die weiteren Verhandlungen vorzubereiten und so das Moment der Zufälligkeit, das bei dem ersten Versuche eine große Rolle spielen mußte, zu beseitigen hat.

Von Berlin, aus dem Schooße einer jungen, erst vor Kurzem dort gegründeten juristischen Gesellschaft, ist das Unternehmen angeregt worden, also von einem Hauptstiege der historischen Schule aus, welche unserer Zeit den Verfall und das Recht abzuspochen wagte, dem eigenen Rechtsleben in daraus geschöpften Gesetzen bewußten Ausdruck zu geben. Berlin, als der Sitz des Ausschusses und der Wohnort der Hälfte der Ausschußmitglieder, wird dem guten Gedanken, den es gewissermaßen sein nennen darf, zunächst Realität, bestimmte und zweckmäßige Form zu geben haben. Wir hoffen, daß es sich diesen Aufgaben gewachsen zeigen, daß es praktischen Takt bewahren wird.

Nachdem eine Einigung über die Richtung der gemeinsamen Thätigkeit gewonnen ist, kann es bei den späteren Vereinigungen nicht mehr in erster Linie darauf ankommen, durch Abstimmungen, wie sie bei dem ersten Juristentage eine große Rolle gespielt haben, wirklich Streitige und schwierige Fragen zu einer formellen Entscheidung zu bringen. Das Majoritätswesen ist nur da ein notwendiges Uebel, wo den Umständen nach irgend ein praktisches Resultat gewonnen werden muß, und hat nur da Sinn, wo den Stimmen eine amtliche oder politische Stellung anerkanntes Gewicht giebt. Wollte man fernerhin den Schwerpunkt des Juristentages in seinen Abstimmungen suchen, so würde dies ebenso mißlich sein, als wenn etwa die Naturforscher über Streitige und dunkle Fragen ihrer Wissenschaft per majora entscheiden wollten. Die Autorität einer derartigen freien Vereinigung kann, auch wenn sie sich praktische Ziele setzt, doch nur in ihren Leistungen, nur darin gefunden werden, daß sie ihre Sache durch ernste Arbeit zu fördern weiß. In diesem Sinne halten wir die von dem Ausschusse zu entwickelnde Thätigkeit weitaus für die wichtigste und die Zusammenkunft der sämtlichen Mitglieder nur für den persönlichen Verkehr und den lebendigen Meinungsaustausch, für die Anregung der Einzelnen von Belang — Momente, die bei großen praktischen Unternehmungen gewiß nicht zu unterschätzen sind.

Da die Mitglieder des Ausschusses durch ihre amtlichen Stellungen verhindert sein werden, sich ganz der Sache des Vereines zu widmen, so scheint die einzige praktische Wendung zu sein, daß junge Talente ganz für seine Zwecke gewonnen werden. Die Preussische Gerichtszeitung, welche der Verein zu seinem Organe gewählt hat, ist ohnehin neuer und bedeutender Kräfte äußerst bedürftig, und muß sich, wenn die Sache, die sie vertreten wird, nicht dadurch selbst gefährdet werden soll, aus ihrer bisherigen Wichtigkeit herauszuarbeiten wissen. Die nicht unerheblichen Mittel des Vereines werden sicher am zweckmäßigsten zur Förderung literarischer Thätigkeit verwendet.

Es wird nämlich nicht Sache des Vereines sein können, Gesetzentwürfe selbst aufzustellen. Nicht nur, daß seine bedeutenderen Mitglieder hierzu keine Muße haben dürften, — solche Arbeiten würden auch unmöglich vom Juristentage ernstlich berathen und Gegenstand seiner Beschlüsse werden können. Der erste Juristentag hat es weiter schon für unthunlich erklärt, petitionsweise irgendwelche Anträge an die Regierungen zu bringen, — er wird überhaupt jeder Thätigkeit sich zu enthalten haben, für welche es schon bewährte Organe giebt, und sich im Wesentlichen auf die Kritik der bestehenden Zustände beschränken, für diesen Zweck aber auch die Kräfte aller seiner Mitglieder in Bewegung setzen müssen.

Wir bezeichnen damit eine große und wichtige Arbeit. Von dem Standpunkte aus, den das Programm des Vereines mit seiner Forderung der Rechtseinheit giebt, sind die deutschen Rechtszustände noch keiner durchgreifenden Prüfung unterzogen worden: es eröffnet sich also hier ein weites und dankbares Feld für eine neue kritische Methode. Es würde darauf ankommen, die bestehenden Differenzen der verschiedenen Rechte in den wichtigsten Materien mit juristischer Präcision und mit Beiseitlassung kleinlicher Details festzustellen, sie überall auf das Wesentliche zurückzuführen, zu zeigen, wie die großen Gegensätze, wenn sie nur erst klar erkannt sind, neben und mit einander bestehen können. Eine solche Sichtung des Materials würde ergeben, wie wenig wahrhaft Bedeutendes wir dem Particularismus verdanken, und daß der Rest, der nach Ausschcheidung des Gleichgültigen übrig bleibt, mit dem wirklich lebendigen Rechte, mit dem sich der Verkehr, unbekümmert um die allzu feinen Distinctionen der gelehrten Leute, im Wesentlichen beholfen hat und noch täglich behilft, in der Hauptsache conform ist. Wie die juristische Praxis immer eigentlich nur mit wenigen, aber weitgreifenden und nie zu erschöpfenden Kategorien gewirthschaftet hat und am besten weiß, von wie geringem Werthe Specialvorschriften der Gesetze für das eigentliche Rechtsleben sind, so wird man vor Allem den Aberglauben zu bekämpfen haben, daß kleinliche und darum bloß scheinbare Ordnung, wie sie unsere Specialgesetzgebungen vielfach erstrebt haben, sich dem Verkehre förderlich erweisen könnte; man wird das Wesentliche und Bleibende aus dem Wuste herauszuarbeiten suchen, welchen eine bürocratische Vergangenheit mehr im Interesse der Beamten, als in dem des Publicums über den einfachsten Verhältnissen auszubreiten gewußt hat. Die Juristen können das Recht nicht machen, sondern nur erkennen und nach den aus dieser Erkenntniß gewonnenen Grundsätzen höchstens die Inconsequenzen des Verkehrslebens corrigiren. Hier-

auf also ist ihre Thätigkeit zu beschränken, wenn sie eine geheißliche werden soll. Der Ausschuß des Juristentages wird, wo immer sich in Deutschland ein erheblicher Gesetzgebungsact vorbereitet, eine Kritik in diesem Sinne zu üben, der Juristentag selbst aber nicht nur das Gewicht seiner Abstimmungen in die Wagschale zu werfen, sondern vor Allem auf die Autorität zu vertrauen haben, welche einer vielseitig erwogenen, wissenschaftlich begründeten, von patriotischem Streben getragenen Ueberzeugung nie fehlen wird.

So etwa wird der Verein für die Rechtseinheit „im Gebiete des Privat-, Straf- und Proceßrechts“ nicht ohne Erfolg wirken, so wird er bis auf einen gewissen Punkt die Einigung vorbereiten können. Vorbereiten, sagen wir; denn seine Aufgabe selbständig zu lösen ist er nicht im Stande in einer Zeit, in der das Rechtsleben nur als ein integrierender Theil des gesammten Staatslebens gefaßt werden kann, wo also eine wahrhafte und durchgreifende Rechtseinheit nur als Folge großer politischer Ereignisse denkbar ist. Mit Recht ist das Staatsrecht im Programme übergangen, und muß das Gebiet der Politik den Beratungen des Juristentages verschlossen bleiben: ebenso gewiß aber ist dieser nichts desto weniger für eine große politische Aufgabe thätig. Der scheinbare Widerspruch, der hierin liegt, löst sich, wenn man sich im Wesentlichen auf jenes negative, kritische Verfahren beschränkt. Der Juristentag kann nichts thun, als eines der großen Hindernisse aus dem Wege räumen helfen, die früher oder später ihre hemmende Wirkung üben müssen, wenn die Politiker eben so lebhaft, als jetzt die Juristen, innerhalb ihrer Sphäre das Bedürfniß und die Unerläßlichkeit politischer Einigung, das Erstöbende und Erstidende des Particularismus fühlen werden. Ist dann auch nur Etwas für den großen Zweck, den man sich gesetzt hatte, erreicht, der einzuschlagende Weg auch nur angebahnt, so werden sich die, welche ihr Streben und ihre Arbeit dafür eingesetzt haben, um das Vaterland wohl verdient gemacht haben.

---

## Sicilische Briefe.

### 3.

Messina, 3. August.

Als ich Ihnen vor zwei Monaten schrieb, glaubte ich Ihnen die Lage unserer Stadt und ihrer Befestigungen schildern zu müssen. Denn Jedermann erwartete damals, daß in Messina endgültig über den Besitz Siciliens gelämpft werden würde. Jetzt ist die Entscheidung so ausgefallen, wie wir damals kaum in unfrem Interesse hoffen durften. Die Stadt Messina mit ihren zwei Forts und den Befestigungen auf den sie beherrschenden Hügeln Barracona und dem Gefängnißberge sind, ohne den geringsten Widerstand, an Garibaldi ausgeliefert worden. Nur die Citadelle, welche aber durch einen Vertrag für die Stadt und das Heer der Insurgenten gänzlich unschädlich gemacht ist, befindet sich noch in

den Händen der Königl. Sie hat sich bis zum Ausgange des Krieges für neutral erklären lassen.

Man mag die Annalen der Kriegsgeschichte durchblättern, so viel man will, und es wird sich kein Beispiel finden lassen, das mit der Kluglichkeit des Ausgangs dieses italienischen Krieges verglichen werden könnte. Fernando Cortez hat wohl noch größere Massen zu Vaaren getrieben als Garibaldi, aber er hatte Waffen und Hunde, die Montezuma nicht besaß. Lord Elive war, den unkriegerischen Indern gegenüber, in Besitz ganz anderer Mittel als der „Hilbustierhäuptling,“ der mit 1060 Mann auf einer von 30,000 sehr gut bewaffneten Soldaten besetzten Insel landete und innerhalb eines Zeitraums von vier Monaten sich die Insel unterwarf. Selbst aus der Geschichte des neueren Italiens, die zwar manche Heldenthat aufweist, aber doch hinter der Kriegsgeschichte aller übrigen Länder an ruhmreichen Thaten weit zurücksteht, läßt sich kaum etwas Aehnliches beibringen. Ich denke mir, daß so die Schlüssel Soldaten Gregor's IX. vor dem aus Palästina zurückkehrenden Friedrich II. gestohlen sein mögen, wie jetzt die Truppen Franz' II. vor dem Schwerte Garibaldi's.

Es ist hier nicht der Ort, den Kriegszug des Dictators im Einzelnen zu verfolgen und die Art anschaulich zu machen, wie er seine Erfolge errungen hat. Man kann, ohne dem Verdienste Garibaldi's irgentwie zu nahe zu treten, getrost behaupten, daß er seine Siege bisher vielmehr der gänzlichen Unfähigkeit der ihm gegenüberstehenden Generale und der directen oder indirecten Verrätherci der neapolitanischen Truppen zu verdanken hat, als der Tüchtigkeit seines eigenen Heeres. Mir erscheint der ehemalige Führer von Guerillabanden viel größer durch die Mäßigung, mit der er überall gegen die Anhänger des vorigen Regiments antritt, durch die Mannszucht, die er in seinem aus allen möglichen Elementen zusammengesetzten Corps zu halten versteht, kurz durch alle die Thaten, durch die er nicht das neapolitanische Regiment gestürzt, sondern aus der allgemeinen Verwirrung und Auflösung aller staatlichen Ordnungen eine neue und man darf sagen kräftige Staatsordnung geschaffen hat. —

Doch ich will mich nicht weiter in diesen Allgemeinheiten ergehen. Ein concretes, auf Autopsie gegründetes Bild der hiesigen Zustände und der Mächte, die sich einander gegenübersehen, ist interessanter und wird den den Ereignissen ferner Stehenden geschickter machen, sich daraus selbständig ein Urtheil über das Ganze zu bilden.

Am 27., 28., 29. und 30. Juli zogen die einzelnen Colonnen der Armee Garibaldi's in die Stadt. Zuerst kam Medici, ein schöner, stattlicher Mann, mit dem Vortrage. Er, der ernannte Militär-Commandant der Provinz Messina, stieg mit seinem Stabe in der Intendantur ab. Auf dem schönen Apfelschimmel reitend, den der König von Neapel seinem tapferen Obersten Bosco geschenkt hatte, und auf dem dieser vor kaum vierzehn Tagen die Stadt verlassen hatte, nahm sich der kräftige Mann in seiner rothen Blouse gar kriegerisch aus. Lachend und Weisfall klatschend schrie die Menge: Ecco, il cavallo di Bosco.

Tags darauf sollte Garibaldi selbst kommen. Aber er, der, wie kaum ein Anderer, die Ueberraschungen liebt, kam schon des Freitags (27. Juli). Wäh-

rend die Colonnen nur am Abend oder am Morgen einrückten, damit die Soldaten weniger von der Julisonne zu leiden hätten, fuhr Garibaldi in einem offenen, zweispännigen Wagen zur Siebzzeit in die Stadt. Obgleich um diese Zeit die Straßen fast ganz ausgestorben sind, hatte sich doch schon am Thore eine große Menschenmenge zusammengefunden. Unter endlosen Evviva-Rufen wurden die Pferde ausgespannt und der Wagen von Menschen durch die Stadt gezogen. Der einfache, allem Gepränge abgeneigte Mann, der die Aureda Eccellenza für eines freien Volkes unwürdig erklärt und den Handlaß durch ein Staatsdecret verboten hat, mußte es sich wohl gefallen lassen, von einem enthusiastischen Volke als Triumphator in die Stadt gezogen zu werden. Ruhig und gelassen schaute er auf die jubelnde Menge herab, mit freundlicher Würde nach allen Seiten hin grüßend. Seine Erscheinung hat durchaus nichts Phantastisches an sich. Die rothe Blouse, die er trägt, und der einfache Filzhut, den er dann und wann mit einer gleichfalls zinnoberrothen Mütze vertauscht, können nur Dem auffallen, der die Trachten seiner Truppen noch nicht gesehen hat. Ein in's Mößliche spielender starker Bart bedeckt die ganze untere Gesichtspartie. Unverhältnißmäßig groß ist die breite, gewölbte Stirn. Sieht man den nur mittelgroßen, etwas unterseßten Mann aus der Ferne, so scheint er jünger zu sein, als er wirklich ist, und nichts verräth auf seinem nicht leidenschaftlich bewegten Gesichte die Spuren der vielen Leiden und Strapazen, die er zu ertragen gehabt hat. In der Nähe betrachtet, bemerkt man aber, daß er über die Jahre der frischesten Manneskraft hinaus ist, obwohl er noch Elasticität und Kraft des Körpers genug besitzt, um einen Offizier vor der Front seines Regiments herunterzufäbeln. Sollte ich das Charakteristische seiner Erscheinung in ein paar Worte zusammenfassen, so würde ich sagen, es sei sichere, gemessene Ruhe. Freilich habe ich ihn nicht in einer Schlacht gesehen. Aber nach Allem, was ich darüber gehört habe, bewahrt er, mögen seine Soldaten auch den größten Höllelärm schlagen und die Kugeln dicht um ihn herum pfeifen, die größte Kaltblütigkeit, wie wir sie wohl allgemein von einem großen, über weit ausgedehnte Heeresmassen befehlenden Feldherrn erwarten, aber kaum von einem lähnen Guerillaführer voraussetzen werden. Die Unruhe, die sich in ihm regt, zeigt sich nur an einer Kleinigkeit. Beständig raucht er; aber die Cigarre geht fortwährend aus, so daß er sie spielend oft zwanzigmal anzündet.

Früher soll in seinem Auftreten mehr Unstetigkeit gewesen sein. Seitdem aber die Eine Idee, Italien zu einigen und zu befreien, sich seiner ganz bemächtigt und ihn zur lähnsten That getrieben hat, scheinen die einzelnen Vorgänge und augenblicklichen Ereignisse nur einen vorübergehenden Eindruck auf ihn zu machen und nur so weit auf ihn zu wirken, als sie in einem mehr oder weniger bedeutenden Verhältnisse zur Verwirklichung seiner Lebensaufgabe stehen. Auch an ihm hat sich die Wahrheit des Dichterwortes bewährt: Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Diesem von einer mächtigen Idee getragenen und mit Kriegserfahrungen aller Art ausgestatteten Manne steht nun ein Sproß des degenerirten Hauses Bourbon gegenüber! Franz II. ist bekanntlich ein schwächlicher junger Fürst, dem die Hoffnung seines Landes entgegenkam, aber getäuscht gar bald sich

Hengste, welche die gemeinen Soldaten der neapolitanischen Armee nicht ungeschickt reiten.

Alle diese Vortheile des neapolitanischen Heeres werden aber weitaus durch die Mängel aufgewogen, welche bisher schon nur zu klar zu Tage getreten sind. Es fehlte dem Könige durchaus an einem tüchtigen Feldherrn. Seine Oberbefehlshaber waren entweder altersschwache Greise oder Beschöpfe der Camarilla, die wohl zu brandschlagen und Unschuldbige zu erschießen verstanden, aber keine militärische Befähigung besaßen. Mit den Offizieren steht es wenig besser. Da bis zum Hauptmann hinauf zwei Drittel derselben von der Pike auf gebient haben, und nur ein Drittel aus den Cadettenhäusern eingeschoben ist, so ist die Mehrzahl der unteren Offiziere alt und unwissend. Von militärischem Ehrgefühl, das schon oft die deutschen Soldaten zum Siege geführt hat, wenn ihnen selbst die Sache, für die sie stritten, gleichgültig oder gar zuwider war, findet sich keine Spur. Da man die Soldaten nur als Beschützer des Thrones gegen innere Feinde nöthig zu haben glaubte, suchte man sie von allen Zeiteinflüssen abzusperren. Es war für einen Offizier bedenklich, irgend eine Zeitung zu lesen, weil dies auf Theilnahme an den politischen Tagesbegebenheiten schließen ließ, und, wie über das ganze Land das Spionirsystem ausgebreitet war, so hatte es seine Wege auch über die Armee ausgespannt. Die Weichwäter inquirirten die gemeinen Soldaten; wollte ein Offizier avanciren, so gab er sich zum Spion seiner Kameraden her. Da die Pensionen für die Wittwen gefallener Krieger von der Gnade des Königs abhingen und er nicht sehr freigebig war, so suchte Jeder im Interesse seiner Familie sein Leben zu sichern, so gut es nur angehen wollte. Wahrhaft naiv waren oft die Aeußerungen mancher Offiziere in dieser Beziehung. Aeußerte doch neulich ein Oberst eines hier garnisonirenden Regiments gegen einen hiesigen Consul, er könne nicht begreifen, daß man sie hier in dieser Verlegenheit stecken lasse. Der König müsse doch bald seine Pflicht einsehen und weggeben, wenn man ihn nicht mehr wolle. Louis Philipp habe es ja auch so gemacht.

Nicht besser als das Offiziercorps sind die gemeinen Soldaten. Strapazen können sie zwar ertragen, wie nur wenige, und mit der schlechtesten Nahrung sind sie zufrieden zu stellen. Aber militärisches Ehrgefühl besitzen auch sie schlechterdings nicht, und ihre Kriegstüchtigkeit zeigt sich nur im Davonlaufen. Ganz unnützer Weise verschießen sie ihr Pulver, wenn sie es nicht verkauft haben. Für 10 bis 15 Silbergroschen erhandelten die Messineesen in der letzten Zeit oft 1½ Pfund Pulver von ihnen. Damit soll zwar nicht gelängnet werden, daß es nicht auch tapfere und gelbte Schützen unter ihnen gebe, — das Gefecht bei Milazzo hat es hinlänglich bewiesen — aber die große Masse ist feig und untrügerisch. Nur die Hoffnung auf Plünderung hält sie zusammen, und

gen Beh-

tomur

Ann

ur

?

1

Weiber entwickeln sie die Grausamkeit, die allen herunter- als Rehrseite männlicher Tapferkeit eigen geworden ist. neapolitanische Armee schon seit Decennien aus eigener An- ant haben, versichern, daß der Einfluß Filangieri's in die- theilvollste gewesen sei. Wie dieser Mann sein Andenken i Amtsführung als Minister durch Befehllichkeit besudelt

suchen, daß sie der Königin-Mutter den Plan zuschreiben, sie habe ihren Stiefsohn ganz von der Thronfolge ausschließen und einen ihrer Söhne einschließen wollen, ja, ein alter Militär ging so weit, zu behaupten, daß man, nachdem der Aufstand schon ausgebrochen war, absichtlich deshalb den König über die Bedeutung desselben nicht aufgeklärt habe, um ihn ganz unmöglich zu machen. Seitnetwegen und aus diesem Grunde seien die Siegesberichte im *Giornale ufficiale* erfunden worden, und alle directen Nachrichten von Sicilien seien nur gefälscht an ihn gelangt. Die Capitäne der Kriegsschiffe, die nach ihrer Umfahrt um Sicilien nach Neapel zurückgekehrt seien, hätten dem Könige persönlich Rapport über die dortigen Zustände abstaten sollen. Habe sich nun ein solcher bei dem Könige anmelden lassen, so habe der dienstthuende Kammerherr denselben gefragt, wie es in Sicilien aussehe, und auf die unerfreulichen Schilderungen dem betreffenden Herrn jedesmal angerathen, dem Könige die Dinge nur möglichst vorsichtig vorzutragen; derselbe sei sehr angegriffen und liebe solche Nachrichten nicht; würden sich die Angaben nicht vollständig bestätigen, werde die königliche Ungnade nicht ausbleiben. Darauf hin hätten dann die Capitäne — außerdem noch alle als Liberale verschrien — die Zustände in den mildesten Farben geschildert, und der König habe so über die wahre Situation nichts erfahren, bis Garibaldi in Palermo eingerückt sei. Das ganze Unheil, das der Onkel des Königs, der Graf von Syrakus, vorausgesehen und durch seine Rathschläge habe abwenden wollen, komme auf Rechnung der „österreichischen Parpye.“

So verschieden also sind die beiden Männer, die gegenwärtig um den Besitz des Königreichs Neapel streiten. Gleich verschieden sind auch die Heere, mit denen die Entscheidung ausgefochten werden soll.

Die neapolitanische Armee ist den Truppen Garibaldi's an Zahl weit überlegen. In Friedenszeiten soll dieselbe zwischen 90,000 und 100,000 Mann stark sein, auf dem Kriegsfuße aber 130,000 Combattanten zählen. Detaillirte Berichte über dieselbe haben kürzlich die Kunde durch die deutschen Blätter gemacht. Nun ist zwar die Armee durch die Niederlagen in Sicilien geschwächt und durch Desertionen verringert worden, allein der Verlust Siciliens bringt deshalb keinen erheblichen Schaden, weil nur sehr wenige Sicilianer in der Armee dienen. Man kann getrost behaupten, daß der König noch recht gut 100,000 Mann auf die Beine bringen kann. Da Geld genug vorhanden ist, der neapolitanische Soldat auch kaum den vierten Theil von dem Aufwande verlangt, den ein Deutscher, geschweige denn Engländer bedarf, so wäre die Lage der Regierung keineswegs eine verzweifelte, wenn sie nur über tapfere und zuverlässige Truppen zu verfügen hätte. Hierzu kommt noch, daß die Waffen der neapolitanischen Truppen durchschnittlich besser sind, als die des Corps von Garibaldi. Die Artillerie der Insurgenten ist noch immer unbedeutend. Ich habe bisher nur sechs kleinere und drei größere Feldgeschütze und acht Stück Positionskanonen gesehen. Wenn auch ein Theil der Elitetruppen Garibaldi's mit Revolverbüchsen zu fünf Schüssen bewaffnet ist, und täglich neue Ladungen von schönen, neuen Spitzgelbbüchsen ankommen, so ist doch die Mehrzahl noch mit schlechten Gewehren versehen, und die Hälfte der Leute weiß noch gar nicht mit diesen umzugehen. Die Pferde der Offiziere sind kaum so gut als die

Hengste, welche die gemeinen Soldaten der neapolitanischen Armee nicht ungeschickt reiten.

Alle diese Vortheile des neapolitanischen Heeres werden aber weitaus durch die Mängel aufgewogen, welche bisher schon nur zu klar zu Tage getreten sind. Es fehlte dem Könige durchaus an einem tüchtigen Feldherrn. Seine Oberbefehlshaber waren entweder altersschwache Greise oder Geschöpfe der Camarilla, die wohl zu brandschlagen und Unschuldige zu erschießen verstanden, aber keine militärische Befähigung besaßen. Mit den Offizieren steht es wenig besser. Da bis zum Hauptmann hinaus zwei Drittel derselben von der Pike auf gedient haben, und nur ein Drittel aus den Cadettenhäusern eingeschoben ist, so ist die Mehrzahl der unteren Offiziere alt und unwissend. Von militärischem Ehrgefühl, das schon oft die deutschen Soldaten zum Siege geführt hat, wenn ihnen selbst die Sache, für die sie stritten, gleichgültig oder gar zuwider war, findet sich keine Spur. Da man die Soldaten nur als Beschützer des Thrones gegen innere Feinde nöthig zu haben glaubte, suchte man sie von allen Zeiteinflüssen abzusperrn. Es war für einen Offizier bedenklich, irgend eine Zeitung zu lesen, weil dies auf Theilnahme an den politischen Tagesbegebenheiten schließen ließ, und, wie über das ganze Land das Spionirsystem ausgebreitet war, so hatte es seine Neze auch über die Armee ausgespannt. Die Weichväter inquirirten die gemeinen Soldaten; wollte ein Offizier avanciren, so gab er sich zum Spion seiner Kameraden her. Da die Pensionen für die Wittwen gefallener Krieger von der Gnade des Königs abhingen und er nicht sehr freigebig war, so suchte Jeder im Interesse seiner Familie sein Leben zu sichern, so gut es nur angehen wollte. Wahrhaft naiv waren oft die Aeußerungen mancher Offiziere in dieser Beziehung. Aeußerte doch neulich ein Oberst eines hier garnisontirenden Regiments gegen einen hiesigen Consul, er könne nicht begreifen, daß man sie hier in dieser Verlegenheit stecken lasse. Der König müsse doch bald seine Pflicht einsehen und weggehen, wenn man ihn nicht mehr wolle. Louis Philipp habe es ja auch so gemacht.

Nicht besser als das Offiziercorps sind die gemeinen Soldaten. Strapazen können sie zwar ertragen, wie nur wenige, und mit der schlechtesten Nahrung sind sie zufrieden zu stellen. Aber militärisches Ehrgefühl besitzen auch sie schlechterdings nicht, und ihre Kriegstüchtigkeit zeigt sich nur im Davonlaufen. Ganz unnützer Weise verschießen sie ihr Pulver, wenn sie es nicht verkauft haben. Für 10 bis 15 Silbergroschen erhandeln die Messinesen in der letzten Zeit oft 1½ Pfund Pulver von ihnen. Damit soll zwar nicht gelängnet werden, daß es nicht auch tapfere und geübte Schützen unter ihnen gebe, — das Gefecht bei Milazzo hat es hinlänglich bewiesen — aber die große Masse ist feig und untrügerisch. Nur die Hoffnung auf Plünderung hält sie zusammen, und gegen Wehrlose und Weiber entwickeln sie die Grausamkeit, die allen heruntergetommenen Nationen als Rehrseite männlicher Tapferkeit eigen geworden ist. Männer, welche die neapolitanische Armee schon seit Decennien aus eigener Anschauung genau gekannt haben, versichern, daß der Einfluß Filangieri's in dieser Beziehung der unheilvollste gewesen sei. Wie dieser Mann sein Andenken während seiner letzten Amtsführung als Minister durch Bestechlichkeit besudelt

habe, so habe er auch die neapolitanische Armee verborben. Seitdem unter seinem Commando 1848 Sicilien wieder erobert sei, wären die neapolitanischen Truppen in Folge seiner Versprechung, eroberte Städte plündern zu lassen, vollkommen demoralisirt worden und zu geordneten Räuberbanden herabgesunken.

Wie ganz anders steht diesen im Namen der legitimen Obrigkeit hantelnden Banden die Schaar Garibaldi's gegenüber! Ich will zwar nicht behaupten, daß unter ihr keine Spitzbuben seien. Die Natur solcher Freischaarenzüge bringt es stets mit sich, daß das Gesindel aller Nationen sich an sie anschließt. Wirklich habe ich von Mehreren bittere Klagen über ihre Kameraden ausgesprochen hören. Ein Schweizer hatte einen neapolitanischen Offizier bei Calatafimi vom Tode gerettet und von diesem einen kostbaren Säbel zum Geschenk erhalten. Nur kurze Zeit konnte sich aber der Schweizer seines Besitzes freuen. In der ersten Nacht schon wurde der Säbel gestohlen. Ein Anderer, der über den Mangel aller Mannszucht klagte, bejammerte den Verlust einer Revolverbüchse u. s. w. Allein solche Fälle werden wohl in allen Armeen, die vor dem Feinde stehen und aus allen möglichen Elementen zusammengesetzt sind, vorkommen. Denn ein Jeder sucht sich so gut zu bewaffnen, als er kann. Gewiß würde aber auch jeder entdeckte Dieb auf das Härteste bestraft werden. Denn was Garibaldi zum Schutz der Bürger thut, das unterläßt er nicht zur Sicherung seiner eigenen Soldaten. Wohin er kommt, ist das Erste, daß er ein Decret anschlagen läßt, wonach ein Jeder, der eigenmächtig Volksjustiz an royalistisch Gesinnten oder früheren Polizeibeamten übt, mit der Verbannung bestraft wird. Bergewaltigung und Räubereien der irregulären Truppen werden überall auf das Nachdrücklichste geahndet. Die Feigheit der Sicilianer hindert ihn nur zu oft, die Thäter zu entdecken. So beschwerte sich ein Bauer in Catania bei dem Militärcommando über die Squadri, die ihn rein ausgeplündert hätten. Während er noch seine Klage vortrug, sah man einen Reiter heranzreiten, der an seinem Sattelschnopf Hühner und andres Erbentete hängen hatte. Der Bauer wies auf ihn als einen der Räubersführer der Bande hin. Sofort wurde der Reiter festgenommen und auf sein Pängnen dem Bauern confrontirt. Dieser aber wollte jetzt aus Angst vor Rache den Verklagten nicht mehr kennen und versicherte, dieser sei ein gran galantuomo. Als die ausgehungerten Soldaten in Messina eingerückt waren, stürzten sie sich in alle Wirthshäuser und ließen es sich wohl schmecken. Da es aber an das Bezahlen ging, zeigte es sich, daß auch gar mancher Geldbeutel leer gewesen war, und es gab allerlei ärgerliche Scenen. Eine Beschwerde hierüber genügte, um sogleich einen Befehl zu erwirken, daß kein Soldat ohne Erlaubniß, die Offiziere natürlich ausgenommen, ferner eine Locanda besuchen dürfe; in den Trattorien sollten sie sich die nöthigsten Bedürfnisse kaufen. Wer über eine bestimmte Summe Schulden mache und sie zu bezahlen sich weigere, solle erschossen werden.

Auch unter den Offizieren mögen sich Einzelne finden, deren Vergangenheit nicht gerade fleckenlos ist. So versicherte mir ein hoher österröcherischer Offizier, der gegenwärtig erkrankte Oberst Lärre habe sich deshalb aus der österröcherischen Armee entfernen müssen, weil er Gelder der Regimentskasse veruntrent habe. Viele Lieutenants sollen auch Ehrenzeichen tragen, über deren Erwerb sie schwer-

lich würden Rechenschaft geben können. Aber auch solche Subjecte gehören zu den Ausnahmen. Die meisten Offiziere sind aus guten Familien Ober-Italiens. Viele haben schon in der sardinischen Armee gedient, Anderen hat Garibaldi die Stellen gegeben, weil er sich auf ihren Eifer glauben zu lassen, und sie ihm, da sie eigenes Vermögen genug besitzen, nicht mit dem Solde zur Last fallen. Gemeine Soldaten habe ich deshalb darüber Klagen hören, daß der General zu viel Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse der Einzelnen bei Besetzung der Offiziersstellen nehme. Die Offiziere führen jetzt des Tags über spazieren, wohnen bequem und bekümmerten sich zu wenig um das Befinden ihrer Leute, denen oft die nothwendigsten Bedürfnisse abgingen. Wirklich scheint eine wahre Manie, sich beritten zu machen, unter den Offizieren des Corps ausgebrochen zu sein. Auf den in Milazzo erbeuteten Pferden jagen sie wie toll durch die Straßen und würden unseren Offizieren durch ihre schlechte Haltung den vielfachsten Stoff zu Witzeleien geben.

In einzelnen Fällen mögen demnach die Klagen der Gemeinen nicht unbegründet sein. Allein es gehört auch etwas dazu, allen Anforderungen von Leuten gerecht zu werden, die sich jeden Augenblick darauf berufen, daß sie Volontaire seien und als solche behandelt werden wollten. Daß noch keine Meutereien in einer Armee von beinahe 20,000 Mann, — denn so viel dürften jetzt hier sein, — die den Sold sehr unregelmäßig ausgezahlt erhalten und nicht immer zu essen haben, ausgebrochen sind, ist doch wohl Beweis genug für den guten Geist, der sie besetzt. Denn was der Mangel an Ordnung und Subordination schadet, das ersetzt der gute Wille der Einzelnen vollkommen. Freiwillig, ohne alle äußere Nothigung, nur um das Vaterland zu befreien, haben sich ja die Weisten um die Standarte Garibaldi's geschaart. Voll von heiligem Enthusiasmus haben die Söhne der begütertesten Adligen Ober-Italiens das Schwert ergriffen, um einen alten Feind des Vaterlandes zu Boden zu schlagen, Studenten aller möglichen Universitäten legen sich die größten Entbehrungen auf; junge Kaufleute aus den besten Häusern sind nicht zurückgeblieben. Kurz, der Kern des Corps, das Garibaldi um sich gebildet hat, besteht aus Männern, die, von einer Idee begeistert, wirklich nur für die Realisirung dieser Idee kämpfen. Daß sich um einen solchen Kern allerhand häßliche Schaalen abgelagert haben, wird Niemand, dem es um die Wahrheit zu thun ist, leugnen, es wird aber auch Niemandem befremdlich sein können. Kriegslustige Söhne Englands, Frankreichs und Deutschlands haben sich dem Corps angeschlossen. Soldner des Papstes, Glieder der deutschen Fremdenlegion, Ungarn, bairische Hauptleute, Aerzte aus Baden und Württemberg habe ich vielfach gesehen. Wie verschlungen mögen oft die Lebenspfade dieser Männer sein, denen der Krieg zum Handwerke geworden ist! Ein Ungar sagte mir, er habe es in seiner Garnison in Alexandria nicht aushalten können; wer einmal das Leben im Felde gewohnt sei, verderbe in der Ruhe. Ich solle nur einmal auf die hohe, ungarische Emigration sehen; die sei ganz demoralisirt, seitdem sie ihr Metier nicht mehr treiben könnte. Von ihr erwarte er ebendeshalb nichts mehr für sein Vaterland.

So viele Nationen im Heere Garibaldi's vertreten sind, so buntfärbig

steht auch das Ganze aus. Unwillkürlich mußte ich immer wieder an Wallenstein's Heer denken. Als der Feldpater hinter der Colonne auf schlechtem Pferde hergetraht kam, schien der Capuziner aus dem Lager wieder lebendig geworden zu sein. Mügen auch die Kriegsknechte des siebzehnten Jahrhunderts wohl noch martialischer ausgesehen haben, als die modernen Soldaten: materieller kann ich mir sie kaum vorstellen.

Sehr Viele sind freilich in graue Stoffe gekleidet, — das ganze Corps Medicis — aber die zinnoberrothe Blouse herrscht doch vor. Ueber sie ist ein weißer Attila geworfen, und unter der rothen Mütze ragt ein weißes Tuch hervor, das den Nacken gegen die Sonnenstrahlen schützt. Die gemeinen Soldaten tragen an der Stelle des weißen Tuches in der Regel ein grün-weiß-rothes. Hier schreitet neben einem Artillerie-Offiziere mit himmelblauer Merinoblouse ein Jäger-Lieutenant mit rother, hellgrün besetzter Jacke. Die weißen, weiten Hosen stecken in eleganten Reiterstiefeln. Dort marschirt ein dunkel gekleideter Alpenjäger aus Savoyen mit dem Federbusche oder dem Gamsbarte an dem schwarzen Hüte neben einem Griechen. Auf dem Haupte trägt dieser einen rothen Fez mit blauer Troddel. Um die kräftigen Schultern ist ein Attila geworfen, der fast bis auf die Knie herabreicht und kaum die weiten Bauschen einer griechischen, schneeweißen Hose sehen läßt; die gleichfalls weißen Strümpfe reichen bis an die Knie, und die Füße stecken in weiten, gelben Corbuanstiefeln.

Kräftige Gestalten haben die meisten Offiziere. Schöne Gesichter, durch die großen Bärte nur zu oft ganz verbunkelt, sieht man häufig. Unter den gemeinen Soldaten dagegen finden sich auffallend viel häßliche Leute. Die Hüte und die Strapazen haben sie stark gebräunt und hager gemacht. Aber viele von ihnen sind nie schön gewesen. Denn ihre Profile sind im höchsten Grade unregelmäßig und unschön. Eine wahre Musterkarte von häßlichen Menschen hat sich ein englischer Oberst gesammelt. Ein schöner, kräftiger, kaum dreißig Jahr alter englischer Offizier fuhr vor einigen Monaten mit uns von Genua hierher. Er fiel uns Passagieren durch seine kriegerische Haltung und geschmackvolle Kleidung so auf, daß ein Maler nicht unterlassen konnte, ihn zu skizziren. Seine gebrungene Gestalt und sein blühendes Aussehen traten um so mehr hervor, als er fast immer mit einem langen, bleichen, etwas nach vorn überhängenden Manne auf dem Verdeck des Schiffes auf- und abging und beide sehr lebhaft mit einander sprachen. Da ich mit beiden in Einem Cabin schlafen mußte, waren sie mir um so interessanter, und nach einigen Nachforschungen brachte ich glücklich heraus, daß der Eine von ihnen, ein ehemaliger ungarischer Offizier, als Correspondent der Times nach Sicilien gehe, der Andere, mit der zinnoberroth goldenen Mütze, der Commandant der Datschibozugs im Krimkriege sei. Was der Zweck seiner jetzigen Reise sei, konnte unsere Gesellschaft selbst mit Hilfe eines Inden, der sich an ihn herandrängte, nicht herausbekommen. Jetzt habe ich meine beiden Schlascameraden wiedergefunden. Der Ungar commandirt als General Eber die früher von Lürz befehligte Colonne, der Engländer, Oberst Dunne, hat auf eigene Rechnung zweihundert Mann angeworben, sie gleichmäßig in graues Leinen gekleidet und commandirt dieselben als eigener Feldhauptmann. Trotzdem, daß diese Truppe alle fünf

Tage regelmäßig ihren Sold ausgezahlt erhält und außer ihren Speiserationen noch täglich Wein bekommt, geht kein Soldat gern zu ihr. Denn sie besteht größtentheils aus den entlassenen Sträflingen der palermitanischen Gefängnisse und Gallecten, denen der Auswurf aller Rationen sich angeschlossen hat. Es kann wirklich kaum ein Corps unheimlicherer Kerls geben, als das der schöne Oberst commandirt. Wer wahre Salbengesichter in allen möglichen Mancirungen sehen will, mag sich nur diese Gesellschaft vorführen lassen. Daß ein solches Corps nur mit eiserner Strenge geführt werden kann, versteht sich von selbst. Am Sonntag Abend machten einige in einer Trattorie Spectakel, so daß Dunne herbeigerufen wurde. Kurz entschlossen sprang er unter sie, feuerte zwei Revolverschüsse ab und bearbeitete ihre Köpfe mit dem eisernen Revolverkolben. So darf aber allein Oberst Dunne mit seinen Spießgesellen umgehen, die er auch im Kampf nicht schont. Bei Milazzo hätten sie jedoch beinahe die Schuld am Tode Garibaldi's zu tragen gehabt. Dunne hatte seine Compagnie zum Sturm auf die Stadt in einen auf beiden Seiten mit Cactusheiden bewachsenen Weg aufgestellt. Hinter ihnen hielt Garibaldi. Da brach eine Schwadron neapolitanischer reitender Jäger auf die Colonne ein und die Granjaden wichen nach beiden Seiten auseinander. Der Major der Schwadron stürzte mit geschwungenem Säbel auf Garibaldi ein. Dieser parirte glücklich den Hieb, verwundete den Major am Halse, und nun feuerte die Escorte Garibaldi's mit Revolvern auf die anprallenden Reiter. Unterdessen hatte Dunne seine Bande mit Säbelhieben wieder auf den Weg getrieben, und so wurde die ganze Schwadron getödtet oder gefangen genommen. —

Nach dieser Schilderung der beiden einander gegenüberstehenden Heere kann es nicht zweifelhaft sein, nach welcher Seite sich der Sieg auch auf dem Festlande neigen wird. Gelingt es Garibaldi, über die an der schmälsten Stelle eine Viertelmeile breite Meerenge zu setzen, so wird ihm die neapolitanische Armee wenig Widerstand leisten. Aber nur ein paar Regimente zuverlässiger Truppen und einige Kriegsschiffe, die die Uebergangspunkte bewachen, würden vollständig genügen, um den Uebergang unmöglich zu machen. Dem Punkte gegenüber, wo Garibaldi am Faro zwei Batterien hat anzuwerfen lassen, liegt ein kleines Fort, Torre di Cavallo, weiter links die Stadt Scylla; auf einem sich fast senkrecht aus dem Meere erhebenden Felsen liegt die kleine, aber durch ihre natürliche Lage sehr feste Citabelle von Scylla. Daß Garibaldi an diesem Punkte überzusetzen gedenkt, liegt klar zu Tage. Hierher hat er gegen zweihundert Fischerbarkeu schaffen lassen, die von Termini, Cefalu, Milazzo u. s. w. herbeigerudert sind, hier wird die Munition ausgeschifft, die Batterien sind mit Sandsäcken ausgefüllt und die Geschütze, zwei große Schiffskanonen und sechs große Granatkanonen, angefahren. Täglich kommen seine Transportschiffe hierher und löschen da ihre Ladungen. Vorgestern schon sagte mir ein Soldat an Ort und Stelle, sie seien bis morgen fertig, dann gehe es los; mit diesen Kanonen schossen sie selbst den Teufel todt. Mein Begleiter bemerkte ihm: dazu würde er ihm gratuliren, er glaube aber nicht einmal, daß viele Neapolitaner todtzuschießen sein würden. Denn wenn man wirklich nicht die Dinge mit eigenen Augen sich entwickeln sähe, man würde sie kaum glauben. Als ich neben

einer der Batterien stand und mit einem Fernrohr die gegenüberliegenden Forts besah, kreuzte ein neapolitanisches Kriegsschiff ganz ruhig vor uns herum. Die Kanonenmündungen konnte man mit dem bloßen Auge sehen. Während neben mir Alles thätig war, die Kanonenkugeln von den Wagen abgeladen wurden, daß sie auf einander rasselten, als würde ein Fuder Steine von einem Wagen geworfen, die Jäger sich im Tirailiren und Bajonetiren übten, während Andere Sandsäcke füllten und Schanzen aufwarfen, zeigte sich auf dem gegenüberliegenden Ufer, an dem sich eine prächtige Straße hinzieht, Niemand, obwohl Tausende von Truppen erst vor ein paar Tagen von hier auf das Festland geschafft wurden. Ob etwa ein Waffenstillstand abgeschlossen ist, wissen wir nicht. So viel wir aber sehen, entwickelt Garibaldi eine rastlose Thätigkeit, in der er sich nicht einmal durch Unwohlsein stören läßt, während die Neapolitaner gar nichts thun. —

Und doch — wenn ich diese Skizzen wieder mit Betrachtungen schließen darf, wie sie sich unabwendbar aufdrängen — auf das Ende des ganzen Kriegszugs kann ich nur mit den ernstesten Besorgnissen blicken. Gesezt auch, es gelänge, das Königreich Neapel für dieses Mal zu retten, so würde dies doch nur unter der Einen Voraussetzung möglich sein, daß das bisherige Regierungssystem gänzlich verlassen würde und die auswärtige Politik Neapels sich ganz an die Piemonts anschlüsse. Diese ist aber in erster Linie österreichisch. Jeder Soldat Garibaldi's, der sich über Politik zu unterhalten vermag, betrachtet den Krieg gegen Neapel nur als ein Vorspiel des Kampfes in Oberitalien. „Die Barbaren müssen vertrieben werden“ das ist der Refrain jeder Unterhaltung. Wenn Italien vereint die Minciolinie anfallt, dann, meinen sie, sei der Sieg gar nicht zweifelhaft. Vom Feldzuge des vorigen Jahres reden sie, als hätten sie Alles und die Franzosen nichts gethan. So unwahr dies ist, so unwahrscheinlich ist es auch, daß die Italiener allein jemals das sonst nicht geschwächte Oesterreich aus Venedig verdrängen werden. In dieser Richtung ist also, da Oesterreich Venetien nicht aufgeben kann und will, kein Ende des Kampfes abzusehen. Noch größer aber werden die Zukungen ganz Europa's sein, wenn Garibaldi das Königreich Neapel ganz über den Haufen wirft und den Kirchenstaat folgerecht auch beseitigen wird. Freilich wird dann der Endkampf auch in Oberitalien ausgefochten werden, aber welche Bewegung in der ganzen katholischen Welt durch den Umsturz des päpstlichen Stuhles ausbrechen würde, wer vermöchte das zu ahnen? Und wiederum, wenn der umgekehrte Fall eintritt, daß Garibaldi auf seinem Zuge verunglückt, was würde dann die Folge sein? Eine Selbstregierung kann Unteritalien niemals erhalten. Die Unteritaliener sind viel zu demoralisirt, als daß unter ihnen eine schwache Regierung nur überhaupt regieren könnte. Der Egoismus der Einzelnen ist zu groß und die Corruption und Freigebigkeit zu allgemein verbreitet, als daß man ihnen ein günstiges Prognosticon stellen könnte. Die Garibaldianer sind mit ihren Wirthen auf Sicilien auch keineswegs zufrieden und ergehen sich in den härtesten Ausdrücken über sie. In Palermo hat man sie mit vielem Schreien empfangen, aber dann wenig zu ihrer Unterstützung und Verpflegung gethan. Die Milizjensen waren sehr gut Williglich gestimmt und gaben keine Nahrungs-

mittel her, so lange als das Castell noch in der Gewalt der Königl. war. Hier in Messina wurden die Befreier mit großem Jubel aufgenommen, aber als es daran ging, die Truppen bei sich aufzunehmen, zeigten sich die Messinesen nichts weniger als gastfrei. Hungrig zogen die Schaaren durch die Stadt und fielen in die Wirthshäuser ein. Bei uns würden doch mit Freuden solche Befreier in die Häuser aufgenommen sein. Hier mußten die Offiziere erst mühsam einquartiert werden, und die Gemeinen übernachteten auf der Streu oder der platten Erde in Klöstern und Magazinen. Freilich sind die niederen Stände hier viel ärmer und auch in ihren Mäulichkeiten beschränkter als bei uns, aber ein nur einigermaßen guter Wille hätte Vieles besser zu machen gewußt. Man muß nur einmal gehört haben, welche Preise den Soldaten von den hiesigen Krämern und Fleischern abgefordert werden, um das Volk gründlich verachten zu lernen. Vielen Zugzug wird Garibaldi von Sicilien gewiß nicht erhalten, und auf dem Festlande werden ihm die Einwohner noch weniger hülfreich entgegenkommen, als hier. Sollte Garibaldi fallen und der Repräsentant der Einheit Italiens, wie ihn seine Truppen, die den Victor Emanuel verfechten zu haben scheinen, gern nennen, ich wüßte gar nicht, was es geben sollte.

So sind alle Aussichten in die Zukunft trüb und unerfreulich. Dennoch wollen wir uns der Gegenwart erfreuen. Denn sie hat uns das Gericht über einen Staat gebracht, der schon längst durch eine große Reihe von Schandthaten sein Recht auf Existenz verwirkt hatte, und durch seinen schwächlichen Fall vielleicht gar Manchem einbringlicher, als je zuvor das Wort in das Gedächtniß zurückgerufen hat: *Discite justitiam moniti et non temerere Divos.*

## 4.

Messina, 15. August.

Hast trage ich Bedenken, Ihnen noch einen Brief von hier aus zukommen zu lassen. Denn wir befinden uns nicht mehr in der unmittelbaren Nähe der Ereignisse, die jetzt in erster Linie auf die Geschichte Italiens für längere Zeit bestimmend einwirken werden: ich schreibe Ihnen unter dem Eindruck des neuen Gerüchtes von Garibaldi's Landung auf dem Festlande, und ich begnüge mich daher für diesmal, Mancherlei nachzutragen, was ich in meinen früheren Berichten nur leicht hin berühren konnte und was doch für eine Beurtheilung der hiesigen Zustände von Bedeutung sein dürfte.

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß Garibaldi nicht im Ernstfernesten auf die Pläne der Mazzinistischen Partei einzugehen geneigt ist. Wägen auch Mazzinisten in seinem Heere sein, — Soldaten erzählten mir, in dem Treffen bei Milazzo wären Einzelne mit dem Rufe: *Evviva l'Italia! Evviva Mazzini!* in den Kampf gegangen und hätten verwundet noch ihre Kameraden mit diesem Rufe vorwärts getrieben, — er ist in seiner Politik im Wesentlichen gänzlich unabhängig von diesen republikanischen Schwärmern und Reuchelmördern: der gereizte Briefwechsel zwischen Garibaldi und Victor Emanuel, die Ausweisung Esarina's und andere Umstände, die man für Zeichen einer tiefgehenden Trennung Garibaldi's von dem Wieglande der italienischen Freiheit anzusehn ge-

neigt war, haben sich als trügerisch erwiesen. Garibaldi läßt nach wie vor seine Decrete im Namen Victor Emanuel's ausgehen, seine Kriegsgerichte veröffentlichen ihre Urtheile im Namen des Sardenkönigs, und diesem läßt er die Staatsbeamten dahier den Eid der Treue schwören. Die Differenz zwischen ihm und Cavour bestand nur darin, daß Cavour sich vorläufig mit der Einverleibung Siciliens begnügen wollte, er dagegen das ganze außerardinische Italien erobern und dann dem Könige übergeben wollte, — eine Differenz so eigenthümlicher Art, wie sie kaum jemals in gleicher Weise in der Geschichte da gewesen ist. Ein Privatmann macht sich mit einer Schaar Genossen auf, um seinem Könige, der noch eben die Vaterstadt des Abenteurers an einen fremden Herrscher abgetreten hat, ein Reich zusammenzuerobern, das alle Glieder einer großen Nation in sich vereinigen soll, und nun weigert sich der zu Beschenkende, wenigstens vorläufig, das ihm Darzubringende anzunehmen und den höchsten Wunsch seines Herzens in Erfüllung gehen zu lassen. Im Alterthum bestrafte wohl eine Republik ihren Feldherrn, wenn er mehr geleistet, als man ihm aufgetragen hatte. Man fürchtete vor dem zu mächtig gewordenen Bürger die Freiheit in Gefahr. Sollte man etwa in Turin auch Bedenken tragen, den »Repräsentanten der Einheit Italiens« zu mächtig werden zu lassen? Oder hat der Mann, der in Italien für eine Idee zu streiten vorgab, den Zeigefinger drohend erhoben, weil er hier jetzt einen Patrioten streiten sah, der wirklich nur für eine Idee kämpft? Oder ist der Appetit Gargantua's, wie man Cavour am Pariser Hofe darzustellen liebt, doch etwa kleiner gewesen, als seine Einsicht in die Schwierigkeit des zu bewältigenden Stoffes? Wir wissen es hier nicht. Das aber steht fest, daß Garibaldi seinem Könige alles Land zu erobern gesonnen ist, um das sich die Römer in Jahrhunderte langen Kämpfen abgemüht und das sie zum ersten und letzten Male vereinigt besessen haben. Er will die einmal erwachte Begeisterung sich nicht wieder abkühlen oder in sich selbst verbrennen lassen, die sein Zug nach Sicilien namentlich in Ober-Italien entzündet hat. Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage für Italien, sagte neulich Savazzi hier auf offenem Markte in einer längeren Rede, und man kann sich leicht vorstellen, wie der begeisterte Redner die Situation auszumalen verstand.

Alessandro Savazzi, der in England bekanntlich zum Protestantismus übergetreten ist und dort durch öffentliche Vorträge viel für die italienische Sache gewirkt hat, befand sich dieses Frühjahr in Florenz, wo er eine Art freie Gemeinde um sich gesammelt hatte. Tausende lauschten dort wenigstens seinen Reden, die er, ein neuer Fra Ochino, dort hielt. Jetzt ist er Garibaldi nach Sicilien gefolgt, hat in Palermo patriotische Ansprachen an's Volk gehalten und ist dann auch hierher gekommen. Er scheint eine Stelle im Hauptquartiere Garibaldi's zu bekleiden, die der von Arndt im Jahre 1813 nicht unähnlich ist. Sein Gesicht mit etwas breiten und strengen Zügen würde an Heinrich von Gagern erinnern, wenn seine Stirn nicht zu niedrig wäre und um die Mundwinkel nicht zu häufig ein satirischer Zug spielte. Fünfmal hat er nun hier bereits von dem Plage gesprochen, zu dem sich die Strada Ferdinanda vor dem Stadthause erweitert. Unmittelbar hinter dem Piedestal des Standbildes von Ferdinand II., welches auf Kosten der Stadt in Rom modellirt und

in München von Müller gegossen, kaum vor wenigen Jahren hier aufgestellt war, jetzt aber mit noch drei Marmorstatuen von Bourbonischen Königen wieder abgenommen ist, hatte Savazzi sich eine Rednerbühne aufschlagen, mit rothem Tuch behängen und mit grün-weißen Quirlanden ausschmücken lassen. Von hier aus sprach er über die gefallenen Tyrannen und die erstehende Freiheit Italiens. Seine Reden, sehr schön gesprochen und, nach der Weise italienischer Prediger, mit den lebhaftesten, zu sehr über das Maas des Schönen hinausgehenden Gesticulationen begleitet, wurden häufig von dem Beifallsruf der herbeigeströmten Soldaten unterbrochen. Schweigsamer schauten die Sicilianer darein. Die Dinge, die Savazzi ihnen an's Herz legte, waren ihnen zu neu, auch wohl zu hoch, als daß dieselben sie hätten tief ergreifen können. Die Sicilianer sind, und der Gang der Ereignisse hat mein schon früher mitgetheiltes Urtheil über sie bestätigt, zu schüchtern Egoisten, als daß sie große Opfer für allgemeine patriotische Interessen zu bringen fähig wären. Pissig lächelten neben mir einige guten Familien angehörige Messinesen, als Savazzi in einer seiner Reden vor Allem auf reine Liebe zum großen Vaterlande „senza egoismo“ drang und entwickelte, daß es schändlicher Undank sein würde, wenn die Sicilianer jetzt nicht mit „den Helden Italiens“ die übrigen noch geknechteten Brüder auf dem Festlande befreien helfen würden. Mehr als diese Appellation an das Ehrgefühl schien das andere Argument des Redners auf sie zu wirken, daß ihr eignes Interesse die Vertreibung der Bourbonen gebieterisch erheische. Der Hinweis auf die drohenden Kanonen der Citabelle war ihnen deutlicher als die Schilderung der nach Freiheit schmachtenden Brüder.

Es wird schwer zu entscheiden sein, wie viel von dieser selbstsüchtigen Gesinnung der Bewohner Siciliens auf Rechnung des demoralisirenden Einflusses der neapolitanischen Regierung und wie viel auf die des in sich selbst und durch sich selbst verkommenden Rationalgeistes zu setzen ist. Jede despotische Regierung ist egoistisch im schlimmsten Sinne des Wortes, ihre Diener sind nicht besser, und die Rückwirkung auf das beherrschte Volk kann nicht ausbleiben. Deshalb bricht auch kein Staat durch äußeren Anstoß so leicht zusammen, als ein despotisch regierter, wenn ihn nicht ein idealer Zug, wie Rationalitätsgefühl vor Allem ist, zusammenhält. Da dieses aber hier ganz fehlte, ja die Elemente des Volkes, die nicht von der allgemeinen Corruption angesteckt waren, sich im Lager Garibaldi's versammelten, so ist der Zusammenfall des neapolitanischen Reiches ein so unerwartet schneller geworden. Wenn man aber bedenkt, daß die Sicilianer sich ihrer Bedränger nicht erwehren konnten, und doch nur eine Handvoll Männer nöthig war, um das morsche Gebäude des neapolitanischen Staates über den Haufen zu werfen, dann, denke ich, darf man sich ein hartes Urtheil über den Patriotismus und die sittliche Lächerlichkeit der Sicilianer erlauben und gewiß der Wahrheit gemäß behaupten, daß die neapolitanische Regierung keinesweges allein für den unseligen Zustand der Insel verantwortlich zu machen ist. Im Anfange dieses Jahrhunderts war wenigstens Vieles nicht besser als jetzt, und die Engländer wissen von den großen Schwierigkeiten zu erzählen, die sich den Regierungsformen entgegenstellten, die sie in der wohlmeinendsten Absicht auf der Insel durchzuführen gedachten. Durch das Wort

Castlereagh's, die Sicilianer könnten mit einer freisinnigen Verfassung von England regiert werden, blidt nicht allein der Wunsch nach dem Besten Siciliens, sondern auch ein gutes Stück Wahrheit durch. Für die Unwissenheit und den fanatischen Aberglauben, der die Masse des Volkes beherrscht, ist die Regierung ebenso verantwortlich als die Kirche, die hier nur leicht verkleidetes Heidenthum und zwar ein Heidenthum in der widerwärtigsten Gestalt, als gutes, orthodoxes Christenthum fortbestehen ließ. Allein auch die gebildeteren Massen sind hier, mit wenigen Ausnahmen, sehr unwissend. Von einer hiesigen reichen Dame erzählt man sich die Anekdote, daß sie einer sie besuchenden deutschen Dame ein Buch sehr gerühmt habe, dabei aber das Buch stets verkehrt in der Hand hielt, weil sie nicht lesen konnte. Von dem alten Erzbischof und Cardinal hier ist es bekannt, daß er keine Sprache verstehe, als seinen sicilianischen Volksdialekt. Bei dem niederen Volke merkt man schon daran die gänzliche Rohheit, daß sie kein nicht sicilianisches Wort richtig auszusprechen vermögen. Der Name Garibaldi selbst war ihnen eine wahre crux; aus telegrafen machen sie regelmäßig telefrago u. s. w. Aus dem Munde von sicilianischen Commis habe ich gehört, daß Garibaldi voriges Jahr 120,000 Oesterreicher geschlagen und Napoleon bei Waterloo geslegt habe. Es ist ferner wahr, daß das Volk 1854 bei der hiesigen schrecklichen Choleraepidemie meinte, die Neapolitaner hätten Gift zu dieser Krankheit in der Citadelle gebrant und des Nachts in die Stadt geschossen. In Syrakus wurden Menschen schrecklich zu Tode gemartert, von denen man glaubte, sie hätten das Choleragift in der Stadt verbreitet, und neulich wurde hier ganz ernsthaft erzählt, Oberst Bosco habe in Milazzo den Maulthierern, die ihm seine Kanonen gezogen hatten, geschmolzenes Blei in die Ohren gießen lassen, um dieselben nicht den Capitulationsbedingungen gemäß in brauchbarem Zustande in die Hände Garibaldi's fallen zu lassen. So etwas kann doch nur ein Volk glauben, das zwar von seiner Regierung viel Schreckliches hat erleiden müssen, aber doch auch selbst sittlich sehr tief gesunken ist. Der bodenlosen Unwissenheit des Volkes gegenüber nimmt sich ihr Hochmuth um so lächerlicher aus. Die Geschichte, die Karl Witte von einem Sicilianer erzählt, charakterisirt Alle. Dieser, der die Russiani und Prussiani nicht auseinander zu halten verstand, meinte nach einigen erklärenden Bemerkungen Witte's, es verstehe sich von selbst, daß die Prussiani gebildeter seien, als die anderen; denn sie wohnten ja näher nach Sicilien zu, als jene.

Die Oberitaliener, die jetzt ihre zukünftigen Landsleute aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, sind deshalb auch nichts weniger als erbaunt von ihnen. Sie beklagen sich über die Indolenz, die Feigheit, die Diebslust und Prellerei des Volkes und beschweren sich über die schlechte Aufnahme, die sie im Allgemeinen gefunden. Ein Officier erzählte ganz entrüstet, daß die Squadri bei Calatafimi die Verwundeten ohne allen Unterschied, sei es Freund oder Feind, ausgeplündert hätten. Bei Milazzo hätten sich die Sicilianer erbarmlich geschlagen, und von einer Colonne von 3000 Mann sei die Hälfte desertirt. Wiederholt habe ich schon Maneranschläge gelesen, nach denen eingefangene Desertente kriegsrechtlich behandelt worden sind. Die Squadri, die Garibaldi

nach Hause geschickt hatte, sollten ihre Gewehre wieder abliefern, da es gefährlich schien, sie ihnen zu lassen bei den hie und da ausbrechenden Aufrühen. Dessen weigerten sie sich aber und gingen so weit, dem General Rino Dixio in Bronti zu erklären, er solle mit seiner Colonne nur vorüberziehen, sonst könne er sich auf einen üblen Empfang gefaßt machen. Dixio ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, zog in Bronti ein und ließ dreißig der ärgsten Gallanten erschießen. Hier ist Derartiges noch nicht vorgekommen, und die Deffentlichkeit, mit der Garibaldi alle strafbaren Handlungen aburtheilen läßt, wird ihren guten Eindruck auf das Rechtsgefühl nicht verfehlen.

Nach alledem wird es Niemandem zweifelhaft sein, daß sich Garibaldi von Sicilien aus keine große Hilfe für seine weiteren Unternehmungen versprechen kann und wie schwierig es für Gavazzi ist, die Messinesen für ein einheitliches, großes, freies Vaterland zu begeistern. Denn nach ihm sollen die Bourbonen verjagt, der Papst seiner weltlichen Macht beraubt und dann die Oesterreicher mit gemeinsamen Kräften aus Italien getrieben werden. Gegen diese letzteren richtete sich namentlich der Eifer des Rebners. Alle seinen Plänen widerstrebende Elemente Italiens erschienen ihm nur als die Werkzeuge Oesterreichs. Pius IX., dieser Judas und Rain Italiens, mit allen seinen illiberalen Pfaffen schien nur der Oesterreicher wegen die Politik zu verfolgen, die er doch sicher aus ganz anderen Gründen gewählt hat. Wenn auch sonst Gavazzi sich wohl hätte, etwas gegen den katholischen Kirchenglauben vorzubringen: seine Neben über Pius IX. waren doch wohl das Stärkste, was seit Friedrich II. in Sicilien über einen Nachfolger Christi gesagt worden ist. Der Grundsatz, den einzelne Italiener schon im vierzehnten Jahrhundert ausgesprochen haben und der jetzt wohl als allgemein angenommene Maxime gilt, daß die Ehrfurcht vor dem Glauben da abzulegen sei, wo dieselbe mit der Liebe zum Vaterlande in Streit komme, machte die Anwendung auf den vorliegenden Fall ihm in den Augen Aller verzeihlich. Jedem aber, der da wußte, daß die Strafe, an der Gavazzi sprach, vor zwölf Jahren in die Strafe Pius' IX. umgetauft, dann wieder Ferdinandsstrafe umgetauft worden war und jetzt von Gavazzi als Strada longa bezeichnet wurde, mußten sich gar ernste Betrachtungen über die Zukunft anfrängen. Im Augenblicke scheint freilich Alles gut für die Freunde der Einheit Italiens zu stehen. „Unsere guten Freunde von Villafranca,“ sagte Gavazzi spottend, „wollten uns mit einer italienischen Union beglücken, aber wir wollen ein einziges Italien. Die Welt weiß wohl, warum sie das nicht will, sie weiß, daß sie vor einem einigen Italien zittern müßte.“ Das mag nun großsprecherisch klingen, aber wem fällt dabei nicht das Wort Napoleon's I. in den Sinn, daß Italien durch seine natürliche Lage bestimmt sei, entweder die Welt zu beherrschen, oder von Anderen beherrscht zu werden. Und doch, gewiß scheint für jetzt nur dies, daß sich aus der gegenwärtigen Lage der Dinge ein Weltkrieg entzünden muß. Wir wollen gar nicht davon sprechen, in welche Zustände die ganze europäische Staatsordnung gerathen würde, wenn über den Kirchenstaat das Schicksal hereinbricht, das er schon längst verdient hat: die Bewegung, die Italien ergriffen hat, und das ist sicher das Bedenklichste, wird nicht allein auf die Halbinsel beschränkt bleiben. Darüber machen sich auch die Italiener keine Illusionen. Keulich meinte

ein höherer Staatsoffizier Garibaldi's, dem auf seine Neben, wie sehr sich die Armee verstärkt und vervollkommenet habe, entgegengehalten wurde, es sei auffallend, daß Garibaldi nicht mehr Offiziere aus andern Nationen in seine Dienste aufnehme, die sich ihm angeboten hätten: man wünsche nicht zu viele Offiziere aus anderen Ländern. Es sei diesen nicht zumuthen, für den geringen Sold zu dienen, den sie Alle bezögen, nämlich zwei Franken täglich. Dadurch entstehe, wenn solche Offiziere nicht eignes Vermögen hätten, leicht Mißmuth im Corps, da die zwei Franken täglich nicht ausreichten, die nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Italien solle durch seine eignen Söhne frei werden, und man werde nur noch Offiziere aus solchen Nationen aufnehmen, denen man einst bei Befreiung ihres Vaterlandes helfen könne. Was für Nationen hiermit gemeint sind, brauche ich wohl kaum zu sagen. Ungarn dienen sehr viele im Heere, weniger freilich Polen, aber doch immerhin genug, um dereinst die revolutionären Elemente ihrer Länder zu führen. Daß es in Ungarn zu einem Kampfe kommen werde, meinen Alle, wie derselbe ausfallen werde, sagen sie, sei von der Haltung Deutschlands abhängig. Deshalb erregt die Teplitzer Zusammenkunft hier großes Interesse, und man hielt sie, wenn auch nicht von so augenblicklicher Bedeutung, wie die Badener, doch viel wichtiger als diese. Und gewiß mit Recht. Nur freilich, so lange Oesterreich versucht, das Völkergemisch seines Reiches allein durch sein Heer und die katholische Geistlichkeit zusammenzuhalten und Napoleon III. in Frankreich die Freiheit unterdrückt, sie dagegen andern Völkern bringt, so wird der Widerstand der Habsburgischen Politik gegen ihn ebenso machtlos sein, wie vor drei Jahrhunderten, wo Richelieu auch die Protestanten Frankreichs verfolgte, sie dagegen in Deutschland unterstützte, um den Einfluß Frankreichs allmächtig zu machen und einige deutsche Provinzen zu annectiren.

Doch ich lege mir hierüber Schweigen auf, um Ihnen statt dessen noch einige Mittheilungen über das Corps Garibaldi's zu machen. Dasselbe ist seit meinem letzten Briefe jetzt durch Zuzug aus Oberitalien und durch die Rekrutirung noch stärker geworden, hat aber auch durch Krankheiten und die Kämpfe bei Milazzo viel verloren. Da die Truppen am Faro sehr eng cantonnirt waren, die localen Verhältnisse für den Gesundheitszustand durchaus nicht zuträglich sind, — es sind zwei große, mit dem Meere in Verbindung stehende, sumpfige Weiher dort, — die Soldaten auch zu viele unreife Trauben und anderes Obst verspeist hatten, so brachen allerhand bössartige Krankheiten aus. Typhus, Ruhr, Malaria sollen arg gehauet haben. Unter den in der Stadt garnisonirenden Truppen befanden sich eine Menge mit syphilitischen Krankheiten behaftete. Gestern waren nicht weniger denn 560 Syphilitici in den Hospitälern. Da die gemeinen Soldaten in den Klosterhöfen auf bloßer Erde, die nur mit etwas schmutzigem Stroh bedeckt ist, schlafen müssen und täglich nur 4 Bajocchi (1½ Sgr.) Sold erhalten, so sollte man meinen, die Stimmung der Armee könne nicht die beste sein. Dennoch habe ich keine unzufriedenen Gesichter unter den älteren Soldaten gesehen. Wenn des Abends der Zapfenstreich geschlagen wird und Musikbänden durch die Stadt ziehen, tanzen die jungen Burschen so munter herum, als hätten sie des Tags

Aber nicht exerciren und Tirailleursübungen machen müssen. Die Sicilianer aus dem Innern der Insel ließen die Köpfe schon mehr hängen, und wenn auf ihren größtentheils entseztlich häßlichen Gesichtern irgend eine geistige Regung ersichtlich sein könnte, so würde es gewiß die des Unbehagens sein. Was Garibaldi mit diesen Kleinen, nicht exercirten, feigen, spitzbübischen Jungen will, vermag ich nicht einzusehen. Tragen doch die Offiziere, um sie in Ordnung zu halten und ihnen im Treffen Muth einzusüßen, sämmtlich Reitpeitschen. Noch nie ist mir das so klar geworden, was man mit Kanonensfutter bezeichnet, als an diesen Jammergestalten. In Messina und Umgegend scheinen sich sehr wenig Freiwillige gefunden zu haben. Nach Barcellona, wo vor der Räumung Messina's das Hauptquartier Medici's war, hatten sich eine Anzahl Messinesen eingefunden, die exercirt wurden und ein viertes Bataillon des Regiments Medici formiren sollten. Diese kamen denn auch mit hierher und renommirten in ihren Uniformen in der Stadt herum, ließen sich aber dann größtentheils beurlauben. Vorgesetzt versammelte nun Medici sein Regiment, hielt an das vierte Bataillon eine besondere Ansprache, in der er ihm anzeigte, daß es jetzt auch mit hinüber auf das Festland gesetzt werden solle. Wer versertire oder etwas stehle, werde aber sofort erschossen werden. Es seien ihm hundert Tapfere lieber als tausend Feiglinge. Sie sollten sich das überlegen, wer nicht mitziehen wolle, den werde er entlassen. Tags darauf waren von dem ganzen, allerdings schwachen Bataillone nur acht Mann bereit, sich übersetzen zu lassen! Eine Anzahl von ihnen verlangte besonders deshalb ihre Entlassung, weil sie Barone seien und doch unmöglich mit den gemeinen Soldaten in einer Kaserne auf der Streu schlafen könnten. Wenn man weiß, welche Jungen und arme Teufel der größte Theil dieser sicilianischen Barone, Grafen und Fürsten ist, dann fallen einem immer die Ritter ein, die Don Quixote unsterblich gemacht hat und mit denen unsere Barone auch das gemein haben, daß sie sich mit Don und dem bloßen Vornamen anreden lassen. Aus dieser einen Thatsache wird man sich ein Urtheil über die Kriegslust der Sicilianer bilden können. Ausnahmen giebt es natürlich, und man zeigt hier als rühmliches Vorbild einen Mann, dessen drei Söhne sich als Offiziere schon sehr hervorgethan haben. Ob nun auf dem Festlande Garibaldi mehr Zulauf erhalten wird als hier? Ueberläufer aus dem neapolitanischen Heere haben schon wieder ihre Entlassung genommen, und wenn es Garibaldi gelingt, den König ganz zu vertreiben, dann dürfte die Unordnung, in die das ganze Reich verfallen würde, eine noch viel größere und bei der Unzugänglichkeit gar vieler Landstriche schwer zu bewältigende sein. Ob sich nicht dann sogar Banden bilden würden, welche, wie die des Cardinals Ruffo, Garibaldi bekämpften, vermag ich nach den mir mitgetheilten Notizen nicht zu verneinen. Denn wenn auch die sicilianische Geistlichkeit sich bisher nicht nur nicht Garibaldi feindlich gezeigt hat, sondern ihn sogar mit Geldmitteln unterstützt hat, — ein hiesiges Benedictinerkloster hat z. B. 2400 Gulden freiwillig gezahlt, — so wird sich dies auf dem Festlande gewiß ändern. Auf die Dauer wird selbst hier eine Regierung, wie die Garibaldi's ist, sich nicht im Besitze der Gunst des Klerus halten können. Der hiesige Coadjutor des Erzbischofs hat die Stadt verlassen und nach Neapel ge-

hen wissen, weil man einem Briefwechsel zwischen ihm und dem Könige auf die Spur gekommen war, und er der oberste Spion gewesen sein soll. Allein wohin will man denn derartige Menschen aus Neapel und dem Kirchenstaate schaffen? Und dann sind doch auch die Grundsätze Garibaldi's mit den Ceremonien und Sagen der katholischen Kirche nicht verträglich. Als das große Fest der heiligen Rosalia in Palermo gefeiert wurde, sollte Garibaldi die Stelle des Königs, der hinwiederum nur des Papstes Vicar ist, vertreten. Als man ihn abholen wollte, war er schon vor zwei Stunden an die Marine gegangen, um die Einschiffung von Truppen zu überwachen. Um jedoch den Palermitanern die ganze Festfreude nicht zu verderben, begab er sich schließlich in den Dom, setzte sich in rother Blause, und den grauen Filzhut statt der Krone auf dem Haupte, unter den Thronhimmel und wurde dann in der großen Staatsequipage nach seiner Wohnung zurückgefahren. Auf die Dauer werden aber die Sicilianer sich doch so etwas nicht gefallen lassen. Für die größte Mehrzahl von ihnen war, was die Art der Frömmigkeit betrifft, Ferdinand II., der mitten in einem Zwiegespräch über alle möglichen Dinge ein Crucifix oder irgend eine Reliquie aus der Tasche zog und dieselbe küßte, ein würdiger Monarch. Ist das religiöse Leben eines Volkes ein sicherer Gradmesser seiner geistigen und sittlichen Bildungsstufe, und ist von dieser eine dauerhafte und geordnete Gestaltung eines Staatswesens abhängig, dann kann Niemandem die nächste Zukunft Unteritaliens auch in politischer Beziehung im rosigsten Lichte erscheinen. Sollte es freilich überhaupt einmal besser werden, dann mußte allereerst das bisherige Regime gestürzt werden, das Alles aufbot, um das Volk in der tiefsten Dummheit und dem lächerlichsten Aberglauben, der auch hier den Unglauben zu seiner Rehrseite hat, zu erhalten und zu bestärken. Doch hierüber ein Weiteres später.

---

### Aus dem Kirchenstaat.

August 1860. \*)

Man hat kürzlich in öffentlichen Blättern irgendwo die frivole Phrase gelesen, Europa sei der italienischen Frage müde, und es sei Zeit, daß dieselbe sich heelle, auf eine beliebige Art, aber möglichst schnell zum Abschluß zu kommen — gerade als ob die Frage um die Existenz einer Nation dazu da sei, eine Zeit lang das europäische Publicum zu unterhalten und bei Seite geworfen zu werden, wenn dieses des Schauspiels müde ist. Wenn es einer gewissen Art von Diplomatie auch sicher höchst würdig wäre, der italienischen Frage bis auf gelegeneren Zeit Stillstand zu gebieten, so würde dieser Ruf doch ebensowenig in Italien Gehör finden, als er überhaupt als der Ausdruck der Meinung des stimmberechtigten Europa gelten dürfte. Will man, abgesehen von der di-

---

\*) Auch bei dem heutigen Stande der Dinge werden unsern Lesern die charakteristischen Mittheilungen unseres Correspondenten interessant und aufklärend sein.

diplomatischen Bequemlichkeit, mit Italien ob seiner noch immer nicht geklärten Verhältnisse rechten, so übersehe man nicht, daß der Angelpunkt jeder Rancune auch hier in dem Napoleonismus, d. h. darin liegt, daß das neue Italien zu diesem noch nicht diejenige Stellung einzunehmen gewußt hat, die man ihm wünschen muß. Jedermann denkt und sagt, daß Piemont darauf sinnen muß aus dem Vasallenthum Frankreichs sich los zu machen, um das Vertrauen des liberalen Europa völlig zu gewinnen; aber wie Viele sind, die den Zweck von Herzen wünschen und dabei das einzige Mittel aus frommen eingetrosteten Beobachtungen zu beanstanden nicht anshören! Das Mittel ist Josef Garibaldi und sein Plan. Mit seinem Gelingen wird das Vasallenthum gebrochen werden; das geeinte Italien tritt in die Reihe der großen liberalen Staaten, wenn auch für geraume Zeit erst noch als Schüler, und damit in natürlichen Gegensatz zum Napoleonismus. Ist dieses Ziel erreicht, so wird es nicht vergessen, mit diesem seine Abrechnung zu machen; es wird nicht vergessen, daß es seinem großen Nationalhelden eine Genugthuung schuldig ist, und daß die Wiege Garibaldi's in Nizza stand. Man stellt wohl, und stellt immer von Neuem Cavour und Garibaldi als die Vertreter entgegengesetzter Richtungen einander gegenüber: die Wahrheit ist, daß, trotz Allem, Beide das Gleiche wollen. Nur freilich dem Diplomaten sind nicht die Mittel gegeben, womit das militärische Genie aus dem Volke, der Mann des einen unerrückbaren heiligen Ziels, sich in der Frist von Wochen zum Führer eines Volksheeres erhebt, welches Throne umstößt und Königreiche erobert. Der Mann des Volkes blickt auf dieses allein, und es hat ihm nicht versagt; der Diplomat hat sich noch an ein anderes Publicum zu richten; seine Aufgabe ist die subtilere, und die Situation Europa's von der Art, daß sie ihm in jeder Weise von allen Seiten erschwert wird. Garibaldi kann sich lähn in offenen Gegensatz zu Napoleon stellen: für Cavour wäre es eine Sinnlosigkeit. Das liberale Europa selbst ist durch den Napoleonismus so verschoben und verdreht, daß es nicht einmal seine natürliche Stellung zu Italien einzunehmen im Stande ist. Wir sahen es in diesen Tagen; der Regent des liberalen Preußen kommt in Teplitz mit dem Kaiser von Oesterreich zusammen; man hat die Ueberzeugung, daß Preußen sich nicht so weit verirren kann, der Bundesgenosse Oesterreichs zur Unterjochung Italiens werden zu wollen — und dennoch, von Stund an nimmt Oesterreich nach Italien hin eine drohendere Miene an, und durch die Welt läuft das Gespenst jener Reichberg'schen Interventionsnote, über deren Existenz sich der Journalismus stritt, die aber, auch wenn sie nur ein Schatten ist, doch sicher einen Körper hinter sich hat, wovon der Schatten ausgeht. In demselben Moment wird es constatirt, daß Garibaldi wirklich die Landung auf dem Festland zu vollziehen beginnt; seine Entfernung von dem Wege, den Cavour zu gehen hat, wird immer weiter; vielleicht sehen sie jetzt in dem Punkte der größten Entfernung, wo am schwersten zu sehen ist, wie die beiden Kreise wieder zusammenlaufen werden — intricat und schwirrig, wie vielleicht noch nie, wirren sich die Dinge durcheinander, aber die Lösung kann nicht mehr fern sein und wird Europa beschäftigen müssen, trotz aller derer, welche finden, daß die italienische Frage jetzt „unbequem“ ist.

Ich lasse indeß das Allgemeine und wende mich zu den reellen Zuständen, wie sie dem Beobachter in dem Theil Italiens vorliegen, aus welchem ich diese Zeilen an Sie richte. Von den Symptomen zur Beurtheilung der im Kirchenstaat herrschenden Stimmung ist keins bemerkenswerther als dieses. Seit jenem bekannten Auslauf im März ist in Rom nicht eine einzige aufdröhrenderische Bewegung mehr vorgefallen; in dem Zwischenraum liegt die ganze Erhebung des Südens, die mit ihren rapiden Erfolgen, mit jener glänzenden Helbengehalt an der Spitze auch ein milder feuriges und phantastisches Volk zu entflammen im Stande wäre; ganz Italien ist in fieberhafter Erregung — Alles steht auf dem Spiel. Der Fremde, der sich vom Schein verleiten läßt, wird Rom für theilnahmslos halten: keine Spur besonderer Erregung, kein Hervorbretzen der anderwärts siegreichen Begeisterung; das Volk und die reichen Carossen des Adels folgen in alter Weise den großen Processionen, welche die Geistlichkeit anstellt um dann politische Oskantation damit zu treiben; man kniet vor den »von Engeln« oder »von dem Apostel Lucas« gemalten Stöpselbildern der Jungfrau und läßt es sich gefallen, daß das offizielle Journal daraus die glänzendsten Resultate für den Stand der politischen Stimmung folgert; man lacht im Stillen und spielt die Komödie weiter; die Oberfläche bleibt ruhig. Es bedarf indeß nur einiger Bekanntschaft mit Eingeborenen, um einen andern Anblick zu bekommen. Das offizielle Journal hat die Gewohnheit, in Momenten wo man die wichtigsten Nachrichten aus Sicilien und Neapel erwartet, seine Spalten mit langen Artikeln über Japan oder China zu füllen — wie gelegentlich kamen ihm die syrischen Regeleien! — trotzdem ist es erstaunlich, wie gut diese ganze Zeit hindurch das römische Publicum über Sicilien unterrichtet war; man kannte die Vorgänge schon bis in's Detail, wenn die ankommenden französischen Journale noch die ersten vagen Gerüchte brachten. Es war Alles organisiert, und mit Windeiseile liefen die Nachrichten von Haus zu Haus, aus einem Kreis in den andern. Die Organisation geht weiter. Daß ein Comité in Rom mit Garibaldi in Verbindung steht, ist ein lautes Geheimniß; von ihm geht die Parole jener forcirten Ruhe und Gleichgültigkeit aus, welche jetzt Rom seit Monaten zu bannen scheint; dasselbe wird hier wie anderwärts im rechten Moment zur Hand sein, um die Bewegung sogleich in die Hand zu nehmen, ihr Richtung und Ziel zu geben. Die Italiener sind und bleiben Virtuosen in der Praxis der geheimen Gesellschaften; man spielt auch jetzt wieder das alte Spiel, nur mit neuer Variation; aber die Praxis hat mit der Klarheit und Reinheit des Ziels gewonnen, und damit, daß ein großer Theil Italiens jetzt frei ist. Der Regierung ist diese organisirte Ruhe, deren wahren Charakter sie wohl kennt, höchst lästig; sie schwebt ihr wie eine nicht entladene Donnerwolke über dem Haupt; gerade in den letzten Wochen sind ihre Bemühungen fast evident gewesen, das Volk zu einer Manifestation zu reizen, welche ihr dann das Recht zu strengeren Maaßnahmen liefern sollte; man hat die abenteuerlichsten Nachrichten über Garibaldi und Neapel verbreitet; es sollte scheinen, als sei der Tag der Befreiung vor der Thür — aber es war umsonst; die Nachrichten wurden, wenn anfangs geglaubt, doch rasch erkannt und auf ihren wahren Ursprung zurückgeführt — man blieb unerschütterlich bei der Parole, und die Carabinieri

belamen keine neue Gelegenheit ihre Trabour zu zeigen. So geht die Komödie herüber und hinüber; man höhnt sich gegenseitig durch den Anschein vollkommener Ruhe; es ist eines der unmoralischsten politischen Verhältnisse, was sich denken läßt, worin Herrscher und Beherrschte sich bewegen; es ist so recht aus der grenzenlosen Frivolität derselben heraus, wenn kürzlich der echte Vertreter dieses Regiments, Antonelli, einer armen Arbeiterfrau, die vor ihm kniete und um die Freilassung ihres wegen unvorsichtiger Aeußerungen eingekerkerten Mannes bat, die höhrende Antwort gab: sie möge sich gedulden, bis Garibaldi käme, ihn zu befreien. Auf der andern Seite mag man es sich dann als Trost vorhalten, wenn man weiß, wie seit Wochen schon eine große Anzahl von Geistlichen ihre Sabbeligkeiten zur Flucht gepackt, und wie namentlich die Jesuiten zu größerer Sicherheit noch überdies jeder eine Civileidung für den äußersten Fall bereit haben.

So in Rom, so in der Provinz, nur daß hier natürlich das Pfaffenthum und jetzt noch überdies das Militärregiment die Zügel noch strenger anziehen, den Bogen noch straffer spannen. Und hier nun ist die Hauptthätigkeit des Führers der apostolischen Heerschaaren. Eine mehrtägige Reise durch Umbrien bis nach Perugia hin hat mir eine, wie auch immer flüchtige, doch unmittelbare Anschauung von dem dortigen Treiben gegeben. Ein Corps von 20 bis 22,000 Mann, das in beständiger Bewegung gehalten wird, das in beständiger Bildung und Wandelung begriffen ist, mag wol einer Provinz von diesem Umfang einen kriegerischen Anblick geben; all' die kleinen malerisch über dieses gartengleiche Land zerstreuten Städte sind von Garnisonen erfüllt; allerwärts exercirende Recruten auf den Plätzen und — so recht für den Genremaler gemacht — rings herum Gruppen feister nichtsthuender Pfaffen, die mit Behagen die vermeintlichen Garantien für ihr ferneres feistes Nichtsthun im Paradeschritt auf und nieder marschiren sehen. Man kann nicht leugnen, daß einzelne Abtheilungen einen ziemlich guten Eindruck machen; man sieht unter den Gemeinen sehr viele, welche militärische Ehrenzeichen tragen und schon eine Campagne durchgemacht haben, besonders Oesterreicher. In Narni trafen wir die Belgier und waren erstaunt, wie diese fast alle durch ihr Auftreten und im Gespräch sich als Angehörige der besten Stände zeigten; ihr Hauptelement ist der Haß gegen Frankreich; die sogenannten Gniden, ein nur aus französischen Edelleuten bestehendes Elitecorps, das ohne Sold dient, liegt jetzt in Siterbo, was leider diesmal nicht auf meinem Weg lag; der deutschen Junge begegnet man — und aus vielen Gründen ohne besondere Freude — fast überall; Deutsche und Schweizer wissen den ächten Landknechtston am besten zu treffen.

Dazu indeß war die deutsche Zunge — so gern ich sonst darauf verzichtet hätte, sie hier zu hören — diesmal doch gut, daß sie mir dazu verhalf, hier und da das Vertrauen eines sprachverwandten Landknechtes zu finden und Manches zu erfahren von dem, was „sich nicht auf der Wachparade weiß.“ Mein Weg führte mich zuletzt nach Perugia, und einige Tage Ansehens machten mich mit mehreren deutschen Offizieren bekannt. Die Art und Weise ihres Eintritts in den päpstlichen Dienst, die sie zum Theil sehr offen erzählten, wird wohl bei den Meisten mehr oder minder die nämliche sein; es ist die ächte deutsche Lands-

Knacknatur von Alters her, die man da wieder findet; ich fand Keinen, der sich auch nur bemüht hätte, sich einen Schein von Begeisterung für die Sache zu geben, für die er das Schwert führt. Im Gegentheil machten sie aus dem sehr geringen Vertrauen, was sie für das Gelingen ihrer Aufgabe hegten, durchaus kein Geheimniß; es scheint ihnen ein so fest stehender Satz zu sein, daß sie für eine Sache von geringer Hoffnung kämpfen, daß sie es ebensowenig verhehlen, als sie großen Kummer darüber zu empfinden scheinen; man kann daraus einen Schluß auf die Gemeinen ziehen. Ueber die nicht einmal zweifelhafte Treue des größten Theils der Armee macht man sich nicht die geringste Täuschung, und diese selbst läßt ihre Offiziere darüber auch durchaus nicht im Unklaren. Die Garnison von Perugia beträgt zur Zeit etwa 1500 Mann, ein Fremden-Regiment und 400 bis 500 Einheimische; ich hörte aus dem eignen Mund vom Offizieren, daß in der letzten Woche allein 80 Mann desertirt sind, und daß es in ähnlicher Weise fast immer fortgeht; freilich hatte ich auch Gelegenheit zu bemerken, wie äußerst unzulänglich die Verhinderungsmaßregeln in diesem der Grenze so nahen Plage sind. Der Dienst ist streng und mühselig; die einzelnen Corps werden fortwährend dislocirt und haben schwere Märsche zu machen; ich hörte mehrfach die Uebersetzung aussprechen, daß ein kriegerisches Vorgehen der Armee, ein Angriff auf die Romagna das einzige Mittel sein würde, ihr vielleicht noch einigen Zusammenhalt zu geben, und damit erklären sich wohl die sonst sehr problematischen, öfter wiederkehrenden Gerüchte von einem solchen beabsichtigten Angriff. Freilich steht dann einer solchen Meinung andererseits wieder sehr bedenklich die allgemeine Uebersetzung gegenüber, daß die wahre Blüthe der Desertion erst beginnen werde, wenn man dem Feind gegenüber stände, und gewiß hat dies noch mehr für sich.

Eine Stadt von wunderbarer alterthümlicher Schönheit, diese Heimath des lieblichen Pietro Perugino, wie sie in weitem Zuge auf zwei vorspringenden Berggräben über die herrliche umbrische Ebene hinausschaut! Aber durch ihre Straßen scheinen noch die Gespenster der blutigen Tage des vorigen Jahres zu wandeln, und man empfindet den Schauer, der sie umgiebt. Der beste Theil der Jugend ist über die Grenze; eine scharfe Trennung herrscht ebenso zwischen der Bevölkerung und dem Militär, wie zwischen den verschiedenen Bestandtheilen des letzteren; ein strenges Zeitungsverbot beschränkt denjenigen Theil des Publicums, der nicht besondere Freiheit genießt, d. h. die Geistlichen und das Militär, auf ein Pfaffenblättchen, das zweimal in der Woche erscheint — und Perugia ist eine Stadt von circa 9000 Einwohnern.

Es reichen wenige Tage hin, um es Einem hier unheimlich werden zu lassen. Am letzten Abend meines Dortseins hatte einer der mir bekannten Offiziere mir französische Zeitungen zu verschaffen versprochen; er traf zu der verabredeten Stunde nicht ein, und ich hatte schon meine Hoffnung aufgegeben, als er ganz spät Abends noch erschöpft und athemlos in mein Zimmer trat; zehn Mann von seiner Compagnie hatten bei'm Appell gefehlt; der Arme hatte die die ganze Stadt und die weiten Vorstädte durchlaufen müssen, um Runde von den verlorenen Schafen zu erfragen. Die letzte Nachricht, die er bekommen hatte, war gewesen, daß um Mittag mehrere von den Fehlenden vor dem Thore

auf der Straße spaziert waren, welche nach Cortona, der toskanischen Grenzstadt, führt. —

## N o t i z e n .

Wir haben früher in diesen Blättern der Strauß'schen Biographie Hutten's eine eingehende Besprechung zu Theil werden lassen und der gründlichen Forschung, auf welcher jenes Werk ruht, sowie der künstlerischen Form desselben unsere Bewunderung gezollt. Ein solches Werk konnte nur als die Frucht eingehender Liebe, in Folge innerer Wahlverwandtschaft des Biographen mit seinem Helden entstehen — einer Wahlverwandtschaft, die sich gleichmäßig auf den humanistischen wie auf den reformatorischen Charakter des deutschen Ritters bezog. Von diesem Verhältnis des Autors zu seinem Helden liegt uns jetzt ein neuer Beweis vor. Die beiden Bände von Hutten's Lebensgeschichte haben die erwünschteste Ergänzung in einem dritten Bande, einer mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen versehenen Uebersetzung eines großen Theils der lateinischen Gespräche Hutten's erhalten. (Gespräche von Ulrich v. Hutten, übersetzt und erläutert von Dav. Friedr. Strauß. Leipzig, Brockhaus 1860.) Wir brauchen nicht zu sagen, daß diese Uebersetzung gleich sehr im Geiste des übertragenden Schriftstellers gehalten, wie aus dem Geiste der Sprache unsres eignen Jahrhunderts geboren ist, daß sie sich bewährt als Probe classischer Uebersetzungskunst, als Probe nicht minder davon, daß der übertragene Schriftsteller wirklich den Ehrenplatz unter unsern Classikern einzunehmen berechtigt ist, den Strauß ihm vindicirt. Aber die Bedeutung des ganzen Unternehmens empfängt ihre Erläuterung in besonders nachdrücklicher Weise durch die ausführliche Vorrede, welche Strauß seiner Arbeit vorangeschickt hat. Ausdrücklich giebt er hier zu verstehen, bis zu welchem Grade er sich solidarisch dem Manne verbunden fühlt, der seiner Zeit so kräftig in Wort und That für die Befreiung deutscher Nation von dem Banne des Romanismus eintrat. Wie Hutten in seinen Dialogen, so legt Strauß in dieser Vorrede eine Lanze gegen die kirchlichen Gebrechen, vielmehr gegen die Unaufrichtigkeit und Feigheit ein, die diese Gebrechen von Geschlecht zu Geschlecht zu erhalten drohen, die bis diesen Augenblick das Princip des Protestantismus, das Princip freier Selbstentscheidung in Sachen des Glaubens und Denkens niederhalten, verfälschen, zerstören. Es wird den meisten Lesern, wie uns ergehen: diese Vorrede, auch abgesehen von den darin enthaltenen persönlichen Geständnissen, wird für's Erste ihr Interesse mehr fesseln, als die Lucianischen Gespräche Hutten's. Und wie sie übrigens zu den Resultaten der kritischen Forschungen des Verfassers des „Lebens Jesu“ stehen: dem Eindruck werden sie sich nicht entziehen, daß in ihr ein ernster und rücksichtsloser Wahrheitsfönn, wenn auch in etwas unmutziger Weise, sich Luft macht. In diesem Punkte, in der That, berührt sich die Denkart des Vorredners am nächsten mit der des von ihm eingeföhrtten Schriftstellers. Eine stärkere Probe von Wahrheitsliebe giebt es nicht, als diejenige, welche man an seinen eigenen

Irrethümern bewährt. Die schönen Worte, welche einst Fichte an Schelling schrieb, worin er sich Gottes Gnade zum Beistand erbat, wenn er einst genüthigt sein sollte, sich im Wettlauf um die Wahrheit für besiegt zu erklären, sind in Fichte's Fall schöne Worte geblieben. Der Verfasser des Lebens Jesu giebt einfach und ohne Affectation zu, daß seine Behandlung der evangelischen Geschichte, nicht etwa in Nebensachen, sondern im Wesen, durch die spätere Forschung berichtigt worden sei. Das volle Bewußtsein, mit jenem Buche eine epochemachende wissenschaftliche That gethan zu haben, ist mit diesem Bekenntniß durchaus verträglich; nicht diejenigen, welche sich am bereitwilligsten, zumal in Sachen religiöser Ueberzeugung, für „widerlegt,“ sondern diejenigen, welche ihre Meinung für entwicklungsfähig erklären und solche Entwicklung bereit sind anzuerkennen, sind die echten Freunde der Wahrheit. Wer seine Wahrheitsliebe so legitimirt hat, der hat, so scheint uns, einiges Recht, den Maßstab der Aufrichtigkeit auch an das wissenschaftliche Verhalten Andern anzulegen. Es sind die härtesten Vorwürfe, welche Strauß in dieser Beziehung gegen die zeitgenössische protestantische Theologie richtet. Historisch wie philosophisch scheinen ihm die Grundlagen der bisherigen Theologie zerstört. Natur- und Geschichtsforschung scheinen ihm, bei jedem Schritt, den sie vorwärts thun, weiter und weiter von den theologischen Voraussetzungen zu divergiren; diese ganze, gegen die Theologie negative wissenschaftliche Wahrheit endlich scheint ihm nachgerade zur allgemeinen Ueberzeugung, zur Bildungsatmosphäre der Gegenwart geworden zu sein. Dem gegenüber nun steht er nicht etwa denjenigen Zustand, welchem Schleiermacher befürchtete und seinerseits abzuwenden eifrig bemüht war, — „das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben im Bunde.“ In der That, wenn die Krists sich so rein vollzogen hätte, er würde weniger bitter und eifrig sein. Es ist im Gegentheil die Unklarheit und die Unlauterkeit des theologischen Gebahrens, worüber sein Wahrheitsfönn sich entrüstet, was sein überall auf scharfe Scheidung des Unzusammengehörigen ausgehender Verstand nicht ertragen und nicht begreifen mag. Ein Blick auf die theologische Literatur der Gegenwart zeigt ihm ein seltsames und widerwärtiges Schauspiel. Die Mehrheit der heutigen Theologen hat es sich, nach seiner Ansicht, zur Aufgabe gemacht, den notorischen Bankerut ihrer Firma vor der Welt zu leugnen und vor sich selbst zu verhehlen. Es liegt ihnen Alles daran, „die sich aufbringende Wahrheit, von der sie sich in ihrem kirchlichem Bestände gefährdet sehen, vor sich und Andern zu verdecken, das Unleugbare in Abrede zu stellen, das Offenbare zu vertuschen, zwingenden Gründen sich durch Seitensprünge zu entziehen, gegen jeden Beweis eine Ausrede, sei sie noch so schlecht, in Bereitschaft zu haben.“ Diese Schilderung nun läßt sich leider nicht als eine bloße Verkümdung abweisen; das Beispiel, welches Strauß herausgreift, um die moderne Confusionstheologie des Näheren zu charakterisiren — das Leben Jesu von Ewald — zeigt freilich nicht bloß die Symptome der allgemeinen, sondern zugleich die einer individuellen Krankheit, aber auch an andern Beispielen würde kein Mangel sein. Wie die theologische Wissenschaft endlich, so die theologische Erziehung: wenn das Bild auch etwas in's Grelle gemalt ist, soviel ist gewiß, es ist viel seltener der freudige Ueberzeugungseifer, es ist viel öfter eine ängst-

flche Scheu vor den Influenzen der nichttheologischen Bildung, was die Weise des theologischen Unterrichts an unseren Universtitäten charakterisirt.

So ist es. Aber Eins, denken wir, ist nichts desto weniger in dieser Schilderung, diesen Vorwürfen und den darauf gegründeten Forderungen nicht sichhaltig. Eben das, was uns darin am meisten Achtung abndthigt, ist einem berechtigten und wichtigen Einwande ausgesetzt. Zu sehr ist Strauß seinen fanatischen Gegnern an Bildung überlegen, als daß er das ganze System von Ausflüchten und Vertuschungen, das er der Mehrzahl der heutigen Theologen Schuld giebt, ohne Weiteres für ein absichtliches Spiel erklären sollte. Er kennt die ganze Scala von feinen und groben Selbsttäuschungen bis zur bewußten Lüge und bis zur pfäffischen Verdrehung der Wahrheit. Allein trotzdem läßt er für die sich gegenüberstehenden Parteien der Glaubenden und der Nichtglaubenden nur Einen Unterscheidungsgrund gelten. Nur die Letzteren sind ihm die Aufrichtigen: der Glaube jener scheint ihm unzertrennlich von bewußter oder unbewußter Heuchelei. „Von keiner Seite, finde ich, sagt man gerne das letzte aufrichtige Wort.“ Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, das, was unzweifelhaft die Seele jedes religiösen Verhaltens und zumal des protestantischen Glaubens ist, wird ihm einfach identisch mit Protestantismus, es tritt ihm nahezu an die Stelle der Religion; die Continuität sogar mit dem, was bis dahin Christenthum genannt worden, ist ihm so wichtig nicht als dies, daß wir „erst wieder wahr, redlich und unverschoben,“ mit Einem Wort, bessere Menschen werden, als wir bisher waren. Wir glauben, daß dies ein etwas abstracter Maasstab, nicht bloß für das religiöse Bekenntniß der Masse, — der Masse auch der Gebildeten — sondern selbst für den Charakter der theologischen Wissenschaft ist. Das Gebiet der Selbsttäuschung reicht weiter, als unser Vorredner anzunehmen geneigt scheint. Die Grenze desselben verläuft unmerklich in diejenigen Regionen, wo die Frage nach der Wahrheit eines Glaubensartikels unvermeidlich, in Folge der Beschaffenheit des menschlichen Gemüthes, mit der Frage oder vielmehr mit dem Postulate eines Phantasie- und Gefühlsbedürfnisses verwechselt wird. Die Menschen, um es anders zu sagen, classificiren sich nicht so sehr in Solche, welche ehrlich sein wollen und in Solche, die es nicht sein wollen, als vielmehr in Solche, denen die Wahrheit in der entkleideten Gestalt der begriffenen, widerspruchsflofen Erkenntniß und in Solche, denen sie nur im Schmutz und der Verhüllung einer wie immer beschaffenen, einer vielleicht absurden und anbrüchigen, vielleicht geschmacklofen und verworrenen Dichtung zugänglich ist. Gewiß, es wäre sehr überflüssig, einen Mann wie Strauß auf die Gewalt der dunkeln Mächte des Gemüthes aufmerksam zu machen, um ihn zur Toleranz gegen den Wunder-, Fabel- und Aberglauben der Menge zu stimmen. Was wir behaupten, ist lediglich dies, daß etwas von dieser Toleranz, um der Wahrheit willen, auch der Wissenschaft und am meisten der theologischen Wissenschaft zu gute kommen muß. Der Purismus des unparteiischen und unbestechbaren Verstandes hat sicher, wenn irgendwo, so auf dem Gebiete der Wissenschaft, eine letzte und höchste Berechtigung, und doch haben weder die Geschichts- noch die Naturforschung ihre Fortschritte allezeit auf diesem correcten Wege der nächstern Wahrhaftigkeit gemacht. Was von ihnen gilt, gilt in höherem Grade von der Theologie.

Wie in der Naturforschung die Versuchung, die Aufgabe des Erkennens durch Momente des Gefühls und der Phantasie zu trüben, die geringste ist, so ist sie in der Theologie die größte. Diejenigen Geister, welche das Bild der Wahrheit immer nur in den reinen und scharfumrissenen Linien des Verstandes sehen, sind selten genug. Noch seltener vielleicht sind diejenigen, welche, wie Lessing, das Land des klaren Erkennens und das unabweislicher Träume und Ahnungen mit aller Schärfe auseinanderhalten, und doch den Sinn auch für dieses sich nicht abhanden kommen lassen. Einzig vielleicht ist endlich diejenige geistige Temperatur, die Schleiermacher in den Stand setzte, vom frommen Gefühl zum reflectirenden Denken herüber- und hinüberzuspielen und in dem kunstreichsten Wechsel zwischen Beiden doch jedes frei und „unverwickelt“ mit dem andern zu lassen. Sind aber dies die Ausnahmen, so wird im Großen und Ganzen jene trübe Nahrung, jenes System unreiner und unhaltbarer Compromisse, — es wird aller Bildung, aller Geschichte und Naturwissenschaft zum Troste die Theologie noch lange den alten Kampf zwischen Kopf und Herz, zwischen Verstand und Phantasie zur Schau tragen. Wie unrein die Bildungen sein mögen, die aus diesem Kampfe geboren werden: alle diese Fehlgeburten sind nur ebenso viel Anzeichen, daß auf Seiten der rein humanen Wissenschaft noch eine Lücke ist, daß es der Philosophie noch nicht gelungen ist, mit Hilfe der Geschichte, „aus dem begriffenen Wesen des Menschen Alles, was ihm obliegt, was ihn erhebt und beruhigt, vollständig und sicher abzuleiten.“ Wer aber diese Lücke anerkennt, der wird auch die Billigkeit haben müssen, den Vorwurf der Unlauterkeit und Heuchelei wesentlich einzuschränken. Nur darauf wird es ankommen, denen, die sich mit bösem Gewissen diesen Zustand der theologischen Wissenschaft zu Nutze machen und aus eigennütziger Absicht mit derselben ihr Spiel treiben, dieses Spiel zu verderben. Wir stimmen in diesem Sinne von Herzen unfremd Kritiker bei, wenn er meint, es werde Alles von selbst werden, wenn man nur Niemand zum Lügen und Heucheln zwingt. Es ist damit ausgesprochen, daß auch das Schicksal der Theologie wesentlich von einer sittlicheren Gestaltung unserer staatlichen Zustände abhängig ist. Ohne Frage steht Beides in Wechselwirkung. Wenn aber nicht Alles täuscht, so ist für's Erste die entscheidende Macht nicht auf Seiten der Wissenschaft, sondern auf Seiten der praktischen Bewegung. Auch die Schwäche der Wissenschaft und Alles, was faul und unlauter in ihr ist, hat einstweilen noch einen Schlupfwinkel in der Unnatur und Unwahrheit unsrer nationalen Zustände, und derjenige hilft der Wahrheit zum Siege, der dem Orango der Nation nach rechtlicher Verwirklichung ihrer Rationalität, nach staatlicher Macht, Einheit und Selbstständigkeit seine Dienste widmet. Auch für diese Ansicht sind wir, wie Strauß für seine Vorrede, der Zustimmung Hutten's sicher genug.

---

Die Freunde derjenigen Darstellungsform für historische und politische Thematata, welche auch unsere Zeitschrift bei uns einzubürgern sich zur Aufgabe gestellt hat, machen wir aufmerksam auf die Bilder aus Alt-England von Reinhold Pauli. Der Verfasser, der Fortsetzer der bekannten Lappenberg-

ischen Geschichte Englands, hat jenseit des Kanals selbst, also auf klassischem Boden, die nächste Bekanntschaft mit den Reviews gemacht und sich praktisch in die literarische Methode derselben eingelebt. Er bietet den deutschen Lesern nach Vollendung des mittelalterlichen Zeitraumes seines großen Werkes kürzere Abschnitte und hofft, daß sie in diesem Gewande auch in weiteren Kreisen Theilnahme finden werden. Nicht nur die soliden historischen Studien des Verfassers sind es, die ihm zu dieser Behandlungsweise des Stoffes das Recht geben: er besitzt vor Allem das Geschick, aus der großen Menge und Verschiedenheit des Materials diejenigen Momente herauszugreifen, die sich ihrer Natur nach dazu eignen in einen engeren Rahmen gespannt zu werden, und er bewährt endlich — vielleicht die Haupttugend des Essayisten — eine nicht gewöhnliche Kunst, lebendig und anschaulich zu erzählen. Der Titel und zum Theil der Ton des Buches erinnert an die Bilder aus der deutschen Vergangenheit von Freytag, so indeß, daß sich offenbar der Historiker mit dem Dichter nur zufällig begegnet ist. Nachahmungen können diese Bilder aus Englands Vergangenheit schon deshalb nicht sein, weil sie Umarbeitungen von früheren Aufsätzen und Vorträgen sind, die lange vor dem Freytag'schen Buche geschrieben und gehalten sein mögen. Auch ist der ganze Zug der englischen Skizzen kürzer und gedrängter als der jener deutschen; Freytag führt voller und tiefer in die Situation hinein, und kann, ja muß dies, weil er die zeitgenössischen Berichterhalter mit dem eigenen Wort reden läßt; wogegen Pauli, der die Gunst dieses Vortheils nicht genießt, schon mit Rücksicht auf den ferner liegenden Stoff mit dem Detail sparsamer haushalten oder ihm wenigstens mit mehr Auswahl bestimmte Stellen anweisen muß. Die Schwierigkeit und die Kunst wie der Vorzug des Essay liegt darin, daß einführende, übersichtliche Darstellung mit wirksamer Detailzeichnung sich verbindet.

Wer sich für die englische Verfassungsgeschichte interessirt, wird dem Verfasser dankbar sein für den Aufsatz, der über das Parlament des vierzehnten Jahrhunderts handelt, in welchem mit großer Klarheit die Entstehung und erste Jugend der großen Institution dargelegt wird. Ein paar Nummern handeln von den Beziehungen Deutschlands zu England, von dem Verkehr Rudolfs und Eduard I., Ludwig's des Baiern mit Eduard III., Siegismond's mit Heinrich V. — Andeutungen und Hinweise mehr als Ausführungen, welche uns die bekannten Figuren auf weiter abliegenden Wegen, leider jedoch so zeigen, daß das deutsche Nationalgefühl dabei wenig seine Rechnung findet, da die englischen Fürsten überall planvoll und sicher, die deutschen schwankend und haltlos erscheinen. Interessant sind »der Hanseische Stahlhof in London« und »London im Mittelalter«, für welche letztere Nummer der Verfasser eine saubere Karte beigegeben hat. Vortrefflich gelungen sind die Lebensbilder von John Wiclif, dem Reformator, und Johanna Darc, die Jungfrau von Orleans, bei deren ersterem dem Leser unwillkürlich eine Zusammenstellung mit Luther entgegenwächst, während das zweite, von einem schönen Hauche wärmster und reiner Theilnahme durchzogen, uns auch menschlich die Persönlichkeit, die Schiller halb und halb zu einer vaterländischen gemacht, nahe führt. Den Preis möchten wir aber, wir wissen nicht ob mit Bestimmung des Verfassers, dem zweiten Artikel zuerkennen:

„Mönch und Bettelbruder.“ Da wird erzählt, wie die Benedictiner in England ankommen, sich ansiedeln und ausbreiten, den wohlthätigsten Einfluß üben weit und breit, und wie sie dann verderben und sinken; dann nehmen ihre Stelle die Franciscaner ein, die sich an die niederen Volksklassen wenden, nicht Schmutz, nicht Elend scheuen und schon damals „innere Mission“ üben, bis auch sie den gleichen Weg gehen, der ihre Vorgänger um ihre Bedeutung gebracht hat. Das ist Alles so lichtvoll und klar hingestellt, da ist mit scheinbar so einfacher Kunst die culturhistorische Uebersicht mit den veranschaulichenden Einzelheiten verwoben, da werden so richtige Fingerzeige für die Gegenwart gegeben, daß wir nur wünschen können, es möchte dem Verfasser gefallen, seine Kunst und Kenntniß demnächst auch einer Zeit zuzuwenden, die unserem Interesse näher liegt. Seit Wurm's zu frühem Tode wüßten wir Niemand, der berufener wäre, dem deutschen Volke die Geschichte des neuen England, des England des neunzehnten Jahrhunderts vorzuführen.

# Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte.

## IV.

### Joseph de Maistre und Lamennais.

Die Betrachtung Chateaubriand's machte uns zu Zeugen eines mehr glänzenden als nachhaltig erfolgreichen Versuches, eine geistige Vermittelung zwischen dem alten und dem neuen Frankreich anzubahnen, die Kluft, wenn nicht zu füllen doch zu überbrücken, welche zwischen den ruhmvollen Ueberlieferungen der alten Monarchie und den Leidenschaften und Meinungen des französischen Mittelstandes sich aufgethan hatte. Der beredte Vertheidiger der Kirche und der Pressefreiheit, der Bourbon's und der Charte, der naturschwärmende, von Welterschmerz erfüllte Lobredner des „großen Jahrhunderts“ wirkte auf die Zeitgenossen mit der ganzen Macht des paradoxen, in die glänzendsten Farben einer dichterischen Einbildungskraft gekleideten Gedankens. Die chaotische Verwirrung in seinen Gefühlen und Vorstellungen konnte den ersten Eindruck nur verstärken, insofern sie den tiefen Gegensatz seiner Grundstimmung gegen wesentliche Bedingungen eines gesunden, organischen Fortschritts dem Bewußtsein des großen Leserkreises verbarg. Der Junkerhochmuth wurde fast unkenntlich hinter dem Schilde des Märtyrers ritterlich-romantischer Treue, der Mangel an Ehrfurcht vor den Grundrechten des Geistes wurde in den phantastischen Herzenergießungen über die Herrlichkeit des Mittelalters von dem abgematteten, glaubensbedürftigen Geschlecht kaum empfunden, die tatsächliche Zuneigung zu der despotischen Ausschließlichkeit eines selbstfächtigen Parteitreibens stimmte zu sehr mit dem Charakter des Volks und der Zeit überein, als daß sie der Menge die begeisternden Freiheitsdeclamationen des Kämpens der Pressefreiheit hätte verleihen können: und, als schließlich verlegte Eitelkeit, verbunden mit der fortreisenden Gewalt eines großen Ereignisses, den Ritter der Kirche und des Königthums in die Reihen der Demokratie führte, wurden die der Vergangenheit zugewendeten Seiten seiner Erscheinung von dem heranwachsenden Geschlecht kaum

mehr beachtet. Gleichwohl ist sein Streben nach jener Richtung hin weder ein vereinzelt gewesenes, noch ganz ohne Wirkung geblieben. Der „Geist des Christenthums“ befriedigte nicht ausschließlich eine vorübergehende Stimmung der nach gemüthlichen Aufregungen sich zurücksehenden guten Gesellschaft. Das merkwürdige Buch fand in dem Kern der besiegten Partei nicht nur eine starke Anhänglichkeit an die verlorenen Güter vor, sondern auch einen zu klarem Bewußtsein vorgebrungenen Gegensatz gegen die revolutionäre Strömung, welcher an Energie und Folgerichtigkeit die romantischen Gelüste Châteaubriand's weit hinter sich ließ. Diese Stimmungen und Ueberzeugungen hatten in Joseph de Maistre's „Betrachtungen über Frankreich“ bereits im Jahre 1796, zu einer Zeit also einen entschiedenen Ausdruck gefunden, als die ochlokratische Umwälzung ihren Höhepunkt kaum überschritten hatte. De Bonald hatte sie in demselben Jahre, in seiner „Theorie der bürgerlichen und der kirchlichen Gewalt“ mit dogmatischer Zuversicht vorgetragen. Ermuthigt durch die Fehltritte und Unglücksfälle der Republik, nicht geirrt durch die Triumphe der Kaiserzeit, fuhrn beide Schriftsteller fort, an der Entwicklung und Vertiefung jener Ueberzeugungen zu arbeiten. Der Sturz Napoleon's endlich brachte denselben eine noch keineswegs durchaus der Vergangenheit angehörige Zeit allgemeiner europäischer Weltung. Es schien eine Zeit lang, als hätten die germanischen Stämme die französische Waffenherrschaft nur niedergeschlagen, um sofort einer kaum weniger schlimmen, romanischen Geisteshörigkeit zu verfallen. Die härtesten, einseitigsten Ueberlieferungen und Instincte der romanischen Welt drangen erobernd vor bis in's Herz der deutsch-protestantischen Bildung. Sie herrschten an den Höfen und Kabinetten, — aber auch die Kreise der unabhängigen Denker blieben ihnen keineswegs fremd. Im innersten Heiligthume der deutschen Geistesarbeit wußten die fremdländischen Propheten sich Eingang zu verschaffen, und bis auf diese Stunde sind keineswegs alle ehrlichen deutschen Augen scharf und geübt genug, um unter dem mittelalterlich romantischen Gewande dieser Streiter der „göttlichen Weltordnung“ die Uniform des französischen Polizisten sofort zu bemerken. H. v. Sybel mag in seinem Sinne Recht haben, wenn er kürzlich in einem Aufsätze über Joseph de Maistre (Historische Zeitschrift 1859 Heft 1, S. 155 ff.) urtheilte, daß eine ernstliche Erörterung dieser Lehren auf dem Gebiete der geschichtlichen Wissenschaft nicht mehr der Mühe verlohne. Es mag im Ganzen wahr sein, daß historische Darlegungen Niemanden belehren werden, der durch religiöse Bedürfnis oder durch praktischen Nutzen zum Anhänger päpstlicher Welt-herrschaft geworden. Aber damit ist die Sache für uns nicht erledigt. Es ist ein Anderes, eine Lehre bis zu ihren äußersten Folgerungen in sich

aufnehmen und entschlossen bekennen, ein Anderes, durch gewisse, ihr angehörige Trugschlüsse sich so weit führen zu lassen, als es gewandten, wenig bedenklichen Parteiführern zweckmäßig erscheint. Die politische Erörterung hat zudem andere Pflichten, als die abstract wissenschaftliche Untersuchung. Sie darf sich nicht zufrieden geben mit dem Gedanken, daß die in Rede stehende Wahrheit irgendwo und von irgendwem ausreichend erwiesen sei. Ein Gedanke, eine Lehre ist für sie nicht todt, so lange er die Macht besitzt, aufrichtige, nicht mit Bewußtsein eigennützige Anhänger in hinreichendem Maße zu gewinnen, um im Gebiete der Thatfachen sich geltend zu machen. In diesem Sinne aber wäre es ein Fehler, die Grundanschauungen der französischen Restaurationspolitik als beseitigt, ihre eigenthümlichen Einwirkungen, nicht nur auf deutsches Regiment, sondern auch auf deutschen Unterthanen-Verstand als aufgehoben zu betrachten. Es giebt einen Fanatismus des Vorurtheils, der nicht weniger schädlich und viel hartnäckiger ist als der Fanatismus der selbstsüchtigen Leidenschaft. Wie nicht alle Communisten faule Tagebiebe sind, so bei weitem nicht alle Reactionäre engherzige Inhaber von Vorrechten, oder Bewerber um solche. Männer, wie de Bonald und de Maistre, würden durch ihre Ueberzeugungstreue, ihre Opfersähigkeit, ihre gewissenhafte Arbeitsamkeit jeder Verwaltung zur Zierde gereichen. Selbst Lamennais hat zu dem Verdacht der Unaufrichtigkeit niemals Grund gegeben. Die geistigen Führer der entsprechenden deutschen Partei stehen gegen diese französischen Vorläufer der „umgekehrten“ Wissenschaft allerdings in mehrfachem Nachtheil. Sie fühlen sich nicht, wie jene, eins mit der geschichtlichen Ueberlieferung ihres Stammes; sie können das drückende Gefühl der zur Uebertreibung verleitenden Nachahmung nicht los werden und sind zu großem Theil als Protestanten genöthigt, die letzten Folgerungen ihrer Lehre zu verbergen, ihre Herren und Meister vor der Welt, wo möglich vor sich selbst zu verleugnen. Gleichwohl sind wir geneigt, wenigstens vielen ihrer Anhänger, sowie den zahlreichen praktischen Leuten Aufrichtigkeit und Ueberzeugung zuzugestehen, welche die segensbringende Mittelstraße zu wandeln glauben, wenn sie aus jedem, mit einem gewissen Nachdruck auftretenden System einige plausible Sätze sich aneignen, ohne um deren Herkunft und Konsequenzen sich ernstlich zu kümmern. So mag denn eine gelegentliche quellenmäßige Darlegung gewisser unsehbarer Lehren immer noch auf einen Wirkungskreis rechnen, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung für die Naturgeschichte unsers Partellebens. Sie wird nicht vergeblich geschrieben sein, wenn es ihr gelingt, die christlich-germanische Maske des römisch-französischen Gespenstes einmal wieder zu lästern, es hie und da zu klarem Bewußtsein zu bringen, vor welchen Göttern eine gewisse

Klasse von eigentlichsten und ausschließlichen Patrioten die Kniee beugt, gewisse unverföhrbare Gegensätze aus dem Halbdunkel der Schule in einen größern, heller beleuchteten Kreis des öffentlichen Bewußtseins fördern zu helfen. Wir machen Joseph de Maistre und Lamennais zu Ausgangspunkten der Betrachtung, theils weil sie durch geistige Bedeutung und schriftstellerische Begabung über ihre Mitstreiter hervorrangen, theils weil neuerdings die Materialien ihrer Entwicklungsgeschichte werthvollen Zuwachs erhielten. \*)

Mit so vielen entschlossenen und leidenschaftlichen Denkern haben J. de Maistre und Lamennais es gemein, daß sie ihre maachgebenden Jugendeindrücke fernab von den geräuschvollen Mittelpunkten der Gesellschaft empfangen, unter den Einflüssen der Natur und fester, ererbter Sitte. Des Grafen de Maistre Familie gehörte zu dem hohen Amtsadel des damals noch ganz mittelalterlichen, von Verkehr wenig berührten, im Schatten seiner Urwälder dahin träumenden Savoyens. Er wurde am 1. April 1754 in Chambéry geboren, dreizehn Jahre, nachdem der Verfasser des Emile und des Gesellschaftsvertrages die Stadt verlassen. Fast ein Menschenalter später (1782) kam Lamennais in St. Malo, der Vaterstadt Châteaubriand's, zur Welt. Den Einen erreichte die Umwälzung auf der Höhe des männlichen Lebens, den Andern als Kind, aber Beide wurden sie, wie auch Châteaubriand, tief und schmerzlich von ihren Schlägen getroffen. J. de Maistre, seit 1788 Mitglied des Senats von Savoyen, Familienvater, Richter und Staatsmann, herangereift unter strengen Studien und eifersüchtiger Sorge für die Verteidigung der uralten savoyischen Verfassung gegen die piemontesischen Beamten, sah sich durch den Einbruch der Franzosen im September 1792 mit Einem Schläge seines Amtes und seines Vermögens beraubt. „Alle meine Güter sind verkauft,“ schrieb er an einen Freund, — „ich werde nicht schlechter deshalb schlafen.“ Er hielt Wort. Erst auf der Flucht in Lausanne, (bis 1796) in Turin, (bis 1798) in Venedig, dann Kanzlei-Präsident der Insel Sardinien, (bis 1802) endlich als Gesandter des Königs von Sardinien in St. Petersburg, in allen diesen Stellungen hart bedrängt von äußerem Ungemach, bis zu bitterer Noth, hat er nicht aufgehört, einer vom Glück verlassenem Sache und einem mißtrauischen, unbankbaren Gebieter wahre Ritterdienste zu widmen. In

\*) *Lettres inédites du comte Joseph de Maistre. St. Petersburg 1858.* — Albert Blanc, *Mémoires politiques et correspondances de J. de Maistre, avec explications et commentaires historiques. Paris. 1858.* — *Oeuvres posthumes de F. Lamennais, p. Forgues, 2 voll. 1859. Essai biographique sur F. Lamennais, par M. Blaise. 1858.* Man vergleiche überdies die Artikel von Vinaut in der *Revue des deux Mondes*, vom 1. Dec. 1858 und 15. August 1860, so wie den oben erwähnten trefflichen Aufsatz S.'s von Sybel.

Saufanne mußte eine Pension von 2000 Francs die Bedürfnisse der gräflichen Familie bestreiten, in Venedig rettete Verkauf des letzten Silberzeuges vor gänzlichem Mangel. Als de Maistre später nach Petersburg ging, um den Beistand des Kaisers Alexander für seinen durch Napoleon beraubten Monarchen zu gewinnen, versagte man ihm sogar die für einen Diplomaten in den russischen Hofkreisen unentbehrlichen Orden. In Petersburg fehlte es oft am Nothwendigsten. Er bewohnte ein kleines, mehr als bescheidenes Quartier, aß am Tische seines Bedienten, hatte nichts einzusetzen, als seinen Geist, seinen Muth und seine Gewandtheit, um die Sache eines Monarchen zu vertreten, dessen Mißtrauen und Querköpfigkeit wiederholt seine Bemühungen kreuzte und seine Hingebung auf die schwersten Proben stellte. Der savoyische und piemontesische Adel konnte es dem gelehrten Grafen nie verzeihen, daß er wie ein Professor über den Büchern saß, daß er der Sache des Königthums, des Adels, der Kirche überdies mit Rathschlägen diene, welche keineswegs durchweg auf Schmeicheleien gegen die Bevorrechteten hinausliefen. Schon seine Schriften mischten herbe Wahrheiten unter die Verherrlichung der aristokratischen Weltordnung. Seine bittern Ausfälle gegen die Revolution bedingten mit Nichten eine übertriebene Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Emigranten. Er sagte dem Adel frei heraus, daß er sich selbst all' sein Unglück verbanke. Noch weit mehr aber zeigen seine amtlichen Berichte und sein Briefwechsel ihn dem Grundsätze treu, daß man den Königen die Wahrheit sagen müsse, während man den Völkern Unterwerfung predigt. Wie seine Loyalität unberührt blieb von den Berechnungen des Eigennuzes, so hatte sie auch mit der gewohnheitsmäßigen Geschmeibigkeit der Durchschnitts-Höflinge nichts gemein. Er schlug die glänzendsten Anerbietungen Alexanders aus, um dem Könige zu dienen, „dem er ja nicht mit der Bedingung Treue geschworen, daß es ihm gut gehe in seinem Dienst.“ Aber er verstand diesen „Ritterdienst“ nicht als die Pflicht, dem Könige gegenüber keine Meinung zu haben und auch schädlich erachteten Maasregeln als Werkzeug zu dienen, unter dem stillschweigenden Vorbehalt, im Falle des Mißlingens die eigene loyale Person hinter dem Schilde der königlichen Machtvollkommenheit und moralischen Verantwortlichkeit zu verstecken. Nachdem er 1816 zurückberufen war, um das wiederhergestellte und vergrößerte Sardinien verwalten zu helfen, rieth er fortwährend zur Mäßigung und Besonnenheit, während seine Schriften fortfuhren, einen rücksichtslosen, theoretischen Kampf gegen die gesammte, aus den reformatorischen Bewegungen der drei letzten Jahrhunderte hervorgegangene Gesellschaft zu führen. Er erlebte noch die traurige Genugthuung, seine verblichenen Warnungen durch die Ereignisse gerechtfertigt zu sehen. Als er

am 26. Februar 1821 starb, waren die Revolution, und in ihrem Gefolge die österreichische Herrschaft, die beiden Hauptgegenstände seiner Furcht und seines Abscheus, in vollem Anzuge gegen sein Vaterland. Sein letzter Vortrag im Staatsrath hatte sich gegen den verspäteten Rettungsplan der Regierung erklärt, gegen "den Versuch, während des Erdbebens zu bauen."

Es fällt uns natürlich nicht ein, um der ähnlichen Parteilstellung willen zwischen dieser Laufbahn des einseitigen, harten, aber in solchem Grade charakterfesten und opferfähigen Aristokraten und der des priesterlichen Demagogen Lamennais eine ernstliche Parallele zu ziehen. Sie berühren sich nur in dem fanatischen Hass gegen die Revolution, von welchem sie ausgehen, und in ihrem Eifer und ihrer Befähigung, mit den Waffen des Geistes gegen den Geist zu kämpfen. Uebrigens zeigt das verschiedene Verhalten der Kämpfer fast symbolisch die Abhängigkeit der durch de Maistre vertretenen Weltordnung von natürlichen Vorbedingungen, die, einmal verloren, durch keine Dialektik und durch keine Regierungskunst sich wiederherstellen lassen. Von der unbedingten Hingabe des echten Geburts-Aristokraten an die nicht durch eigene Wahl, sondern durch das Gesetz der göttlichen Weltordnung ihm übergebene Sache ist bei dem Bourgeois, dem Sohne seines Talents, nicht die Rede. Lamennais, einer reichen Schiffsrheder-Familie angehörig, hatte das Glück seiner Angehörigen in früher Jugend durch die Revolution vernichtet gesehen. Aufgewachsen unter harnächtigen Gegnern und unter Opfern der Umwälzung, in der entlegenen, starrköpfigen, alterthümlichen Bretagne, dabei in der stürmischen Zeit einer planmäßig zusammenhängenden Erziehung entbehrend und durch massenhafte Lectüre frühzeitig eingeweiht in die Streitfragen der Zeit, dann in heranreifender Jugend von schwerem Herzensleid getroffen, nahm er frühzeitig alle Elemente seiner leidenschaftlichen, sprungweisen Entwicklung in sich auf. Die Einflüsse des "philosophischen" Jahrhunderts, namentlich die des von ihm so leidenschaftlich bestrittenen Rousseau, sind schon in den Arbeiten seiner gläubigen Zeit nicht weniger bemerklich, als Voltaire's Einwirkung in der schriftstellerischen Tactik de Maistre's. Es darf zudem nicht unbeachtet bleiben, daß Lamennais die Revolution aus eigener, bewußter Anschauung nur in der Gestalt des kaiserlichen Despotismus kannte, und daß er auch diesem gegenüber im Wesentlichen nur Zuschauer war, während de Maistre mitten in einer richterlichen und staatsmännischen Wirksamkeit durch den Einbruch der Anarchie sich gekreuzt sah und später mit dem Blicke des thätigen Diplomaten den Unternehmungen des Kaiserreichs folgte. — So tragen denn schon Lamennais' erste schriftstellerische Versuche der weltlichen Gewalt gegenüber eine Färbung der

Unabhängigkeit, zu welcher die Theorien de Maistre's sich nie, selbst nicht in dem Buch über den Papst, erhoben oder verirrt. Man weiß, wie Lamennais schon durch seine „Betrachtungen über den Zustand der französischen Kirche“ (1808) mit der kaiserlichen Polizei zerfiel und das eigentliche Werk seines Lebens, den schließlich siegreichen Kampf gegen den Gallicanismus, eröffnete. Erst nach der zweiten Restauration (1816) empfing er die Priesterweihe und übernahm dann 1817 durch seinen „Versuch über die Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge“ für eine Zeit lang die geistige Führerschaft der französischen Ultramontanen. Er tritt hier, auf dem eigentlichen Höhepunkt seiner Wirksamkeit, durchaus an die Seite de Maistre's, nur daß er die politische Seite der verhandelten Fragen weniger betont, als der in der Theologie doch nur geistreich dilettirende Staatsmann. In derselben Richtung bewegen sich die weitem Artikel aus der Restaurationszeit, die „Betrachtungen über das Verhältniß der Religion zur bürgerlichen Gesellschaft“ (1825—26) und die Schrift über „den Fortschritt der Revolution und des Krieges gegen die Kirche.“ Die immer entschiedener Wendung gegen die Staatsgewalt hatte einen Bruch noch nicht zur Folge, da man in Rom und Paris sich auf alle Fälle sicher verbündet wußte. Dann aber brachte die Julirevolution die schlummernden Gegensätze auch hier zum Bewußtsein. Die jungen, begeisterten Streiter der Kirche wandten sich mit Verachtung ab von einer gestürzten Staatsgewalt, deren Ansprüche sie zur Zeit ihres Triumphes unwillig genug ertragen hatten. Die legitime Königsmacht hatte sich als eine unkräftige Stütze der Kirche erwiesen, — das Bürgerkönigthum vollends trat ihr mit offener Feindschaft entgegen. Da erneuerten sich denn im Schooße des französischen Katholicismus bedenkliche Erscheinungen des sechszehnten Jahrhunderts. Das katholische Princip entfaltete in den Spalten des „Avenir“ seine, nicht demokratische, aber demagogische Kraft. Die belgische Umwälzung schien den tatsächlichen Beweis zu führen für die Vereinbarkeit der Volkssouveränität mit den Grundsätzen einer unfehlbaren, monarchisch geordneten Kirche. In der Einbildungskraft einiger geistreichen Rhetoren und ihrer Anhänger belleidete sich das Papstthum auf's Neue mit dem volksthümlichen Glanze seiner Vorzeit, wie eine romantische Geschichtsauffassung dieselbe seit ein Paar Jahrzehnten mit geistreicher Bemühung ausgeschmückt hatte. Die Gestalt eines neuen Gregor VII. oder Innocenz III., eines Hirten der Völker, eines Vertheidigers der Unterdrückten gegen ihre Tyrannen, zeigte sich den Kämpfern des Glaubens als erwünschte und mögliche Lösung des Räthsels der schwerumwölkten Zeit. Die Kirche sollte mit den Fürsten brechen und die Völker zur christlich-brüderlichen Freiheit rufen: dann endlich werde der Abgrund der Revolution sich schlie-

ßen, nachdem er die Reformation und die „Philosophie“ als Sühnopfer verschlungen. Dies ungefähr die Grundgedanken, zu deren Verbreitung Lamennais und seine Freunde Lacordaire, Gerbet, Montalembert, Rohrbacher, de Cour, Bartels, Daguerre, d'Ault-Dumoulin im Avenir mit viel Beredsamkeit und mäßiger Logik die eben gewonnene Pressfreiheit benutzten. Es fehlte nicht an Beifall, namentlich unter der Jugend. Lamennais rühmt später ganz naiv, daß man nach dem Pressproceß vom 31. Januar 1831 in liberalen Kreisen entzückt und verwundert sich fragte, ob das denn wirklich die katholische Religion sei, von deren Freiheitsfeindlichkeit man bis dahin so böse Dinge geglaubt. Leider fragte so nicht nur das junge Frankreich, sondern auch das französische Episcopat und der Papst. Die römische Pilgerfahrt der Haupt-Herausgeber des Avenir war nicht im Stande, eine dem Blatte günstige Beantwortung dieser Frage an höchster Stelle zu erwirken. Es half Herrn Lamennais gar nichts, daß sein Bildniß schon seit Jahren das Cabinet Gregor's XVI. zierte; nicht einmal ein Gespräch über seine Angelegenheit ward ihm bewilligt. Man mißbilligte seine Unvorsichtigkeit, die innersten Lebensfragen der Kirche in einer Zeitung unter die Weltkinder zu bringen; man war keinesweges zufrieden mit seiner Unterwerfung unter die geistliche Macht des Papstes, mit Vorbehalt der Meinungsfreiheit in politischen Dingen, — und, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, belehrte das päpstliche Rundschreiben vom 14. August 1832 den priesterlichen Demagogen nicht nur über „den Wahnsinn der Gewissensfreiheit,“ über die Fluchwürdigkeit der freien Presse, sondern auch über den verwerflichen Irrthum Jener, die darauf dächten, die Kirche vom Staate zu trennen und das heilsame und nothwendige Bündniß zwischen Fürsten und Priestern zu lösen. Lamennais, erschreckt über den erst jetzt ihm aufgehenden Gedanken, „daß der Katholicismus auf diese Weise ja gegen das individuelle Gewissen in Gegensatz treten könne,“ antwortete nach kurzer, scheltbarer Unterwerfung mit den „Worten eines Gläubigen.“ Sie erschienen 1834 und bezeichnen den Wendepunkt in seinem Leben, von dem ab sein Reden und Schreiben eigentlich nur noch als eine Art von Gegenprobe mit dem Thema des gegenwärtigen Aufsatzes im Zusammenhange steht. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie er fortan voran stand unter den Verkündern des abstracten Fürsten- und Priester-Hasses und einer noch viel abstracteren „christlichen“ Brüberliebe, wie er durch seine Declamationen gegen die „Bedrückung der Armen durch die Reichen“ den Tollheiten der Februar-Revolution vorarbeitete, wie seine „Politik“ mit der communistischen Demagogie, seine „Philosophie“ mit einem oberflächlichen Pantheismus liebäugelte, bis der große Wiederhersteller des Autoritäts-Glaubens,

der Bezwingen des religiösen Indifferentismus dann vor sechs Jahren hinübergang in offenem Bruch mit der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung, in deren, wenn nicht für Alle überzeugender, so doch eigenthümlicher und lehrreicher Vertheidigung die eigentliche Bedeutung seiner Wirksamkeit ruht. —

Versuchen wir nun, in den Grundgedanken jener Vertheidigung, wie sie bei de Maistre und Lamennais hervortreten, uns zurecht zu finden. Es wird dabei an Gelegenheit nicht fehlen, das persönliche Eigenthum der Schriftsteller von dem durch sie nur verwalteten Rüstzeug ihrer Sache zu sondern, so wie aus dem Kern und Mittelpunkt ihrer Weltanschauung für die Beurtheilung ihrer Stellung zu concreten Lebensverhältnissen den richtigen Gesichtspunkt zu finden.

An Eines ist zunächst zu erinnern (und dies gilt nicht nur von den französischen Vertretern der umgekehrten Wissenschaft): wir haben es nicht sowohl mit Männern der eigentlichen, wissenschaftlichen Forschung zu thun, als vielmehr mit den Vorkämpfern gegebener Lebens- und Bildungsverhältnisse, gegenüber einer wesentlich neuen, rücksichtslos und fürchtbar vordringenden Weltordnung. Wir athmen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Luft eines Schlachtfeldes. Diese Verkünder der „wahren“ Freiheit und der „wahren“ Liebe haben es nie einfach mit Andersdenkenden zu thun, sondern mit verworfenen Bsewichtern, und dann wieder mit elenden Dummköpfen, den verächtlichen Opfern eines jeder Berechtigung entbehrenden Hochmuths. Die letztere Anschauung namentlich unterscheidet sie von ihren gutmüthigeren Vorgängern aus den Zeiten der Religionskriege und der Ketzengerichte. Die „Blut und Verdamniß wiehernnden“ Herzensergüsse des Pastor Göze sind bescheidene Bedenken eines Diebemanns im Vergleich mit dem giftigen Hohn, mit der souveränen, cavallermäßigen Verachtung, mit welcher namentlich de Maistre, doch nicht selten auch Lamennais, die Gegner behandelt. Die Reaction wird zusehends geistreich im Kampf gegen die zerstörenden Gewalten des Geistes. Die Lorbeern Voltairé's lassen den genialen Aristokraten nicht schlafen, während der glaubenseifrige Priester mehr mit Rousseau's rhetorischen Zornausbrüchen den Wettlauf nach dem Ziele der Grobheit beginnt. Beide haben von ihren Meistern Manches gelernt; namentlich de Maistre bildet durch die Eleganz und die vornehme Sicherheit seiner in Gift und Galle getauchten Witze einen sehr fühlbaren Gegensatz gegen die entsprechenden Leistungen seiner in Deutschland fortbestehenden Schule. Er geißelt den selbstgenügsamen, trivialen „Menschenverstand“ der Aufklärungszeit oft mit überraschender Wirkung. Wie sehr im Grunde Voltaire ihn anzieht, fühlt sich deutlich heraus in den zahllosen Ausfällen gegen dieses „enfant tor-

rible“ unter den geistreichen und ritterlichen Untertanen des „allerhöchsten Königs.“ Neben ihm bekommen Locke, Hume, Condillac ihr Theil. Mit besonderer Genugthuung nehmen wir, von unserm deutschen Standpunkte, ferner Act von dem über Luther, über Herder, über die deutschen Universitäten ausgeschütteten Haß. Luther ist für de Maistre wie für Lamennais noch einfach der hochmüthige, dem Wein und der Wollust ergebene Mönch, der die Kirche spaltet, um eine Nonne heirathen zu können. Herder'n fertigt man ab als einen „Kombdianten, der auf der Kanzel das Evangelium, in seinen Schriften den Pantheismus lehrt.“ Ausdrücke, wie „tête aplatis par le protestantisme,“ „scurrilité ignorante des protestans“ und ähnliche werden mit wahrhaft aristokratischer Freigiebigkeit gespendet. Wir werden, unter Berufung auf den berühmten Campe (!), belehrt, daß die deutschen Hochschulen Höhlen des Lasters und der Dummheit sind. Der gelehrte und geistreiche Graf läßt übrigens nicht nur seine literarischen Gegner seinen Unwillen empfinden. Er findet es überhaupt unpassend, daß die Nature es wagt, in Sachen des Regiments eine Meinung zu haben. „Wenn die Erziehung nicht den Priestern übergeben wird, wenn die Wissenschaft nicht überall in die zweite Stelle zurücktritt, so erwachsen uns unberechenbare Uebel: wir werden durch die Wissenschaften verthiert werden, und dies ist die schlimmste Art der Verthierung.“ Die „Abendunterhaltungen von St. Petersburg“ fügen zu dieser, aus dem „Versuch über das schaffende Princip der Verfassungen“ entnommenen Aeußerung eine noch lehrreichere Probe aristokratischer Bescheidenheit. „Ueberall,“ so klagt der Graf, „haben die Gelehrten einen grenzenlosen Einfluß geübt, und gleichwohl ist nichts gewisser, als daß es nicht der Wissenschaft ziemt, die Menschen zu leiten. Es ist Sache der Prälaten, der Ebelleute, der hohen Beamten, die Nationen über das zu belehren, was gut und was schlecht ist. Die Andern haben das Recht nicht, über diese Dinge nachzudenken. Sie haben ja die Naturwissenschaften, um sich die Zeit zu vertreiben. Worüber könnten sie sich beklagen? Wer spricht oder schreibt, um einem Volke einen nationalen Glaubenssatz zu nehmen, der muß gehängt werden, wie ein Dieb.“

Das ist der Ton, in welchem der gelehrte Vorkämpfer der feudalen Weltordnung sich bei den Trägern der Wissenschaft für den genossenen Unterricht bedankt. Die Methode seiner Beweisführung zeichnet er gelegentlich kurz und bündig in dem Ausrufe: „Man muß stets von einer Wahrheit ausgehen, um mit Erfolg einen Irrthum mit Wirkung zu lehren! Von jeder vorherigen Vorstellung abgesehen: wenn ein Mensch z. B. vorgeschlagen hätte, Menschen zu tödten, um die Götter zu versöhnen, so hätte man, statt aller Antwort, ihn todtgeschlagen, als einen Verräthen.“

Vortrefflich! Und, fügen wir hinzu, wenn ein Lehrer des Staatsrechts aus heller Haut unvorbereiteten Zuhörern erklärte: „was der gesunde Menschenverstand gut findet, erweist sich regelmäßig nicht nur als falsch, sondern als verderblich,“ oder: „je augenfälliger und handgreiflicher ein Mißbrauch, um so ehrwürdiger ist er, um so nothwendiger seine Erhaltung,“ — man würde ihm wahrscheinlich jede weitere Bemühung ersparen. Da muß die angebeutete Methode denn helfen. Der Angriff beginnt regelmäßig mit irgend einem einleuchtenden Aussprüche, bei Lamennais meist mit Gemeinplätzen, bei de Maistre nicht selten mit wahren Goldkörnern scharfer Beobachtung und richtiger, intuitiver Auffassung des natürlichen Sachverhältnisses. Daran knüpfen sich dann die paradoxesten Folgerungen und auf dem Wege der willkürlichen Verallgemeinerung eines Einzelfalles, der Verwechslung wesentlicher mit unwesentlichen Prädicaten, der Umbrehung subsumirender Urtheile, im Nothfalle durch Einschlebung glänzender Declamation oder beißenden, mitunter sehr guten Witzes wird das Plaidoyer ohne Anstoß zu Ende geführt. Es wimmelt von Ausführungen, welche, des rednerischen Schmuckes entkleidet, an Beweisraft der folgenden gleichen: „Neciter war ein Mensch — Neciter hatte Unrecht, den Franzosen eine neue, fertige Verfassung geben zu wollen — also dürfen Menschen keine neuen Verfassungen schaffen.“ Oder: „die ältesten Gesetze sind religiösen Ursprungs — die Namen der ältesten, ehrwürdigsten Institute gehen von einfachen, sinnlichen Anschauungen aus — also giebt es zwei unfehlbare Regeln, über menschliche Dinge zu urtheilen: die Grundlage und der Name. Die Grundlage muß religiös sein; der Name einfach, volksthümlich, ohne Berathung entstanden.“ Sehr oft muß die einfache *positio principii* helfen, als z. B.: „Spanien hat stets weise und gelehrte Richter gehabt — die spanischen Richter haben die Inquisition gebilligt — also ist es eine Albernheit und ein Verbrechen, die Inquisition für ungerecht zu erklären.“ Auch das *post hoc, ergo propter hoc* wird nicht verschmäht, namentlich wenn es gilt, die Reformatoren für das von den Regengerichten, von den Mördern der Bartholomäus-Nacht, von den Tilly'schen und Wallenstein'schen Schaaren vergossene Blut verantwortlich zu machen. Noch einfacher pflegt Lamennais zu verfahren. Er begnügt sich oft, beliebige Behauptungen ganz naiv durch „also“ zu verbinden und dann mit einem Aufruf an das Gefühl die Reihe dieser logischen Folgerungen zu schließen. Das Wörtchen „*donc*“ trägt die Hauptkosten des Beweises, und der Apologet verläßt sich, in richtigem Gefühl für die Natur seines Talents, weit mehr auf seinen rednerischen Schwung, als auf dialektische Kunststücke. In letzterer Beziehung ist de Maistre Vorbild der Schule geblieben.

Beiden gemeinsam, und der natürliche Ausgangspunkt ihres gesammten Fühlens und Denkens ist, wie sich von selbst versteht, der Haß gegen die Revolution. Sie sehen in ihr eine förmliche, von langer Hand vorbereitete Verschwörung aller dämonischen, teuflischen Gewalten gegen das Reich Gottes. Ihr "satanischer" Charakter wird wiederholt mit der ganzen Berebfamkeit der Ueberzeugung und des Hasses geschildert. Die beschränkte Aufgeblasenheit ihrer Führer und fast noch mehr deren plebejische Armseligkeit ("in ihrer Schärpe und ihrem Federhut gleichen sie Dieben in der Tracht der Bestohlenen") wird mit erbarmungslosem Witz verhöhnt. Das gelegentliche Eingeständniß: "daß die Opfer der Bewegung im Grunde nicht schuldlos leiden," mildert nicht im Geringsten die über die fluchwürdigen Empörer gegen die göttliche Weltordnung ausgesprochene Verdammung. Dabei ist es gleichwohl bemerkenswerth, wie wenig diese Entrüstung beide Schriftsteller zu Tadlern des französischen Charakters und der französischen Bildung, oder auch nur zu unparteiischen Beurtheilern der fremden, für die Sache der Throne und des Altars kämpfenden Nationen macht. Sie bleiben (und daran könnten ihre deutschen Nachahmer sich ein Muster nehmen), sie bleiben Franzosen mit jedem Gedanken und jeder Empfindung, auch während sie Himmel und Erde zu Zeugen anrufen gegen die ihnen mißfallenden Thaten der "großen Nation." Die Größe der von ihnen verdammtten Bewegung imponirt ihnen sichtlich. Man darf nur wenig zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um namentlich bei de Mairre herauszufühlen, wie sehr die französischen Siege, namentlich die über das dem Savoyer gründlich verhaßte Oesterreich, im Grunde seiner Eitelkeit schmeicheln, wie er in den Thaten Napoleon's die Triumphe der lateinischen Race begrüßt, wie keine Aufwallung des Zorns in ihm das vollkommen richtige Bewußtsein verbunkelt, daß die Sache der Unfreiheit auf die Länge nichts von den germanischen Geschlechtern zu hoffen hat, daß ein tief innerlicher Miß sie scheidet von den Stammesgenossen Luther's und Shakspeare's, Kepler's und Newton's, Wilhelm's von Odranien und Friedrich's des Großen, daß sie mit den Ueberlieferungen und Schöpfungen des imperatorischen und des päpstlichen Roms stehen und fallen muß. Das Behagen an der französischen Art macht gelegentlich in Vergleichen von vollendeter Naivetät sich geltend. Wir wollen es nicht gerade betonen, daß Bossuet beiden Schriftstellern als der Inbegriff religiös-politischer Weisheit gilt; die Ultramontanen sind eben nicht die einzige Partei, welche ihre geistigen Vorkämpfer, zumal nach deren Tode, über die Sphäre der menschlichen Unvollkommenheit zu erheben bemüht ist. Aber auch Racine tritt bei de Mairre als Ebenbürtiger neben Homer, Shakspeare sinkt neben ihm zu einem englischen, den gutmüthigen und allzu

befehdenen Franzosen von ihren anmaaßenden Nachbarn aufgeschwagten Humberg herab. Bei dieser Gelegenheit macht de Maistre freilich die buchstäblich zu unterschreibende Bemerkung, daß die Verfassung der Monarchie Ludwig's XIV. eben so weit über der englischen Constitution stehe, als der Verfasser von Phädra und Athalie über dem Dichter von Romeo und Julia, Julius Cäsar und Hamlet. — Mit besonderem Nachdruck und großem Recht hebt der staatsmännisch-scharfsichtige Graf den Einheitstrieb und die Anziehungs- und Ueberredungskraft des französischen Geistes als die gewaltigsten Hebel der französischen Machtstellung, sowie als die erwünschtesten Vorbedingungen des römischen Systems bewundernd hervor. In jedem Gedanken des französischen Volks sieht er gleichsam einen Keil, der mit der Wucht von 25 Millionen Menschen in die Fugen der europäischen Gesellschaft dringt. Die Macht für die legitime Weltordnung zurückzugewinnen ist das Ziel seiner ersten und glänzendsten Arbeiten: erst später, wie wir sehen werden, erweitern sich seine Pläne zu einer darüber hinausgehenden Umgestaltung des gesammten Europa. So wird er denn, und nach ihm Lamennais, zu einem unermüdblichen und berechneten Lobredner der französischen Verdienste um das Gedeihen der Kirche. Die „Gesta Dei per Francos“ sind ihm gewissermaßen der leitende Faden durch die gesammte neuere Geschichte. Eine dichterische, mythenbildende Kraft bemächtigt sich seiner und seines jüngern Streitgenossen, sobald sie derselben gedenken. Wir erfahren nicht nur gelegentlich, daß das germanische Blut der Franken auf dem Schlachtfelde von Fontenoy verfliegte. Auch die Streiter Karl Martell's und Karl's des Großen werden der dankverpflichteten Christenheit als „Franzosen“ in Rechnung gestellt. Die Franzosen werden benachrichtigt, daß sie vor den andern Völkern der Erde nicht nur ihren Esprit, ihre Tapferkeit, ihre unvergleichliche Sprache voraus haben, sondern vor Allem — den wesentlich religiösen Grundzug ihres Charakters, welcher schon in dem Gehorsam der alten Gallier gegen die Druiden sich offenbare! So haben sie die katholische Kirche gegründet, den Papst über das Erbtheil des heiligen Petrus gesetzt, (in welchem sie ihn seit 1848 so ritterlich schützen), Europa zweimal siegreich gegen den Halbmond vertheidigt. Geistliche, wie Suger, Richelleu, Mazarin, haben ihr Staatswesen zum Vorbild der christlichen Gesellschaft gemacht, und in Fénelon hat das Ideal der Menschheit oder, was eben so viel sagt, des Franzosenthums sichtbare Gestalt gewonnen. Bisweilen freilich fühlt man es durch, daß bei alledem der hohle Scharfsinn de Maistre's nicht blind ist gegen die eigenthümlichen Schwächen dieser auserwählten Rüstzeuge seines römisch-katholischen Gottes. Es entschüpft ihm wohl die Bemerkung, daß ein Führer der Franzosen stets siegen werde, wenn er ihrer Eitelkeit

Beiden gemeinsam, und der natürliche Ausgangspunkt ihres gesammten Fühlens und Denkens ist, wie sich von selbst versteht, der Haß gegen die Revolution. Sie sehen in ihr eine förmliche, von langer Hand vorbereitete Verschwörung aller dämonischen, teuflischen Gewalten gegen das Reich Gottes. Ihr „satanischer“ Charakter wird wiederholt mit der ganzen Verebtsamkeit der Ueberzeugung und des Hasses geschildert. Die beschränkte Aufgeblasenheit ihrer Führer und fast noch mehr deren plebejische Armseligkeit („in ihrer Schärpe und ihrem Federhut gleichen sie Dieben in der Tracht der Bestohlenen“) wird mit erbarmungslosem Witze verhöhnt. Das gelegentliche Eingeständniß: „daß die Opfer der Bewegung im Grunde nicht schuldlos leiden,“ mildert nicht im Geringsten die über die fluchwürdigen Empörer gegen die göttliche Weltordnung ausgesprochene Verdammung. Dabei ist es gleichwohl bemerkenswerth, wie wenig diese Entrüstung beide Schriftsteller zu Tadlern des französischen Charakters und der französischen Bildung, oder auch nur zu unparteiischen Beurtheilern der fremden, für die Sache der Throne und des Altars kämpfenden Nationen macht. Sie bleiben (und daran könnten ihre deutschen Nachahmer sich ein Muster nehmen), sie bleiben Franzosen mit jedem Gedanken und jeder Empfindung, auch während sie Himmel und Erde zu Zeugen anrufen gegen die ihnen mißfallenden Thaten der „großen Nation.“ Die Größe der von ihnen verdammtten Bewegung imponirt ihnen sichtlich. Man darf nur wenig zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um namentlich bei de Maistre herauszufühlen, wie sehr die französischen Siege, namentlich die über das dem Savoyer gründlich verhaßte Oesterreich, im Grunde seiner Eitelkeit schmeicheln, wie er in den Thaten Napoleon's die Triumphe der lateinischen Race begrüßt, wie keine Aufwallung des Jorns in ihm das vollkommen richtige Bewußtsein verdunkelt, daß die Sache der Unfreiheit auf die Länge nichts von den germanischen Geschlechtern zu hoffen hat, daß ein tief innerlicher Riß sie scheidet von den Stammgenossen Luther's und Shakspeare's, Kepler's und Newton's, Wilhelm's von Oranien und Friedrich's des Großen, daß sie mit den Ueberlieferungen und Schöpfungen des imperatorischen und des päpstlichen Roms stehen und fallen muß. Das Behagen an der französischen Art macht gelegentlich in Vergleichen von vollendeter Naivetät sich geltend. Wir wollen es nicht gerade betonen, daß Bossuet beiden Schriftstellern als der Inbegriff religiös-politischer Weisheit gilt; die Ultramontanen sind eben nicht die einzige Partei, welche ihre geistigen Vorkämpfer, zumal nach deren Tode, über die Sphäre der menschlichen Unvollkommenheit zu erheben bemüht ist. Aber auch Racine tritt bei de Maistre als Ebenbürtiger neben Homer, Shakspeare stukt neben ihm zu einem englischen, den gutmüthigen und allzu

bescheidenen Franzosen von ihren anmaaßenden Nachbarn aufgeschwagten Humpung herab. Bei dieser Gelegenheit macht de Maistre freilich die buchstäblich zu unterschreibende Bemerkung, daß die Verfassung der Monarchie Ludwigs XIV. eben so weit über der englischen Constitution stehe, als der Verfasser von Phädra und Athalie über dem Dichter von Romeo und Julia, Julius Cäsar und Hamlet. — Mit besonderem Nachdruck und großem Recht hebt der staatsmännisch-scharfsichtige Graf den Einheitstrieb und die Anziehungs- und Ueberredungskraft des französischen Geistes als die gewaltigsten Hebel der französischen Machtstellung, sowie als die erwünschtesten Vorbedingungen des römischen Systems bewundernd hervor. In jedem Gedanken des französischen Volks sieht er gleichsam einen Keil, der mit der Wucht von 25 Millionen Menschen in die Fugen der europäischen Gesellschaft bringt. Die Macht für die legitime Weltordnung zurückzugewinnen ist das Ziel seiner ersten und glänzendsten Arbeiten: erst später, wie wir sehen werden, erweitern sich seine Pläne zu einer darüber hinausgehenden Umgestaltung des gesammten Europa. So wird er denn, und nach ihm Lamennais, zu einem unermüdblichen und berechneten Lobredner der französischen Verdienste um das Gedeihen der Kirche. Die „Gesta Dei per Francos“ sind ihm gewissermaßen der leitende Faden durch die gesammte neuere Geschichte. Eine dichterische, mythenbildende Kraft bemächtigt sich seiner und seines jüngern Streitgenossen, sobald sie derselben gedenken. Wir erfahren nicht nur gelegentlich, daß das germanische Blut der Franken auf dem Schlachtfelde von Fontenoy versiegt. Auch die Streiter Karl Martell's und Karl's des Großen werden der dankverpflichteten Christenheit als „Franzosen“ in Rechnung gestellt. Die Franzosen werden benachrichtigt, daß sie vor den andern Völkern der Erde nicht nur ihren Esprit, ihre Tapferkeit, ihre unvergleichliche Sprache voraus haben, sondern vor Allem — den wesentlich religiösen Grundzug ihres Charakters, welcher schon in dem Gehorsam der alten Gallier gegen die Druiden sich offenbare! So haben sie die katholische Kirche gegründet, den Papst über das Erbtheil des heiligen Petrus gesetzt, (in welchem sie ihn seit 1848 so ritterlich schützen), Europa zweimal siegreich gegen den Halbmond vertheidigt. Geistliche, wie Suger, Richelieu, Mazarin, haben ihr Staatswesen zum Vorbild der christlichen Gesellschaft gemacht, und in Fénelon hat das Ideal der Menschheit oder, was eben so viel sagt, des Franzosenthums sichtbare Gestalt gewonnen. Bisweilen freilich fühlt man es durch, daß bei alledem der hochste Scharfsinn de Maistre's nicht blind ist gegen die eigenthümlichen Schwächen dieser auserwählten Rüstzeuge seines römisch-katholischen Gottes. Es entschlüpft ihm wohl die Bemerkung, daß ein Führer der Franzosen stets siegen werde, wenn er ihrer Eitelkeit

schmeichle, sie dabei gründlich verachte und sie wie Kanonenkugeln gegen den Feind werfe, indem er ihnen eine Unsterblichkeit in seinen Zeitungsberichten verspreche. Diese „Verachtung“ findet selbst einen recht ergötlichen Ausdruck in jener Stelle der „Betrachtungen über Frankreich,“ welche die im Jahre 1796 von de Maistre und so vielen Andern nahe geglaubte Herstellung des Königthums ausmalt: „Hier oder fünf Personen vielleicht werden Frankreich einen König geben. Briefe aus Paris werden den Provinzen melden, daß Frankreich einen König habe, und die Provinzen werden rufen: „Es lebe der König!“ In Paris selbst werden alle Einwohner bis auf etliche zwanzig vielleicht, erfahren, daß sie einen König haben. Ist's möglich? werden sie rufen, das ist eine merkwürdige Geschichte! Wer weiß, durch welches Thor er einziehen wird? Es wäre vielleicht gut, ein Fenster im Voraus zu miethen, denn das Gedränge wird schrecklich sein!“ Mit vollendeter Unbefangenheit, — man glaubt einen benapartistischen Agenten neuesten Stils zu hören, — macht der gottesfürchtige Legitimist dann seine Rechnung auf die niederträchtige Selbstsucht des Böbels aller Stände. „Die unbrauchbaren Offiziere in der Armee werden Lust haben, bei einem Regierungswechsel eine sonst nur dem Talent zugängliche Carriere zu machen. So wird Mißtrauen und Ansföhung sich verbreiten. Der Magen, der gemeine Eigennuz wird den Enthusiasmus bezwingen.“ — Diese Betrachtungen sind bitter genug, aber sie sind eigentlich nicht an die Adresse des französischen Volks, sondern an die der Menschheit gerichtet, oder doch an den unterhalb des Barons stehenden Abschraum derselben. „Gott hat sich die Bildung der Souveränität vorbehalten, und er zeigt uns dies an, indem er niemals der Menge die Wahl ihrer Herrn anvertraut.“ Dies die Moral jener skeptischen Ausführung. Sie steht im genauem Zusammenhange mit der Weltanschauung, welche für de Maistre und seine Schule sich über den Trümmern des alten Europa erhebt, und die des Sieges gewiß sein wird, sobald die Franzosen gläubig und die Engländer katholisch sein werden, sobald die bevorstehende Erneuerung der Religion von dem gebenebelten, durch reichliche Blutströme mit Gott wieder veröhnten Frankreich aus ihren Eroberungszug über die Erde beginnen wird. Denn in der That, um nichts Geringeres handelt es sich bei diesen Pionieren des neu-christlichen Musterstaats. Sie begnügen sich nicht mit der Berufung auf das so lange bestandene, durch die Umsturz männer mit Füßen getretene positive Staatsrecht. Es ist ihnen nicht gebient mit thatsächlicher Wiederherstellung der alten Gewalten. Von innen, vom Gedanken heraus, das sehen sie wohl ein, ist die alte, ihnen werthe Weltordnung gestürzt worden; von innen heraus soll auch die Herstellung erfolgen. System gegen System, Princip gegen Princip; es gilt, den Feind

lung, sein Name und seine Sprache, im Bunde mit den Zeitverhältnissen, der theoretischen Anerkennung alles Naturwüchsigten und Ursprünglichen zuerst den Weg in die höhern staatsmännischen Kreise des Festlandes bahnten. Leider müssen wir das Wort theoretisch hier betonen. Denn es ist nur zu leicht zu erweisen, daß de Maistre und Gefinnungsgenossen im Grunde sehr weit entfernt waren und sind, die Bedeutung ihres Lieblings-Sages klar zu übersehen, noch entfernter, ihn folgerichtig zu entwickeln und gegebenen Falles aufrichtig anzuwenden. Der an sich durchaus berechtigte Widerspruch gegen das revolutionäre Experimentiren mit Land und Leuten gestaltet sich sehr bald zu dem nachher epidemisch gewordenen Gefühl der politischen Ohnmacht, der blinden, rathlosen Hingabe an überlieferte Zustände, unterbrochen durch fieberhaft doctrinäre Aufwallungen, die an Einseitigkeit und Gewaltthätigkeit den revolutionären Gelüsten der Jakobiner nichts nachgeben. Von dem Eifern gegen die „papierenen Verfassungen“ schreitet er fort zur Verdammung jeder gesetzgeberischen Berathung, zur feierlichen Ueberantwortung des Staatslebens an die Mächte der Trägheit, des Instincts, des Zufalls. Der übermüthigen Vermessenheit eines gewalthätigen Geschlechts von Weltverbesserern begegnet er mit dem famosen Sage von der Unfähigkeit eines gebildeten, gelehrten Zeitalters zur Gesetzgebung, mit der Verurtheilung des aufbrausenden, revolutionären Europa zu demüthiger Aufbewahrung des bereits zu allen Fenstern hinausfliegenden „Altväterhausraths.“ Dann steigert der Abscheu gegen die Neuerungen in dem ächten Sohne des achtzehnten Jahrhunderts, dem widerwilligen Schüler und Bewunderer Voltaire's, sich unmerklich bis zur Begeisterung für eine selbsterbachtete, nur nothdürftig unter historischen Symbolen versteckte Ordnung der Welt, für eine Revolution, welche im Grunde an Achtung vor dem Bestehenden vor dem Treiben des Convents wenig voraus hat, nur daß sie den Widerspruch gegen den „gesunden Menschenverstand“ zum Grundsatz erhebt, wie die andere Seite die unbedingte Hingabe an dessen voreilige Entscheidungen. Ein phantastisch aufgeschmücktes und für die Bedürfnisse der Schule systematisch ergänztes Mittelalter erhebt sich als Zukunftsideal über den Trümmern der Monarchie des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kirche ergreift aufs Neue die Zügel, die vernünftigen Wünsche der Völker und die Rechte der Fürsten finden in der Obergewalt des Papstes ihre natürliche Ausgleichung. Aus der Hingabe an die höchste und allgemein gültige Autorität, wie aus einem stärkenden Bade, erheben die partiellen Autoritäten der Fürsten sich zu neuem Leben, und der Abgrund der Revolution schließt sich vor dem neuen, durch die heilige Bluttaufe gesühnten Geschlechte.

So ungefähr die Verlektung von Phantasieen und Schläffen, aus

denen die positive Auffassung der Dinge bei de Maistre, wie bei seinem berebten Wiederholer Lamennais sich wesentlich aufbaut. Eine den leitenden Gedanken des Jahrhunderts möglichst schroff entgegengesetzte Erörterung der sittlichen Grundlagen des Lebens bemüht sich, ihr den festen Halt eines Systems zu geben. Es setzt sich diese aus theologischen Ueberlieferungen und Fiktionen, dialektischen Wagestücken eigenthümlich genug zusammen. Von einer „Philosophie der Geschichte“ unterscheidet sie sich wesentlich durch den gänzlichen Mangel an Einsicht in die Natur unseres Erkenntnißvermögens. Für de Maistre, für Lamennais und ihre ganze Schule ist „Wahrheit“ nicht sowohl der mehr oder minder deutliche und vollständige Reflex der Dinge in dem Bewußtsein des Einzelwesens, sondern vielmehr ein von unserm Denken unabhängiger, von außen her willkürlich übertragbarer Besitz. Sie ruht ursprünglich in dem geoffenbarten, vom Menschen nicht geschaffenen Worte, sie wird überliefert von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie etwa ein kostbares Juwel oder ein Kunstwerk. Nicht der Grad der Kraftentwicklung und Selbstthätigkeit, sondern der Besitz dieser geoffenbarten „Wahrheit“ und ihrer mehr oder minder getrüben Symbole entscheidet über die Culturstufe und die Bedeutung der Völker. Daran knüpfen sich dann die äblichen Lehren von der ursprünglichen Vollkommenheit des Menschengeschlechts, von dem Sündenfall, von dem Reiche Gottes und dem Reiche des Satans unter den Menschen, von der Erlösung durch das Leiden des Gerechten und der fortwirkenden Kraft dieser Erlösung in der einheitlichen sichtbaren Kirche und den von ihr anerkannten und geheiligten Formen des weltlichen Regiments. De Maistre und Lamennais beobachteten in ihren Bemühungen um den Erweis dieser „Wahrheiten“ ein sehr bemerkenswerthes, zwiefaches Verfahren, dessen äußerste Consequenzen zu ziehen allerdings nur der Letztere die Veranlassung und die Entschlossenheit hat. In einem Theile ihrer Aufgabe schließen sie nach besten Kräften dem Vorgange der kirchlichen Apologeten sich an. Sie werfen sich vor der „Autorität“ in den Staub und gießen die volle Schale ihres Jornes über die Reformatoren aus, diese eigentlichen Anstifter des die Welt verderbenden Unheils. Mit dem Wiberaufleben der Wissenschaften im funfzehnten Jahrhundert beginnt ihnen die Saat des Bösen: „hoc fontis derivata clados.“ Von den Protestanten stammen die sämmtlichen Söhne Bellais: die Deisten, die Toleranz-Apostel, die Freidenker, die Revolutionäre. De Maistre macht sogar die Entdeckung, daß in protestantischen Ländern Verbrechen und Wahnsinn weit häufiger seien, als in den katholischen, ja, daß katholische Fürsten im Durchschnitt länger leben als kaiserliche, nur Dänemark ausgenommen, — „aus geheimen Ursachen!“ Und mit dem

Protestantismus wird die gesammte europäische Wissenschaft gelegentlich lächerlich gemacht und gebührend verdammt. Die Romantik blickt schon hier nach Asien hinüber, nach dem Lande des Glaubens und der Offenbarung, nach der Stätte des süßen Geheimnisses und der feiertäglichen Ruhe gegenüber der sorgenvollen Werkeltags-Thätigkeit des superklugen, durch die Frucht vom Baum der Erkenntniß vergifteten Europa. Hier schleicht die von Gott abgefallene und aus dem Paradiese vertriebene „Wissenschaft der Schlussfolgerungen trübselig einher, im engen, nordischen Kleide, den Kopf in der Perrücke, die Arme mit Büchern belastet, mit Instrumenten rings umstellt,“ bleich von Nachtwachen und Arbeit, mit Tinte beschmugt, die von Algebra gefurchte Stirn zur Erde gebeugt. Wie anders dort, auf dem uralten Schauplatze der Wunder, die heilige Muse des Orients! Aus der Mitra quellen die im Winde flatternden Locken, das Priester-gewand deckt den von Begeisterung schwellenden Busen. Sie betrachtet gläubig den Himmel, nicht die schmutzige Erde; sie bedarf nicht der Arbeit; sie schöpft nicht aus der diabolischen Quelle des Irrthums, „aus Berechnungen, die auf das Experiment sich gründen.“ — Mit besouderem Behagen schweigt de Maistre in den Mytherien des Leidens, der Versöhnung durch Blut. Er schreckt hier vor keiner paradozen Härte zurück. Es ist, als lege er es darauf an, das achtzehnte Jahrhundert in seinen Lieblingsvorstellungen, in seinen eudämonistischen Idealen, so geflissentlich als möglich zu kränken, und sich an dem Zorn der Gegner zu weiden. Den Rousseau'schen Schwärmerien über das Glück und die Unschuld der wilden Naturkinder tritt eine Ausführung entgegen, welche die uncultivirten Racen als Verworfenne, als abgestorbene Zweige des Baumes der Menschheit darstellt. Die angebliche Verkommenheit ihrer Sprachen, ebenso die Formenarmuth der neuern Idome im Gegensatz gegen die klassischen Sprachen der alten Cultur wird benutzt, um die Lehre von der verloren gegangenen Offenbarung, von dem göttlichen Ursprunge der Sprache und der Erkenntniß zu unterstützen und die Unmöglichkeit zu erweisen, daß wir anders, als durch Ueberlieferung zu wahrer Erkenntniß gelangen. Den Glückseligkeitstheorien der die Köpfe abschneidenden Revolutionäre tritt mit bitterm Hohne die Predigt von der wunderbaren, heilenden Kraft unschuldig vergossenen Blutes entgegen. Die „Unterhaltungen von St. Petersburg“ und die „Briefe über die Inquisition“ sind voll davon. Der wütheste heidnische Aberglaube muß hier herbei, um die „Autorität“ der neuchristlichen Romantik zu stärken. Die Verwandtschaft der katholischen Anschauungen mit antik-heidnischen wird sehr naiv zugestanden. Der heilige Geist muß die Venus-Tauben als seine Verwandten begrüßen, Jupiter, Juno, Minerva stellen die Dreieinigkeit dar, die Menschenopfer sind

voll tiefen und heiligen Sinnes. Die Erde dürftet nach Blut, der Friede ist nur eine Erholungs-Pause für die Völker, welche nach jedem Aberlaß desto besser gedeihen, wie ein durch den Gärtner beschnittener Baum. Hier werden die schönsten Einfälle Heinrich Leo's vorweggenommen. Der Krieg, menschlich gedacht eigentlich wahnsinnig und unmöglich, sei eine mysteriöse Nothwendigkeit für unser Geschlecht. Man würde sicher längst auf Mittel für den ewigen Frieden gedacht haben, gäbe es nicht ein verborgenes und furchtbares Gesetz, welches Menschenblut fordert. Nicht umsonst sei der Soldat von jeher der geehrteste Stand u. s. w. Und hier kommt nun der ächte Franzose in vollem Schmucke zum Vorschein; man glaubt eine Scribelsche Verherrlichung der Soldatentugenden zu lesen. Im Umgange sei der Soldat liebenswürdiger, gefälliger, rechtlicher als die übrigen Menschen. Er beschäftige sich gern mit harmlosen, überflüssigen Dingen, z. B. — mit Nationalökonomie, wie Xenophon und Vauban! Er sei fromm, tugendhaft und verständig.“ Namentlich werden die frommen und tugendhaften Offiziere Ludwig's XIV. als Musterbilder der europäischen Menschheit gefeiert. Sie scheinen die Sympathieen des Grafen noch mehr zu besitzen, als selbst Fénelon. Sein Gedankengang steigert sich schließlich zu einem wahrhaft dithyrambischen Ausbruch christlich-ritterlicher, von keinerlei weichlicher Sentimentalität irre geführter Gesinnung: „Uebrigens ist ja das Gesetz des Krieges der ganzen Natur gemein, in mutua funera! Die Erde schreit nach Blut! Das Blut der Thiere genügt ihr nicht, auch nicht das der vom Schwert des Gesetzes getödteten Uebelthäter. Sie ist ein unermesslicher Altar, wo alles Lebende unaufhörlich geopfert wird, maßlos, rastlos, bis zur Vollenbung der Dinge, bis zur Ausrottung des Uebels, zum Tode des Todes. Der Krieg ist göttlich in sich selbst, denn er ist ein Gesetz der Welt. Das zeigt unter Anderm sich deutlich in dem, den großen Feldherrn und Völkergeißeln von der Gottheit bekanntlich gewährten, fast wunderbaren Schutze!“

Es wäre ein Fehler, durch den Eindruck harmloser Romik, welchen wir auf unserm Standpunkte von solchen Auslassungen empfangen, über ihre Bedeutung und Tragweite sich täuschen zu lassen. De Maistre war persönlich nichts weniger, als ein übermüthiger Holofernes und Nebucadnezar, vielmehr ein feiner, liebenswürdiger Weltmann und ein rechtschaffener Mann obenein. Bacchanalien, wie die eben mitgetheilten, gestattet er wohl öfters seiner schriftstellerischen Phantasie, aber nicht seinem Willen. Das entschuldigt ihn jedoch mit nichts vor einer besonnenen Kritik. Es sind wohl weniger die Prahlereien der Bösewichte, als die losen Nebenunbedachtsamer, rechtlicher Leute, welche die heilige Scheu vor dem Schlimmen in ungerüsteten Gemüthern zerstören. Der scheinbar bedeutungslose

Cynismus des Worts geht als Cynismus des Handelns auf, sobald er auf fruchtbaren Boden fällt, und der Teufel stellt sich bald genug ein, wo man ihn led an die Wand malt. — Die unerfreulichste Nachgiebigkeit gegen diesen gefährlichen Ritzel zeigt de Maistre in den berühmten „Briefen an einen russischen Edelmann, die spanische Inquisition betreffend.“ Sie bilden ein Gewebe von emancipirten Sophismen, die man lesen muß, um diesen Grad von dialektischer Abhärtung bei einem geistreichen und persönlich rechtlichen Manne für möglich zu halten. Bekanntlich gilt es, das Verfahren des restaurirten Ferdinand VII. gegen seine vielgeliebten Spanier (im Jahr 1815) dem gebildeten europäischen Publicum plausibel zu machen, speziell den anrühigen Namen der Inquisition in geistreicher Gesellschaft einigermaßen wieder zu Ehren zu bringen. Eine kritische Aufgabe; aber den Vertheidiger der „guten Sache“ setzt sie nicht in Verlegenheit. Ein vorläufiges, vornehm-mitleidiges Achselzucken über die grobe Unwissenheit der gegen die Inquisition declamirenden Schwäger macht den Durchschnitts-Leser vor allen Dingen stutzig und zweifelhaft. Es folgt dann die Ausführung: die Inquisition sei nothwendig gewesen, um die spanische Nationalität gegen die dem spanischen Scepter unterworfenen Mauren und Juden am Leben zu erhalten. Ihre Urtheile haben Niemandem Unrecht gethan: denn die Ketzer kannten ja das Gesetz; warum hielten sie nicht vorsichtig den Mund? Am allerwenigsten aber trifft ein Vorwurf die heilige Kirche: denn bekanntlich sprach sie grundsätzlich niemals ein Bluturtheil aus, sondern übergab die „Schulbigen“ stets mit liebevoller Fürbitte dem weltlichen Richter. Konnte denn sie dafür, wenn dieser das Ding unrecht verstand und die seiner Fürsorge empfohlenen Ketzer reglementsmäßig verbrannte? Aber auch der Staat that nur seine Schuldigkeit, indem er nicht, wie das verworfene und gottlose England, das Seelenheil seiner Untertanen freventlich Preis gab, sondern lieber zeitlich blühende Provinzen in Wüsten verwandelte, als daß er eine ihm anvertraute Seele wissentlich in den Händen des Satans ließ. — Man sieht wohl, von liberalen „Vorurtheilen“, von abergläubischer Hingebung an die Tyrannei der sogenannten „öffentlichen Meinung“ ist hier wenigstens nicht die Rede. Die Kirche konnte zufrieden sein mit ihrem Anwalt, zumal als dieser gegen das Ende seiner Laufbahn mit dem später von Lamennais aufgefaßten und beredt ausgeführten Gedanken hervortrat: „Es sei nun an der Zeit, dem Werke der Restauration die Krone aufzusetzen, indem man den Papst als obersten Schiedsrichter anerkenne zwischen den Fürsten und ihren der Revolution kaum entrissenen Völkern.“ — Die nächste Tendenz des 1817 erschienenen Buches „vom Papst“ ist durch H. von Sybel in der genannten Abhandlung scharfsinnig und richtig ge-

würdigt worden. Der Plan der Beweisführung läßt sich in der That kaum anders verstehen, als wenn man sich de Maistre bemüht denkt, den Kaiser Alexander mit Rom zu versöhnen und damit die heilige Allianz ihrem Ziele entgegenzuführen. Die Verherrlichung der Päpste, der Kirche, der romanisch-französischen und neben ihr auch der slavisch-russischen Bildung wird mit vieler Beredsamkeit durchgeführt, nicht so schwungvoll, aber viel geistreicher als in Lamennais' „Versuch über den Indifferentismus.“ Bei alledem kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß de Maistre mit seiner Arbeit auf die Dauer schwerlich bessern Dank geerntet haben würde, als sein jüngerer Mitstreiter. Ein ganz eigenthümlicher und lehrreicher Zug der romanisch-katholischen Reaction drängt bei Beiden der Betrachtung sich auf. Wir begegnen neben den altbekannten Sätzen und Formeln einer Reihe von Ausführungen wesentlich andern Gepräges und gar seltsamen Ursprungs. Man begnügt sich nicht mehr, in Betreff der göttlichen Sendung des Papstes einfach auf die fortlaufende Ueberlieferung der Kirche und auf die Unfähigkeit des natürlichen Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit hinzuweisen. Im Gegentheil. Diese beliebten Theorien treten fast in den Hintergrund neben Erörterungen sehr weltlicher, um nicht zu sagen frivoler Natur, neben offener Verufung auf — den consensus gentium, mit andern Worten, auf die Bedeutung des „gesunden Menschenverstandes“ und der ihn ausdrückenden „öffentlichen Meinung.“ Schon in den früheren Schriften de Maistre's tauchten hin und wieder dergleichen Anwandlungen auf; hier aber verdichten sie sich zu einer wahren Phalanx bedenklicher Ketzereien. Schon der Begriff der päpstlichen Unfehlbarkeit wird in sehr kühler, weltmännischer Weise, mit merklichem Mangel an Salbung festgestellt: der Papst sei eben nicht anders in der gesammten Christenheit unfehlbar, als jeder Familienvater in seinem Hause, jeder Schulze in seiner Dorfverwaltung, jeder Richter und Gesetzgeber im Kreise seiner Befugniß. So wird die Unfehlbarkeit lediglich formell aufgefaßt, als die Macht, den Widerspruch zu verbieten. Daß ihr damit auf dem Gebiete des Geistes jede Berechtigung abgesprochen wird, scheint der überhaupt in Erwägungen der äußeren Zweckmäßigkeit völlig aufgehende theologische Diplomat kaum zu fühlen. Er sowohl als Lamennais fassen das Bedürfniß der „Ordnung,“ der äußeren Einheit in sämmtlichen Erscheinungen des Lebens, in ächt romanischem Geiste als etwas schlecht-hin Gegebenes auf. Sobald dem einmal genügt ist, machen sie wenig Schwierigkeiten in Bezug auf die geistigen Stützen dieser allein heilbringenden Einheit. Das Bedürfniß, die Autorität der kirchlichen Ueberlieferung zu stärken, führt zu dem Bestreben, diese in Uebereinstimmung mit dem consensus gentium, der Stimme der Nationen, zu zeigen, und am

Erde verwandelt dann ein dialektischer Sprung den Diener in den Herrn. Die öffentliche Meinung wird schon in de Maistre's Buch über den Papst als die Königin der Welt, als die Schranke auch der päpstlichen Macht, ausdrücklich anerkannt. Lamennais geht nur einen Schritt weiter auf demselben Wege, wenn er später im „Avenir“ die Kirche zu einem Organ derselben herabdrückt. So kommen wir bei der Revolution, bei der Majoritäten-Herrschaft, bei dem Abstimmen über die Wahrheit wiederum an, nachdem wir den Kreislauf der reactionären Dialektik durchgemessen haben. „Revolution“ und „Autorität“ erweisen sich im Grunde als identisch. Sie wissen Beide nichts von der im Bewußtsein des eignen Rechts wurzelnden unverbrüchlichen Achtung vor dem Recht der Andern und der Gesamtheit. Die einzigen ihnen verständlichen Typen der menschlichen Gesellschaft sind Herrscher und Untertanen, durch Furcht und Egoismus zusammengehalten. „Keine gesellschaftliche Ordnung ohne Hingabe des Einzelinteresses an das Gesamtinteresse!“ ruft Lamennais. „Dies Opfer ist aber ohne Grund, unmöglich, absurd, wenn der Mensch es vom Menschen verlangt, weil er nichts als Ersatz bieten kann, weil die Tugend eine Thorheit wäre, wenn es nicht eine dauerndere Gesellschaft gäbe, wo sie ihre Belohnung empfängt.“ Wollust und Stolz sind nach demselben Philosophen die einzigen Triebfedern für den natürlichen Menschen, und in der That, es bleibt wenig Anderes übrig, wenn wir einmal den Drang nach Erkenntniß und Vervollkommnung als eine Verführung des Satans, als eine verwerfliche Anmaßung der auf Nachbeten einer überlieferten „Wahrheit“ angewiesenen Creatur besichtigt haben. „Der Gläubige hat nichts zu suchen. Er kennt seinen Platz unter den Wesen, er kennt Gott und sich selbst. Er findet, ohne Anstrengung, in Betrachtung der ewigen Wahrheit den Frieden des Geistes.“ — Nur freilich, daß kein unbequemer Widerspruch es sich herausnehme, den Frieden dieses Paradieses zu stören! Man wird dem Widersprechenden sicher auf dem Boden der Thatfachen begegnen, da die Welt der Gedanken von dieser Seite eines Zuganges entbehrt. Und sollte es sich einmal ereignen, daß die vorausgesetzte Uebereinstimmung zwischen der von den Leidenschaften und dem Stolze acceptirten „Wahrheit“ und den äußeren Trägern sich als eingebildet oder wandelbar erweist, so wird sicher eine neue Appellation an den consensus gentium, d. h. an die Abstimmungen ober auch an die Fäuste der Massen den Knoten zerhauen. Das „allgemeine Stimmrecht“, die Straßen-Emeute, die Verschwörung, der Staatsstreich ist die Rehrseite der Medaille, welche auf dem Avers die dreifache Krone und den Stirnsstab trägt. Wo der Dünkel der Unfehlbarkeit aufhört, bei der „Autorität“ seine Rechnung zu finden, verwandelt sich der Iohel

Aristokrat in den mißvergünstigten Führer einer systematischen Opposition, der glaubenseltzige Priester in den Demagogen. Wohin Lamennais schließlich auf diesem Wege gerathen, das darzustellen, gehört einer anderen Studie an. Für dieses Mal begnügen wir uns, ihn bis zum Scheidewege begleitet und kurz an den Ursprung und die Natur jener „höheren Weisheit“ erinnert zu haben, welche seit einem Jahrzehnt bringender als je sich berufen glaubt, die deutsche Wissenschaft zur Umkehr zu bestimmen, und dann auch unser thatsächliches Leben „ihre Straße sachte abwärts zu führen.“ —

## Zur Geschichte des italienischen Nationalvereins.

Lettere di Daniele Manin a Giorgio Pallavicino con note e documenti sulla quistione Italiana. Torino 1860.

Als vor wenigen Wochen der deutsche Nationalverein seine erste Generalversammlung in Coburg hielt, lag dieser Versammlung auch ein Schreiben von Seiten der *società nazionale* in Italien vor. Man versicherte den deutschen Verein der italienischen Sympathien, man warb um unsere Sympathien für die Sache der Befreiung und Einigung Italiens. Mit dem größten Tact erwiderte Herr von Bennigsen diesen Gruß, und ebenso deutlich sprach es die von der Versammlung über die italienische Angelegenheit gefaßte Resolution aus, daß das Maas unsrer Theilnahme für die italienische Bewegung durch unser eignes nationales Interesse bebingt sei; — es wurde kein Hehl daraus gemacht, daß die gegenseitigen Sympathien namentlich durch die verschiedene Stellung beider Länder dem Napoleonischen Frankreich gegenüber gekreuzt werden. Wie es sich indeß damit verhalte: der italienische Verein hat vor dem deutschen jedenfalls das voraus, daß seine Ziele nicht mehr blos in der Zukunft liegen, sondern in weitem Maasse sich zu verwirklichen angefangen haben. Es lohnt sich, des Antheils wegen, den derselbe an der gegenwärtigen Umgestaltung Italiens hat, auf seine Anfänge zurückzublicken. Unsere Aufgabe soll es auf den folgenden Blättern sein, die große italienische Nationalpartei, wie sie sich seit der Mitte der fünfziger Jahre gebildet und dann in einem Vereine eine feste Organisation gewonnen hat, zu

verfolgen. Den Anlaß und ein reichliches Material zu dieser Darstellung liefert uns das Werk, dessen Titel wir an die Spitze gestellt haben.

Die moderne Nationalitätsidee hat sich in Italien in ihrem Anknüpfen gegen das reactionäre Oesterreich mit dem Ringen um politische persönliche Freiheit verschlungen, und sich in verzweifelten Verhältnissen zum Republikanismus gesteigert. So blieben die Nothrepubliken, Rom und Venedig, im Sommer 1849 ihre letzten sichtbaren Bollwerke, welche noch unter dem Drummen der Volksgelien die grün-weiß-rothe Fahne wehen ließen. Dort war der Genuese Mazzini, hier war Manin Dictator. Die Entwicklung der politischen Ueberzeugungen des Letzteren führt uns in die Geschichte des Werdens der jetzt im Siege begriffenen Nationalpartei ein.

Von seinem Taufpaten, dem letzten Dogen Venedigs, hatte Manin's Vater bei seinem Uebertritt vom mosaischen zum christlichen Glauben diesen Namen erborget. Der Sohn bewährte in Vertheidigung der Inselrepublik mehr Kühnheit und Patriotismus, als der Sprosse der ältesten Abelsgeschlechter der stolzen Lagunenstadt. Die ihm vom Vater eingeflüßten halbantiken republikanischen Ideen und mittelalterlichen Erinnerungen Venedigs entflammten den aus dem Kerker Befreiten zu dem Entschluß, indem er Venedig im Jahre 1848 den Oesterreichern entriß, auf eigene Hand die Republik des heiligen Marcus zu proclamiren. Gewiß, es war ein großer politischer Irrthum. In die Kräfte Oberitaliens war dadurch ein unheilvoller Zwiespalt gebracht, und wenn auch die Republik bis Ende August 1849, bis zum Fall Ungarns fortvegetirte, so hatte sie doch bei dem ganzen Kampfe um die nationale Unabhängigkeit nur eine passive Rolle gespielt. Wohl war Manin, als Karl Albert im März 1849 die nationale Fahne abermals zum Kampfe erhob, zu energischer Mitwirkung bereit, allein das rasche Ende des Krieges bei Novara machte ihm dies unmöglich. Unter großen Drangsalen hatte er seine Dictatur zu Ende geführt; schwerere Prüfungen folgten. Der Tod und das Leiden seiner nächsten Angehörigen machten das Loos des Verbannten noch bitterer als dieses Loos ohnehin ist; seine eigene aussichtslose Kränklichkeit erschwereten ihm, aber verhinderten ihn nicht, sein Brod ehrlich zu verdienen und zugleich für die Befreiung seines Vaterlandes fortzuwirken. In seinen Leidensnächten wog er die Fehler, die Schuld des italienischen Volkes und seiner Führer in den Jahren 1848 und 1849 gewissenhaft ab. Die Früchte dieser meist einsamen Erwägungen liegen uns vor: sie beweisen, daß er seine und seiner Parteigenossen Irrthümer ohne Parteilichkeit rühtete.

Drei und ein halbes Jahr hatte der Exdictator völliges Stillschweigen beobachtet. Da gab John Russell die Veranlassung zu seiner ersten öffentlichen Erklärung durch die im Parlament gethane Aeußerung, daß nichts den eignen Zwecken der Italiener nachtheiliger sein dürfte, als eine Erhebung gegen die österreichische Regierung, und daß er glaube, diese Regierung würde mit der Zeit, wenn sie ruhig blieben, von selbst humaner werden und mehr Freiheiten gewähren, als durch eine Insurrection erlangt werden könnten. „Wir fordern von Oesterreich nicht,“ so befehlete Manin, der jetzt in Paris lebte, den englischen Staatsmann in einer zunächst durch die „Presse“ veröffentlichten Erklärung, — „wir fordern nicht, daß Oesterreich in Italien menschlich und freisinnig aufträte. Wäre ihm das doch unmöglich, auch wenn es den Willen dazu hätte! Wir fordern, daß es aus Italien abziehe. Mit seiner Menschlichkeit und Freisinnigkeit wissen wir nichts anzufangen: wir wollen Herren in unserem Hause sein. Der Zweck, den wir alle ohne Unterschied uns vorgesezt haben, ist der: vollständige Unabhängigkeit des italienischen Gebiets, Union aller Theile Italiens zu Einem politischen Körper.“ Alle Parteiverschiedenheit der italienischen Patrioten, fährt er fort, beziehe sich auf secundäre Fragen. In Bezug auf diese sei jede Transaction zulässig, aber nicht im Punkte der Unabhängigkeit und der Einheit. Der Rath, den man den Italienern erteile, sich ruhig zu verhalten, sei in dem einzigen Sinne ein guter Rath, sofern er bedeute, daß sie sich unreifer Bewegungen zu enthalten hätten. Aber unverwandt müßten sie das Ziel im Auge behalten, unabhängig die Mittel vorbereiten, um im günstigen Momente schlagfertig zu sein. Er schließt endlich, indem er den friedensdürstigen Staatsmännern Englands die Bedeutung der italienischen Frage als einer Frage des Kriegs und Friedens einschärft. Bis diese Frage im Sinne des italienischen Nationalitätsbestrebens gelöst sei, bis dahin — „werden wir stets in rastloser Unruhe beharren; in Italien wird stets ein Heerd der Friedensstörung, eine Gelegenheit zum Kriege sein, welche die Ruhe Europa's bedrohen wird.“

Die Uebereinstimmung der Parteien, die Bereitwilligkeit derselben, in nebensächlichen Fragen Concessionen zu machen, wie dies Programm sie ausspricht, war natürlich nicht sowohl eine schon erreichte Thatsache, als vielmehr die patriotische Meinung, der Wunsch und das Ziel Manin's. Bald genug fand er Anlaß, gegen abweichende Parteibestrebungen zu polemisiren. Die Verbindung einiger Mazzinisten mit den Mätratisten unter der Emigration, eine Verbindung, welcher nun die Republikaner überhaupt beschuldigt wurden, veranlaßte Manin zu der Erklärung im „Stecco“, 15. September 1856: „Meiner Fahne: Unabhängigkeit und Unifi-

cation getreu, weise ich Alles ab, was sich davon entfernt. Wenn das wieergeborene Italien einen König haben muß, so soll es nur Einer sein, und dieser Eine kann nur der König von Piemont sein.“

Wir sehen aus dieser Erklärung, daß die mit der Unabhängigkeit vom Ausland nothwendig verbundene Einheit sich nunmehr als eine einstaatliche und monarchische, wenngleich nur bedingungsweise, nur mit einem „Wenn“ ausspricht. Statt „Union“ ferner heißt es jetzt „Unification“. Das Streben nach Vermittlung der Parteidifferenzen führte zu einer patriotischen Scholastik, welche ein Wort erfand, das eine gewisse Weite für Unterstellung abweichender Ansichten hätte. Manin selbst erklärt sich über diese diplomatische Unterscheidung. Er sage nicht „Unität“, weil dies Wort die föderative, und nicht „Union“, weil dies die streng unitarische Form auszuschließen den Schein habe. In dem neuen Wort war Platz für die Republik wie für die Monarchie, nur daß die letztere für Manin ausschließlich den Einheitsstaat zuließ: eine monarchische Föderation bedeutete ihm nichts als eine Coalition der Fürsten gegen ihre Völker. Ueber jenes „Wenn“ aber erklärte er sich sofort im *Stecle*, in der *Times*, in dem von Valerio redigirten Organe der piemontesischen Demokratie, dem in *Lavin* erscheinenden „*Diritto*“, des Weiteren. Die so bitter verlebendete republikanische Partei, sagte er, erfülle abermals einen Akt der Selbstverleugnung und des Opfers für die Nationalsache. „Ueberzeugt, daß es vor Allem Noth thut, Italien zu machen (*faro l'Italia*), spricht sie zum Hause Savoyen: macht Italien und ich bin mit Euch, wo nicht, so nicht! Sie spricht zu den Constitutionellen: seid darauf bedacht, Italien zu machen, nicht bloß Piemont zu vergrößern, seid Italiener, nicht Municipalisten, und ich bin mit Euch, wo nicht, so nicht!“ Es sei endlich Zeit, die alten Parteinamen, die in Fragen zweiten Ranges ihren Grund hätten, abzuschaffen. Nur zwei große Meinungslager will er anerkennen, das der nationalen Unification und das des municipalen Separatismus. Er, der Republikaner, pflanze die Unificationsfahne auf. „Um diese“, ruft er, „schaare sich, diese vertheidige Jeder, der will, daß Italien sei, und Italien wird sein!“

Es ist klar genug: daß die Ansichten unsres Patrioten sich so rasch so verändertig gestalteten, ist die Folge der drängenden Situation, unter der Italien sich befand. Mit unausweichbarer Nothwendigkeit wird die Unification zum Mittel für den Zweck, der sich immer und immer wieder als das Erste darstellt, für den Zweck der Befreiung von der Fremdherrschaft. So schwer die Realisirung dieser Selbständigkeit sein mag, so hat für die Italiener die Fremdherrschaft doch den großen Nutzen, daß sie die verschiedenen Parteien vorerst einigt, da ohne diese

Einigung gar keine Möglichkeit des Gelingens abzusehen wäre. Deutschland im Ganzen — (denn nie sei Schleswig-Holstein's vergessen!) — steht unter keiner so greifbaren Abhängigkeit von einem Staate des Auslandes. Umgekehrt haben die größten deutschen Staaten, hat namentlich Oesterreich unorganische Stücke im Gebiet anderer Nationalitäten. Die Fragen, ob das Widerstreben dieser fremden Nationalitäten ein wirkliches, ob es ein gerechtes sei, welche nichtdeutsche Provinz für Deutschland nothwendig und folglich zu behaupten sei, welche nicht — diese Fragen sind z. B. ganz andere rücksichtlich Ungarns und rücksichtlich Venetiens, andere rücksichtlich der Polen und anderer Slaven. Jede dieser Fragen ist daher eine Klippe für die Einheit der Ansichten und der Kraftäußerung Deutschlands. Dies ist es wesentlich, was das deutsche Streben nach nationaler Einheit von vornherein zu einem viel verwickelteren macht als das Streben der Italiener nach demselben Ziele. Verhüte Gott, daß die Erfahrung der Unterdrückung durch eine fremde Macht diese Schwierigkeiten breche: die handgreifliche Gefahr einer solchen Unterdrückung sollte billig stark genug sein, uns zur Einheit zusammenzuzwingen!

Mit dem Herbst 1855 nahm die Thätigkeit Manin's einen neuen Aufschwung. Der Beitritt Piemonts zu dem Bündnisse der Westmächte gegen Rußland, während Oesterreich bei Demonstrationen stehen blieb, welche Rußland mehr erbittern, als die Westmächte befriedigen, andererseits seine eigenen verwundbaren Seiten aufdecken mußten, eröffnete dem auf Hoffnungszeichen Harrenden in Italien eine weite Perspective. So viel war nun gewiß: Piemont schonte Blut und Geld nicht, wo irgend eine Möglichkeit winkte, sich für seine italienischen Pläne Bundesgenossen zu schaffen.

Um dieselbe Zeit kam Manin, wie es scheint in Paris, mit einem Manne von großem Gewicht bei den italienischen Patrioten in persönlichen Verkehr, — mit dem Lombarden Marchese Georg Pallavicino. Derselbe hatte als junger reicher Mann mit Silvio Pellico als „Staatsverbrecher“ fünfzehn Jahre lang in der Feste Spielberg in Ketten gelegen, ohne ein Buch, ohne einen Brief von seiner Familie zu erhalten, bei geringer Kost, nur mit der Vergünstigung, entweder Charpie zu zupfen oder Strümpfe zu stricken. Aber sein nationaler Sinn und Wille war dadurch nicht gebrochen; weber der Sequester, welchen Oesterreich 1848 auf seine Güter legte, die ihn zu einem der größten Grundbesitzer der Lombardei machten, noch die Aufhebung desselben 1856 änderte etwas in der Richtung und der Stärke seines Strebens nach Befreiung des Vaterlandes. Seit 1848 in Piemont lebend, war er, der Demokrat, bereit, unter derselben Bedingung wie Manin dem Hause Savoyen die Krone Italiens zuzuerkennen.

Nach Piemont zurückgekehrt, war er fortan Manin's tapferer Statthalter. Er setzte im November dem Grafen Cavour, der im Verdachte stand, durch diplomatische Künste lediglich eine Vergrößerung Piemont's anzustreben, die Tendenzen der sich bildenden Nationalpartei auseinander. Manin aber fuhr in unermüdblicher publicistischer Thätigkeit fort, diesen Tendenzen Eingang zu verschaffen. Von Paris aus suchte er auf die englische, ja auf die deutsche, spanische und portugiesische Presse Einfluß zu gewinnen. Durch die Urtheile anderer Nationen über Italien wußte er die Ueberzeugung seiner Landsleute aufzuklären, ihren Muth zu heben und die in Italien zum Axiom gewordene Meinung zu bekämpfen, auch England und Frankreich würden aus Neid und Rivalität der Einheit Italiens entgegensein. Er sorgte zu diesem Ende dafür, daß die seinen Ansichten und Zwecken günstigen, seine eigenen, wie die von ihm angeregten Artikel der fremden Presse, übersetzt in italienischen Blättern abgedruckt wurden. In der That, er betrieb diese publicistische Agitation mit ebensoviel Eifer, wie Geschick und Klugheit. Man hatte ihn aufgefordert, in längeren Arbeiten seine nationalen Ideen zusammenhängend und systematisch zu entwickeln. Seine Meinung war anders. Der Kranke sei ja wohl thöricht, der, um desto eher gesund zu werden, auf einmal die Pillen nehmen wollte, welche darauf berechnet wären, daß er sie während dreier Tage von Stunde zu Stunde einnehme. Ihm galt die Wahrheit des *gutta cavat lapidem*. In diesem Sinne äußert er sich gegen Pallavicino. Kurze Artikel, in kurzen Zwischenräumen auf einander folgend, im Kopfe des Schreibenden durch einen bestimmten Plan verbunden, werden am sichersten Einfluß auf die öffentliche Meinung üben, indem sie zugleich, abgedruckt und wieder abgedruckt, eine ganz andre Verbreitung gewinnen als längere Aufsätze. Gleichzeitig indeß fand er eine Sammelansgabe aller seiner bisherigen zerstreuten Artikel nothwendig. Er gab ihr das Motto: „Unabhängigkeit, Unification“, und um die Auseinandersetzung und Einschärfung dieser Ideen dreht sich der ganze Inhalt der Sammlung. Wir hörten bereits, was, und in welcher Rangordnung diese Ideen ihm galten, und wie er unter dieser zwiefachen Inschrift zur Versöhnung der Parteien zu Einer Nationalpartei drängte, jenseits deren er nur die specifisch-piemontesische und die Mazzinistische Partei erblickt, welche „die Republik mehr liebt als Italien.“ Nur seine Ausführung über die Aufgabe und Stellung Piemont's, wie er sie in den Artikeln späteren Datums gab, haben wir noch nachzutragen. „Es ist eine Thatsache,“ schreibt er, „daß Piemont eine große nationale Macht ist; der Politiker kann sie nicht ignoriren, sondern er kann nur suchen, daraus Nutzen zu ziehen. Diese Macht sich zu verfeinden oder sie im Befreiungskampfe unthätig zu machen, wäre

Wahrheit. Nun ist es aber ferner Thatsache, daß Piemont monarchisch ist; es muß also der monarchischen Idee ein Zugeständniß gemacht werden, zu dem Zweck, damit und unter der Bedingung, daß Piemont mitwirkt, Italien zu machen.“ Und weiter: „Die piemontesische Monarchie, um ihre Mission zu erfüllen, muß, immer jenes Doppelziel im Auge behaltend, jede Gelegenheit, einen Schritt vorwärts zu thun, benutzen, sie darf unter keinem Vorwande einen Schritt zurück oder einen Schritt in andrer Richtung thun, sie darf sich auf keinerlei Weise die Hände binden lassen, und hat deshalb jede Uebereinkunft mit den beständigen Feinden Italiens, mit Oesterreich und dem Papste, zu vermeiden und um keinen Preis an Traktaten Theil zu nehmen, wodurch die territoriale und politische Stellung dieser Mächte, zu deren Zerstörung Piemont berufen ist, befestigt oder anerkannt würde. Als Kern der nationalen Attraction muß es die Bildung anderer dergleichen Mittelpunkte (z. B. eines Königreichs Sicilien) verhindern. Und wenn nun die große Schlacht der nationalen Befreiung gekommen ist, so muß die piemontesische Monarchie sich dabei entschlossen betheiligen: sie darf das Schwert nicht niederlegen, bis Italien gemacht ist, — sie hat ohne Zögern den Verlust der Krone Piemont an die Eroberung der Krone Italien zu wagen.“

Das ist das Glaubensbekenntniß der großen nationalen Partei, die weiteren Ausführungen desselben durch Manin und Aubre sind ihre symbolischen Bücher.

Kaum war dieses Glaubensbekenntniß verbreitet, als die Nachricht von dem Frieden zwischen den Westmächten und Rußland große Niedergeschlagenheit in den Reihen der nationalen Partei verbreitete. Gegen das, was Manin über die von Piemont zu beobachtende Haltung gesagt hatte, wendete man ein, dieser Staat werde, mit Oesterreich nun auf Einem Congresse tagend, mit demselben durch unvermeidliche gegenseitige Zugeständnisse in freundschaftliche Verhältnisse kommen; unübersteigliche Einflüsse würden seine Reibungen mit der Curie heilegen; und so werde Piemont die Knechtung Italiens versiegeln. Glücklicherweise konnte Manin schon im Mai 1856 auf das Auftreten Cavour's im Congreß hinweisen, wo er die Lage Italiens als eine durch die Schuld Oesterreichs und durch die der päpstlichen Mißregierung unerträglich vor Europa bezeichnet hatte. „Piemont,“ schreibt Manin, „hat die piemontesische Monarchie ihrer nationalen Mission entsprochen, indem sie im Namen Italiens auftrat. Das Vertrauen zu Piemont, somit seine moralische Stärke in und außerhalb Italiens hat sich vermehrt. Nachdem es diesen neuen Schritt vorwärts gethan hat, wird es ihm leicht sein, weiter fortzuschreiten, unmöglich werden, zurückzugehen.“ Und er mahnt nunmehr die Patrioten, daß sie der

piemontesischen Monarchie jetzt die Sache nicht bloß zu übergeben, sondern im Vereine mit ihr fortan desto eifriger zu wirken hätten. Sein Wächterruf ist jetzt, im Mai 1856: „Regt euch und regt auf!“ (*agitato ed agitato*). Er giebt eine Theorie und eine Anweisung zur Agitation. Die Agitation ist ihm eine „heilsame Gymnastik“, welche die intellectuellen und moralischen Kräfte der künftigen Streiter, namentlich ihren Muth offenbart, erzieht, stählt, die Würdigsten, die Fähigsten, die Kühnsten heraushebt. „Die Agitation plagt den Feind mit Nabelstichen, sie erinnert Europa, daß es keinen sicheren Frieden haben wird, so lange das unbegähmbare Dichten und Trachten der italienischen Nationalität nicht befriedigt ist.“ Wer, beiläufig bemerkt, die so lange und fast durchweg im modernen Italien verbreitete phrasenhafte, aufgebläht hohle, verschwommene Prosa und Poesie kennt, der muß das Gedrungene, Mathematische, Geschäftsartige der wissenschaftlichen, überzeugenden Sprache Manin's um so mehr würdigen. Das macht: obgleich jede geistige Arbeit ihm aufreibende Schmerzen verursachte und sein zerrüttetes Nervensystem immer mehr zu Grunde richtete, so schrieb er doch nie anders als nach der gründlichsten Ueberlegung, der gewissenhaftesten Abwägung der jedesmaligen Zwecke, „und nach dem Entschluß zu schreiben,“ sagt er in einem Briefe an Pallavicino, „spare ich die austreichende Feder nicht: ich mache und mache es wieder, ich seile und wäge jeden Ausdruck und jedes Wort.“

Er hatte aber dafür auch die Befriedigung, daß seine Ideen, daß die Versöhnung der Parteien immer mehr Eroberungen machte, namentlich auch in der bisher Piemont so abgeneigten Vaterstadt Mazzini's, Genua. Von hier aus antwortete unter Anderm der durch Pallavicino in Kenntniß gesetzte Garibaldi demselben am 5. Juli 1856 mit gewohnter Kürze: „Ich bin mit Ihnen, mit Manin, mit all' den guten Italienern; Ihr wolket mir daher die Ehre erzeigen, mich in Eure Reihen aufzunehmen und mir zu sagen, wenn wir etwas thun sollen. Ich verlange, daß Ihr mir in jedem Falle Befehl ertheilt.“ Mit dem Mazzinismus inzwischen hatte die Nationalpartei fortwährend und von Anfang an zu kämpfen; immer und immer wieder hatte sie den von Mazzini gegen Piemont verbreiteten Haß — bei ihm selbst aus altgenuesischem Municipalneid gegen den früheren Nachbarstaat herrührend — zu bestreiten. Mit oft wahrhaft Demosthenischer Beredsamkeit entlarvten Manin und Pallavicino dieses republikanische Pharisäerthum. Hören wir einmal ein Stück von der Beredsamkeit des Beherrern! „Die hunderttausend Soldaten in den Wolken der Zukunft, welche Mazzini verheißt“ — so schreibt er schon 1854 — „sind eben nichts als Dunst. Um die Feere der Fremdherrschaft aus dem Felde zu schlagen, braucht es leibhaftige: Feere deshalb bin ich piemontesisch; Piemont

ist monarchisch; die dreifarbige Fahne weht über den Thürmen seines Königspalastes, deshalb bin ich nicht republikanisch. Wohl ist das piemontesische Heer allein zur Befreiung zu schwach, aber noch schwächer ist die bloße italienische Meinung und Insurrection allein; darum müssen sich diese mit jenem Heere verbinden, statt durch Aufpflanzung der republikanischen Fahne Piemont zu schwächen und die Kräfte Italiens zu trennen. Auch vereinigt werden diese Kräfte Italiens für ihre Aufgabe nicht überflüssig stark sein. Kurz, Piemont ist eine Thatsache, Italien ist es noch nicht.“ — „Was hilft es, mit Berufung auf den Rath der anderen italienischen Fürsten an der Nationalsache, beweisen zu wollen, daß alle Fürsten, also auch der piemontesische, ein dem Interesse des Volkes entgegengesetztes haben? Können ihr wirklich glauben, daß das dynastische Interesse Piemonts nicht darin bestehe, den Fremdling zu besiegen und die ganze Halbinsel unter dem Scepter des Hauses Savoyen zu vereinigen? Also verträgt sich vielmehr sein dynastisches Interesse durchaus nicht mit dem der anderen Dynastien, sondern es fällt mit dem der italienischen Nation zusammen. — Aber Piemont hält vielleicht auf dem guten Wege still? so stachelt es! Wankt es? so müßt Ihr es stützen, damit es nicht falle. Denn fällt Piemont, so werdet Ihr sicher ebensowenig eine Republik als Italien haben; mit all' Eurem Predigen von der nationalen Republik habt Ihr dann lediglich der Fremdherrschaft, Frankreich oder Oesterreich Vorschub geleistet. Erwägt es ernstlich. Italienische Republikaner, seid Italiener!“ Und während er dies an die Mazzinistische „Nationaljunta der That“ richtete, erklärte er zugleich das Reden von constituirenden Versammlungen, von einem italienischen Parlament für unzeitgemäß. Seine Ansichten sind in dieser Beziehung die gesundesten und praktischsten. Durch frühere Erfahrungen belehrt will er nichts von derartigen Versammlungen während des Krieges wissen. Sie würden, meint er, zu nichts führen als dazu, durch Uneinigkeit den Kriegsoperationen zu schaden. „Während des Unabhängigkeitskrieges will ich keine Freiheit, sondern Dictatur und zwar die eines Soldaten.“

Aber nicht bloß mit dem Mazzinismus als solchem hatte es die Nationalpartei zu thun. Andre Bestrebungen verschlangen sich mit demselben. Als im Sommer 1856 die Verhältnisse der Westmächte zu Ferdinand von Neapel immer schroffer wurden, und die Ungebuld der Patrioten einen Bruch für gewiß hielt, rührten sich alsbald die Märatisten unter der Emigration wieder stark, und ihre Lique mit Mazzinisten, machte sich laut. Man suchte auch Manin und andere Patrioten dafür zu gewinnen, indem man vorstellte, daß eine Märatistische Dynastie eine „Trübüne der Freiheit“ sein werde, daß die Könige von Nord- und Südtalien in Er-

Wahrung von Freiheiten an ihre Völker wetteifern würden. Jede derartige Versuchung wies Manin auf das Entschiedenste und mit den schlagendsten Gründen zurück. Sein Plan war, daß in Neapel vor Allem die Ausführung der Verfassung zu fordern sei. Die neapolitanischen Kammern, einmal berufen, würden sofort verlangen, daß die Regierung ein Bündniß mit Piemont gegen Oesterreich schließe; so würden sich Conflictte erheben; diese würden zur Revolution, die Revolution zur Anwendung des Programms der Nationalpartei führen. Ganz anders im Fall einer Thronbesteigung Murat's. Dieser Dynastiewechsel, setzt Manin auseinander, hat keinerlei legale Basis und kann also nur mittelst einer Revolution durchgeführt werden. Ist es aber einmal zur Revolution gekommen, so hat diese kein anderes als das große Nationalprogramm zu ihrem Ziele. Murat ferner ist durch die Nothwendigkeit seiner Stellung Nebenbuhler des Königs von Piemont; er kann ihn nicht gutwillig zu seiner Vergrößerung auf Kosten Oesterreichs unterstützen. Gestände er auch eine Verfassung zu, so könnte er doch keine liberale Politik verfolgen; die Kammern könnten nicht mit ihm ringen: die Revolution von gestern würde die von morgen verhindern; würde er doch überdies, so lange das Kaiserthum in Frankreich dauert, die moralische, vielleicht die materielle Unterstützung seines Betters haben. Neapel an Murat, endlich, bedeutet Sicilien an England. So würden also, statt der Vertreibung des Fremdling aus Nord-Italien, neue Herren im Süden Italiens sich einbringen. Neapel würde eine Praefectur des französischen Kaiserreichs, Sicilien ein von England, nach Art der ionischen Inseln, beschützter Staat. „Ich ziehe,“ sagt Manin, „im Interesse Italiens die grausame Tyrannei der Bourbonen vor.“

Und noch unter anderer Gestalt, unter der Maske der von den Vätern der Nationalpartei selbst in gewissem Sinne verlangten „Versöhnung“ trat die Versuchung an sie heran. Es solle, sagte man, mit den Kräften der unter der „neutralen Fahne“ vereinigten Parteien vorerst einmal Revolution gemacht werden, alles Weitere werde sich dann finden. Es war Pallavicino nicht schwer darauf zu antworten. Es erschien ihm als eine plumpe Frage, wobei die Absicht jener Partei nur die sein könne, bei der ersten Gelegenheit an die Stelle der gemeinsamen Fahne die ihrer Secte und Kirchthurmspolitik zu setzen. In dem gemeinsamen Lager würde erst Mißtrauen, dann Zwietracht herrschen. „Die neutrale Fahne“, sagt er, „bedeutet in Neapel Muratismus, in Sicilien Separatismus, in Rom, in Genua, in Venedig Republik, in Mailand — der schon einmal blühenden Hauptstadt eines Königreichs unter einem Napoleoniden — Bonapartismus. Aller Orten herrscht Municipalismus. Der Krebs muß

ausgeschnitten werden — das Programm der Nationalpartei ist das einzig vernünftige und mögliche.“

Dieses Programm inzwischen gestaltete sich immer bestimmter, es gestaltete sich in den gegenseitigen Mittheilungen zu einem detaillirten „Selbzugsplan“. Ausführung der Verfassung von 1848 sollte das Lösungswort für Neapel und Sicilien sein. Toscana und der Kirchenstaat sollten desgleichen für Wiederherstellung ihrer abgeschafften Constitutionen petitioniren. Das Lombardo-Venetian'sche sollte sich regen, wie es könne. Keine Erhebung dürfe unternommen werden, die nicht Wahrscheinlichkeit für sich hätte, zu Revolution zu werden. Ist die Revolution ausgebrochen und in irgend einem Punkte Italiens Meisterin, so rufen die Leiter der Bewegung unverzüglich Victor Emanuel als König von Italien aus und berufen eine italienische Nationalversammlung, welche das insurgirte Italien zu repräsentiren hat und im Falle des Zögerns von Seiten Piemonts das Werk der Befreiung einstweilen fortsetzen muß. In allem Wesentlichen waren dabei die beiden Freunde einverstanden. Namentlich dient Beiden das Nationalparlament nur dazu, um den Zwischenraum zwischen der provinziellen Erhebung und der Uebernahme dictatorischer Gewalt behufs unbeschränkter Kriegführung durch Victor Emanuel auszufüllen. Nur zuweilen glaubte Manin das jugendliche Vorschreiten seines Freundes mäßigen zu müssen; so z. B. als dieser bereits die dreifarbige Fahne Italiens mit dem rothen Kreuz von Savoyen zur Fahne des vereinten Italiens bestimmte — was seitdem auch durchbrang. Ebenso warnte er, der Schriftsteller, seinen Freund, der als Abgeordneter im Turiner Parlamente saß, vor systematischer Opposition. Pallavicino hatte am 15. Januar 1857 Cavour wegen zu großer Vorliebe zu diplomatischen Mitteln angegriffen. „Ich glaube nicht,“ schrieb da Manin, „daß man verlangen kann, ein Minister solle handeln oder gar sprechen, wie ein Parteihaupt. Deine Abneigung gegen Cavour scheint mir übertrieben, um so mehr, als Du selbst bekennt, daß es an Männern fehlt, welche ihn ersetzen könnten. Eine Opposition, die ihn spornt, ihn stackelt, ihn vorwärts treibt — ganz gut! ich würde es aber, wenigstens vorerst, für unklug halten, ihn zu stürzen. Das sardinische Ministerium sitzt nicht auf einem Rosenbette; will man ihm loyal Opposition machen, so muß man sich in seine Lage versetzen und sehen, was ihm bei den gegenwärtigen Verhältnissen Europas und Italiens praktisch möglich ist. Lassen wir uns nicht von der Ungebuld und vom Zorne hinreißen! hätten wir uns, Piemont ins Verderben zu stürzen, ohne Italien zu retten. — Man darf nicht vergessen, daß ein Theil der heftigsten Gegner des Ministeriums mit Mazzini der (pessimistischen) Ansicht ist, daß die piemontesi-

schen Freiheiten der italienischen Sache schaden, und daß man, um dieser einen Dienst zu thun, nur jene zu kürzen brauche.“ — Seinerseits auf schriftstellerische Wirkung angewiesen, accentuirt er ebenfalls immer wieder als das Erste und Nothwendigste die Gewinnung der öffentlichen Meinung. So lange die nationale Idee nicht allgemein und notorisch angenommen sei, bleibe das Zögern der piemontesischen Regierung natürlich. Unmöglich könne die sardinische Dynastie das Schwert ziehen und die Schelde wegwerfen, so lange sie der loyalen Unterstützung der ganzen Nation nicht gewiß, so lange nicht jeder Zweifel entfernt sei, die Mazzinisten möchten ihr nach dem Siege nicht bloß den verdienten Lohn verweigern, sondern sie gar von dem Throne ihrer Väter vertreiben.

Aber nicht etwa, als ob diese Männer im Reden und Schreiben ihre Aufgabe beschlossen gemelut hätten. Neben der theoretischen betrieben sie auch die praktische Agitation. Die Kriegsgefahr, welche der Schweiz wegen des Neuenburger Handels von Seiten Preußens drohte, wurde von der jungen Nationalpartei benützt, um den Schweizer Söldnern in Neapel die Niederträchtigkeit ihrer Aufgabe als Schergen des Despotismus vorzustellen. Wenn wir uns nicht täuschen, so war dies der Anfang des Endes dieser Elite-truppe; die durch die Nationalpartei genährte Gluth brach im Sommer 1859 in offenen Aufstand aus, und dieser Aufstand hatte die Auflösung der alten Söldnerregimenter zur Folge und veranlaßte dann weiter im Interesse Oesterreichs die Bildung neuer Bataillone aus sogenannten, lägnerischer Weise so genannten „Bavern“. Als eine vortreffliche Idee, feruer, begründete Manin den von der *Gazetta del Popolo* gemachten Vorschlag der Sammlung von Beiträgen in ganz Italien behufs des Ankaufs von hundert Kanonen für Alessandria, also gegen Oesterreich. Krank, wie er war, veröffentlichte er, daß er selbst Beiträge in Empfang nehme, während Mazzini, neidisch, sofort seine Sammlung „für eine Million Flinten“ ankündigte. Manche Angehörige der Nationalpartei unterzeichneten für Beides, um nicht daraus eine Spaltung entstehen zu lassen. Bekannt ist, wie sich Garibaldi für die Million Gewehre interessirte; die Mazzinisten sprengten aus, er habe einen Beitrag für die hundert Kanonen verweigert, er gehöre ganz ihnen an.

Das Verdienst, die Nationalpartei zum Nationalverein organisiert zu haben, gehört einem Manne, von dem in den Briefen Manin's zum ersten Male im August 1856 die Rede ist. „Bis jetzt,“ schreibt Manin den 27. September an Pallavicino, „waren wir die zwei einzigen Apostel; jetzt schloß sich uns ein dritter trefflicher an, La Farina.“ La Farina hatte sich den Beifall Manin's namentlich durch seinen „Kleinen italienischen Kurier“ erworben, eine Broschüre, in der er die Principien

der Nationalpartei warm, insbesondere auch gegen die Mitrattisten vertrat, und die eigens zur Verbreitung in die despotisch regierten Länder Italiens bestimmt war. Die Partei hatte in der That an La Farina ein äußerst rühriges Werkzeug gewonnen. Im Januar 1857 beantragte derselbe eine öffentliche Erklärung. Im April erörterte auf seine Veranlassung eine Zusammenkunft von Patrioten in Genua die Frage, wie die Gleichgesinnten sich zu einem Verein zusammenschließen und eine regelmäßig organisirte Thätigkeit beginnen könnten — eine Frage, die Manin früher nur vorübergehend aufgeworfen und wieder fallen gelassen hatte. Nur kaum noch sollte der Letztere jetzt die Realisirung dieser Idee erleben. Sein Brust- und Nervenleiden machte ihm nachgerade jede geistige Anstrengung unmöglich. Schon in einem letzten kurzen Schreiben an Pallavicino vom 14. Juni 1857 spricht er seine Sehnsucht nach dem „Ende“ aus. Am 22. September schlug die Stunde seiner Erlösung.

Ungefähr gleichzeitig constituirte sich die „Italienische Nationalgesellschaft“. Sie erklärte Manin für ihren Stifter und Ehrenpräsidenten. Die wirkliche, und bei dem sofortigen Tode Manin's auch die nominelle Präsidenschaft wurde Pallavicino übertragen, Garibaldi war Vicepräsident, La Farina Generalsekretär. Durch die Mühwaltung des Letzteren war die Errichtung des Vereins eigentlich zu Stande gekommen; von ihm war das Programm entworfen; er leistete durch seine schon seit Jahren in ganz Italien gepflegten Verbindungen, durch die größte Thätigkeit und Geschicklichkeit unschätzbare Dienste.

Allein freilich, sehr heterogene Elemente hatten sich an der Spitze des Vereins zusammengefunden. Die Verschiedenheit der Temperamente, wie der Lebenserfahrungen war doch größer, als es zum Zweck gegenseitiger Ergänzung wünschenswerth scheinen konnte. Garibaldi, wie durch eine Reihe von Wundern aus tausend Lebensgefahren errettet, glaubte, es gelte kühn neuen äußersten Gefahren entgegenzugehen und sie durch Willenskraft zu überwinden. Seine Erfahrungen in Rom 1849 hatten ihm Glauben an die Opferwilligkeit des Volks und an die Erfolge des Volkskrieges eingeflößt, wenn dieser sich nur an ein Heer, wie das piemontesische, anlehne. Sein Mann war Victor Emanuel. Diesen fühlt er sich geistesverwandt; ihm traut er die Lust zum kühnsten, abenteuerlichsten Wagniß und den Muth zu, Alles an Alles zu wagen. Ganz anders La Farina. Unter literarischen Arbeiten, im Schooße florentinischer Bildung hat dieser seine Jugendjahre verlebt. Als Kriegsminister in Sicilien im Jahre 1848 hatte er dann alle seine Kräfte aufgeboten, um das völlig undisciplinirte Volk militärisch zu organisiren — aber mit geringem Erfolge. Eine mehr Cabour verwandte Natur, ging La Farina

leicht auf die Pläne des Ministers ein, die französische Heeresmacht zur Bundesgenossin zu gewinnen. Während Cavour den nur halb trauenden Kaiser immer tiefer in die italienische Frage zu verwickeln suchte, wußte La Farina den Grafen immer weiter in das rasche Tempo des Vereins, in die „Revolution“ zu verwickeln und, wie er selbst sagt, ihn zu „compromittiren“, obgleich Cavour der Revolution nur momentane Erfolge zutraute und Napoleon sich dieselbe verbat. Bei solchem Auseinandergehen der Ansichten kam es denn innerhalb des Vereins zu harten Stößen. Manin sowohl, wie Tribuzio sprechen in ihren Briefen nie von französischer Hülfe, Garibaldi, als nächster Nachbar Frankreichs, nach den Erfahrungen in Rom 1849 mißtraute Napoleon aufs Tiefste. Er daher und Pallavicino bestanden auf dem Verlangen nach Selbsthülfe. Aber La Farina hatte die Mehrzahl der Vereinsmitglieder für die Cavour'sche Politik zu gewinnen verstanden — vielleicht wäre es zum Bruche gekommen, wenn man nicht durch die Vorbereitung auf die That einander wieder nahe gekommen wäre. Während die Mazzinisten bereits von Neuem triumphirten, daß Garibaldi der Ihrige sei, setzte es Cavour trotz alles Widerstrebens bei Napoleon durch, daß der General an die Spitze der Freicorps gestellt würde. Die National-Gesellschaft aber bot die Mannschaft dazu auf, und gemeinschaftlich unterzeichneten La Farina und Garibaldi am 1. März 1859 die geheimen Instructionen, die den zahlreichen Zweigvereinen in Oesterreichisch und in Mittelitalien für den Ausbruch der Feindseligkeiten erteilt wurden.

Wir haben hier nicht die Geschichte des Krieges zu erzählen, um so weniger, da, wie alle Vereine, so auch die Nationalgesellschaft, während der Dauer desselben wenigstens nominell, suspendirt war. Nichts desto weniger leisteten die Füllvereine Vieles durch Aufmunterung und Unterstützung der patriotischen Jugend zur Sammlung um die Fahnen Garibaldi's. Ueberhaupt rechtfertigte sich Cavour's Mißtrauen in die Kräfte, ja in den Muth des revolutionären Elements diesmal nicht. Die doch hauptsächlich der Nationalgesellschaft zu verbankende Organisirung der nationalen Kräfte brachte zwar in der Lombardei keinen Ausbruch hervor, welcher das österreichische Heer unmittelbar gefährdet hätte. Aber dasselbe mußte sich durch Besatzungen schwächen, in Parma wankte mit dem Thron die Stellung Oesterreichs, Toscana fiel mit der Kriegserklärung, dem österreichischen Ultimatum, ab und bot den Franzosen Durchmarsch. Das größte Verdienst der Nationalgesellschaft ist aber gewiß das, daß sie durch Organisirung der nationalen Partei überall, namentlich in der Romagna, den mit gutem Grunde erwarteten blutigen Thaten der politischen Privaträthe völlig zuvorkam. An der durch sie herbeigeführten Reise des

nationalen Willens scheiterten die hartnäckigen Versuche Napoleon's auf Toscana. Nur dadurch wurde die Annexion ermöglicht.

Mit dem Frieden von Villafranca wurde die Nationalgesellschaft auch formell wieder aufgerichtet. Pallavicino zwar wollte keinen Theil mehr daran nehmen; wie er von Anfang an gegen die Hereinziehung der Franzosen gewesen war, so fürchtete er nun, daß die von Napoleon empfohlene Ligue zu Stande kommen, daß Toscana in die Gewalt eines Bonaparte fallen werde. Desto eifriger machte sich La Farina von Neuem an die Arbeit. Garibaldi nahm den Titel des Ehrenpräsidenten wieder an. Als er aber die Grenzen der Marken überschreiten wollte, während die Annexion von Toscana und Romagna noch nicht gesichert war, fand er in La Farina abermals einen Gegner, und abermals folgte die Nationalgesellschaft La Farina's Ansicht. Garibaldi legte in Folge dessen die Ehrenpräsidentschaft nieder, und La Farina's tatsächliche Präsidentschaft wurde so auch eine nominelle. Er versah dieselbe mit unermüdblichem Eifer. Durch kein Anerbieten eines Ministerpostens in der Romagna ließ er sich aus dem Mittelpunkt, aus seinem Präsidentenstuhl in Turin herauslocken. Es mag sein, daß er von hier aus die revolutionären Kräfte gar zu centralistisch wie Maschinentheile leitete, bald in raschem Fluß bringen, bald zurückhalten wollte. In einem Moment sehr erregten Mißtrauens rief ein seitdem viel genannter Patriot: „Die Herren meinen, sie dürfen wie in einer Badeanstalt jetzt heiß, jetzt kalt Wasser befehlen und nur den Hahn drehen.“ — Einen Beleg dazu gaben die Vorgänge in Sicilien.

In Sicilien war seit Jahren geschürt worden, aber zu Anfang dieses Jahres hatte man von Selten des Präsidiums den Ausbruch „abbestellt“. Die Führer in Sicilien hatten sich aber zu sehr compromittirt, sie mußten losbrechen, wollten sie nicht verhaftet werden. La Farina hielt es für gewiß, daß dieser Aufstand, von den ungetheilten Kräften der Bourbonen ins Innere der Insel gedrängt, „mit dem eisernen Gürtel“ der Festungen an der Küste, der Kriegsflotte, erstickt werden würde. Die Grausamkeiten der Neapolitaner griffen ihn gemüthlich aufs Tiefste an; aber er wollte nicht auch Andere ins unvermeidliche Verderben stürzen. Garibaldi dachte anders. Schon früher hatte er die ihm so widerlichen Fäden der Diplomatie durch Einschnitt in die Marken zerhauen wollen: nur auf das Wort Victor Emanuels hatte er das Opfer des Verzichtes darauf gebracht. Mit Sicilien war es anders; er hatte den Sicilianern Hoffnung auf Unterstützung gemacht, sie waren in verzweifelter Lage, also galt es nicht lange zu erwägen, ob, sondern nur wie man ihnen zu Hilfe käme. Umsonst warnte noch La Farina 28. April in Genua, „aber

verbieten konnte ich ihm nicht.“ So ruhig La Farina anderen Tags darüber sprach, so muß der Bruch doch schon damals weit gediehen sein. Wohl bot La Farina seit der Nachricht von der beinahe für unmöglich errachteten Landung Alles auf, Mannschaft, Geld, Kriegsmaterial aus Vereinsmitteln hinzuliefern. Fröh und spät, im Gesellschaftslokal, zu Hause, in der ganzen Stadt Turin, in Genua war er thätig. Ueber eine halbe Million Francs verwandte der Centralverein der Nationalgesellschaft in Turin, ebensoviel die Zweigvereine — das war der Pancotto, der Kopf der Gesellschaft, über welchen Mailänder Radikale spotteten — und es gelang ihnen, mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten zehntausend Freiwillige auszurüsten und über die von der feindlichen Flotte beherrschte See zu Garibaldi zu schaffen.

Aber während dieser Thätigkeit stimmte La Farina im Parlament für die Abtretung Nizzas, weshalb sich das Schelten auf sein langes Bleiben auf dem Festlande und Garibaldis Abneigung gegen ihn noch steigerte. Darum war es von Cavour taktlos, daß er La Farina als seinen Bevollmächtigten zu Garibaldi schickte, um die Annexion zu beschleunigen. Mazzinisten von mehr oder minder reinem Wasser hatten Garibaldi zu seiner Expedition ihre militärischen und administrativen Kräfte zur Verfügung gestellt. Er nahm die Tüchtigsten, z. B. Crispi, mit sich nach Sicilien, nachdem er sich des von ihnen zusammengerafften Haufens an der toscanischen Küste entledigt hatte. La Farina war nicht sobald in Palermo angekommen, als er jene Gegner der sofortigen Annexion, welche allerdings bei den Sicilianern keinen Halt hatten, durch Vorstellungen bei Garibaldi aus der Gewalt zu verdrängen suchte, und als dieses nicht gelang, durch Geltendmachung seiner Popularität im Lande wirklich verdrängte. Der Dictator, dessen persönliche Abneigung dadurch und durch seine radikale Umgebung zum Ausbruch gereizt war, schickte auf eine unwürdige Weise den Bevollmächtigten Cavour's und den Präsidenten der Nationalgesellschaft nach Genua zurück. Während die von Mazzinisten geschriebenen Zeitungen den gemeinsten Hohn über einen ihrer gefährlichsten Gegner ergossen, die reaktionären, wie immer in solchen Fällen, ihr Echo machten, und die Organe Cavour's, welcher um der Sache willen sich mit Garibaldi wegen eines gemeinsamen Fehlers nicht überwerfen wollte, ihn sehr lau vertheidigten, nahm sich die Mehrtheit der Nationalgesellschaft ihres Präsidenten entschieden an. Die Mitglieder des Bologneser Zweigvereins, welche die Präsidentschaft La Farina's für beendet erklärten, wurden durch den Centralverein in Turin für ausgeschlossen aus der Nationalgesellschaft erklärt.

Die italienische Nationalgesellschaft zählte im Mai 1860, welches wohl

die Epoche ihrer größten Blüthe war, dreihundert Zweigvereine und zwei und sechzig Mitglieder im Parlament. Ihr gegenwärtiger Bestand wird auf zweihundert vier und achtzig Zweigvereine und beinahe dreitausend Commissariate angegeben. Die neueste Aufgabe, die sie sich gestellt hat, besteht darin, die Action Cavour's gegen den Kirchenstaat und — gegen Venetien dadurch zu ermöglichen und herbeizuführen, daß sie die Mobilisirung von Bataillonen der Nationalgarde befördert. —

Ohne Zweifel, es ist auch für uns Deutsche aus der Geschichte der italienischen Nationalpartei, sowie aus der Taktik ihrer Führer manche Belehrung zu schöpfen. Aber am liebsten doch wenden wir uns zum Schluß zu ihrem edelsten Kern zurück. Alle Freunde der wirklichen Nationalunabhängigkeit und Einheit Italiens, namentlich wir Deutsche, welche die Berechtigung dieses doppelten Strebens anerkennen, haben allen Grund uns darüber zu freuen, daß Männer, wie Pallavicino, das Panier der wirklichen Unabhängigkeit hoch halten und gegen die eigennützige Hülfe des französischen Auslandes, des Napoleonischen Despotismus protestiren, nachdem Italien durch ihn die Möglichkeit erlangt hat, sich selbst zu helfen. Dieser „Apostel“ und „Märtyrer“ der italienischen Nationalität, Pallavicino, sieht, je weiter das Werk der italienischen Unification und Unabhängigkeit (in dieser Ordnung erscheinen diese Lösungsworte auf den neueren Vereinschriften) vorschreitet, um so sicherer der Stunde entgegen, wo der Reib der traditionellen französischen Politik gegen jede Gestaltung durch Einheit starker und unabhängiger Nationalitäten über Italien ausbricht. Deshalb wünscht er sehnlich ein national gestaltetes Deutschland, welches die einst zum deutschen Reich gehörigen Lande an den Quellen und Mündungen des Rheins, namentlich auch Belgien und England, zum Schutz Mitteleuropas gegen Frankreich allire. Er glaubt, dies wären die natürlichen Verbündeten eines nationalen Italiens. Indem Cavour, was ihm durch die Drohungen Mazzini's ermöglicht wurde, in Neapel mit Garibaldi wetteifernd eingreift, entfernt er sich wenigstens noch mehr von den Wegen Napoleon's. Es kommt nun vor Allem darauf an, ob die anderen Großmächte den sich bildenden italienischen Nationalstaat nicht so behandeln, daß er sich an Frankreich anlehnen und dessen Bundesgenosse, ja Werkzeug werden muß.

## Thomas Babington Macaulay.

Th. Babington Macaulay's ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Neue Folge. Vier Bände. Braunschweig, Westermann 1860.

Nicht leicht ist, außerhalb des Gebietes der Unterhaltungsliteratur, einem ausländischen Schriftsteller in Deutschland ein größeres Maas von Huldbigung zu Theil geworden, als dem Geschichtschreiber, den vor nunmehr zehn Monaten der Tod von seinem unvollendeten großen Werke abrief. Die Macaulay'sche Geschichte Englands seit dem Regierungsantritt Jacob's II. und die Macaulay'schen Essays wurden mit all' der Begier gelesen, mit der man sonst bei uns zu Lande über die Erzeugnisse der englischen Novellistik herzufallen gewohnt ist. Macaulay wurde von denen gelesen, die sich unterhalten, und von denen, die sich unterrichten wollten. Er galt, in einer politisch höchst bewegten und dem Studium der Geschichte sich eifrig zuwendenden Zeit, als ein Lehrer sowohl der Politik wie der Geschichte, als ein Muster, nicht blos wie man erzählen, sondern wie man schreiben müsse. Die Tauchnitz-Ausgabe britischer Autoren verbreitete seine Schriften in zahllosen Abzügen; an den Stücken seiner Erzählung, die in unsre Schul-Chrestomathien übergingen, holten sich Schüler und Schülerinnen neue Lust, die fremde Sprache zu lernen; im Wettstreit machten sich Politiker, Gelehrte und Lohndliteraten an die Uebersetzung des englischen Textes, und nicht lange, so wurden die Einflüsse der historiographischen und stilistischen Methode des Briten in unsrer eignen Literatur bemerklich, nicht lange, so gab es überall, in Kammerreden, in historischen und politischen Werken, einen Ueberfluß von Citaten aus Macaulay.

Zu der Zeit nun, wo die Bewunderung des englischen Autors ihren Gipfel erreicht hatte, wäre es nicht leicht gewesen, ein unparteiisches Urtheil über sein wirkliches Verdienst zu fällen. Diese Zeit indeß ist vorüber. Man darf sagen, daß seine Geltung in Deutschland am größten war bis zum Erscheinen des dritten und vierten Bandes seines Geschichtswerks, und daß ein weiterer Wendepunkt in der Beurtheilung seiner historiographischen Manier durch das Bekanntwerden des Essay über Friedrich den Großen bezeichnet wurde. Sein Tod hat, wie billig, dem Cultus seines literarischen Ruhmes und der Speculation auf diesen Cultus einen neuen Anstoß gegeben. Unter dem Titel einer Neuen Folge von Macaulay

lay's „ausgewählten Schriften“ sind wir mit einer, in der That ohne Auswahl veranstalteten Sammlung von bisher noch unübersetzten Aufsätzen, Reden und Gedichten beschenkt worden. Wir glauben nicht, daß diejenigen ihre Rechnung finden werden, welche in diesen Bänden dieselbe bezaubernde Unterhaltung suchen, die sie fast ausnahmslos aus den früher übersetzten Stücken schöpften. Es verhält sich mit denselben, wie es sich meist mit solchen Reliquiensammlungen verhält. In einem langen literarischen Leben giebt es so gut wie in einem altbestandenen Haushalt mancherlei Kram, zu gut oder zu ehrwürdig, um weggeworfen, zu alt oder zu schlecht, um gebraucht zu werden. Sammler, Liebhaber und Alterthumsfreunde sind eifrig dahinter her, wenn dergleichen bei Todes- oder Umzugsfällen zur Versteigerung kömmt, und unter dem Haufen des Eröbels wissen sie dann hier und da etwas Werthvolles zu entdecken oder ein vernachlässigtes Stück mit geringer Mühe zu neuem Werth aufzupuzen. Wer in dieser Weise und mit solchem Auge die gegenwärtige Sammlung durchmustert, wird höchlich zufriedengestellt werden. Denn für die biographische und literarhistorische Betrachtung bietet die Mehrzahl der hier mitgetheilten Stücke, bieten namentlich die Jugendaufsätze und die Reden ein schätzenswerthes Material. Dasselbe wird für uns um so brauchbarer, als uns gleichzeitig eine Anzahl englischer Berichte und Urtheile über Macaulay's Leben und Schriften vorliegt, wie sie bald nach seinem Hinscheiden, meist in Journalartikeln, zum Vorschein kamen. Wir versuchen es, unter Benützung dieser Hülfsmittel, über den Staatsmann, den Redner, den Geschichtschreiber, über ihn selbst und über seine Werke, über den Werth namentlich seines literarischen Beispiels unsere Meinung zu sagen. —

Von allen sonstigen Reizen der Macaulay'schen Darstellung abgesehen, ist es in erster Linie der immer gleiche gehobene Ernst und die warme Begeisterung des Mannes für die Sache der Freiheit und der Menschlichkeit, was ihm unsere Sympathien zuwendet. Man fühlt, daß hinter dem kühlen Empirismus, der ihn sonst charakterisirt, in dieser Einen Beziehung ein idealer Zug in ihm lebendig ist. Wir sind berechtigt, gerade dieses Element seines Wesens als ein ererbtes, — als eine Mitgift seiner presbyterianischen Herkunft anzusehn. Denn als eifrige Diener der schottischen Kirche finden wir die Vorfahren des Geschichtschreibers auf den Hebriden. Obgleich für die kaufmännische Laufbahn bestimmt, wird sein Vater Zacharias, mitten in diesem Berufe, jenseits des Oceans zu einem Apostel der Humanität: der Name desselben ist eng verbunden mit dem Namen des Sklavenbefreiers Wilberforce. Die Mutter unseres Historikers, die Tochter eines Bristol'schen Buchhändlers, ist

eine Quälerin. Am 26. October 1800 zu Rothley Temple, dem Sitz seines Onkels Babington Macaulay, in der Graffschaft Leicesters geboren, erhält er im elterlichen Hause eine streng religiöse Erziehung, findet er sich umgeben von den Traditionen puritanischer Gesinnung und Frömmigkeit. „In der Schule der Heiligen,“ wie einer seiner Biographen sagt, „wird er zum Whig erzogen,“ und unter den Anhängern Wilberforce's, unter den Philanthropen der Anti-Sklaverei-Partei saugt er jene idealistischen Ueberzeugungen ein, die er verräth, nicht nur so oft er sein Wort in der Sklavenfrage einsetzt, sondern nicht minder wenn er z. B. in der Rede über die Regierung Indiens den Triumph englischer Gesetzgebung für wichtiger erklärt, als die Fortdauer der englischen Herrschaft und den Sieg der englischen Waffen. Die Bibel, „des Pilgrims Wallfahrt,“ calvinistische Erbauungs- und Streitschriften bilden die erste Lectüre des Knaben. Von daher seine Vertrautheit mit dem Sprach-, Bild- und Gedankenschatz der heiligen Schrift, von daher seine Vorliebe für Bunyan und Milton. Es lag nicht in der Anlage seines Geistes, mit tieferem Verständniß in das Positive der religiösen Bewegungspartei des siebzehnten Jahrhunderts einzudringen: aber eine gewisse Sympathie mit dem Wesen der Puritaner und ein lebhaftes Interesse für ihr historisches Auftreten zeigt sich überall als die Frucht seiner Jugendindrücke. Für die theilweise Trockenheit jener theologischen Literatur indeß wußte sich der Knabe frühzeitig auch durch weltliche Lectüre schadlos zu halten. Die arabischen Nächte und die Waverley-Novellen las er, bis er sie fast auswendig wußte. Für die frühe Reise des Knaben, insbesondre die erstaunliche Regsamkeit seines Gedächtnisses und einer mit den Schätzen dieses Gedächtnisses arbeitenden Phantasie existirt das beste Zeugniß. Eine Freundin seiner Eltern war die ehrwürdige Hannah Moore. Von Shelsford, in der Nähe von Cambridge, wo er in der Privatschule eines Mr. Preston untergebracht war, besuchte er die Matrone gelegentlich in den Ferien auf ihrem Sitz zu Barley-Wood. Ihr vielleicht verdankte er das in seinen späteren Schriften so stark hervortretende Interesse für die literarischen Größen des achtzehnten Jahrhunderts, für die Persönlichkeit Johnson's und den literarischen Hof desselben — eine Gesellschaft, die in Hannah Moore's Erinnerung unvergeßlich fortlebte. Die Briefe dieser Frau aber an den Vater des damals vierzehnjährigen Macaulay sind voll des Rühmens von der Belesenheit und Schreibseligkeit desselben.\*) Im Recitiren und Productiren von Versen und ganzen Gedichten war der junge Scholar unermüßlich; „die Masse von Lectüre,“ schreibt sie, „die

\*) E. Macmillan's Magazine. Febr. 1860, S. 289 ff.

Tom eingeschluckt, und die Masse von Schreiberei, die er von sich gegeben, ist erstaunlich; — wir haben Poesie zum Frühstück, zum Mittag- und Abendbrod.“ Es ist klar, ein Schriftsteller steckte in Tom, wo nicht gar ein Poet.

Mit Mr. Preston's Schule siedelte er demnächst von Shelford nach Aspeben in Hertshire über, um endlich von da in seinem achtzehnten Jahre das Trinity-College in Cambridge zu beziehen — dasselbe College, aus dem die Bacon, Newton, Bentley hervorgegangen und dem in neuerer Zeit fast alle Staats- und Kirchenmänner der freieren Richtung angehört haben. Seine Universitätslaufbahn war glänzend genug. Wiederholt gewann er die goldene Preismedaille für ein paar jener poetischen Stilübungen, von denen er selbst so geringschätzig zu sprechen pflegt. Im Jahre 1822 erwarb er sich den Baccalaureus-Grad; nach drei weiteren Jahren, die er abwechselnd in London und Cambridge verbrachte, den Grad eines Magisters der Künste. In Lincoln's Inn widmete er sich darauf dem Studium des Rechts und trat seit 1826 als Anwalt an diesem Gerichtshofe auf. Um dieselbe Zeit indeß war er bereits zum berühmten Schriftsteller geworden. Mit all' der Leichtigkeit, die ihm von Hause aus eigen war und mit der ganzen Scrupellosigkeit der Jugend hatte er schon als Student die Früchte seiner Studien frischweg dem Publicum vorgesetzt. In Knight's Magazin, einer halb wieder eingehenden Zeitschrift, erschienen pseudonym, untermischt mit Gedichten, die ersten Aufsätze des jungen Mannes. Es ist deutlich, daß für jetzt noch die poetische Lust, die Neigung zur freien Production in ihm überwog. Der junge Schriftsteller versucht sich in den verschiedensten Formen historischer Poesie. Er dichtet Hugenotten- und Puritanerlieder mit dem sichtbaren Bestreben, in Form und Inhalt die Farbe jener Zeit, der Zeit des französischen und englischen Bürgerkrieges wiederzugeben. Er wirft sich mit noch größerem Glück und Geschick in die Form des historischen Romans. In den „Fragmenten einer römischen Erzählung“ sollen uns die Figuren eines Catilina, Cicero, Caesar, römisches Leben und römische Geschichte anschaulich werden; in den „Scenen athenienischer Festgelage“ wird uns Alibiades und die Frivolität des jungen Athen in lebendiger, dramatischer Schilderung vergegenwärtigt. Selbst allgemeine Ansichten entwickelt er am liebsten in einer unterhaltenden oder poetischen Einkleidung. Mit Glück greift er das eine Mal — bei einer literarischen Frage — zur Fabel. Weniger glückt es ihm in politischen Materien. In einem steifen Zwiesgespräch zwischen Cowley und Milton werden die Principien und das Verfahren der Männer der ersten englischen Revolution vertheilt; es ist eine Studie des künftigen Debatteurs, wie die früher

genannten Stücke Studien des künftigen Historikers sind. Besonders unglücklich wird die Form der Parodie angewandt, das eine Mal, um die französische Revolution und die gleichzeitigen politischen Zustände und Parteikämpfe in England zu charakterisiren, das andere Mal, um jenen abgeschmackten Stil epischer Poesie zu kritisiren, der die Heldenthaten Wellington's nach dem Muster der Homerischen Schilderung von den Abenteuern des Agamemnon oder Odysseus darstellt. Doch es giebt auch andere Stücke unter diesen Erstlingsarbeiten, die sich bereits mehr dem Charakter der späteren Macaulay'schen Essays nähern. Das Talent des jungen Mannes hatte die Aufmerksamkeit des beredtesten Staatsmannes des damaligen England auf sich gezogen. In einem, nenerdings bekannt gewordenen, Briefe hatte Lord Brougham sich gegen Macaulay's Vater über den besten Weg ausgelassen, den Sohn zum Juristen und zum Redner zu bilden. Er hatte vor Allem die Lectüre der Alten, er hatte außer dem Studium des Demosthenes das des Dante empfohlen. Der Rath war befolgt worden, — und die nächsten Früchte dieser Studien wurden in den Aufsätzen über Dante und Petrarca, über die athenienischen Redner und über Mitford's Geschichte Griechenlands abgelagert. Wie sollte es uns nicht wichtig sein, an diesen Arbeiten ein Zeugniß für einige der hauptsächlichsten Quellen zu haben, aus denen unser Historiker die Bildung seines Stils und seines Geschmacks schöpfte? Und doch: das höchste Interesse, welches die Schülerarbeiten späterer Meister für den aufmerksamen Beobachter haben, das Interesse, die geistige Entwicklung des werdenden zu zeigen, dieses Interesse befruchtigen sie nur in geringem Grade. Vielmehr aber, sie enthüllen uns in dieser Beziehung eine überraschende Eigenthümlichkeit. Während sich der Geschmack des Verfassers fortschreitend klärt, während sich seine Kenntnisse erweitern, während die Sorgfalt der Composition zunimmt, so erscheinen nicht nur seine Manier im Ganzen, sondern auch seine Ansichten und Gesichtspunkte frühzeitig fixirt. Wir bemerken Zuwachs und Verfeinerung, aber nicht eigentlich Umbildung und Entwicklung. Von jenen Gemeinplätzen sowohl, wie von jenen anscheinenden Paradoxien, die sich leicht jedem Leser der Macaulay'schen Schriften einprägen und die man in einer Summe seiner politischen, ästhetischen und philosophischen Meinungen zusammenstellen könnte, findet sich ein gut Theil schon in den Aufsätzen von Knight's Magazin. Nicht ein Keim dazu ist vorhanden, sondern sie selbst. Diese Meinungen scheinen die Natur von Kenntnissen zu haben, und der Unterschied von Später und Früher besteht in der Hauptsache nur in der neuen Combination, in der er dieselben vorbringt, in dem größeren Reichthum von Vergleichen und Beispielen, womit er sie illustriert. Wir bewundern

die frühzeitige Reife, die Entschiedenheit, Sicherheit, Urtheilskraftigkeit des Zwanzigjährigen, aber wir vermiffen dafür den Reiz eines durch Irrthümer erstarkenden, von Innen heraus sich bildenden und wandelnden Geistes und Charakters. Schon jetzt erkennen wir, daß die Hauptstärke dieses Mannes in der Lebendigkeit besteht, mit der er Einbrüche aufnimmt, in der Klarheit, mit der er sie ordnet, in der Fähigkeit, mit der er sie festhält.

Bald suchten sich die schriftstellerischen Talente des jungen Mannes eine glänzendere und augenfälligere Bühne. Eine Rede, die er bei der Jahresversammlung der Anti-Sklaverei-Gesellschaft gehalten hatte, war rühmend in der Edinburgh-Review erwähnt worden. Er wagte es, vielleicht in Folge dessen, dem Herausgeber Jeffrey einen Aufsatz über seinen Lieblingsdichter anzubieten: — im August 1825 erschien der Essay über Milton in dem berühmten Whig-Journal. Das Thema war ganz dazu angethan, den Schriftsteller in seinem besten Lichte erscheinen zu lassen; denn es war erlaubt, einen Dichter in einer dichterisch reichen Sprache zu schildern, und dem Politiker Milton mit seiner glühenden und ernstesten Freiheitsliebe konnte am ehesten das jugendliche Pathos eines Schriftstellers gerecht werden, dessen Whiggismus, von Puritanismus und Philanthropismus durchtränkt, noch unschuldig und unberührt von dem Gift praktischer Partekämpfe war. Die Aufsätze über die italienischen Dichter waren überbies treffliche Vorarbeiten gewesen: die Quintessenz derselben konnte in den neuen Aufsatz übergehen. Die ästhetische Theorie zwar, mit welcher in demselben die Kritik der Milton'schen Dichtung eingeleitet wird, erscheint dem deutschen Leser, gelinde gesagt, einseitig und armselig, und erscheint um so mehr so, als sich der Schriftsteller sichtlich darin gefällt, sie in den paradoxesten Wendungen vorzutragen. Unmöglich kann derjenige tief in das innere Wesen der Poesie eingedrungen sein, oder sich den Unterschied der modernen von der älteren Poesie ausreichend klar gemacht haben, der mit Behauptungen auftritt, wie die, „daß in einer aufgeklärten Gesellschaft Niemand ein großer Dichter werden könne, es sei denn, daß er zuvor ein Kind geworden.“ Allein diese schülerhafte Behandlung ästhetischer Fragen mochte einem englischen Publicum viel weniger anstößig sein als uns. Die Fülle gesunden Verstandes, die dabei im Einzelnen entfaltet wurde, überdeckte das Unreife und Oberflächliche der letzten Principien. Im weiteren Verlaufe des Aufsatzes muß einen Jeden die pietätvolle Begeisterung für den großen Republikaner, der tapfere und frische Freiheitseifer des Verfassers, seine überall funkelnde, zuweilen männlich-stolze Beredtbarkeit fortreißen. Daß der Aufsatz mit Schmutz und Silberwerk überladen sei, hat Macaulay selbst später erkannt; aber noch nie war ein

überladener Stil zugleich ein so klarer Stil gewesen; was man nach dem Lesen tabeln mochte, daran konnte man nicht umhin, sich während des Lesens zu ergötzen, und so kam es denn, daß der Aufsatz vielleicht seinen Fehlern ebenso sehr, wie seinen Vorzügen einen Erfolg verdankte, wie er selten einer Jugendarbeit zu Theil geworden. Das englische Publicum wurde mächtig von demselben gepackt, ja er regte jenseits des Oceans Ehannung zu seinen „Bemerkungen über den Charakter und die Schriften John Milton's“ an. Jeffrey, eben jetzt frischer literarischer Kräfte für sein Journal bedürftig, beeilte sich, der Hülfe eines so glänzenden Mitarbeiters auch für die Zukunft sich zu versichern, und Macaulay konnte nicht besser für seinen literarischen Ruf sorgen, als indem er auf der so glücklich betretenen Bahn verharrete. Gelegentlich zwar fuhr er fort, sich als Dichter zu versuchen, und gelegentlich griff er mit einem Zeitungsartikel unmittelbarer in die Politik des Tages ein. Bald jedoch mußte ihm klar werden, daß keins von Beidem sein eigentlicher Beruf sei. Es fehlte ihm zum Dichter an Unmittelbarkeit der Empfindung und an dem spontanen Impulse schöpferischer Phantasie; es fehlte ihm für Zeitungschriftsteller die Leichtigkeit der Improvisation. Alle die Erwartungen dagegen, die er durch seinen Milton rege gemacht hatte, wurden erfüllt durch die Essays, die er in der *Edinburgh-Review* demnächst folgen ließ. Im März 1827 erschien der nach unserem Urtheil vorzüglichste seiner älteren Aufsätze, über Machiavelli, im Mai 1828 der über Geschichtsschreibung und im September desselben Jahres der über Hallam's Verfassungsgeschichte.

Er hatte mit allen diesen Aufsätzen, zumal mit dem lehterwähnten, sich als den beredtesten Vertreter whiggistischer Principien gezeigt. Was Wunder, wenn seine Partei sich so gut wie Jeffrey seiner Talente zu versichern suchte? Seiner literarischen Auszeichnung verdankte er seinen Eintritt in's Parlament und demnächst, unter der Verwaltung des Grey'schen Ministeriums, seine Anstellung als Secretär des Bankeruttgerichtshofs. Lord Lansdowne war es, der ihm als Mitglied für den von ihm beeinflussten Wahlkreis Galne in Wiltshire im Frühjahr 1830 und von Neuem im Herbst nach dem Tode Georg's VI. zu einem Sitz im Hause der Gemeinen verhalf. Zu keiner günstigeren Zeit hätte ein junger und feuriger Politiker in die Reihen der liberalen Partei eintreten und seine parlamentarische Laufbahn beginnen können. Der Sturz eines Königthrones in einem Nachbarlande hatte nur eben den starren Vertheidigern des Alten eine große Lehre vorgehalten. Der Volksgeist in England schlug mächtige Bogen und forderte laut und dringend eine Reform des alten unvernünftigen Systems parlamentarischer Vertretung. Die Führer der

Whigs, an ihrer Spitze Lord John Russell, damals in der vollen Kraft der Jahre und in der Frische seines Geistes, waren entschlossen, dem drohenden Sturze der Verfassung durch eine weise Aenderung des Bestehenden, durch eine mäßige Erweiterung der Schranken des Wählerrechtes zuvorzukommen. Es handelte sich wieder einmal einfach um dieselben großen Principien, welche ursprünglich Whig und Tory geschieden, und welche überall und immer Reformers und Conservative scheiden. Rein und klar standen sich die beiden Parteien gegenüber, und auf der Seite der Whigs zu stehen war jetzt kaum eine geringere Ehre, als zur Zeit, wo Pym und Hampden die Führer der Gemeinen gewesen waren. Das frische Pathos des jungen Parlamentsmitgliedes, unterstützt von gründlicher Kenntniß der vaterländischen Geschichte, gemäßigt durch eine seinen Jahren überlegene Besonnenheit, hatten volle Freiheit, sich glänzend zu bewähren. Fünfmal im Jahre 1831, ein sechstes und siebentes Mal am 19. März und am 10. Mai 1832, in allen Stadien des langwierigen Kampfes erhob sich Macaulay, um die großen Grundsätze der Reformbill zu vertheidigen, um mit schlagender Schärfe die absurden oder sophistischen Argumente der Gegner zu widerlegen, um unter Hinweis auf die erregte Stimmung des Landes und auf die Gefahren der Zukunft an den Patriotismus und die Weisheit der Gemeinen zu appelliren. Der Widerstand der Lords war endlich gebrochen, und bis an's Ende seines Lebens mochte Macaulay sich des Antheils rühmen, den er an der Durchsetzung einer der wichtigsten und heilsamsten politischen Maßregeln seiner Zeit gehabt hatte. Er hatte sich alsbald der Dankbarkeit sowohl der Nation, wie der Regierung zu erfreuen. Zum ersten Mal kamen die reformirten Grundsätze der Vertretung in Anwendung. Durch aristokratische Protection war er in das alte Parlament gelangt: seine Neuwahl war die beste Widerlegung des so oft von den Gegnern der Reform geltend gemachten Arguments, daß das Wählerrecht der rotten-boroughs erhalten werden müsse, um dem Talente einen leichteren Zugang zum Parlament zu verschaffen. Der Vertheidiger der Reformbill wurde von einem der neuen Wahlkörper, von den Wählern der großen, betriebamen und blühenden Stadt Leeds, ohne persönliche oder politische Verbindung mit derselben, in das neue Haus der Gemeinen geschickt; er wurde fast gleichzeitig zum Lohn der Dienste, die er der Regierung geleistet, zum Secretär des Controlhofs ernannt. Abermals standen wichtige und folgenschwere Fragen zur Verhandlung. In Irland tobte der Ruf nach Repeal, und der große Agitator D'Connell vertrat die Forderung der irischen Mißvergünstigten auf Trennung der irischen von der englischen Legislation. Wiederholt sprach Macaulay für die Aufrechterhaltung der

Union der beiden Königreiche und für die Genehmigung der von der Regierung zur Dämpfung der Anarchie in Irland vorgeschlagenen außerordentlichen Maasregeln. Mit unwiderstehlicher Logik, mit bewunderungswürdiger Präcision, im Geiste der großherzigsten Toleranz verfocht er in einer Comitésitzung des Hauses dieselbe Sache, für die er einst seine Jungfernrede gehalten hatte, die bürgerliche Emancipation der Juden. Am meisten Bewunderung endlich mußte die lichtvolle und sachkundige Rede erwecken, die er in seiner Eigenschaft als Secretär des Controlhofs zur Unterstützung des von dem Präsidenten dieser Behörde eingebrachten Antrags auf eine Neuordnung des Verhältnisses der indischen Compagnie zur Regierung und zweckmäßigere Verwaltung des indischen Gebiets hielt. Er hatte im Verlauf dieser Rede ausgesprochen, daß, wie kein Land mehr eines Gesezbuches bedürfe, als Indien, so auch keinem diese Wohlthat leichter gewährt werden könne. So hatte er sich selbst zu einem Posten empfohlen, der überdies seiner Wißbegierde und seinen romantischen Neigungen zusagen mochte. Zu nicht geringem Aergerniß der Radicalen unter seinen Wählern in Leeds wurde er mit 10,000 Pfund jährlich zum Mitglied und Rechtsbeistand des obersten Gerichtshofs für Indien ernannt, und, unter Dispensation von allen Verwaltungsgeschäften, mit der Abfassung eines neuen Strafgesebuchs für die indischen Gebiete beauftragt. Im Februar 1834 segelte er nach Calcutta ab. Wenn er neben seiner parlamentarischen Thätigkeit Zeit gefunden hatte, eine weitere Reihe von Artikeln theils literarisch-ästhetischen theils politisch-historischen Inhalts für die Edinburgh-Review zu schreiben, so sollte diese literarische Thätigkeit auch in Indien keine Unterbrechung erleiden. Eine große und ausgewählte Bibliothek begleitete ihn nach dem Osten, und von Calcutta aus schickte er die Essays über den ersten Theil des Lebens des ältern Pitt, über Jacob Mackintosh und über Lord Bacon an seinen Freund Jeffrey. Die Hauptarbeit dreier im Orient zugebrachter Jahre, der neue Strafcode, erfreute sich leider nicht gleichen Beifalls wie jene Arbeiten seiner Ruhestunden. Wir sind außer Stande, ein selbständiges Urtheil über den Werth desselben zu fällen: gewiß ist, daß sich derselbe als unbrauchbar erwies. Es scheint, daß er von idealeren Gesichtspunkten aus entworfen war, als die wirklichen Zustände, die moralische und sociale Beschaffenheit derer, auf die er Anwendung finden sollte, gestatteten. Während das Ganze als ein Muster theoretischer Eleganz gerühmt wird, waren einzelne seiner Bestimmungen von der Art, daß sie die ganze Erbitterung der englischen Bevölkerung Indiens wach riefen.

Wie dem sei: wenn Macaulay eine zu unvollständige Kenntniß der indischen Verhältnisse besaß, um ein guter Gesebgeber zu sein, so hatten

drei Jahre Aufenthalt in Indien ihn doch ausreichend befähigt, die jüngste Geschichte des Landes besser zu verstehen und anschaulicher darzustellen, als irgend ein lebender Schriftsteller. In Calcutta sammelte er die Materialien und legte er den Grund zu jenen zwei eigenthümlichsten und prächtigsten Abhandlungen, die uns die Gründung und das erste Wachsthum der englischen Macht in Indien erzählen. Wie ungenügend er seine offizielle Aufgabe gelöst hatte: die Essays über Clive und Hastings — um die Worte eines englischen Blattes zu wiederholen — waren allein das Geld werth, das seine Sendung dem Staate gekostet hatte. Er selbst, in der That, fing seit der Zeit seiner Rückkehr an, sich mehr als einen Mann der Literatur als der Politik zu betrachten. Zwei weitere Jahre blieb er dem Parlamente fern. Berichte über die indischen Angelegenheiten beschäftigten ihn vollauf neben seiner journalistischen Thätigkeit, deren nächste Früchte der Aufsatz über Temple und die Kritik von Gladstone's Buch über Staat und Kirche waren. Noch ein anderer Plan jedoch war ihm nahe getreten. Schon längst hatten seine Freunde gewünscht, daß er sich auf ein größeres Werk concentriren möchte: es ist durch gleichzeitige briefliche Aeußerungen erwiesen, daß er um diese Zeit die Idee einer Geschichte Englands erfaßt und daß er begonnen hatte, zu einem solchen Werke die Materialien zu sammeln.

Nach der bemerkbaren Rolle indeß, die er bisher innerhalb seiner Partei gespielt hatte, war es nicht leicht für ihn, sich so bald von der Politik völlig frei zu machen. Die Ernennung des Mr. Abercromby zur Peerswürde hatte eine Vacanz in der Vertretung der Stadt Edinburgh herbeigeführt. Die Ueberzeugung, die er jetzt öffentlich aussprach, daß ein literarisches Leben seinem Wesen entsprechender sei als die Unruhe politischen Kampfes, mußte der ehrenvollen Aufforderung, die schottische Hauptstadt zu vertreten, hintangestellt werden. Seine Candidatenrede — in Wahrheit das Meisterstück einer Candidatenrede — entzückte nicht allein alle Whigs, sondern gewann bis auf einen gewissen Grad selbst Tories und Radicale. Fast kostenlos und wie im Triumph wurde er gewählt. Wie vor seinen Wählern, so sprach er sich alsbald im Parlamente für eine Maßregel aus, welche Vielen bis auf den heutigen Tag als eine nothwendige Ergänzung der Reformacte erscheint, und welche damals von dem berühmten Verfasser der Geschichte Griechenlands, von Georg Grote, beantragt wurde — für das Princip der geheimen Abstimmung durch Ballotement. Der Umstand freilich, daß er im Parlamente die Restrictionsen etwas schärfer betonte, unter denen allein er die Maßregel befürworten könne, erregte ihm böses Blut unter den Edinburgher Radicalem. Das Ministerium andererseits hatte diese Frage für eine offene er-

Hart: Macaulay wurde trotz seiner weitergehenden Ansichten in dieser und einigen anderen Fragen des whiggistischen Programms als Kriegssecretär in das Ministerium Melbourne befördert und blieb in dieser Stellung bis September 1841, d. h. bis das Whigministerium dem zweiten Cabinet Robert Peel's Platz machte. Wiederholt trat seine Verebbarkeit für das hart bedrängte, oft nur mit wenigen Stimmen siegende Ministerium ein. Dasselbe unterlag endlich dem von Peel beantragten Misstrauensvotum, und wurde noch entschiedener geschlagen, nachdem es durch Auflösung des Parlaments eine Appellation an die Nation versucht hatte. Unter diesen Umständen hielt Edinburgh, das freihändlerische Edinburgh, mit Entschiedenheit an seinem Vertreter fest. Um die Kornzölle und gegen die protectionistischen Ansichten des neuen Ministeriums drehte sich in den nächsten Jahren vorzugsweise der parlamentarische Kampf, und in dieser wie in andern Fragen fuhr Macaulay fort, in den Reihen der Whig-Opposition eine vorragende Stellung einzunehmen. Fort und fort aber bildeten literarische Arbeiten seine Erholung. Mit einer seiner Publicationen lehrte er noch einmal zur Poesie zurück. Im Jahre 1842 erschienen seine „Lieder des alten Rom.“ Wie er in seiner Jugend die Dichtung benutzte hatte, große Begebenheiten der Vorzeit der Empfindung und Anschauung der Gegenwart nahezubringen, so frischte er jetzt die verblassten Farben der Dichtung wieder auf, von der, nach Niebuhr's Hypothese, die altrömische Geschichtstradition der bloße Niederschlag war. Gewiß war es ein geistreicher Einfall, die Ansicht des deutschen Gelehrten über den Ursprung der Geschichte von Horatius Cocles, von der Schlacht am See Regillus und von dem Tode der Virginia durch den Versuch einer freien Reproduction der Lieder zu veranschaulichen, in denen jene Begebenheiten ursprünglich mochten gefeiert sein. Es war, wenn man will, sowohl von der wissenschaftlichen wie von der poetischen Seite betrachtet, eine Spielerei. Für einen echten Dichter war die Sache zu gelehrigt; einem bloßen und vollends einem pedantischen Gelehrten mochte sie frivol erscheinen: — sie war im höchsten Grade charakteristisch für einen Mann, dessen poetische Begabung durchaus an historische Begebenheiten und dessen historischer Sinn in hohem Maße durch die Regsamkeit und das Interesse seiner Einbildungskraft bedingt war. Wer mit solcher bewunderungswürdigem Geschick verloren gegangene epische Stücke aus einigen Zeilen des Livius construirte, von dem durfte erwartet werden, daß er mit doppeltem Erfolg aus besseren Quellen lebendige Geschichte herstellen werde. Wer so lechzt war, jene vorausgesetzten alten epischen Stücke zu Balladen zu modernisiren, von dem mochte befürchtet werden, daß er auch als Geschichtschreiber die frische Farbe oft der treuen Farbe

vorziehen und die Wahrheit oft mit der Dichtung verwechseln werde. Er hatte die besten der Eigenschaften, die in den Lays of ancient Rome zum Vorschein kamen, Lebendigkeit, Anschaulichkeit, malerische Deutlichkeit und Farbenreichtum schon in seinen früheren historischen und biographischen Aufsätzen gezeigt. Er zeigte dieselben auch in denjenigen, die er jetzt veröffentlichte. Der Essay über Addison und über die spätere Zeit Lord Chatham's, die letzten, die er zu der Edinburgh-Review beisteuerte, gehören neben den indischen zu seinen besten Leistungen.

Im Jahre 1846 mußte endlich Robert Peel, nachdem er zu der großen Handelsreform seine Zustimmung gegeben, der bisherigen Opposition wieder weichen, und Macaulay nahm in dem neugebildeten Cabinet John Russell's abermals Sitz und Amt, das Amt eines Generalquartiermeisters der Armee an. Er blieb in dieser Stellung bis Ende des Jahres 1847, wo er unerwartet seinen Sitz im Parlamente einbüßte. Der Grund dieser Niederlage datirte zwei Jahre zurück. Sir Robert Peel nämlich hatte 1845 eine Erhöhung der regelmäßig von dem Parlamente bewilligten Staatsunterstützung des Maynooth-Collegiums, eines irischen Instituts zur Erziehung der katholischen Geistlichkeit beantragt. Macaulay, obgleich wohlbekannt mit der blinden antipapistischen Gesinnung seiner Wähler, nahm sich eifrig der Dotationsbill an; denn er erblickte darin ein Mittel zur Beruhigung Irlands, zur Befestigung der Union zwischen Irland und Großbritannien, er war durchdrungen von der Uebernunft des intoleranten Geschreis, das im Lager der protestantischen Eiferer laut war. Ja, der Sturm, welcher jetzt im Lande gegen die Maynooth-Bewilligung tobte, war offenbar eine Frucht der Parteiander, deren sich die Peeliten früher, als sie in der Opposition gewesen, bedient hatten. Im Eifer der Polemik gegen die Inconsequenz der Männer, die jetzt gegen eine Stimmung anzukämpfen hatten, die sie früher selbst heraufbeschworen, bediente sich der Redner der stärksten Ausdrücke zur Bezeichnung der protestantischen Aufregung. „Alle jene heftigen Geister“, so wandte er sich an die Anhänger Peel's, „die Ihr aufriefet, uns zu quälen, lehren sich um und fangen an, Euch zu belästigen. Der Drangst erhebt seinen Kriegsruf; Greterhall stimmt sein Felsgeschrei an — —.“ Ausdrücke wie diese pflegen zu haften. Das Votum für die Maynooth-Bill und mehr vielleicht als dies Votum das „Felsgeschrei“ wurden Waffen in den Händen seiner Edinburgher Gegner. Noch einmal zwar, als er nach seinem Wiederereintritt in's Ministerium 1846 seinen Wählern sich vorstellte und jenes Votum nachdrücklich vertheidigte, trug er es mit großer Majorität über einen Gegencandidaten davon. Bei der Neuwahl im folgenden Jahre dagegen waren seine Feinde in Edinburgh so mächtig geworden, daß er

durch einen Bewerber aus dem Felde geschlagen wurde, dessen theologische Anschauungen mehr nach dem Herzen seiner Mitbürger waren.

Rasch stellte sich die öffentliche Meinung auf die Seite des Geschlagenen, so daß er leicht eine andere Wählerschaft gefunden haben würde, die ihm seinen Sitz im Parlamente wiederverschafft hätte. Schon ein Jahr zuvor indeß, als dieser Sitz zum ersten Mal in Frage stand, hatte er erklärt, daß er, zurückgewiesen, keinem anderen Wahlbezirk seine Dienste anbieten werde. „Ich werde es ansehen“, hatte er gesagt, „als ob ich eine rechtmäßige und ehrenvolle Entlassung erhalten hätte, welche mich berechtigen wird, zu Bestrebungen zurückzukehren, von denen ich viel mehr Freude gehabt, als ich jemals in den Verhandlungen des britischen Senates genossen habe.“ Zu eben diesen Bestrebungen kehrte er jetzt wirklich zurück; um so lieber, als dieselben nahe daran waren, zu einer köstlichen Frucht zu reifen. Seit 1841—hatte er sich ernstlich an die Ausarbeitung seiner englischen Geschichte begeben; schon 1843 hatte er vertrauten Freunden fertige Stellen des Werkes vorgelesen; seit 1844 war er als Essayist verstummt, — jetzt besorgte Freund Jeffrey mit derselben peinlichen Genauigkeit, die er früher den Beiträgen für die Edinburgh-Review zugewandt hatte, die Correctur der Druckbogen: im Herbst des Jahres 1848 erschienen die ersten zwei Bände, die Geschichte der Regierung und der Vertreibung Jacob's II. Der Schluß des zehnten Capitels, welches den Ausgang der englischen Revolution von 1688 erzählte, war mitten im Sturme des Jahres 1848 niedergeschrieben. Die friedliche, die conservative Revolution, welche England vor anderthalb Jahrhunderten durchgemacht hatte, konnte auf den letzten Seiten des Buches mit der blutigen und zerstörenden Revolution in Gegensatz gestellt werden, welche jetzt von Frankreich aus die Staaten des Continents ergriffen hatte. Gegenüber den tumultuarischen Ereignissen in Paris, Wien und Berlin konnte der englische Geschichtschreiber mit Stolz und Genugthuung hervorheben, daß in seinem Vaterlande der regelmäßige Gang der Regierung auch nicht einen Tag lang unterbrochen gewesen sei und daß der Dank dafür der Weisheit und der Mäßigung der Vorfahren, dem Langen Parlamente, der Convention und Wilhelm von Oranien gebühre. Stolz und Genugthuung mußte diese Betrachtung in den Herzen aller Engländer erwecken; mit dem Entzücken, welches man über die Schönheit der Sprache, über den fesselnden Reiz der Erzählung empfand, mischte sich die Parteilichkeit des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe, um dem Werke unmittelbar bei seinem Erscheinen eine enthusiastische Aufnahme zu verschaffen. Innerhalb sechs Monaten erlebten diese Bände fünf Auflagen und wurden in 18,000 Exemplaren über das Land verbreitet. Alle Blätter brachten erst Auszüge und dann

Befprohungen voll bewundernden Lobes. Wäre es dem Verfasser nur eine Genugthuung für den Ausfall der vorjährigen Edinburgher Wahl zu thun gewesen, — sie würde ihm überreichlich zu Theil. Man wetteiferte, denjenigen zu ehren, der so viel für die Ehre seines Vaterlandes gethan hatte. Die Universität Glasgow wählte ihn zu ihrem Lord Rector, während die Stadt ihm ihr Bürgerrecht verlieh; seine eigne Universtität Cambridge ehrte ihn mit der Doctorwürde; an der Königl.ichen Akademie wurde er zum Professor der alten Geschichte ernannt. Es waren ebensoviele Beförderungen für die Edinburgher, — bis auch für sie die Zeit kam, ihren Fehler wieder gut zu machen. Ohne irgend eine Bewerbung von seiner Seite wurde er bei den allgemeinen Wahlen von 1852 von Neuen an die Spitze der Wahlliste gesetzt: er wurde bei seinem Auftreten mit stürmischem Applause empfangen.

Und so saß er denn, der schon vor fünf Jahren bestimmt erklärt hatte, daß er seine politische Laufbahn für geschlossen betrachte, noch einmal im Parlamente. Sein Entschluß stand fest, nie wieder irgend einem Ministerium als Mitglied anzugehören und Niemandes Diener zu sein, als der Diener seiner Wähler. Auch sein parlamentarisches Auftreten aber war jetzt verhältnißmäßig unbedeutend, es trat zurück in demselben Maasse, als die Begierde, ihn zu hören, wuchs. Vor weniger als fünfzig Zuhörern hatte er im Jahre 1833 seine große Rede über die Regierung Jubiens gehalten: wenn er sich jetzt auf seinem Platze erhob, so stürzte aus jedem Winkel des Hauses Alles herbei, um den berühmten Geschichtschreiber reden zu hören. Die Wahrheit ist, er war allezeit ein größerer Redner mit der Feder als mit der Zunge gewesen; es war allezeit ein größerer Genuß, ihn zu lesen als ihn zu hören. Der Grund liegt zum Theil in der inneren Beschaffenheit seiner Reden. Wir lesen dieselben mit der gleichen Befriedigung und empfangen von ihnen ungefähr den gleichen Eindruck wie von seinen Essays. Man hat sie oft und mit Recht „gesprochene Essays“ genannt. Mit Recht, nur daß man gleichzeitig den Essays nachsagen muß, daß sie einen Theil ihrer Anziehungskraft einer gewissen Beimischung rednerischer Elemente verdanken. Der Vortheil bei diesem Wechsel der Idiome ist ganz auf Seiten des geschriebenen Auffazes. Dieser gewinnt, wenn das Thema mit beständiger und bewußter Stätsicht auf die Fassungs- und Einbildungskraft des Lesers, auf seine Lust und Fähigkeit aufzumerken, behandelt wird. Und eben dies ist das Maas und die Grenze, bis zu welcher der Schriftsteller Macaulay sich als Redner verhält. Andere rhetorische Mittel stehen nur in geringem Grade zu seiner Verfügung. Nur selten versteht er es, das Herz des Lesers zu rühren, sein Gemüth in leidenschaftlicher Regung mit sich fortzureißen; nur

selben verläßt er die geebnete Bahn der Beweisführung oder den annuthigen Pfad der Belehrung durch Silber, um in kühnen Sprüngen überraschende Ausichten zu eröffnen, Haß und Liebe, Furcht und Mitleid in ihren Tiefen aufzuregen. Gerade dies aber sind die Mittel, durch welche bei Weitem die größten rhetorischen Wirkungen gewonnen werden. Die Siege des Redners werden nicht so sehr mit geordneten Schlachtreihen, als durch Ueberraschung und Kühnheit in unregelmäßiger Kampfweise errungen. Es ist bezeichnend für Macaulay, daß er wiederholt von rednerischen Triumpfen, wie sie großen Versammlungen abgewonnen werden, mit unverhohlener Geringschätzung redet. Für die Eingebung des Moments hat er auch theoretisch nur den Maassstab seiner eignen Fähigkeiten. Um ein Redner im höchsten Sinne des Wortes zu sein, hat er zu wenig unmittelbares Pathos und zu viel Kunst, — zu viel Logik nicht blos in seinem Raisonnement sondern auch in seinen Schilderungen. Der inneren Beschaffenheit seiner Reden aber entsprach die Art und Weise, wie sie vorgetragen wurden. Erst die Berichte derer, die ihn hörten, machen es vollkommen begreiflich, daß Vorträge von so durchsichtiger Klarheit, so voll von fesselnden Illustrationen und zur Sache zielenden Thatfachen verhältnißmäßig kalt liegen. Die persönliche Erscheinung des Mannes war rednerischem Auftreten nicht günstig. Seine Figur war ungewöhnlich gedrungen und breitschultrig; auf dem runden Körper stand unbeweglich der große runde Kopf; das Gesicht war ausdrucksvoll, und aus den lebhaftesten blauen Augen leuchtete Klugheit und Freundlichkeit; aber seine Stimme war eine eintönige und ungefällige Altstimme, mehr geeignet zum präcisen Ausdruck des Gedankens als dazu, die Seele zu offenbaren. Er erhebt sich von seinem Sitz, den er bisher schweigend und mit gekreuzten Armen eingenommen. Seine Füße bleiben unbeweglich in dem Boden eingewurzelt; die linke Hand ruht auf dem Rücken; in der leisesten Haltung, kaum dann und wann mit einer leichten Bewegung der Rechten, so spricht er, spricht unaufhaltsam, athemlos, mit einer Verschwendung von Worten, Gedanken, Bildern und Effecten, die zu schnell vorüberzusehen, als daß sie auswirken könnten. Man darf annehmen, daß überdies einiger Unterschied war zwischen dem Redner von 1830 und 1850. Den Reden über die Parlamentsreform fehlt es am wenigsten an echt rhetorischem Schwung. Ein gleich dankbares Thema gab es niemals wieder; über diese große Principienfrage hatte er sprechen dürfen, als er zuerst im Parlamente saß: seine letzte größere Rede hatte die Frage zum Gegenstande, ob der master of the rolls für berechtigt erklärt werden solle, im Hause der Gemeinen zu sitzen! Nicht blos die Themata hatten gegen die Partei, welcher Macaulay angehörte, war eine andre {

er, in der That, hatte sich geändert. Ungerechter und verkehrter kann nichts sein, als der Vorwurf, den politische Gegner ihm nachgerufen haben, daß er ein „inconsequenter und übermüthiger“ Whig gewesen sei. Seine staatsmännischen Gesichtspunkte waren so wenig fein, wie seine philosophischen Gesichtspunkte tief waren, und noch weniger waren die einen oder die andern originell. Desto gewisser waren sie fest und echt. Wir finden nicht, daß er in einer langen politischen Laufbahn auch nur um eine Linie von jenem entschloenen und vorgeschrittenen, gleich scharf gegen Radikalismus wie gegen Toryismus abschneidenden Whiggismus abgewichen wäre. Treue und Consequenz war offenbar seinem geordneten Geiste und sicheren Wesen ein Bedürfniß, und mit dieser Treue und Consequenz verband sich die äußerste Rechtschaffenheit, die unbedingteste Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit des Urtheils und der Gesinnung. Nicht er also war 1850 ein Anderer als 1830: wohl aber waren die Umstände und die Menschen andere geworden. Er war in die Dienste seiner Partei getreten, zur Zeit als dieselbe fest und einmüthig um ein großes Princip geschaart war und als der Glanz eines großen Triumphes auf sie zurückfiel. Er fand sie, als er nach mehrjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurückkehrte, in der Niederlage; er fand die alten Reihen gebrochen, die frühere Eintracht durch neue Fragen und neue Combinationen aufgelöst, die politische Moral und die politische Disciplin der Partei in einem Zustande des Verfalls. Was Wunder, wenn er in der neuen Atmosphäre nicht mehr so frei wie in der alten athmete? wenn das Pathos, welches ihm früher zu Gebote gestanden, versagte, wenn seine Reden, wie sehr sie durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit ihres Details glänzten, doch je länger je mehr der Frische des sich lebendig gestaltenden und fortentwickelnden politischen Gedankens entbehrten? In demselben Jahre endlich, in welchem die Wähler der City von Edinburgh ihn von Neuem in's Parlament geschickt hatten, brachte ihn eine schwere Krankheit an den Rand des Grabes. Ein beschwerlicher Husten plagte ihn seit Calcutta. Nur mit großer Anstrengung vermochte er öffentlich zu reden. Er redete eben deshalb selten und seltener; mehr und mehr vertiefte er sich in seine literarischen Arbeiten, und vor Allem, — neben einer Anzahl biographischer Artikel für die Encyclopaedia Britannica, den leicht hingeworfenen Abfällen seiner Mußestunden, — vor Allem lag ihm die Weiterführung seines Geschichtswerks am Herzen. Im Jahre 1855 erschienen der dritte und vierte Band. Sie führten die Erzählung nur bis zum Jahre 1697 weiter. In der Einleitung war versprochen worden, daß sich die Darstellung bis in eine Zeit, noch innerhalb der Erinnerung der jetzt lebenden Generation erstrecken sollte. Wenn dieses Versprechen auch nur annäherungsweise erfüllt werden sollte, so

mußte der Verfasser alle seine Kräfte zu diesem Einen Werke zusammennehmen. Im Februar 1856 daher zog er sich ganz aus dem Hause der Gemeinen zurück. Die höchste politische Ehre zwar sollte im nächsten Jahre sein literarisch-patriotisches Verdienst belohnen. Mit dem Titel eines Baron v. Rothwell wurde er zur Peerschaft erhoben; — niemals indeß ist er in dem Sitzungssaal der Lords erschienen und niemals haben die Peers des Königreichs seine Stimme vernommen.

Er war inzwischen rasch gealtert. Nach jenem Krankheitsanfall hatte er seine bisherige Wohnung, — eine eigenthümliche Junggesellenkaserne, the Albany in Piccadilly, — verlassen und war nach Campden Hill in Kensington gezogen. Seiner Gesundheit wegen bezog er sich von hier nach der südlich vom Hyde-Parl gelegenen Villa Holly Lodge, und hier hat er, bis zu seinem Tode, vorzugsweise gewohnt. Ein Herzfehler war das ernstlichste seiner Leiden. Unerwartet schnell ist er diesem am 28. December vorigen Jahres erlegen. An dem Orte, den er selbst so oft beschrieben, dort, wo auch sein Vater beigesetzt worden, in dem Poetenwinkel der Westminsterabtei, zu Füßen von Addison's Statue, nicht weit von Camden, von Johnson und Sheridan, liegen seine irdischen Ueberreste. —

Dem Schriftsteller vor Allem, nicht dem Staatsmann und Redner ist diese Ehre zu Theil geworden. Dem Schriftsteller zu würdigen, ist die Aufgabe, die auch uns allein noch übrig bleibt. —

Als Macaulay am 22. März 1849 auf die Ueberreichung des Bürgerdiploms der Stadt Glasgow erwiederte, erklärte er, daß er, wenn auch abgetreten von der politischen Schaubühne, seinen Pflichten gegen England auch fernerhin in seiner Eigenschaft als Geschichtschreiber glaube genügen zu können. In diesem Beruf mithin ging nach seiner eigenen Auffassung alles dasjenige auf, was er bisher praktisch erstrebt hatte; dieser Beruf bildete nicht bloß den äußerlichen Abschluß, sondern die innere Vollenbung seiner rednerischen und staatsmännischen Thätigkeit. Von der Dichtkunst, durch die eigentliche Politik hindurch zur Geschichtschreibung, zu einer Satzung von Geschichte, in welcher die Anschauung des Poeten den Gesichtspunkten und Zwecken des Politikers dienstbar wird — das war der Weg, der gute und glückliche Weg, den seine schriftstellerische Entwicklung durchmaß. Auf der Mitte dieses Weges lag jenes eigenthümliche Genre von Hervorbringungen, das seine Wurzel in dem altbegründeten Antheil der englischen Literatur an dem öffentlichen Leben, der Männer des öffentlichen Lebens an den Werken der Literatur hat. Der weite Abstand von dem Geräusch und der Unruhe der Politik bis zu der Zurückgezogenheit und Stille der Studirstube ist in England durch die discutirende Thätigkeit jener Zeitschriften ausgefüllt, die, gründlicher als Zeitungen, leichter

und amnthiger als Vöcker, die Themata des Tages in weiterem Umfange, die Themata der Wissenschaft mit beständiger Beziehung auf die Tagesinteressen behandeln. Durch Talent wie Situation war Macaulay zum Review-Schriftsteller wie geschaffen. Jene Neigung zu Gründlichkeit und Vollständigkeit, die im Parlamente der praktischen Wirkung einer Rede eher hinderlich als förderlich wird, war in den Spalten eines Reviews-Artikels ganz am Orte. Die Freiheit andrerseits in der Auswahl und Begrenzung des Stoffes, die Bequemlichkeit, anzuknüpfen nach Belieben und abzubrechen nach Belieben, war ganz den Bedürfnissen eines Schriftstellers entsprechend, dem seine Zeit nur ein fragmentarisches Studium und literarische Beschäftigung nur in längeren oder kürzeren Pausen der Erholung erlaubte. So schrieb Macaulay, der Advocat und Staatsmann seine debattirenden, polemisch-kritischen, so schrieb Macaulay, der Staatsmann und künftige Geschichtschreiber seine historischen und biographischen Essays.

Zu wenig, glauben wir, hat man bisher den Unterschied dieser zwei Arten Macaulay'scher Essays beachtet. Man denkt, wenn man den Essayisten Macaulay rühmt, fast ausschließlich an die biographisch-historischen Aufsätze, und würde völlig übersehen, daß er auch noch eine ganz andre Manier hat, wenn diese nicht gelegentlich in einzelnen längeren Excursen jener erzählenden Aufsätze sich unangenehm bemerkbar machte. Diese Excurse sind diejenigen, welche deutsche Leser in starker Versuchung sind, zu überschlagen. Die Aufsätze, von denen wir reden, die polemisch-raisonnrenden, sind diejenigen, welche wir nicht zu Ende lesen, während wir die anderen, nachdem wir sie zweimal zu Ende gelesen, zum dritten Mal wieder von vorn anfangen. Es sind diejenigen, von denen Macaulay selbst nur wenige in die Sammlung seiner kleinen Schriften aufgenommen hat, so daß uns die schlechteren erst jetzt in der Uebersetzung der Nachträge zugänglich geworden sind. Wir billigen jene Selbstkritik des Verfassers vollkommen. Seine Polemik gegen die neue antijacobinische Zeitschrift und gegen die Logik und Politik der Benthamiten mögen zur Zeit ihres Erscheinens und mögen bei englischen Lesern Interesse gefunden haben: heut und für uns sind sie mehr als bloß unschmackhaft. So wenig es dem jugendlichen Macaulay glückte, den parodischen Humor Swift's oder Arbuthnot's nachzubilden, so wenig war es zu seinem Vortheil, wenn er den Ton der Juniusbriefe anzustimmen versuchte. Ueberall, wo er Kritik als solche, Polemik als solche trieb, war er nicht er selbst. Um von jenen, durch den Verfasser selbst geächteten Stücken nicht zu reden, — auch die Aufsätze gegen Southey's socialtheoretische Phantasien, gegen Madstone's Ansichten über Staat und Kirche, gegen Montgomery's poe-

stische Fabricate halten in keiner Weise den Vergleich mit irgend einem der historisch-biographischen Essays aus. Den einzigen Aufsatz über die bürgerlichen Ausschließungen der Juden angenommen, scheltet dieser Schriftsteller allemal da, wo es sich um die Erörterung letzter Principien, um ein Eingehn in die Anschauungen, in den zusammenhängenden Gedankengang eines Gegners, um die Entwicklung eines Allgemeinen ohne die feste Unterlage des Geschichtlichen handelt. Die Ausnahme erklärt sich wie die Regel. Die Frage über die Emancipation der Juden ist eine praktische Frage, eine Frage, deren Lösung in der Luft der öffentlichen Debatte längst gereift ist. Es bedarf, gegenüber den Gegnern dieser Emancipation, weder origineller noch besonders tiefer Ideen. Auf dem ideellen Gebiete liegt die Schwäche unfros Verfassers. Wie gröblich die Fundamente seiner Aesthetik seien, hatten wir bereits Gelegenheit zu hören. Immerhin daher werden ihn sein gesunder Sinn und sein guter Geschmack im Einzelnen die treffendsten Bemerkungen machen lassen: im Ganzen dagegen hat seine ästhetische Kritik eine Johnson'sche Ader. Es ist derselbe Fall, wenn es sich um die letzten Fragen der Lehre vom Staat handelt. Wie weit er in allen praktischen Entscheidungen von der Meinung des Hobbes abweicht: die untersten Principien seiner Politik reichen nur wenig über die Grundanschauungen des *Book of civics* hinaus. Ueberall bildet ein willkürlich abbrechender Empirismus die Basis seiner allgemeinen Raisonnements. Begreiflich, daß derselbe nirgends greller zu Tage tritt, als da, wo er sich mit der Philosophie zu schaffen macht. Es ist für ihn ein unumstößliches Axiom, daß die Metaphysik keine fortschreitende, keine des Fortschritts fähige Wissenschaft ist. Seine Behauptung, daß Speculationen über überfinnliche Dinge die Sache "geschickter Kinder und unvollkommen gebildeter Männer" seien, bildet ein würdiges Seitenstück zu der, daß die größte Feindin der Poesie die Bildung sei, und daß Niemand, "ohne eine gewisse krankhafte Beschaffenheit des Geistes ein Dichter sein oder an Dichtung Genuß finden könne." Entsprechend dem unelastischen Wesen seines eigenen Geistes, kennt er überhaupt keinen geistigen Fortschritt als der durch "Aufhäufung" von Wahrheit hervorgebracht wird. Er ist, im schlechtesten Sinne des Wortes Baconianer, und Bacon ebendeshalb der Philosoph, den zu feiern er sich bemüht fand. Der Essay über Bacon vor Allem ist von den Mängeln gedrückt, die wir rügen. In der Einen Hälfte dieser Abhandlung entwickelt unser Schriftsteller die ganze Virtuosität seiner scharfen Beobachtungsgabe, seines Talents für Charakteristik und Darstellung. In der andern Hälfte glebt er sich in all' seiner Unfähigkeit bloß, die idealen Momente des Wissens zu würdigen. Er charakterisirt meisterhaft die Geistesart und die sittliche Denkweise Bacon's. Er ha-

rakterisirt höchst ungenügend die Philosophie Bacon's und er spricht, obgleich im Tone des Meisters, in der schülerhaftesten Weise von dem Zweck und Wesen der Philosophie überhaupt. Was soll man zu der Unwissenheit, oder zu der Unredlichkeit sagen, einen Mann wie Seneca als Repräsentanten der alten Philosophie vorzuführen? Welches Vertrauen kann man zu den Aussprüchen eines Schriftstellers fassen, der die Declamationen des Marcus Tullius für eine Verbesserung der Lehren der Akademie und des Porticus zu halten scheint, und der die Meinungen des Platon ebenso gern aus einer Anekdote des Plutarch wie aus den Worten der Republik schöpft? Seine Kenntniß der alten Philosophie ist dürftig und verworren, und was die neuere betrifft, so verräth er mit keinem Wink, daß jemals von der deutschen Philosophie seit Kant auch nur eine dunkle Kunde zu seinen Ohren gekommen ist. In der That, er scheint angenommen zu haben, daß nicht bloß die Philosophie, sondern ebenso die Geschichte der Philosophie keine „fortschreitende“ Wissenschaft sei. Bacon gilt ihm als der Philosoph par excellence, als der einzige Philosoph, dem ein verständiger Mann zuhören dürfe. Während er sich ohne Zweifel schämen würde, dem Verfasser des *Novum Organon* dasjenige nachzusprechen, was dieser gegen die neue Lehre des Galilei von der Drehung der Erde vorbrachte, so hält er dagegen an dem philosophischen Standpunkt seines großen Landsmanns mit einem Aberglauben fest, der dem Aberglauben an das Ptolemäische System nichts nachgiebt. An diesem Standpunkt festhalten heißt aber nothwendig, unter denselben herabsinken. Mit voller Zustimmung wiederholt Macaulay Alles, was das *Novum Organon* von der Aufgabe der wahren Philosophie zur Förderung des menschlichen Wohls sagt. Er wiederholt es, um es im Sinne eines Utilismus auszulegen, der tief unter Bacon ist, um Alles dasjenige zu übersehen, was dieser über den Werth der Wahrheit an sich, über den Vorzug der lichtbringenden vor den fruchtbringenden Experimenten u. s. w. auseinandersetzte. Selbst der Aberglaube Bacon's an seine Inductions-Methode war philosophischer, als die Macaulay'sche Zurückstellung dieser Methode gegen die Nützlichkeitstendenz der Baconischen Philosophie. Das Ziel dieser Philosophie war nicht ohne Weiteres das Wesen und das Princip derselben. Früher als die Vorstellung des „*regnum hominis*“ stand die Idee der „*interpretatio naturae*“ vor Bacon's Geiste. Diese Idee, der Begriff der Natur als des souveränen Objectes aller Wissenschaft, war, ihm selbst wohl bewußt, das ideale Motiv seiner Polemik gegen die Scholastik und seiner beabsichtigten Neugründung der Philosophie. Es ist nicht seine Schuld, daß sein Lobredner diesen edelsten Kern liegen ließ, um sich an die Schale

zu halten. Nur dieser Schale verbannt er es, daß er von Macaulay nicht in dieselbe Kategorie mit jenen Alten geworfen wurde, die so thöricht waren, sich mit der Natur der menschlichen Seele, mit den Gesetzen des Denkens, mit den Principien der Sittlichkeit und mit der inneren Textur der Begriffe abzumühen.

Hat aber so das Unbefriedigende derjenigen Aufsätze Macaulay's, in denen er sich zur Erörterung allgemeiner Principien versteigt, in der Dürftigkeit seiner Gesichtspunkte seinen nächsten Grund, so macht sich diese sofort auch in der ganzen formellen Tournee dieser Aufsätze geltend. Fest und spröde, wie die leitenden Gesichtspunkte sind, so hat auch deren Entwicklung etwas unerträglich Stiefes. Seine fixen Voraussetzungen hindern den Kritiker an jeder freieren Bewegung. Nicht er beherrscht seine Gedanken, sondern diese Gedanken beherrschen ihn. Andere Geister erlangen ihre volle Reife erst im Elemente des Allgemeinen, während sie vom Detail beengt und belästigt werden: der Geist dieses Autors wird umgekehrt eingeschnürt, er athmet gleichsam schwerer in der Luft allgemeiner Begriffe. Wahrheiten erstarren unter seinen Händen zu Formeln, Begriffe zu feststehenden Typen. Es ist der Formalismus des Juristen und des Logikers, der Gewalt über ihn gewinnt. In geschlossenen Gliedern rücken seine Zeugenaussagen und seine Beweise vor. Sein Raisonnement ist wie Maschinenarbeit, immer sauber und gleichmäßig, aber unständig und langweilig. Es genügt nicht, daß wir die Gedanken sehen: wir müssen den ganzen logischen Apparat sehen, mittelst dessen sie gewonnen und mit schulmäßiger Pedanterie zum Beweise aufgezogen werden. Jetzt wird ein Satz durch Induction hervorgebracht, — und es gemahnt uns an Bacon's tabulae praesentiae, absentiae und comparationis. Jetzt wird ein Beweis durch einen Syllogismus gebildet — und wir sehen ihn sorgfältig am Spalter der formalen Logik in die Höhe gezogen. Man sollte meinen, daß die dialogische Natur der Polemik diesen Formalismus überwände. Die Wahrheit ist, daß sich im Bestreiten fremder Ansichten die Unbeholfenheit des Schriftstellers auf's Aeußerste steigert. Er ist unbeholfen im Wiedergeben der gegnerischen Meinung und weiß sich meist nur durch wörtliches ausführliches Citiren zu helfen: er ist ebenso unbeholfen im Angriff und in der eigentlichen Replik. Wie hart das laute: wir Deutsche haben ein Recht so zu sprechen, wenn wir uns der polemischen Methode Lessing's erinnern. Wie verstand es doch Lessing, den Gegner im Mittelpunkte seiner Schwäche zu fassen, den Formalismus der Logik durch Echarfsinn zu würgen und dann wieder durch Geist abzukürzen! Wo der Engländer nur eine Kette von Schlüssen, da hat der deutsche Kritiker ein geniales Aperçu, wo jener nur eine thatsächliche Instanz, da hat dieser eine lichtvolle Idee bereit. Und

so verschieden wie der geistige Gehalt, so verschieden ist die polemische Stillethe der beiden Schriftsteller. So steif der Eine, so gelenk der Andere; so eintönig jener, so reich an Wendungen und Variationen dieser. Der Eine spricht immer „wie ein Buch“ oder so, wie man in einer äußerst förmlichen Gesellschaft, wo nicht gar so, wie man im Comité oder am grünen Tisch spricht: — der Andre trägt in die Bäckersprache die Sprache des gewöhnlichen Lebens über; obgleich schreibend, ist er immer zu Zweien; er dialogisirt mit seinem Gegner, und zwar in einer Gesprächsweise, die durch keine conventionellen Regeln beengt ist, sondern wie sie die natürliche ist zwischen zwei lebhaft Disputirenden. Genug, in allen Stücken, selbst im Punkte des Vergleichens und Exemplifizirens, ist unser Landsmann gegen den Engländer im Vortheil. Um ein guter literarischer Kritiker und Debatter zu sein, ist Schärfe des Verstandes und Klarheit des Denkens nur das erste, keineswegs das alleinige Erforderniß. Es gehört dazu die Leidenschaft des Rechtthabens, und es gehört dramatisches Talent dazu. Aber die leidenschaftliche Erregung läßt weder das maßhaltende Temperament des Engländers zu, noch würde es sich für den Gentleman ziemen. Ein undialektischer Geist andrerseits, besißt er nicht sowohl dramatisches als episches Talent.

Er besißt dieses epische Talent im höchsten Maaße. Mit dem historischen Essay stehen wir auf dem Boden seiner eigentlichen Meisterschaft. Er wird dort nicht bloß von Lessing, er wird hier von keinem uns bekannten Schriftsteller übertroffen. Die Geschichte ist für ihn, was für Antäus der Boden der mütterlichen Erde war. Alles, was sich anschauen und Alles, was sich erleben läßt, weiß er so darzustellen, daß wir selbst es zu schauen und zu erleben scheinen. Alles, was die Geschichte im Einzelnen zu lehren vermag, versteht er mit dem Nachdruck, mit dem einbringlichen Ernst der Erfahrung einzuschärfen. Im anmuthigsten Wechsel unterbricht er in diesen Aufsätzen die Erzählung durch eingestreute Betrachtung, die Betrachtung durch Bericht und Schilderung. So erlaubt es der Charakter des Essay, dem systematische Einheit fremd ist. Aber eine andre Einheit verleiht ihm die Behandlungsweise des Schriftstellers. Erzählung und Raisonnement, wie beiläufig das letztere angebracht sei, ist dennoch gewissermaßen aus Einem Guß. Unser Essayist erzählt, wie er raisonnirt und er raisonnirt, wie er erzählt. Die Geschichte, welche das Hauptthema bildet, ist von logischer Durchsichtigkeit, die Betrachtung, welche das Nebenthema bildet, ist von thatfächlicher Dichtigkeit; jene scheint aus einer Reihenfolge von Schlüssen, diese aus einer Kette von Thatfachen zu bestehen.

Wir kennen im Wesentlichen bereits die Geistesart des Verfassers,

die ihm diese Darstellungsweise möglich und natürlich machte. Es besteht in erster Linie in einem wunderbaren Gleichgewicht, vielmehr in einem genau geregelten Zueinandergreifen von Phantasie und Verstand. Wie diese Kräfte sich gegenseitig stützen, so beschränken und zügeln sie sich gegenseitig. Die Phantasie unsres Historikers ist nicht von jener schweifenden und abenteuernden Kühnheit, welche aller Zügel spottet; sie ist auch nicht von genialer Spannkraft und von schöpferischer Energie, sondern reinlich und sicher zeichnet sie die Erscheinungen der Wirklichkeit ab, um Bild an Bild zu reihen. Diese Bilder daher bieten sich willig dem Rahmen, mit dem sie der Verstand umzieht. Willig lassen sie sich von diesem besessigen, auseinanderhalten, zusammenstellen, ordnen; das Licht desselben zerstört sie nicht, sondern läßt sie nur klarer und heller erscheinen. Denn dieser Verstand wiederum hat ein natürliches Bedürfnis, sich mit sinnlichem Stoff zu umgeben. Es ist nicht der selbstgenügsame Verstand des Mathematikers und nicht der zur Vernunft emporstrebende des Dialektikers. Dieser Verstand rechnet am liebsten und am geschicktesten mit benannten Größen; er wird nicht stumpf, vielmehr er schärft und schäht sich, wenn seinen Vorstellungen greifbare Wirklichkeiten untergeschoben werden. Ein in dieser Weise und mit solchen Mitteln arbeitender Geist muß nothwendig von wunderbarer Gedächtniskraft sein. Die Stärke, die Ordnung, die Genauigkeit, die Weite und die prompte Willigkeit dieses Gedächtnisses war ganz so, wie sie Macaulay an seinem Freunde Macintosh gerühmt hat. „Es hätte seltsam zugehen müssen, wenn man ihn nach irgend etwas gefragt hätte, was in diesem ungeheuren Vorrathshause nicht zu finden gewesen wäre: der Artikel, den man suchte, war nicht bloß da — er lag bereit, er befand sich in seinem eignen passenden Fache; in einem Augenblick wurde er heruntergeholt, ausgepackt und entfaltet.“ Sein Lieblingsbuch, das Verlorene Paradies von Milton, wußte er auswendig, so daß er fortfahren konnte zu recitiren, wo immer man aufschlug. In der Conversation vor Allem verrichtete ein solches Gedächtniß Wunder. Macaulay's Gabe der Unterhaltung und seine Bereitheit zu unterhalten war berühmt, um nicht zu sagen berüchtigt. Es war in der That eine krankhaft ausgebildete Gabe. Er war wenig geneigt, zu hören und wenig, im Wechselgespräch Gedanken auszutauschen. Er sprach — im Stille seiner Essays — zum Entzücken, aber auch zur Ermüdung der Hörer, — derjenigen Hörer zumal, die verdrossen waren, sich selbst das Wort so gut wie ganz abgeschnitten zu sehen. Zahlreiche Anekdoten cursiren in England über die Sprechseligkeit des berühmten Essayisten. Als Radowig — erzählt man uns — im Jahr 1850 in London war, wurde er mit Dunsen, Macaulay, Dean Milman und andern great talkers verschiedener Nationalität aus-

brüchlich in der Absicht zusammengebeten, um an einer Art Rebe-Wettrennen Theil zu nehmen: Macaulay mußte der unbestrittene Sieg zuerkannt werden; es war ihm gelungen, alle Ohren zu bezaubern und alle Zungen zu fesseln.

Aus dieser in der Kraft des Gedächtnisses sich zuspizenden Geistesanlage erklären sich nun die wesentlichsten Eigenheiten auch seines schriftstellerischen Charakters. Daher zunächst die stereotypie Wiederlehr gewisser Lieblingshemata, das Stationäre seiner Grundüberzeugungen. Auch der Gedanke hat für seinen Geist wesentlich die Bedeutung eines Besitzes. Wir theilen mit diesem Autor nie die Freude und die Arbeit einer fortschreitenden Untersuchung. Niemals haben wir das die Kräfte des Geistes spornende und belebende Gefühl, daß sich der Horizont der Wahrheit nur öffnet, um immer neue Perspektiven ahnen zu lassen. Nicht Forschen, sondern Alarmachen ist seine Stärke. Nicht das innere Werden der Wahrheit interessiert ihn: es interessiert ihn, die Wahrheit auszusprechen, sie in bestimmtester Begrenzung deutlich, reinlich und fest dem Geiste des Lesers einzuprägen. Sie klar machen aber heißt ihm vor Allem, sie auf sinnlichen Boden stellen. Im Großen zunächst bewährt sich die Virtuosität, die er hierin besitzt, an dem Pragmatifiren geistiger, zumal moralischer Erscheinungen. Es ist öfter ausgesprochen als ausgeführt worden, daß jeder Dichter und jeder Denker, jeder Religionsstifter und jeder Begründer eines neuen Systems ein Kind seiner Zeit ist. Auch da, wo dieser Nachweis versucht wird, geht er selten bis auf die letzten und so zu sagen größten Elemente der Wirklichkeit zurück. Eine Denkungsart, wie die Macaulay'sche ist erforderlich, um diese Ansicht der Sache mit Erfolg durchzuführen. Er, in der That, sieht das geistige Leben und dessen einzelne Erscheinungen nur zugleich mit, nur in und an den empirischen Bedingungen, unter denen dieselben gewachsen und geworden. Derselbe Empirismus, der seinen allgemeinen Anschauungen über die Natur der Dichtung oder der Speculation, über das Wesen des Staates oder der Gesellschaft etwas Oberflächliches, ja Rohes beimischt, giebt seinen historischen Erklärungen geistiger Potenzen und Phänomene etwas in hohem Maaße Geistreiches. Es ist geistreich, an dem, was uns unter den Augen und Händen ist, ideale Beziehungen aufzuspüren; es ist nicht weniger geistreich, an dem Ideellen den Grund und Boden des Sinnlichen aufzudecken, die Geschichte des Geistes bis in ihre naturgeschichtlichen Anfänge zurückzuverfolgen. Zuweilen wird uns durch dieses Verfahren nur ein einzelnes neues Moment an einer intellectuellen Thatfache enthüllt; der Pragmatismus der Erklärung ist unvollständig, einseitig und schief. Es verlezt uns etwa, wenn wir die Moralität der Schriftsteller

in wenig leselustigen Zeiten auf allzu zuversichtliche Weise aus ihrem Bedürfniß nach Brod und Gönnerschaft erklärt finden. Allein in der Regel greift die Erklärung tiefer. Man erinnere sich der Entwicklung, die unser Autor wiederholt von den Ursachen des Walpole'schen Bestechungssystems oder der Frivolität der Lustspielichter unter der Restauration giebt. Wie vortrefflich weiß er uns das Werden eines so seltsamen Charakters, wie der Samuel Johnson's, aus den literarischen und socialen Zuständen von dessen Jugend, mit welcher Billigkeit die Mißentwicklung von Byron's Genie und Charakter deutlich zu machen! Es ist eine Folge und zwar nicht die schlechteste dieser Auffassung, daß sie insbesondere dem Urtheile über den moralischen Werth der historischen Personen zu gute kömmt. Die Norm des kategorischen Imperativs erweist sich für den Geschichtschreiber sicher noch unbrauchbarer, als für die individuelle sittliche Praxis. Macaulay hat in dieser Beziehung ein Maaß, das ihm höchlich zur Ehre gereicht. Wir vermiffen nirgends den gründlichsten sittlichen Ernst, aber nirgends auch die wohlthuenste Milde. Er würde vermuthlich in Verlegenheit sein, uns jenen Ernst, womit er z. B. die Apologie von Bacon's Treulosigkeit und Bestechlichkeit zu Schanden macht, in ein Princip zu übersetzen, für dieses Princip einen Grund anzuführen: diese Milde dagegen hat ihre Wurzel in jenem echt historischen Blick für den Zusammenhang des moralischen und intellectuellen Lebens mit dem concreten Voben der Wirklichkeit. In beiderlei Beziehung, um von anderen Beispielen zu schweigen, ist uns immer die Weise, wie er die Denkungsart Macchiavelli's aus der Denkungsart seiner zeitgenössischen Landsleute und diese wieder aus den Schicksalen und der Geschichte Italiens ableitet, als ein unübertroffenes Meisterstück erschienen.

Dasselbe aber, was sich im Großen als die Tendenz, Geistiges aus Sinnlichem abzuleiten, darstellt, dasselbe macht sich im Einzelnen und jeden Augenblick als das Bestreben geltend, das Abstracte in sinnlichen Ausdruck zu fassen. In seinen frühesten ausgearbeiteteren Abhandlungen, im Milton und Macchiavelli, haben Bilder, Vergleiche und Schilderungen um ihrer selbst willen einen Werth für den Schriftsteller. Sie dienen nicht blos zur Erläuterung, sondern zum Puß. Und etwas davon haftet auch den späteren Abhandlungen an. Wie er mit besonderem Wohlgefallen die Blüthe der italienischen Republiken des Mittelalters in der Abhandlung über Macchiavelli ausmalt, so freut er sich in den beiden indischen Essays daran, seiner Darstellung etwas von dem Colorit des Südens leihen zu dürfen; er vertauscht die Rolle des Schriftstellers ganz mit der des Malers da, wo er die glänzende Versammlung schildert, die das Schauspiel des Hastings'schen Processes in den Gerichtssaal lockte. Aber im Ganzen

tritt der Dichter mehr und mehr in die Dienste des reflectirenden Erzählers. Er beweist, indem er weist; er begleitet gleichsam jede Behauptung mit einem bestätigenden, unsere Aufmerksamkeit fesselnden Experimente. Jeder allgemeine Satz wird uns entweder durch die Erinnerung an die besonderen Fälle, oder er wird uns durch Vergleich und Analogie sinnlich deutlich gemacht. In ersterer Beziehung häuft er zuweilen die belegenden Instanzen bis zum Uebermaß: es ist, als ob das einmal aufgezoogene Gedächtniß nicht wieder innehalten könnte. Um Bilder und Gleichnisse andererseits besteuert unser Autor alle Gebiete. Unfre Phantasie in's Spiel zu ziehen, werden die Werke der Dichter, wird die Wissenschaft, die Geschichte, die alltägliche Welt, in der wir leben, die Märchenwelt von Tausend und Einer Nacht, das Reich der Fabel, das Reich des Spiels geplündert und aus Allem das, was am glänzendsten ist und am meisten Eindruck macht, zu Hülfe genommen. Es giebt für Macaulay keine Abstracta. Unter seinen Händen hört selbst die Statistik auf, eine trockene Wissenschaft zu sein. Er weiß, daß unser Vorstellungsvermögen eine Zahl zu fassen nur in sehr mäßigen Grenzen im Stande ist, nur dann wenn uns der Werth der Zahl irgendwie anschaulich oder fühlbar geworden ist. An solche Vorstellungen daher knüpft er an, um sofort durch Verhältnißausdrücke andere Zahlen oder Größen deutlich zu machen. Dieselbe comparative Methode jedoch wendet er auch sonst mit dem größten Erfolge an. Nicht bloß, um uns die Macht Spaniens unter Philipp II. anschaulich zu machen, stellt er sie mit der dormaligen Macht Großbritanniens und mit der Macht Napoleon's in Parallele: mit nicht minderm Glück charakterisirt er die Scherzweise Abbison's, indem er ihr eine Charakteristik der Scherzweise Voltaire's und Swift's zur Seite stellt. Ueberall bringt er durch Parallelen und durch Contraste das Ferne mit dem Nahen, vor Allem das geschichtlich Vergangene mit dem Heutigen in Beziehung. Ja, auch das bloß Mögliche und Zukünftige rückt er auf diese Weise in unser Gesichtsfeld. Man denke an die Stelle in der Kritik von Southey, in der er den Zustand England's, wie er im Jahre 1830 sein möchte, dem gegenwärtigen, den gegenwärtigen dem vor hundert Jahren gegenüberstellt. Er will an einer andern Stelle die Dauerbarkeit der katholischen Kirche in möglichst starken Farben schildern. Niemand, der diese Stelle einmal gelesen hat, verliert das Bild so leicht wieder aus dem Gedächtnisse — das Bild des Neuseeländischen Touristen, der, inmitten einer weiten Einöde sich auf einen zerbrochenen Bogen der Londoner Brücke postirt hat, um die Ruinen der St. Paulskirche zu zeichnen. Von ergreifender Wirkung ist die lebendige Ausmalung der Hypothese, daß Richard Cromwell das Scepter nicht wieder an die Stuart's verloren hätte, daß

England jetzt „unter der Regierung Seiner Hoheit Oliver's V. oder Richard's IV.“ eine Republik wäre. Zuerzgreifen, wie wir früher sagten, zu erschüttern, zu begeistern gelingt dem Redner und Schriftsteller Macaulay am besten, aber wenn es ihm gelingt, so gelingt es ihm durch dasselbe Mittel, durch das er unsern Verstand fast widerstandslos in seine Gewalt bekömmt. Dasjenige Pathos, dessen er bis zu einem nicht geringen Grade mächtig ist, ist das Pathos, das sich an große, mit kräftigem Pinsel gezeichnete Bilder knüpft, wie wenn er gegen den Schluß einer seiner Parlamentsreden das Schicksal der französischen Aristokratie als ein warnendes Beispiel für die englische Aristokratie in drastischer Schilderei vergegenwärtigt, wenn er, am Schlusse des Aufsazes über Milton, uns in die Wohnung des Dichters führt, um uns unmittelbar zu Zeugen der Leiden des edlen Dulders zu machen; wenn er, am Schlusse des Aufsazes über Machiavelli, uns den Tag, den nun wirklich gekommenen Tag des freigewordenen Italiens zeigt, wenn er am Schlusse mehr als einer seiner biographischen Skizzen, uns zu jener Begräbnißstätte, jenem „Tempel des Schweigens und der Versöhnung“ führt, „wo die Feindschaften von zwanzig Generationen begraben liegen“. Und das Alles zeigt er nicht bloß, sondern er zeigt es in der frappantesten und effectvollsten Weise. Das Bestreben der Versinnlichung verbindet sich mit dem, den Leser beständig wach und in Spannung zu erhalten. Seine Feder ist eine übertreibende Feder: sie liebt die dicken Striche und die grellen Farben. Wenn er selber irgendwo Dunkelheit und Affectation als die beiden größten Stilsfehler bezeichnet, so hat er den ersteren Fehler unbedingt, — aber er hat ihn zuweilen auf Kosten der Einfachheit und Natürlichkeit vermieben. Zu sehr vielleicht liebt er die Form der Parabogie, es ist der Humor der Caricatur, den er namentlich dann anwendet, wenn er bei einer kritischen Attake die Lacher auf seine Seite bringen will. In blendenden Contrasten, in überraschenden Steigerungen besitzt er eine Uebung, die ihm zur anderen Natur geworden ist — ein vollendeter Meister aber ist er in der Kunst, den Knoten eines Problems, welches er zu lösen vorhat, zunächst auf's Aeußerste zu verwickeln und die Aufmerksamkeit darauf bis zu dramatischem Interesse zu spannen. In dieser Weise stellt und löst er z. B. das Räthsel Macchiavelli, in dieser Weise leitet er seine Charakteristik von Boswell's Leben Johnson's ein.

Unwillkürlich sind wir mit diesen Bemerkungen über die ganze Manier Macaulay's zu demjenigen hinübergerathen, worin sich diese Manier wie in einem Miniaturbilde zeigt, — zu dem, was man im engern Sinn den Stil nennt. Wir wissen nicht, ob wir der Aufmerksamkeit unserer Leser zuviel zumuthen, wenn wir bei diesem Punkte noch einen Augen-

blick verweilen. Was uns betrifft, wir sind beim Lesen Macaulay's niemals im Stande, von der Kunst dieses Stils zu abstrahiren. So groß nämlich ist die gleichmäßige Symmetrie, die berechnete Regelmäßigkeit desselben, daß man wider Willen durch seinen Rhythmus an- und von dem Inhalt abgezogen zu werden in Gefahr ist. Der Bau der einzelnen Sätze bewegt sich in den regelmäßigsten Bahnen. Nicht die Länge und Kürze der Sylben, sondern die Gedanken, die Sätze und Satzglieder sind sorgfältig gegen einander abgemessen. Immer von Neuem wird derselbe Gedanke herumgewandt; er erscheint wie ein mathematischer Körper, der planmäßig durch regelmäßig und mit Bedacht geführte Schnitte zerlegt wird. So groß ist die Regelmäßigkeit, daß sie nicht ganz dem Eindruck der Eintönigkeit ausweicht. Welle auf Welle kömmt gleichmäßig auf uns zu, rinnt gleichmäßig vor uns ab. Wir ergößen uns stundenlang an dem Schauspiel und kehren gern immer wieder zu demselben zurück — aber wir vermiffen am Ende wohl den Sturm, der dem Wellenspiel eine andre Gestalt geben würde — wir vermiffen jene glücklichen Vicenzen und jene gestörten Circel, durch die sich die Schriftsprache der lebendigen Rede nähert. Der Stil Macaulay's ist ein übermäßig architektonischer, wie er ein übermäßig pittoresker ist. Wir befinden uns wie in einem Bazar, zuweilen wie in einem Curiositäten-cabinette. Es fehlt bei diesem Gedränge aufeinanderfolgender Bilder an Zeit und Gelegenheit, den Gedanken oder das Bild im Geiste nachwirken zu lassen. Jedes hat seine scharfabgeschnittenen Ränder, jedes seine bestimmte Stelle wie seinen bestimmten Zweck. Kein selbständig auftauchendes Gefühl, keine Gemüthsbewegung hat Platz, sich zwischen die dicht gereihten Gestaltungen und Erscheinungen einzubringen. Allzubequem, bedarf dieser Stil keines „delischen Schwimmers“, sondern derselbe trägt, vermöge seiner specifischen Schwere auch einen unkundigen Schwimmer, trägt ihn um so sicherer, je mehr er sich dem Elemente einfach überläßt. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß Macaulay der Nachhülfe des Unterstreichens, der gesperrten Schrift niemals bedarf. Kaum daß er der Interpunction bedarf. Diese Sätze betonen und interpungiren sich durch ihre markirte Gliederung, Gruppierung, Gleich- und Gegenüberstellung der einzelnen Theile von selbst. Ja, noch mehr. Er entschlägt sich sogar eines guten Theils der Hülfs-, die in der Sprache, im Wortschatz sowohl wie in der Grammatik, enthalten sind. Die Flexionsarmuth der englischen Sprache begünstigt ohnehin das formelle und abstracte Denken wenig. Macaulay verschmäht selbst diejenigen grammatischen Formen, die immer noch reichlich genug auch im Englischen für die Flexion des Gedankens bereit liegen. Durch das Arrangement der Sätze macht er die verbindenden, die entgegensehenden Conjunctionen fast gänzlich überflüssig. Er verschmäht vollends den

Gebrauch derjenigen Partikeln, die dem Gedanken die feinere Nuancierung geben und oft den Zusammenhang der Gedanken mehr andeuten als realisiren. An die Stelle künstlich und fein verschlungener Perioden tritt der kurze, oft allzu kurze Satz. Es waltet das Bestreben vor, jede größere, allgemeinere Anschauung in ihre Einzelanschauungen aufzulösen. Wie sich aus wiederholter Beobachtung des einzelnen Falles ein Beobachtungsergebnis ergibt, so wird auch stilistisch der einzelne Fall als einzelner, sich wiederholender veranschaulicht. Um voller, sinnlicher, realistischer zu sprechen, damit sich der Gedanke tiefer und fester einprägen, so läßt der Schriftsteller soviel wie möglich dieselben Worte zu mehreren Malen an unser Ohr schlagen. Statt des Pronomens wiederholt er das Substantivum, statt das Zeitwort einmal zu setzen, läßt er durch Wiederholung desselben die Handlung immer von Neuem vor unsern Augen vor sich gehn. Er behandelt das Material der Sprache nicht nach deren poetischem oder philosophischem Geist, sondern wie fertig geprägte Münzstücke oder wie Bausteine, die erst durch die symmetrische Kunst seiner stilistischen Architektur zu einem eindrucksvollen Ganzen combinirt werden können. —

Man darf den größeren Theil der historischen Essays Macaulay's als Vorarbeiten zu seinem Geschichtswerk betrachten. Von dem Zeitalter der Elisabeth an bis in die Tage der französischen Revolution berühren sie, bald länger verweilend, bald flüchtiger, fast jeden Theil der englischen Geschichte. Mit Vorliebe wird von dem whiggistischen Historiker die Zeit der ersten englischen Revolution und dann wieder die Zeit des zweiten und dritten Georg, die Zeit Walpole's und Pitt's behandelt. Die betreffenden Essays hängen durch ein gemeinschaftliches Interesse auf dem Grunde fortlaufender Studien des Verfassers zusammen, und die letztgenannten dürfen, in Verbindung mit den Abhandlungen über Clive und Hastings, als eine Art Ersatz für den unvollendet gebliebenen Theil seines Geschichtswerks betrachtet werden. Man kann dieses Geschichtswerk umgekehrt mit Grund als einen Essay von riesigen Dimensionen ansehen. Nichts desto weniger stempelt schon die eigene Absicht des Verfassers die „Geschichte Englands“ zu einer Arbeit von selbständiger und eigenthümlicher Bedeutung. Nur hier will er im eigentlichen Sinne des Wortes Geschichtschreiber sein, — und bis hieher daher haben wir uns die Beurtheilung seines historiographischen Verdienstes verspart.

Sehr frühzeitig hatten sich die eignen Ansichten Macaulay's über die Aufgabe des Geschichtschreibers festgesetzt. Ganz ausschließlich diesem Thema gewidmet ist ein Aufsatz aus dem Jahre 1828, der die Theorie der Geschichtschreibung im Anschluß an eine Charakteristik der griechischen, der römischen und der modernen Historiker entwickelt, und Neufe-

rungen, im Inhalt und selbst in Worten den Aeußerungen dieser Abhandlung conform, begegnen uns verstreut in den Aufsätzen über Macintosh, über Hallam, über Macchiavelli und über Temple. Die Geschichte — so in der Hauptsache verlaufen die Auseinandersetzungen unseres Essayisten — hat ein streitiges Grenzgebiet inne. Vernunft und Phantasie haben gleichmäßig Ansprüche an sie, sie hat Beziehungen einerseits zur Dichtung, Beziehungen andererseits zur Philosophie; in dem unverhältnißmäßigen Uebergewicht, welches zu verschiedenen Zeiten das eine oder das andere dieser beiden Momente gehabt hat, sind die Fehler aller bisherigen Geschichtsschreibung zu suchen. Die Geschichte hat eine sehr nahe Analogie, zunächst, mit der Dichtung. Denn unmöglich, daß irgend eine Erzählung, geschweige denn ein Geschichtswerk vollständig und absolut wahr sei, unmöglich schon deshalb, weil die Unendlichkeit der Thatsachen nothwendig in einen Auszug zusammengebrängt werden muß. In demselben Falle aber ist auch die Kunst. Auch ein Gemälde z. B. kann nicht und darf nicht die volle Wirklichkeit eines Gegenstandes mit mikroskopischer Genauigkeit wiedergeben. Die besten Gemälde sowohl wie die besten Geschichtswerke werden daher die sein, „welche uns solche Theile der Wahrheit vorkühren, die am nächsten die Wirkung des Ganzen hervorbringen“. Die Besten unter den Alten, vor Allen Thucydides, haben sich auf diesen Theil der historiographischen Kunst vortrefflich verstanden. Weniger maßhaltend waren spätere Historiker, wie Livius. Man mag seine römische Geschichte fast einen Roman nennen; die patriotische Tendenz und das Streben nach malerischer Wirkung machen ihn allzu unbekümmert um die historische Wahrheit. In diesem Stille der antiken Historiographie, belläufig, ist auch die florentinische Geschichte des Macchiavelli gehalten; obgleich sie nicht sehr correct ist, so ist sie doch im Wesentlichen wahr. „Die besten Portraits“ — so weit geht Macaulay in der Connivenz gegen diese Methode — „die besten Portraits sind vielleicht die, in denen sich eine leichte Beimischung von Caricatur findet, und wir sind nicht gewiß, ob nicht die besten Geschichtswerke die sind, in denen ein wenig von der Uebertreibung der erdichteten Erzählung einschichtvoll angewendet ist“.

Die Geschichte hat jedoch, zweitens, auch einen philosophischen Theil. Thatsachen sind die bloße Schlacke der Geschichte; ihren Werth erhält sie, wie das Erz durch das darin enthaltene edle Metall, von der sie durchziehenden „abstracten Wahrheit“. Diese „abstracte Wahrheit“, d. h. die theoretische Quintessenz, die politische und sonstige Moral, gibt es aus den Thatsachen auszuziehn. Und in diesem Geschäft, dem Geschäft des Generalisirens, in dem, was der Engländer die „Philosophie der Geschichte“ nennt, sind die Neueren wiederum den Alten überlegen. An diesen ihren

Vorzug knüpft sich nur leider auch ein charakteristischer Fehler. Unglücklicher, weise entstellen sie zuweilen, bald leichter bald stärker, ihrer Philosophie zu Liebe, die Thatfachen. Wie jene Alten in Gefahr sind, zu Romanbildnern zu werden, so diese Neuere zu Advocaten. Und damit nicht genug. Während unsre heutigen Geschichtschreiber alle Künste der Controverse anbieten, vernachlässigt ein Theil von ihnen in trauriger Weise die Kunst des Erzählens, die Kunst, „Sympathie zu erregen und der Phantasie Bilder zu liefern“. Man muß diese letztere Kunst heutzutage bei Romanschriftstellern und Memolrenschreibern suchen: bei den eigentlichen Historikern hat sich eine aristokratische Verachtung dieser Art von Schriftstellern, eine thörichte Vorstellung von dem gebildet, was sie „die Würde der Geschichte“ nennen. Macaulay ist unermüdblich, hiergegen zu polemisieren. Die wahre Würde der Geschichte besteht nach ihm darin, daß sie das wahrhaft Wichtige und daß sie dieses Wichtige eindrücklich erzählt. Und was ist wichtig? Wichtig ist dasjenige, was den bedeutendsten Einfluß auf den Zustand der Gesellschaft ausübt. Das Wohl und Wehe der Gesellschaft aber setzt sich zusammen aus dem Wohl und Wehe der Einzelnen, und das Wohl und Wehe der Einzelnen hängt viel weniger von den öffentlichen, den politischen Vorgängen als von den stillen Veränderungen ab, welche die Folge heilsamer Erfindungen und Entdeckungen sind. Wichtig ist, von einer andern Seite angesehen, dasjenige, was uns am meisten belehrt, woraus wir am sichersten Schlüsse in Bezug auf die Zukunft bilden können. Für uns ist z. B. das Factum der atheniensischen Niederlage bei Delium in diesem Sinne verhältnißmäßig von geringer, das Schicksal von Aristophanes' „Mittern“ auf der atheniensischen Bühne von der allergrößten Wichtigkeit. Und so wird denn der wahre Geschichtschreiber die engen conventionellen Grenzen, in denen sich die Geschichte jetzt meist bewegt, überschreiten. Er wird gewiß Alles, was von militärischen und politischen Ereignissen interessant und wichtig ist, sorgfältig berichten, aber er wird zugleich die häusliche Gesellschaft, die Sitten, die Lustbarkeiten des Volkes, dessen Geschichte er beschreibt, zur Anschauung bringen. Er wird es nicht verschmähen, den Zustand des Ackerbaus, der mechanischen Fertigkeiten und der Bequemlichkeiten des Lebens in Betracht zu ziehen. Der Fortschritt der Künste und die Geschichte der Literatur wird einen Theil seines Plans bilden — mit der Geschichte der Regierung wird er die Geschichte des Volks, mit der politischen wird er die Culturgeschichte verbinden.

Und er wird durch eben diese Verbindung die beiden Seiten der Geschichtschreibung, das poetische und das „philosophische“ Moment mit einander verknüpft haben. Was dormalen im getheilten Besitz der Dichtung

und der Wissenschaft ist, wird zum vereinten Besitz der Geschichtsschreibung werden. Während wir jetzt auf der einen Seite gute historische Romane und gute „historische Abhandlungen“ haben, werden wir alsdann gute Geschichte haben. Immer, natürlich, wird es das Erste und Unerläßliche sein, daß der Historiker keine Thatsachen erzähle, welche nicht durch hinreichendes Zeugniß bewahrheitet sind. Allein der Wahrheit wird der Zauber zu verleihen sein, welchen sich die Dichtung unrechtmäßig angeeignet hat. Der Historiker freilich, der dies verstünde, würde ein intellectuelles Wunder sein, da sich in seinem Geiste die entgegengesetztesten Kräfte zur Harmonie verschmelzen müßten. Verstünde er es aber, wüßte er den Fleiß, die Genauigkeit und die Einsicht Hallam's mit der lebendigen Malerei Southey's oder Walter Scott's zu vereinigen, so würde er ein vollkommenes Geschichtswerk geliefert haben. „Eine durchgängig in dieser Weise geschriebene Geschichte Englands würde das bezauberndste Buch in englischer Sprache sein: es würde mehr Nachfrage danach in den Leihbibliotheken sein, als nach dem neuesten Roman.“

Es ist in mehr als Einem Betracht interessant, diese Theorie der Geschichtsschreibung mit der berühmten Abhandlung W.'s v. Humboldt über die Aufgabe des Geschichtschreibers zu vergleichen. Beide verhalten sich so ungefähr, wie sich Locke's Theorie des Erkennens zu der Kant'schen Theorie verhält: die ganze Differenz des englischen und des deutschen Geistes findet daran einen Ausdruck. Auch Humboldt geht von der Unmöglichkeit aus, das Thatsächliche auf dem Wege des bloßen Copirens, des äußerlichen Abschreibens der Wirklichkeit darzustellen. Auch Humboldt will das Wert des Verstandes mit dem Werte der Phantasie verbunden wissen. Auch Humboldt endlich beschreibt das Verfahren des Geschichtschreibers als ein Analogon des poetischen und künstlerischen. Nichts desto weniger ist die Ansicht der Beiden so verschieden von einander wie die ästhetische Grundlage derselben: äußerlich und oberflächlich die eine, eindringend und tief-sinnig die andere. Die ästhetische Theorie des Engländer ruht ganz auf dem Begriff der Nachahmung, und die Frage, nach welchem Princip der Maler oder der Geschichtschreiber die „Theile der Wahrheit“ auswählen müsse, die zusammen auf die Phantasie die Wirkung des Ganzen hervorbringen, bleibt völlig unbeantwortet. Die ästhetische Theorie des Deutschen weiß, daß diese Wirkung dann erreicht wird, wenn der Gegenstand aus seinem innersten Wesen, aus der Idee heraus nachgebildet wird. Jenem ist die Wirkung, diesem ist die Wahrheit die Hauptsache; jener weiß das richtige Verfahren nur subjectiv, dieser weiß es objectiv anzugeben. Der künstlerische und der philosophische Theil der Geschichtsschreibung fallen ebendeshalb für Macaulay auseinander, während sie für Humboldt von Hause

aus Eins sind. Nicht in dem geschickten Anbringen des Colorits, in dem einsichtigen Verwerthen der Anekdote besteht nach dem Letzteren die historiographische Kunst, sondern darin, daß die Thatfachen nur zugleich mit den sie beherrschenden und durchwaltenden Ideen darge stellt werden. Nicht darin andererseits besteht ihm die „Philosophie der Geschichte“, daß das Einzelne generalisirt, daß nützliche Belehrung aus den Begebenheiten ausgezogen werde, sondern darin, daß jene den Begebenheiten immanenten Ideen erahndet und in der Erzählung selbst zu durchsichtiger Darstellung gebracht werden. Die innerlichste Beziehung endlich besteht nach Humboldt zwischen dem objectiven Gehalt der Geschichte und dem Werth, den ihre Lehren für den Hörer oder Leser der Geschichte haben. Während bei Macaulay Alles auf den Gesichtspunkt des Nutzens gezogen wird, während dessen ist für den Schüler Kant's alles dasjenige „wichtig“, was das Gepräge der Idee trägt. Denn die Ideen, deren Manifestation die Geschichte ist, sind, ohne Rücksicht auf ihren Nutzen, unserem eigenen Wesen verwandt, sie berühren sich mit Allem, was wir selbst sind, sie sind ohne Weiteres wichtig und bedeutsam für uns, weil sie dem Menschen die Natur des Menschen enthüllen, — und in diesem Sinn daher thut Humboldt den Ausspruch, daß derjenige Geschichtschreiber seine Aufgabe am besten erfülle, der „am menschlichsten gestimmt sei und am reinsten seine Menschlichkeit walten lasse.“

Nichts desto weniger: um soviel die Humboldt'sche Theorie tiefsinniger und richtiger ist, um soviel wird sie an technischer Brauchbarkeit von der des Engländers übertroffen. Jenes ist die Auseinandersetzung eines Mannes, der ohne Zweifel kläglich Schiffbruch gelitten haben würde, wenn er es unternommen hätte, irgend eine Epoche der deutschen oder selbst der griechischen Geschichte darzustellen. Macaulay hat seine Theorie bewährt und mit einem Erfolge bewährt, in dem sich buchstäblich jene Prophezeiung von dem Sturm des Publicums auf die Leihbibliotheken erfüllt hat. Seine Theorie war eben nicht blos eine Theorie: sie war nur die Uebersetzung der Weise, wie in seinem Geiste Phantasie und Verstand fortwährend sich einander in die Hand arbeiteten, der Reflex seiner eignen Bildung und seines Lebens, das Ideal eines Mannes, der den Verfährungen der Poesie nicht widerstanden, und der später seinen Charakter und sein Urtheil in den Beschwerden und den Controversen des politischen Lebens geübt hatte. Die Summe seines Geistes und die Summe dieses Lebens anticipirte er in jenem Ideal der Geschichtschreibung, realisirte er in seiner Geschichte Englands: — diese Geschichte Englands war bestimmt, Alles zu enthalten und Alles zu vereinigen, was bisher nur zerstreut in seinen Poesien und

in seinen Reden, in seinen raisonnirenden und in seinen erzählenden Essays zum Vorschein gekommen war.

In der That, die Mängel der Macaulay'schen Geschichte lassen sich ganz auf dasjenige reduciren, worin seine Theorie der Geschichtschreibung hinter den Forderungen des deutschen Theoretikers zurückbleibt; ihre Vorzüge, ebenso, sind solche, welche die allzu metaphysische Auseinanderetzung des Leseren zu fordern versäumt hatte. Man würde Macaulay sehr Unrecht thun, wenn man ihm kurzer Hand jeden Idealismus abspräche: allein dieser sein Idealismus besteht wesentlich in einem Schatz von Ansichten, welche die Gestalt fester Vorurtheile haben. Der Glaube, auf dem er feststeht, ist der Glaube an das Gesetz des Fortschritts, an den Sieg der Vernunft und Freiheit, an den Triumph der Civilisation. Sein Glaube ist sein Whiggismus, der humane und moralisch geläuterte Whiggismus eines Sohnes des neunzehnten Jahrhunderts. Die Ideen, die er in der Geschichte sucht und findet, sind die des englischen Liberalismus und, eng damit verbunden, die eines gut englischen Patriotismus. Als Engländer und für Engländer, vom nationalen Standpunkte stellt er die Geschichte seines Vaterlandes dar, so zwar, daß dieser nationale Standpunkt durch den aufklärerisch-philanthropischen und durch eine ernste und tüchtige Moralanschauung modificirt ist. Begreiflich daher, beiläufig, daß das ideale Schema seiner Geschichtebehandlung etwas arm und flach erscheint, sobald er über die Geschichte seines Vaterlandes hinausgeht: seine Darstellung Friedrich's des Großen ist, abgesehen von ihrer journalistischen Flüchtigkeit, mit der Prätension ihrer trivial-moralischen und dabei stockenglischen Pointen ein rechtes Seitenstück zu den Blößen, die sich Englands Staatsmänner bis auf den heutigen Tag so oft in der Praxis ihrer auswärtigen Politik, in der Schätzung continentaler Rechts- und Machtfragen geben. Getragen von der Folie des National-Englischen dagegen sind eben diese sittlichen und humanistischen Anschauungen ein sicherer Leitstern für unseren Geschichtschreiber. Hier dienen sie dazu, das specifisch Englische zu humanisiren und es bis auf einen gewissen Grad seiner Beschränktheit und Einseitigkeit zu überheben. Auf englischem Boden stehend, stellt er sich ein wenig über diesen englischen Boden. Es ist der gute, der beste Geist des englischen Whiggismus, der die Geschichte Englands schreibt: es ist etwas von der Tüchtigkeit Hampden's, von der Begeisterung Milton's, von der Humanität Wilberforce's darin. Durch nichts charakterisirt sich der Geist der englischen Politik im Durchschnitt so sehr, wie durch seine Maß haltende, überall Vermittlung zwischen den Extremen suchende Zähigkeit und Allmählichkeit. In dieser Denkweise wurzelt Macaulay durchaus. Unzählige Male scharft er ein und weist er nach, daß Compromiß

das Wesen aller Politik sei. Und diese Ueberzeugung ist ihm nicht bloß wie eine Doctrin eigen, sondern sie ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, sie ist die Substanz seiner Gesinnung. Daher die gleichgewogene Gerechtigkeit und Milde seines Urtheils, genau entsprechend dem epischen Gleichmuth seiner Darstellung, der harmonischen Ruhe seines Stils. Wohlgemerkt jedoch: diese Gesinnung hat bei ihm einen wesentlich sittlichen Hintergrund. Auch in die sittliche Beurtheilung trägt er — wir rühmten es schon oben — jene „den Verhältnissen Rechnung tragende“ Milde; aber hier gerade hat er zugleich ein sicheres Gefühl für die Grenze, über die hinaus von einem Compromiß nicht länger die Rede sein kann; die empirische Milde seiner Beurtheilung schneidet scharf gegen sophistische Verzweiflung ab, und wo er verurtheilt, da hat sein Verdict eine um so vernichtendere Kraft. Und wie diese sittliche Grundlage jener Mittelstimmung und Toleranz eine höhere Weihe giebt, so steht andererseits hinter der Lehre vom Compromiß die edelste und festeste Freiheitsliebe. Dem gegenwärtigen Zustande der englischen Verfassung, Gesetzgebung und Gesellschaft ist er um etwas mit seinen Wünschen und Forderungen voraus. Um etwas neigt er sich ebenso bei jedem Compromiß zwischen Fortschritt und Erhaltung, zwischen theoretisirender und praktischer Denkungsart auf die erstere Seite. Was ihn zu einem für Engländer schlechten Gesetzgeber machte, das machte ihn zu einem vortrefflichen Kritiker und Erzähler der englischen Geschichte. Von daher schreibt es sich, daß er, bei aller Parteilichkeit für sein Vaterland, gelegentlich gegen seine Landesleute für ein höheres Recht, und gegen die Thatsache für das Princip Partei ergreift; von daher schreibt es sich, daß er, bei aller Unparteilichkeit für die einzelnen Glieder und die einzelnen Maßregeln der beiden großen Klassen englischer Politiker, im Ganzen und Großen parteiisch für die Sache der Whigs eintritt. Englischer Idealismus ist anders als deutscher Idealismus. Und wenn vollends in England selbst die torystische Kritik dem whiggistischen Historiker nachsagt, that he had little sympathy with spiritualism in its most extended sense, — was will dieser Vorwurf in diesem Munde besagen? Wahr freilich, für religiöse Motive hat unser Geschichtschreiber wenig Verständnis; er hat fast nur eine weltliche und politische Tazze dafür in Bereitschaft. Wenn sich die Torykritik mit dieser Bemerkung begnügt, so möchten wir ihren Tadel gelten lassen. Nicht so jedoch ist es gemeint. Der Geschichtschreiber Englands darf nicht mitreden über die Frage der apostolischen Succession in der englischen Hochkirche, weil er den wesentlichen Punkt „von der Natur des Sacraments“ übersehen hat! Wenn das der Spiritualismus ist, den man an Macaulay vermißt, so mögen wir ihn dieses Mangels wegen billig belo-

bigen. Der Spiritualismus, der sich auf Kosten des gefunden und klaren Verstandes breit macht, ist sicherlich nicht der, den wir von einem Historiker fordern. Gesunder Verstand ist selbst Idealismus, und wenn irgend etwas unseren Schriftsteller über den Vorwurf ideenloser Empirie erhebt, so ist es dies, daß seine Freiheitsliebe und seine aufgeklärte Denkweise sich auch in theologischen Dingen bewährt, daß er über die bornirte Kirchlichkeit und Gläubigkeit der meisten seiner Landsleute hinaus ist, und daß seine religiöse Toleranz aus Einem Stück ist mit seiner politischen.

Aber auch nur so weit, in der That, mögen wir zugeben, daß die „Geschichte Englands“ auf einem idealistischen Hintergrunde ruht. Die Anschauungen, mit denen unser Historiker operirt, sind weder reich noch tief, die Art und Weise, wie er mit ihnen operirt, ist weder eine sehr große und freie, noch eine sehr behutsame und zarte Manier. Beides liegt zum großen Theil in der Natur seines Stoffes. Die englische Geschichte kann nicht anders geschrieben werden, als sie gelebt worden ist. Wo mit berberen Potenzen gewirthschaftet worden ist, da reichen auch für die Geschichtschreibung gröbere Kategorien aus. Nichts desto weniger würde etwas mehr Tiefe und etwas mehr Freiheit, ein etwas größerer und etwas weiterer Blick, eine etwas höhere geistige Lebendigkeit auch aus der englischen Geschichte noch etwas ganz Anderes haben machen können. Die leitenden Grundideen des Verfassers sind etwas abstract, und die „allgemeinen Wahrheiten“ wiederum, die er im Laufe seiner Darstellung von einzelnen Begebenheiten abstrahirt, etwas zu sehr Detailwahrheiten, — mehr praktische Regeln als Ideen. Daher einerseits eine gewisse Monotonie nach dem Schema: „die Geschichte Englands ist in eminentem Sinn die Geschichte des Fortschritts“; daher andererseits ein Nebeneinander von Erzählung und Reflexion, das dem Essay besser als dem Geschichtswerke steht. Nicht gänzlich ermangelte unser Geschichtschreiber der Fähigkeit, im größeren Umblick aus den Thatfachen der Geschichte ihre leitenden Gedanken herauszulesen, und der damit zusammenfallenden Fähigkeit, in großen Zügen den Charakter ganzer Epochen zu skizziren. Er hat sie z. B. in seinem Aufsatz über Hanke's Geschichte der Päpste gezeigt, wo ihm freilich der deutsche Historiker vorgearbeitet hatte; er hat sie auch in der gedankenreichen und schönen Einleitung seines Geschichtswerks, da, wo er die englische Geschichte bis zur Thronbesteigung Jacob's II. überblickt, an den Tag gelegt. Aber seine Meisterschaft liegt in etwas Anderem. Um Vieles besser als die Charakteristik ganzer Perioden gelingt ihm die individuelle Charakteristik. Karl I. und Karl II., Jacob II., Halifax, Churchill, Jeffres, Tyrconnel — wir kennen sie so gut, als ob wir mit ihnen gelebt hätten, sie sind so gewiß wirkliche Menschen, wie Heinrich und Percy

und Falstaff, die Figuren des Shakespeare'schen Dramas. Wilhelm III., der trockene, verschlossene, unliebenswürdige Holländer ist mit einer Kunst gezeichnet, die vielleicht nur Ein Mal, nur von Tacitus in der Charakteristik des Tiberius erreicht ist. Offenbar, der römische Historiker und die englischen Dramatiker und Novellisten sind die Vorbilder, nach denen durchweg die Macaulay'schen Portraits gezeichnet sind. Hier, und überhaupt in der Erzählung, im Individuellen und in der Detailmalerei ist seine Stärke. Man nehme, statt alles Andern, das Bild, welches er im dritten Capitel seines Werks von dem Zustande Englands bei'm Tode Karl's II. entworfen hat. Dieses Capitel allein würde dem Buche für immer seine Popularität sichern. Eine solche Verbindung der Cultur- mit der politischen Geschichte war eine völlig neue Erscheinung, und es ist bekannt, wie gerade dadurch die Macaulay'sche Geschichte in ihrer Heimath zu einem Hans- und Familienbuche geworden ist. Und dennoch: ist dies wirklich die rechte und die höchste Art, wie jene Verbindung bewerkstelligt werden muß? Wohl ist es dem Verfasser vollkommen gelungen, ein wüstes und todes statistisches Material zu einem geordneten und farbenreichen Bilde zu beleben. Aber würde dieselbe Manier ausreichen, von der literarischen, von der intellectuellen Entwicklung in England eine treue Anschauung zu geben? Hat Macaulay dies Letztere — seiner eignen Forderung gemäß — auch nur versucht? Und wenn nicht: weshalb sonst hat er es unterlassen, als deshalb, weil sich diese geistigen Bewegungen, derjenige Theil der Geschichte, in dem sich ihr ideeller Gehalt am eigenthümlichsten spiegelt, zu sehr seinem Auge entzog? Und derselbe Mangel drückt in Wahrheit das ganze Werk. Wir denken, der Grundfehler der Geschichte von 1685 bis 1697 ist in die Augen fallend. Es fehlt ihr, und es würde ihr, wenn sie weitergeführt worden wäre, nur noch mehr diejenige Einheit gefehlt haben, die nun einmal nur dadurch zu gewinnen ist, daß man sich der die Geschichte „in allen ihren Theilen beherrschenden und durchwaltenden Ideen“ bemächtigt. Aber keine solche Idee, sondern wesentlich nur eine Persönlichkeit, die Persönlichkeit Wilhelm's von Oranien — das Ideal dieser Persönlichkeit, wenn man lieber will — bildet die Einheit der Macaulay'schen Erzählung. Es ist die Einheit der Biographie, des biographischen Essay's. Und zusehends vergrößert sich dieser Fehler, sowie das Werk weiter vorschreitet. Ein spannendes dramatisches Interesse hält diejenigen Theile der Erzählung zusammen, die uns Schritt für Schritt die Mißgriffe des letzten Stuart, das Keifen und endliche Gelingen der mit einer wachsenden Nationalbewegung zusammenwirkenden Pläne des Oraniers vortführen. Die nun folgende Regierungsgeschichte des Oraniers hat in ihrem Gesamtverlaufe von diesem Interesse nichts. Mehr und mehr werden die Theile Herr über das

Ganze. Mit immer schwererem Gewicht hängt sich Einzelnes an Einzelnes; über der Kleinmalerei des Details geht der Zusammenhang im Großen verloren; immer unheilbarer bröckelt die Erzählung im dritten und vierten Bande auseinander: die Geschichte wird zur Bilderreihe, — zu einer bunten und unterhaltenden Chronik, in der die Thatfachen eines Jahres sich an die Thatfachen des anderen Jahres fügen.

Und dieser Fehler ist nicht blos ein negativer: er macht sich positiv in der Vorliebe unsres Historikers für das Private und Anekdotische bemerklich. Das Bewußtsein über diese Einseitigkeit zu wecken, hat in Deutschland vielleicht am meisten der Aufsatz über Friedrich den Großen beigetragen, — so sehr wird in diesem Aufsatz die Standalschronik vor der Geschichte, das Privatleben des Philosophen von Sanssouci vor dem öffentlichen Wirken des Königs, sein Costüm vor seiner geschichtlichen Rolle bevorzugt. Nicht ganz so steht es mit der Geschichte Englands. Bleibt es doch bis zuletzt die Absicht des Verfassers, ein politisches Lehrbuch zu schreiben und seiner eignen Partei in Wilhelm III. den Whig par excellence, den Staatsmann und König wie er sein soll zu zeigen. In allen rein englischen Dingen werden wir nicht blos mit den individuellen Triebfedern, sondern bis auf einen gewissen Grad auch mit den größern politischen Motiven, mit dem Geist und den Strebezwecken der Parteien bekannt gemacht. Aber nicht so in Sachen der auswärtigen Politik, in den Fragen, die zwischen Staat und Staat verhandelt werden. Hier beginnt für Macaulay jenes Allgemeine, das er durchaus auf das Individuelle zu reduciren geneigt ist: seine Geschichte bleibt eine Geschichte von dem Privatleben Großbritanniens. Dem ganz entsprechend war der Umfang und die Beschaffenheit seines Quellenstudiums. Dasselbe war bewunderungswürdig detaillirt, aber keineswegs ebenso umfassend. Er sagt uns oft, daß er dies und das an Ort und Stelle beobachtet oder erkundet habe, und von derartigen Nachforschungen rührt die Anschaulichkeit seiner Darstellung des irischen Krieges, des Aufstandes der schottischen Hochlande, des Gefechtes bei Sedgemoor. In Weston-Joyland, einem Dorf nicht weit von Bridgewater in der Grafschaft Somerset, ist der Historiker eine wohlbekannte Person. Mehrere Wochen wohnte er hier in einer Dorfschenke und schrieb daselbst aus unmittelbarer Anschauung der Localität die Geschichte von der Niederlage des Herzogs von Monmouth. Unermüdblich war er im Durchstöbern von Bibliotheken. Nicht leicht entging irgend eine Antiquariatsbude in irgend einem Winkel von London seiner Aufmerksamkeit, und nicht selten sah man ihn mit irgend einer staubigen Schartele unter dem Arm seinen Weg durch die fashionabelsten Straßen von London machen. Die Anekdote ist durch alle Zeitungen gegangen, wie er einst mit einem

Paket von Balladen „getruckt in diesem Jahr“, von irgend einem Bänkefänger eben erstanden, nach Hause geht. Er sieht sich plötzlich von einem Haufen Gassenjungen umgeben: es ist, so erfährt er auf seine Frage, das Auditorium, das ungeduldig darauf wartet, ihn singen zu hören! Es ist keine leere Ruhmredigkeit, was er gelegentlich in einer Anmerkung versichert, er habe seine Ansichten über diesen oder jenen Gegenstand „aus Tausenden vergessener Tractate, Predigten und Pasquille“ geschöpft. Eben in dieser Art Schriften; in jener wilden Literatur, die in antiquarischen Verzeichnissen unter der Rubrik der Curiosa untergebracht wird, ist er vorzugsweise zu Hause. Es ist keineswegs unbedenklich, daß er seiner Polemik gegen die falsche Vorstellung von der „Würde der Geschichte“ fast regelmäßig einen Ausfall gegen den Wust diplomatischer Correspondenz und officieller Actenstücke beigesellt. Formulirt er doch diese Ansicht, die freilich alle Aussicht auf Popularität hat, in dem Essay über Geschichtschreibung zu dem Wunsche, daß Clarendon „anstatt Hunderte von Folioseiten mit Abschriften von Staatspapieren zu füllen, worin dieselben Behauptungen und Gegenreden wiederholt werden, bis der Leser von Mattigkeit überwältigt wird“, — daß Clarendon sich lieber dazu möchte herabgelassen haben, „der Boswell des langen Parlaments zu sein“. Nehmen wir an, daß unser Autor, indem er diesen Wunsch thut, in der Laune des Uebertreibens ist. Nehmen wir an, daß er es auch an der Stelle ist, wo er erklärt, daß Homer nicht entschiedener der erste der Epiker, Demosthenes nicht entschiedener der Erste der Redner sei als der Biograph Johnson's der Erste der Biographen. Diese Freundschaft für Boswell ist nichtsdestoweniger charakteristisch. Wir sagen nicht, daß Macaulay nicht die respectabelsten Studien in solchen Staatschriften gemacht habe, über deren Trockenheit er mit gutem Grunde klagt: allein eigentlich in seinem Elemente ist er offenbar viel weniger in jenen schwerfälligen Documenten, in denen sich zuletzt doch der Knoten der inneren und äußeren Politik birgt, als in denen, wo möglichst viel Klatscherei und Personalnotizen zu finden sind, in jenen Documenten à la Boswell, die seiner Schilderung von Zuständen, seiner Zeichnung historischer Portraits so trefflich zu Statten gekommen sind. In dieser Branche englischer Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts hat er unbestritten eine von Niemand erreichte Kenntniß besessen. Auch für Holland hat er seines Lieblingshelden wegen unter Documenten ähnlicher Art umfangreiche Studien gemacht. Für Frankreich erscheint er wenigstens in der ungeheuren Memoirliteratur aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. reichlich bewandert; darüber hinaus, wie namentlich in deutscher Geschichte, sind augenscheinlich die Kenntnisse des Verfassers nur dürftig.

Von dieser Art ist sein Quellenstudium und von dieser Art seine Geschichte. Um jedoch die Wahrheit zu sagen: nicht, daß die Genremalerei darin vor der Historienmalerei überwiegt, darf uns wundern, sondern daß trotzdem der politische, der moralische, der historische Gedanke sich noch so kräftig aus dem Detail erhebt, daß er nicht noch weit mehr durch die ungeheure Masse des Kleinigkeitskrams erbrüct ist. Sollen wir sagen, was uns als die schlimmste Wirkung dieser Eigenthümlichkeit erscheint, so ist es dies, daß das Verweilen bei'm Detail überhaupt retardirend gewirkt hat. Die Kunst, die Macaulay dem Thutymbides mit Recht nachrühmt, daß derselbe nie unterlassen, am rechten Orte zusammenzuziehn und am rechten Orte auszudehnen, daß er durchsichtig sei noch wo er auf's Aeußerste gedrängt, und nie weitschweifig auch wo er am genauesten in's Einzelne gehe — diese Kunst hat er dem Griechen nur mangelhaft abgelernt. Er ist gedrängt fast nur, so oft er uns auf den continentalen, den universal-historischen Schauplatz, er ist ausführlich fast immer, so oft er uns nach England zurückführt. Auch hier, ohne Zweifel, macht er Unterschiede, aber nicht so, daß durchweg das wahrhaft Wichtige, oder auch nur das nach seiner Theorie Wichtige bevorzugt würde. Seine Gebrängtheit dort grenzt an Dürftigkeit, seine Genauigkeit hier an Geschwätzigkeit. Zuweilen, in der That, ist er auch im Uninteressanten überausführlich, zuweilen ist er gerade zu breit und weitschweifig. Wir wollen davon nicht reden, daß für nicht-englische Leser die Darstellung der kirchlichen und parlamentarischen Verhältnisse nothwendig ermüdend wird, daß überhaupt der zweite Theil der Geschichte viel mehr den Charakter nationaler Annalistik nach der Art des Livius an der Stirn trägt, aber wir finden, daß zuweilen da, wo er politische oder kirchliche Controversen analysirt, diese Analyse etwas von der steifen Breite seiner kritisch-raisonnirenden Aufsätze bekümmt, und daß dieser Eindruck nicht wenig durch den häufigen Gebrauch der indirecten Rede für das Für und Wider der Controverse erhöht wird.

Einen Geschichtschreiber, der so sehr seine Stärke im Thatfächlichen hat und der überdies so kategorisch erzählt, wie er zuberstichtlich raisonnirt — einem solchen Geschichtschreiber ist man versucht, um so mehr auf seine Treue und Zuverlässigkeit anzusehen. Die Frage ist nach der Richtigkeit des Erzählten. Die Kritik hat sich der Prüfung dieser Frage nicht entzogen, und selbst von den Freunden und Bewunderern Macaulay's wird zugegeben, daß sich derselbe mehrfache Blößen gegeben habe. Seine Irrthümer sind verschiedener Art und stammen aus verschiedenen Ursachen. Man kann, wenn man mit nüchternen Prüfung zu der Darstellung zurückkehrt, deren Eindruck man sich zuerst mit Ruhe überlassen hat, leicht die

Uebertreibungen und poetischen Ausschmückungen gewahr werden, die der Phantasie, dem Streben des Schriftstellers nach Effect ihren Ursprung verdanken. Der Verfasser giebt uns oft selbst das Mittel zur Entdeckung des unabsichtlichen Fehlers in die Hand. Wir finden, daß das holländische Citat unter der Seite nicht mit dem Texte stimmen will — die Phantasie hat ihn über den Wortlaut des Beweises hinausgeführt. Ein ander Mal hat ihn der Klang eines Wortes, der rhythmische Fall einer Apostrophe verführt. Fast auf den ersten Seiten der ersten Londoner Ausgabe, da, wo von den alten sächsischen Colonisten die Rede ist, hieß es: they were still performing savage rites in the temples of Wodan and Tashernebog. Macaulay's jetzt verstorbener Freund, der bekannte Sprach- und Rechtsgelehrte Kemble, machte ihn darauf aufmerksam, daß er seine ganze Kenntniß von den angelsächsischen Urzuständen aus Scott's Ivanhoe entlehnt haben müsse: der Historiker soll sich nichts desto weniger eine Weile gestraubt haben, die ihm besonders passend klingenden Laute gegen das richtige Thor auszutauschen. Wieder in andern Fällen reizt den Schriftsteller sein ungewöhnliches Gedächtniß, das mitten im Wust des Materials zu sehr auf die eigene Stärke traut, zu Irrthümern und Freiheiten hin. Durch Dixon's Leben W. Penn's ist zur Evidenz erwiesen, daß Macaulay in seiner Darstellung zwei Personen, Wilhelm und Georg Penn, zu Einer Person zusammengeworfen. Den Oberrichter Jeffrey läßt unser Historiker im Tower neben Monmouth begraben werden: es ist seitdem gezeigt, daß die Leiche in einer kleinen Kirche von London, in der Kirche St. Maria in Aldermanbury liegt. Ähnlich heißt es im sechs- zehnten Capitel nach dem Bericht vom Tode Schomberg's in der Schlacht am Boyne-Fluß, dem Reichname des Gefallenen sei jede Ehre erwiesen worden, derselbe sei in der Abtei zu Westminster beigesetzt worden. Es scheint, daß in diesem Falle der Historiker durch seine Quellen getäuscht wurde, aber gewiß ist, daß Schomberg nicht in der Westminsterabtei, sondern in der Kirche von St. Patrick in Dublin beigesetzt ist, und die Times war boshaft genug, in einem Recensionsartikel über unser Geschichtswerk das lateinische Epitaph in gebrochenen Columnen abdrucken zu lassen. Nicht Wilhelm hatte für das Andenken seines Feldherrn gesorgt: erst im Jahr 1731 war das Denkmal von dem Dechanten und dem Capitel von St. Patrick errichtet, und der Verfasser der Inschrift war kein Anderer als Swift. \*) Der Irrthum ist somit ein Irrthum zu Gunsten Wilhelm's. Und zu Gunsten Wilhelm's oder überhaupt der whiggistischen Seite finden sich andere Fehler. Es ist z. B. — um von den Fehlern der

\*) S. Times vom 11. Januar 1856.

Färbung, von kleinen Weglassungen und Verschweigungen, kleinen Zusätzen oder Uebertreibungen nicht zu reden — es ist unrichtig, daß Dryden erst in Folge seines Uebertritts zum Katholicismus von Jacob II. eine Pension von 100 Pfund jährlich erhalten habe. Schlimmer noch als mit dem Dichter fährt Macaulay mit dem großen Feldherrn. Der Charakter Marlborough's ist sicher durch keine Einzelberichtigung zu retten; nur um so überflüssiger erscheint es, daß Macaulay die Schuld des Gemetzels in der Bai von Camaret ausschließlich auf die Verrätherei Marlborough's schiebt, während die Stuart-Papiere den Beweis liefern, daß dieselbe von Lord Godolphin mindestens getheilt wird. Ganz klar und unzweifelhaft endlich ist die apologetische Absicht in dem berüchtigtsten Angriffspunkte — der Darstellung des Blutbades von Glencoe. Um seinen Felben von dem Flecken dieser That rein zu waschen, wendet Macaulay mehr als erlaubte Advocatenkünste an. Es ist ihm nachgewiesen, daß er hier wichtige Documente ignorirt hat, Documente, nach denen sich eine Anregung der That durch Wilhelm III. kaum leugnen läßt.

Wir haben diese Ausstellungen einer noch längeren Liste von blunders entnommen, welche namentlich die torhistische Kritik in England aufzustellen sich hat angelegen sein lassen. Wir sind inbeß keineswegs gemeint, denselben Schluß daraus zu ziehen, den die Torpblätter daraus ziehn. Wenn dem großen Historiker so viele, so große und unverzeihliche Irrthümer im Thatfächlichen nachgewiesen sind, welche Sicherheit — fragen sie — haben wir im Betreff des Uebrigen? Es scheint, sie wollen den Whig-Historiker überbieten in Uebertreibung, wenn eines jener Blätter hinzufügt, seine Stelle werde denn in Zukunft an der Seite von Livius und Virgil sein, wenn ein anderes ihm zwar den Ruhm eines bezaubernden Schriftstellers lassen, aber den eines Geschichtschreibers streitig machen will. Man hat in ähnlicher Weise in Deutschland, stutzig gemacht durch die Leichtfertigkeiten des Essays über Friedrich den Großen, den ausschweifendsten Verbacht gegen die Künste dieses Historikers gefaßt; man hat diese Künste Zauber- und Taschenspielerkünste genannt; man hat harte Worte gegen seine Wahrhaftigkeit fallen lassen. Was uns betrifft, so wundern wir uns im Gegentheil darüber, daß der verbündete Partei- und Gelehrtenelfer nur eine vergleichsweise so geringe Zahl von Instanzen gegen die Glaubwürdigkeit des Mannes hat aufbringen können. Dem gelehrten Pedantismus, geschweige denn dem reinen Eifer für die Wahrheit, wollen wir ihr Recht nicht streitig machen. Wir begreifen auch das Mißvergnügen einer beschädigten Partei. Wenn sich aber mit diesen Stimmen auch die jener Ideologen mischt, die es für das erste Geschäft des Geschichtschreibers halten, große Ideen zu „exemplificiren“, so fällt uns angesichts

des Unfugs, den die construirende Geschichtschreibung namentlich in unserem Vaterlande getrieben hat, das Sprüchwort von dem Splitter und dem Balken ein. Wir sind angesichts des imposanten Fleißes und des sichtbaren Bestrebens nach Thatsächlichkeit, wie es Macaulay fast auf jeder Seite seines Buches an den Tag legt, außer Stande, anders als mit dem größten Respect von seiner Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, anders als mit der größten Reserve von dem zu sprechen, was seine Wahrhaftigkeit zu beeinträchtigen droht. Wer viel leistet, von dem wird mehr gefordert. Gerade durch seine detaillirende Umständlichkeit fordert Macaulay zu mitroskopischer Kritik heraus. Wir würden ihn, so ist unsere Ansicht von dem Wesen der Geschichte, völlig absolviren, — wenn er nicht selbst den Cultus des Details übertriebe und den Aberglauben an das Empirisch-Einzelne selbst hegte und nährte. Nicht ohne Koletterie, wie uns scheinen will, pocht er auf seine Accurateffe. Wer es für der Mühe werth oder für schicklich hält, für Nichtigkeiten wie etwa das schlechte Bier, das die Franzosen in Irland zu trinken hatten, ein Citat beizubringen, der hat sich nicht zu beklagen, wenn seine Darstellung des Charakters Wilhelm's einer selbst noch viel peinlicheren, der pedantischsten und unbarmherzigsten Kritik unterworfen würde. —

Wir sind nicht zu Ende, aber wir fühlen, daß es nöthig ist, ein Ende zu machen. Wenn uns die Kunst Macaulay's zu eigen wäre, so würden wir uns der Aufgabe unterzogen haben, seine Manier mit der gebrungenen, kalten skeptisch-advocatischen Hume's, mit der anmuthig-gewandten Robertson's, mit der großartigen und gedankenreichen Gibbon's zu vergleichen. Es war weiter unsre Absicht, seinen Einfluß auf unsre deutsche Historiographie, den guten, wie den bösen, den er gehabt hat und den er in Zukunft haben mag, zu besprechen. Wir müssen uns mit wenigen Worten in Bezug auf das Letztere begnügen. Wie es zu gehn pflegt, so ist auf die besinnungslose Bewunderung des großen Autors eine Reaction in entgegengesetzter Richtung gefolgt. Es ist Mode geworden, ihn und sein historiographisches Verdienst herabzusetzen. Bei dieser Wendung des öffentlichen Urtheils sind wir am meisten geneigt, den nationalen Stolz anzuerkennen, der sich mit Recht über die übertriebene Verehrung und die stets bereite Nachahmung des Fremden ärgert. Auch unsere historiographische Literatur zählt, und zählt nicht erst seit dem letzten Jahrzehnt bedeutende Namen. Die Ranke, die Sybel, die Mommsen nehmen es selbst in den glänzenderen Seiten des Engländer's mit diesem auf; sie und Andere übertreffen ihn, die Eimen an Reinheit des historischen Stils, die Anderen an Weite und Tiefe der leitenden Gesichtspunkte. Aber andere Motive und andere Einbildungen sollten schweigen, wenn es sich um ein

gerechtes und objectives Urtheil handelt. Gelehrte oder staatsmännische Bornehmheit insbesondre sollte sich nicht breit machen und nicht mit Verachtung und schlecht verhehltem Neide auf die Popularität Macaulay's herabsehen. Wer für Gelehrte Geschichte schreibt, wird immer sein kleines, wenn auch schwerlich ein sehr dankbares Publicum finden. Wer für Staatsmänner ausschließlich Geschichte zu schreiben den Ehrgeiz hat, der wundre sich nicht, wenn er auch nicht einmal von Staatsmännern gelesen wird. Aber die Geschichte ist gerade diejenige Wissenschaft, die, als die menschlichste Wissenschaft, am meisten für Alle ist. Das hat sie mit der Bibel und mit der Gesetzgebung gemein. Die Geschichtschreibung vor Allem ist berufen, gegenwärtig das Werk humaner und nationaler Bildung unter uns fortzusetzen, das unsre klassischen Dichter begonnen haben. Und zu diesem Ziel ist Macaulay kein übler Führer. So wie wir Deutsche sind, scheint uns die Gefahr sehr gering, daß uns auf die Dauer die Schwächen Macaulay's verderblich werden könnten. Unsre Wahrheitsliebe, unsre Gründlichkeit, unsern Glauben an die Macht der Ideen wird er uns schwerlich rauben. Es giebt dagegen Andres, und es giebt sehr viel, was wir von ihm lernen können. Unsere Geschichtschreibung wird sich mit noch größerem Recht ihres geistigen Gehalts, ihrer aus der deutschen Philosophie stammenden tieferen Einsicht in das Wesen des historischen Processes rühmen dürfen, wenn sie ihre, gleichfalls von dort her stammende Neigung zum Construiren und Arrangiren, ihren ungesunden Idealismus, mit Einem Worte, an dem gesunden Verstande des Engländers läutert. Es wird unserer Geschichtschreibung nicht schaden, wenn sie die Verbindung der politischen und der Culturgeschichte so ernstlich wie Macaulay, aber nach einem inniger bindenden Princip zu bewerkstelligen sucht. Unsere Geschichtschreibung wird die Anschaulichkeit seiner Erzählungen und Schilderungen, die ergreifende Wahrheit seiner Portraits noch lange mit Nutzen studiren. Unsere Schriftstellerei überhaupt endlich ist noch keinesweges durch die großen Lehrer deutscher Prosa, die wir gehabt haben, so geskult und so befreit von den Fehlern der Dunkelheit, der Formlosigkeit, der Geschmackwidrigkeit, daß sie nicht von der Schönheit und Symmetrie des Macaulay'schen Stils sich zum Wettstreit dürfte reizen lassen. Ahmen wir ihn daher immer nach, aber in jener Weise, die Lichtenberg den Deutschen nachsagte, so daß die Nachahmung ein besseres Original wird! Mit vollem Erfolge freilich wird dies erst dann möglich sein, wenn wir selbst eine Geschichte haben werden, deren staatliches Ergebnis uns mit ebenso viel Befriedigung und mit ebenso gerechtem Stolge erfüllt, wie den Briten seine Verfassung, das Ergebnis der Entwicklung, zu welcher der Held der Macaulay'schen Geschichte den bedeutamen Grund gelegt hat.

## Die Frage der Küstenverteidigung bei'm Bunde.

In dem Aufsatz unfres Augusthefts: „der deutsche Bund und die deutsche Flotte,“ \*) berührten wir auch die schwebende Frage der Küstenverteidigung. Die Zeitungen berichteten damals von gemeinsamen Anträgen Preußens und aller andern Küstenstaaten, namentlich auch Hannovers, und wir sprachen die Vermuthung aus, daß diese Anträge wohl noch keine definitiven und abschließenden seien. Wir haben damit so ziemlich das Richtige getroffen. Denn nach glaubwürdigen Mittheilungen verhält es sich damit folgendermaßen.

Die bisherigen auf Veranlassung der preussischen Regierung gepflogenen Verhandlungen beschränkten sich auf das Militärisch-Technische. Hannover nahm an der am 11. Januar in Berlin zusammengetretenen Conferenz der Uferstaaten zur Verständigung über ein gemeinsames Verteidigungssystem keinen Antheil, ließ aber die technische Commission innerhalb seiner Grenzen ihre Untersuchungen anstellen und an diesen eigene Abgeordnete mitwirken; endlich bezeugte es sich mit den Ansichten der Conferenz über das System und die Mittel der Küstenverteidigung im Wesentlichen einverstanden. Dieses Einverständnis bezog sich aber lediglich auf den technischen Standpunkt: es enthielt keine das Ganze umfassende Uebereinkunft.

Am 12. Juli d. J. nun theilte Preußen für sich und die übrigen Uferstaaten der Bundesversammlung „im Anschluß an seine Erklärung vom 26. Januar“ das Ergebniß der Vorberathungen mit. Es erklärte dabei unter Anderem, daß von den Verteidigungsanstalten die Herstellung strategischer Eisenbahnverbindungen, die Ausführung von Verbindungscandlen u. dgl. m. der freien Vereinbarung zwischen den Uferstaaten überlassen bleiben könne; Andres dagegen, die zu gründenden Befestigungswerke auf außerpreussischem Gebiete, eine Kanonenbootflottille von 40 Booten in der Nordsee und von 10 Booten in der Ostsee, endlich die Bildung einer Brigade von 12,000 Mann mit 2 Feldbatterien zur ausschließlichen Verteidigung der Nordseeküsten würden vom Bunde zu übernehmen und für „organische Einrichtungen“ zu erklären sein. Preußen beantragte demnach, zur Vorbereitung des durch Art. 14 der Wiener Schlußacte für Begründung organischer Einrichtungen vorgeschriebenen Verfahrens zunächst diejenigen auf nichtpreussischem Gebiete zu errichtenden Verteidigungsanstalten zu bezeichnen, für die etwa noch weitere Vorarbeiten von Bundeswegen einzuleiten wären; es beantragte, eine aus Bevollmächtigten aller Uferstaaten zu bildende Commission zur Feststellung der Entwürfe der Verteidigungsanstalten einzusetzen, und beantragte endlich, die Militärcommission zu beauftragen, daß sie in ihrem Gutachten über die Revision der Bundeskriegsverfassung zugleich Vorschläge für die Bildung einer besonderen Brigade zur Küstenverteidigung mache. Nur Oldenburg und Bremen hatten gegen diese Darlegungen nichts zu erinnern.

\*) Wir berichtigen bei dieser Gelegenheit einige Druckversehen in dem angeführten Artikel, indem wir S. 167 Z. 8 v. o. statt „nicht deshalb“: „deshalb nicht“, S. 170 Z. 4 v. o. statt „173,700 Fl.“: „713,000 Fl.“ u. S. 177 Z. 7 v. o. statt „se“: „er“ zu lesen bitten.

Ganz eigenthümlich dagegen war abermals das Auftreten Hannovers. Hannover bezeugte sich zwar im Allgemeinen mit der Erklärung und dem Antrag Preußens einverstanden, wollte aber für sich diese Erklärung nur in „Gemäßheit des Bundesbeschlusses vom 26. Jan.“ abgeben — natürlich, denn wie sollte sich auch Hannover einfach einer preussischen Erklärung anschließen! Mehr aber. Es wollte den ganzen Passus über die der Vereinbarung zwischen den Uferstaaten zu überlassenden Anstalten gestrichen wissen und an dessen Stelle aussprechen, daß die neuen Anstalten, die vom Bunde zu übernehmenden Anstalten im Sinne des Art. 15 der Wiener Schlußacte angesehen und behandelt und folglich deren Bedingungen im Einzelnen mit den betreffenden Territorien von dem Bunde vereinbart werden sollten, bevor im Plenum darüber abgestimmt würde. Die hannoversche Regierung verlangte also, daß diejenigen Anstalten, die Preußen dem Bunde nicht überweisen wollte, völlig unerwähnt bleiben, und daß wegen der anderen Anstalten nicht nach Art. 14 der Wiener Schlußacte, der über die Art der Ordnung organischer Anstalten entscheidet, sondern nach Art. 15, d. h. nach dem Artikel verfahren werde, der von den lediglich *jura singulorum* betreffenden Fällen handelt. Was heißt dies? Will Hannover überhaupt hinsichtlich der dem Bunde nicht zu überweisenden Anstalten, d. h. der Eisenbahn- und Canalverbindungen auch nicht von Vereinbarungen gesprochen wissen? Will es sich darüber nicht mit den anderen Staaten, mit Preußen vereinbaren, sondern dem Bunde für sich gegenübertreten, dem Bunde, der sich doch nach der Ansicht Preußens eben nicht damit befassen soll? Und will es durch die Hinweisung auf jenen Art. 15 erlangen, daß die Sache nicht mit der einstimmigen Entscheidung des Plenums über die Vorfrage, ob die Anstalten zur Küstenverteidigung als organische Einrichtungen nothwendig seien, und über Entwurf und Anlage im Allgemeinen (Art. 14) abgemacht werde? Es scheint so; denn es könnte ja, wenn einmal die allgemeine Frage bejaht wäre, durch einfache Stimmenmehrheit in der engeren Versammlung das Einzelne ausgeführt und damit gegen die hannoversche Souveränität ein Zwang geübt werden, den Hannover selbst von dem geliebten Bundestage nicht gern ertrüge! In der That ein merkwürdiger Widerspruch, zu gleicher Zeit Art. 13, 14 und 15 der Wiener Schluß-Acte zur Anwendung bringen zu wollen! Es kann uns deshalb nicht wundern, daß der preussische Gesandte nicht recht wußte, was er mit der hannoverschen Erklärung anfangen sollte. Er hob nur hervor, daß Hannover zu besorgen scheine, es möchte in Bezug auf die der freien Vereinbarung zu überlassenden Anstalten ein Majoritätsbeschluß gegen den Willen eines einzelnen Staats gefaßt werden, während doch auch nach dem Antrag Preußens von einem solchen Majoritätsbeschluß nicht die Rede sein könne.

Die übrigen Küstenstaaten verhielten sich anders. Mecklenburg-Schwerin stellte einen Antrag, der geradezu und unmittelbar die Begründung einer organischen Einrichtung im Auge hatte. Es beantragte mit den Worten des Art. 14, die Bundes-Versammlung möge zur Herbeiführung eines Plenarbeschlusses über die Nothwendigkeit, sowie über die allgemeinen Umrisse und wesentlichen Bestimmungen der norddeutschen Küstenbefestigung das Geeignete beschließen. Die militärisch-technische Seite der Sache sei genügend erörtert

und vorbereitet; die noch nicht erledigten Fragen könnten erst dann erledigt werden, wenn die Voraussetzung einer organischen Einrichtung festgestellt sei, und müßten zum Theil von vorn herein festgestellt werden, z. B. die Frage wegen der Verfügung über die zur Küstenverteidigung nothwendigen militärischen Kräfte des Bundes; der preussische Vorschlag lasse den nichtpreussischen Theil der Ostseeküste unberücksichtigt; die Richtung und Lage der Eisenbahnen würde eine verschiedene sein, je nachdem sie durch den Bund oder durch die einzelnen Staaten gebaut würden; eine technisch-vorbereitende Commission sei deshalb überflüssig.

Ähnlich äußerte sich Lübeck. Man dürfte nicht von vorn herein einen Theil der Verteidigungsanstalten der freien Vereinbarung unter den Uferstaaten überlassen, die Bundes-Versammlung selbst müsse entscheiden, ob und in wie weit auch solche Anlagen dem Bunde zu unterstellen seien. Hamburg machte dieselbe Ansicht namentlich wegen der strategischen Eisenbahnen geltend. Dem Bunde müsse auch, setzte es hinzu, wenigstens die Möglichkeit verbleiben, mittelnd einzuschreiten, wenn die den einen oder anderen Staat treffenden Leistungen dessen Kräfte übersteigen oder wenn sich einem Zustandekommen der Vereinbarungen über die Herstellung der strategischen Eisenbahnen den Zweck wesentlich gefährdende Hindernisse in den Weg stellen sollten.

Wir sehen sonach, daß auch in dieser wichtigen Frage die Einigung noch weit entfernt ist. Ob überhaupt nur die mindeste Aussicht vorhanden ist, die Verteidigung der norddeutschen Küsten zu einer organischen Bundeseinrichtung zu erheben, ob also mit der von den Würzburgern und von Hannover betriebenen Einmischung des Bundestags etwas gewonnen werden kann, das unterliegt billig dem stärksten Zweifel. Denn zur Gründung organischer Einrichtungen gehört Stimmeneinhelligkeit im Plenum, also auch die Stimmen von Holstein und Lauenburg, die Dänemark fährt. In Beziehung auf Dänemark aber sind die Dinge so weit gebiechen, daß ein friedlicher Ausgang kaum noch möglich scheint, und Dänemark hat demnach weit mehr Interesse, die Küstenverteidigung zu hindern, als sie zu fördern. Bei der Rücksichtslosigkeit, mit welcher dieser Staat gegenwärtig, auch der Bundes-Versammlung gegenüber, auftritt — wer wird erwarten, daß es durch irgend welche Rücksichten abgehalten werden könnte, sein feindliches Interesse geltend zu machen? Die Verhandlung beim Bunde ist also in der That gerade der Weg, der am wenigsten Hoffnung bietet. Soll er aber auch nur Einen Schritt weiter führen, so würde es dazu der vollsten und unbedingtesten Uebereinstimmung zwischen den rein deutschen Regierungen bedürfen. Sie, aber auch nur sie könnte vielleicht einen Eindruck auf Dänemark machen. Statt solcher Uebereinstimmung jedoch begegnen wir selbst unter den deutschen Regierungen principiellen Unterschieden, offener Abneigung und verstärkter Gegenwirkung. Mecklenburg, Hamburg und Lübeck wollen, daß der Bundestag unbeschränkt die für organische Bundeseinrichtung zu erklärenden Anstalten bestimme. Eine so erweiterte Competenz der Bundes-Versammlung kann Preußen nicht wünschen, wenn auch nicht daran zu denken wäre, daß etwa selbst der Kriegshafen an der Jade unter den Bund gestellt werden sollte. Vollends aber Hannover. Wir sehen, wie dieser Staat sich förmlich dagegen sträubt,

damit es ja nicht zu irgend einem Zugeständniß gezwungen werde. Hannover will sich sogar für alle Einzelheiten der für organisch zu erklärenden Anstalten seine besondere Zustimmung wahren. — Auch hier, ferner, tritt uns jene wesentlichste Frage entgegen: wer wird von Bundeswegen den Oberbefehl erhalten über die Küstenbrigade an der Nordsee, über die an der Ostsee, über die Flottillen? Wird hier Einer befehlen oder die thatenlose und thatenhindernde Vielköpfigkeit des Bundes ihr Bild im Kleinen darstellen? Der jetzige Mangel an Einigkeit — was läßt er für eine Kriegsführung unter mehreren Führern hoffen? Und endlich, wo ist die Garantie, daß der einzige Kriegshafen Deutschlands an der Nordsee, auf dem die Möglichkeit beruht, die Vertheidigung in einen Angriff zu verwandeln, wirklich mit den übrigen Anstalten zur Vertheidigung in Zusammenhang gebracht werde? Freilich, vom militärisch-technischen Standpunkte aus scheint die Nothwendigkeit davon anerkannt; aber wird der militärisch-technische Standpunkt gegen die politischen Axiome durchbringen? Wir haben bereits an der Frage von der Führung der Bundesheere ein Beispiel, wie wenig die strategische Nothwendigkeit gegen die politischen Ansichten und Neigungen bedeutet. Und wie leicht lassen sich für das militärisch Nothwendige politische und unmögliche Bedingungen stellen! — —

Noch einmal demnach: es scheint uns nach dem Dargestellten ein gänzlichcs Mißverstehen, wenn die Zeitungen berichteten, die Küstenstaaten, namentlich Preußen und Hannover hätten sich in allem Wesentlichen geeinigt. Wir hegen bei der politischen Stellung Hannovers so gut wie keine Hoffnung, daß überhaupt eine Einigung erfolgen werde. Der Bundestag wird sie auf keinen Fall herbeiführen, denn seine Mitwirkung setzt sie vielmehr voraus; und das Product seiner Theilnahme — wird höchstens ein todtgebornes Kind sein.

---

### Politische Correspondenz.

Berlin, 10. October 1860.

Nach längerer Pause bietet sich uns endlich ein Anlaß dar, unsere Aufmerksamkeit wieder den innern Landes-Angelegenheiten zuzuwenden. Die Ergänzung des Herrenhauses ist ein Act, welcher an die wundeste Stelle unseres Verfassungslebens die bessernde Hand legt; ein Act, der nach den Erfahrungen der letzten Session als unerläßlich betrachtet werden mußte, wenn unsere innere Fortentwicklung nicht zu dem gefährlichsten Stillstand verurtheilt bleiben sollte.

Die Umstände, welche eine solche Maafregel unumgänglich machten, haben wir in früheren Correspondenzen so ausführlich erörtert, daß es überflüssig ist darauf zurückzukommen. Die Natur des Leidens, das unsere innere Gesetzgebung mit einer vollständigen Lähmung bedrohte, dürfen wir als bekannt voraussetzen, und bei dem gesunden Theile der Bevölkerung herrscht hierüber auch nur Eine Meinung: schwieriger, und einer Erörterung bedürftig bleibt nur die Frage, welches Heilmittel angewendet werden sollte, und ob das von der Regierung gewählte das richtige ist.

Da uns in der letzten Zeit mehrmals das Mißgeschick widerfahren ist, daß unsere Auseinandersetzungen bei einigen Organen der Presse deshalb Widerspruch gefunden haben, weil wir dabei die verkümmerten und verfahrenen Verhältnisse der Gegenwart, und nicht eine Situation zum Grunde legten, die schon seit Monaten vergangen war und nicht mehr wiederhergestellt werden konnte, so wird der Leser es uns verzeihen, wenn wir dieses Mal ausdrücklich mit der trivialen Bemerkung beginnen, daß wir nicht in den Jahren 1851—1853, in einer Zeit schreiben, in welcher die Frage über die zweckmäßigste Zusammensetzung der ersten Kammer eine offene war, sondern daß wir die mißliche Aufgabe haben, im Jahre des Heils 1860 über die Verbesserung einer bereits bestehenden Einrichtung zu reden. Wer es liebt, sich eine Situation in Gedanken willkürlich zurechtzulegen und statt der vorhandenen thatsächlichen Unterlagen ideelle Voraussetzungen zu fingiren, um zu einer möglichst durchgreifenden und durchweg befriedigenden Lösung der schwebenden Zeitfragen zu gelangen, — der wird an unserem mühseligern Geschäft, Mittel und Wege zu ersinnen, wie wir um die Härten und Anstößigkeiten des Bestehenden herum zu Verbesserungen gelangen können, wenig Behagen finden. Denn die Arbeit ist unerquicklich und das Resultat, leider! oft herzlich dürftig, an Schönheit und eindrucksvollem Glanz durchaus nicht vergleichbar den Ergebnissen, zu denen eine von den bestehenden Verhältnissen absehende und weit in die Zukunft greifende Speculation gelangt. Wir trösten uns jedoch leicht hierüber, eingedenk der alten Wahrheit, daß das Streben nach dem absolut Guten einer der bösesten Feinde jeder Verbesserung ist.

Wir glauben also, uns jeder Erörterung, die von den bestehenden Einrichtungen absehend die beste Zusammensetzung einer ersten Kammer für Preußen zu ermitteln sucht, so lange entschlagen zu dürfen, bis uns der Nachweis geliefert ist, daß die zur Zeit hierfür gültigen Gesetze beseitigt werden können, und daß somit der Weg zu einer durchgreifenden Neugestaltung jener Institution frei ist. Wohl Niemand wird der Meinung sein, daß wir in Zeiten leben, in denen es angemessen wäre, durch einen Staatsstreich reinen Tisch zu schaffen: wir sehen uns also ausschließlich auf den Boden der bestehenden Gesetze, auf den Weg gesetzlicher Fortentwicklung verwiesen.

Das gegenwärtige Herrenhaus beruht auf dem Gesetz vom 7. Mai 1853, welches die Bildung jener Körperschaft vollständig in die Hand der Krone legte, mit der alleinigen einschränkenden Bestimmung, daß dieselbe nur aus erblichen und lebenslänglichen Mitgliedern zu bestehen habe, und auf der Verordnung vom 12. October 1854, durch welche die Krone diejenigen speciellen Bestimmungen traf, welche ihrer Prärogative durch jenes Gesetz anheimgestellt waren. Auch dieser Verordnung ist durch das Gesetz vom 7. Mai 1853 von vornherein Gesetzeskraft zugewiesen worden, dergestalt, daß sie nur durch eine Uebereinstimmung der legislativen Factoren abgeändert werden kann.

Innerhalb dieser Gesetze mußten sich also nothgedrungen die Maßregeln bewegen, die von der Regierung jezt ergriffen werden konnten, um dem einseitigen Charakter des gegenwärtigen Herrenhauses abzuhelfen. Allerdings kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß die Verordnung vom 12. October 1854 mit dem Geist und dem Wortlaut des Fundamental-Gesetzes vom 7. Mai 1853

nicht überall in Einklang steht: aber hieraus folgt nur, daß der Widerspruch zwischen zwei rechtsgültigen Gesetzen auf gesetzlichem Wege gehoben werden muß, nicht aber, daß er, wie man hier und dort zu glauben scheint, einseitig von der Krone gehoben werden darf. Der Verordnung ist durch ein von den Kammern berathenes und genehmigtes Gesetz im Voraus Gesetzeskraft zugesprochen worden; sie ist in der Gesetzsammlung publicirt worden, und kann seit diesem Moment nur in derselben Weise wie jedes andere Gesetz modificirt werden.

Gleichwohl ist es auch jetzt für das Verständniß der Verordnung nicht ohne Nutzen, sich genau zu vergegenwärtigen, in welchen Punkten sie dem Gesetz vom 7. Mai 1853 widerspricht.

Das zuletzt genannte Gesetz sanctionirt das Princip, daß die Ernennung der Mitglieder des Herrenhauses eine Prærogative der Krone sei, und stellt nur die Bedingung auf, daß das Herrenhaus ausschließlich aus erblichen und aus lebenslänglichen Mitgliedern zu bestehen habe. Mit diesen Bestimmungen scheint zunächst das durch die Verordnung gewissen Corporationen verliehene Präsentationsrecht unvereinbar zu sein.

Wir sagen: es scheint damit unvereinbar zu sein; denn ein absoluter Widerspruch gegen das Princip, daß die Ernennung zum Herrenhause ausschließlich vom Könige ausgehen habe, würde nur dann in dem Präsentationsrecht liegen, wenn das letztere nicht strict in seinem engen Sinne, sondern mit dem Wahlrecht als identisch aufgefaßt würde, wenn dadurch den betreffenden Corporationen eine Befugniß der Krone gegenüber hätte übertragen sein sollen. Deutet man das Präsentationsrecht in diesem weitern Sinne, so würde sich die Krone hierdurch eines Theiles der Prærogative entäußert haben, die das Gesetz ihr ausdrücklich vorbehalten wollte. Das ihr ausschließlich zugesprochene Ernennungsrecht durfte sie aber eben so wenig wie etwa das Begnadigungsrecht oder eine andere Prærogative mit andern Personen oder Körperschaften theilen.

Dagegen wird es stets der Krone unverwehrt sein, bei Ausübung ihres Ernennungsrechtes sich des Rathes solcher Personen zu bedienen, die zu befragen sie für zweckmäßig hält. War sie nicht geneigt, lebiglich von den Ministern, den selbstgewählten Räten, Vorschläge entgegen zu nehmen, so blieb ihr unbenommen, von andern Personen oder andern Körperschaften, denen sie größeres Vertrauen schenkte, Rath zu fordern; ein solcher Rath konnte im vorliegenden Falle am einfachsten in der Form einer Präsentation von Candidaten ertheilt werden. Freilich mußte es dabei selbstverständlich sein und bleiben, daß die auf diese Weise zu Rath gezogenen Körperschaften hierdurch nicht ihrerseits ein formelles Recht erworben hätten, auf dessen Geltendmachung sie eventuell bestehen könnten; es mußte selbstverständlich bleiben, daß diesem Rathe wie jedem andern gegenüber, die Krone sich das Recht unverschränkt gewahrt habe, ihn entweder zu befehlen oder abzulehnen; es mußte endlich selbstverständlich bleiben, daß es der Krone vollständig unbenommen war, auf diesen Rath ganz zu verzichten, sobald ihr ein anderer Modus für die Ausübung des Ernennungsrechtes zweckmäßiger erschien. Nur unter diesen Bedingungen ist es möglich, das Präsentationsrecht, wie es die Verordnung vom 12. October 1854 gewährt, nicht

als eine Beeinträchtigung der königlichen Prerogative zu betrachten, welche das Gesetz vom 7. Mai 1853 festgestellt hat.

Zu Gunsten einer Deutung der Verordnung in diesem engeren Sinne kann man auch den Umstand anführen, daß sie die Corporationen nicht zur Wahl von Abgeordneten, sondern nur zur Präsentation von Candidaten ermächtigt. Es liegt im Begriff des Ausdrucks „Präsentation,“ daß der Vorschlag auch unberücksichtigt bleiben kann, falls er nicht eine persona grata trifft; und auch die Praxis hat einen Präcedenzfall geliefert, aus welchem erhellt, daß der König in der That nicht alle Präsentationen als für sich maßgebend zu betrachten Willens war, und daß gleichwohl den nicht berücksichtigten Corporationen daraus nicht von selbst das Recht zu neuen Vorschlägen erwuchs. Für den Fall, daß die präsentirten Candidaten der Krone nicht genehm sind, würde also nach dieser Praxis das sogenannte Recht der Corporationen so lange auf sich zu beruhigen haben, bis die Krone ihre Ansicht über den präsentirten Candidaten ändert; oder mit andern Worten: es würde vollständig in der Macht der Krone liegen, das ganze Präsentationsrecht, sobald es nicht in einer ihr genehmen Weise ausgeübt wird, einfach zu ignoriren. Zu diesen Consequenzen führen gleichmäßig Logik und Praxis. Um ihnen aus dem Wege zu gehen, hat man deshalb sonst überall, wo dem Präsentationsrecht ein wirklicher Werth beigelegt werden sollte, die Bestimmung getroffen, daß für die Besetzung einer Stelle gleichzeitig mehrere Candidaten, — diejenigen, welche die meisten Stimmen auf sich vereinigten — präsentirt werden müßten, in der Voransetzung, daß die verschiedenen Meinungs-Räncen innerhalb der Corporation sich in der Hufe der so Vorge schlagenen abspiegeln würden und daß sich unter diesen Vertretern verschiedener Meinungsschattirungen wenigstens eine der Regierung nicht unangenehme Persönlichkeit finden werde. Bei der zwitterhaften, zwischen Wahl und Präsentation unbestimmt schwankenden Einrichtung unserer Verordnung steht man aber sofort am Ende der Procedur, sobald der eine in Vorschlag gebrachte Candidat von der Krone beanstandet wird. Nichts nöthigt die Krone, den Präsentirten zum Mitgliede des Herrenhauses zu ernennen; nichts nöthigt sie, eine neue Präsentation anzuordnen; und die unberücksichtigt gebliebene Corporation hat kein Recht, dagegen zu remonstriren, denn das Gesetz sagt nichts davon, daß sie im Herrenhause vertreten sein müsse; sie muß sich beruhigen, wenn die Krone die Präsentation beanstandet oder einstweilen ad deliberandum nimmt.

Fehlt nun dem Präsentationsrecht so sehr jeder feste Kern, so wird man nicht sagen können, daß es die Prerogative der Krone beeinträchtigt. Dann aber drängt sich mit um so größerem Nachdruck die Frage auf, weshalb man Bestimmungen, die nicht einmal für den Urheber der Verordnung, geschweige denn für einen der nachfolgenden Regenten bindende Gewalt haben, die vielmehr in jedem Augenblick als unmaßgeblich betrachtet werden können, einen Platz in einem Gesetze angewiesen hat? Sie wären in einem Ministerial-Rescript am Orte gewesen, durch welches die Oberpräsidenten angewiesen wurden, die Magistrate bestimmter Städte und die sämmtlichen gräflichen Rittergutsbesitzer der Provinz und die Inhaber des alten und besetzten Grundbesitzes aufzufordern, daß sie aus ihrer Mitte Candidaten für das Herrenhaus vorschla-

gen möchten. Durch die Aufnahme in das Gesetz wird die schon an sich auf keinem klaren Gedanken beruhende Bestimmung noch entschiedener der Gefahr einer Mißdeutung ausgesetzt, und schon aus diesem Grunde bleibt ihre Beseitigung sehr wünschenswerth. In jedem Falle aber werden wir daran festhalten müssen, daß das Präsentationsrecht der Verordnung nur dann dem Gesetz nicht widerspricht, wenn es in keinerlei Weise die durch ein Gesetz sanctionirte Prerogative der Krone schmälert, d. h. wenn die betreffenden Corporationen auf Grund desselben keinerlei Ansprüche gegen das freie Entscheidungsrecht der Krone geltend machen dürfen.

Wenn wir nun in Bezug auf diesen Punkt die Bestimmungen der Verordnung noch durch eine Deutung, welche ihren Werth in's Schattenhafte verflüchtigt, mit dem Gesetz in Einklang bringen konnten, so sind wir völlig außer Stande zu erkennen, durch welche Interpretation §. 8. der Verordnung — kraft dessen die Mitgliedschaft der ersten Kammer mit dem Verlust der Eigenschaft, in welcher die Präsentation erfolgt ist, erlöschen soll, — mit der gesetzlichen Bestimmung, daß die erste Kammer nur aus erblichen und lebenslänglichen Mitgliedern bestehen soll, veröhnt werden könne. Die Verordnung führt durch jene Bestimmung in die erste Kammer eine Kategorie von Personen ein, deren Mitgliedschaft z. B. von der Dauer eines Amtes abhängt, und macht es der Regierung möglich, einen Professor, der als Repräsentant einer Universität im Herrenhause sitzt, durch Versetzung an eine andere Universität, einen Bürgermeister, der von einer Stadt präsentirt ist, durch Versagung der Bestätigung bei seiner Wiederwahl aus dem Herrenhause zu entfernen. Daß ein solches Abhängigkeitsverhältniß dem Grundgedanken jeder Pairie schnurstracks widerspricht, liegt auf der Hand: eine Pairie soll aus Männern bestehen, die durch eine glänzende und vollkommen unabhängige Lebensstellung oder durch das Gewicht ihrer bedeutenden Persönlichkeit dem Einfluß der schwankenden Woge der Färsen- wie der Volksgunst entrückt sind und ihre Entschlüsse lediglich aus sich selbst schöpfen, — nicht aber aus Personen, die durch einen Act irgend einer Corporation oder der Regierung aus ihrer Stellung im Herrenhause verdrängt werden können. Und noch in einer anderen Beziehung beruht die Bestimmung der Verordnung auf einem unklaren Gedanken. Sicherlich werden die Mitglieder des Herrenhauses selbst am lebhaftesten gegen die Auffassung protestiren, daß sie nicht als Vertreter des Volkes, sondern nur als Vertreter bestimmter Interessentreise zu betrachten sind, daß z. B. die Aufgabe der von den Grafenverbänden präsentirten Herren vorzugsweise darauf gerichtet sei, die Interessen ihrer gräflichen Genossenschaft im Herrenhause wahrzunehmen. Wenn nun die Krone neben den Vertretern des großen Grundbesitzes auch den größern Städten und den Universitäten im Herrenhause eine Stimme sichern wollte, so konnte dabei nur die Absicht obwalten, in jene hervorragende Körperschaft auch Personen einzuführen, welche auf dem Gebiet des geistigen Lebens, auf dem Gebiet der städtischen und gewerblichen Interessen zu Hause sind und die Bedürfnisse dieser wichtigen Factoren des Staatslebens durch eigene Erfahrung kennen gelernt haben; es konnte dabei nicht die Absicht obwalten, für irgend ein Local-Interesse, für eine bestimmte Stadt oder Universität einen speciellen

Fürsprecher zu gewinnen. Jenem Zweck aber wird durch die Thatsache der Präsentation Seitens einer Universität oder städtischen Behörde ausreichend gebient; und die Befähigung der auf Grund dieser Präsentation in das Herrenhaus gelangten Mitglieder, z. B. die Interessen des Gemeinwesens zu würdigen, wird nicht um eines Quentchens Schwere dadurch verringert, wenn solch' ein Mitglied nach Ablauf seiner Amtszeit als Bürgermeister in das Privatleben zurücktritt. Soll mit einem Austritt aus der Amtsthätigkeit auch das Recht, im Herrenhause zu sitzen, erlöschen, so ergiebt sich daraus, daß das hierdurch betroffene Mitglied nicht auf Grund einer persönlichen Qualification, sondern lediglich als Vertreter eines bestimmten Local-Interesses in das Herrenhaus berufen ist, daß also bei der Bildung dieser Körperschaft zwei entgegengesetzte Gedanken sich durchkreuzten.

Wenn wir in den beiden hier erwähnten Beziehungen die dringlichste Aufgabe der legislativen Thätigkeit auf diesem Gebiet, die Herstellung des Einklangs zwischen zwei rechtsgültigen Gesetzen, hervorgehoben haben, so sind wir dabei nicht durch die Ansicht geleitet worden, daß schon jetzt ein Antrag auf eine Correctur dieser Gesetze Aussicht auf Erfolg haben und als zeitgemäß empfohlen werden könnte. Wir wünschten vielmehr darauf aufmerksam zu machen, daß keine Nothigung vorliegt, den dem Fundamental-Gesetz vom 7. Mai 1853 widerstreitenden Bestimmungen der Verordnung eine thatsächliche Folge zu geben und Zustände factisch fortbestehen zu lassen, die mit den unzweideutigen Principien jenes Gesetzes unvereinbar sind. Nichts hindert die Regierung, dem Präsentationsrecht der Corporationen gegenüber eine Haltung zu bekunden, durch welche die gesetzliche Prerogative der Krone vollständig gewahrt wird; nichts hindert sie, diejenigen Mitglieder des Herrenhauses, denen §. 8. der Verordnung vom 12. October 1854 die Möglichkeit einer vereinstigen Exclusion vorhält, nach §. 3. Nr. 3. derselben Verordnung (auf Grund besonderen Vertrauens) zu lebenslänglichen Mitgliedern zu ernennen und auf diese Weise mindestens in den thatsächlichen Zuständen jeden Widerspruch gegen die Normen, die in dem Gesetz vom 7. Mai 1853 als absolut maßgebend für die Zusammensetzung des Herrenhauses angegeben sind, zu beseitigen.

Während nun eine Abänderung der beiden oft erwähnten Gesetze nur durch eine Uebereinstimmung der legislativen Factoren bewerkstelligt werden kann, hat die Regierung in Bezug auf das Reglement, welches der Verordnung vom 12. October 1854 beigegeben ist, vollkommen freie Hand. Dieses Reglement handelt ausschließlich von der Ausübung des Präsentationsrechtes, und enthält, falls man das letztere nicht in unserem Sinne als ein ganz schattenhaftes und ephemeres betrachten will, sehr wichtige Bestimmungen, die nichts weniger als reglementarischer Art sind. Es bestimmt z. B., daß gräfliche Rittergutsbesitzer nicht bloß in den Grafenverbänden, sondern auch, wenn ihre Güter in diese Kategorie gehören, in den Verbänden des alten und besetzten Grundbesitzes an den Wahlen zur Präsentation theilnehmen dürfen; daß, wer in verschiedenen Provinzen oder Landschaftsbezirken zur Theilnahme an den Wahlen solcher Verbände berechtigt ist, dieses Recht in allen diesen Verbänden ausüben dürfe, — während die erblichen Mitglieder des Herrenhauses von der Theilnahme an

solchen Wahlen ausgeschlossen werden, mögen sie immerhin durch ihren Stand oder durch die Bedeutung ihres Grundbesitzes dazu qualificirt sein. Das Reglement bestimmt ferner, daß eine Präsentation schon dann als perfect zu betrachten sei, wenn sie von drei (!) Wählern ausgehe. Es setzt die Zahl der von dem alten und befestigten Grundbesitz zu präsentirenden Candidaten auf 90 fest und vertheilt diese Zahl auf die verschiedenen Provinzen so, daß von den 90 Candidaten auf die Rheinlande und auf Westphalen zusammen neun fallen. Es enthält ferner eine Bestimmung von tiefgreifender principieller Bedeutung, indem es den Begriff des alten Grundbesitzes dahin definirt, daß darunter solche Rittergüter zu verstehen seien, welche sich mindestens seit hundert Jahren im Besitze einer und derselben Familie befänden. Da es Bürgerlichen erst seit einem halben Jahrhundert gestattet ist, Rittergüter zu erwerben, so schließt diese sogenannte reglementarische Bestimmung von den Wahlen der Landschaftsverbände das bürgerliche Element vollständig aus, und erst im zwanzigsten Jahrhundert werden unsere Kindeskinde das Vergnügen haben, hier und da einen bürgerlichen Rittergutsbesitzer in den geweihten Kreis der wahlberechtigten Edelleute eintreten zu sehen. Endlich ist dem Reglement noch ein Verzeichniß der Städte beigegeben, denen das Präsentationsrecht verliehen wird.

Sollte nun die gegenwärtige Regierung überhaupt geneigt sein, den ihr von allen diesen Verbänden in Form einer Präsentation von Candidaten zu ertheilenden Rath auch fernerhin entgegenzunehmen, so würde sich eine Abänderung dieser zum Theil exorbitanten Bestimmungen allerdings empfehlen. Für Abänderungen des Reglements bedarf sie der Zustimmung der Kammern nicht, und sie hat das ihr auf diesem Felde zustehende Recht bereits dadurch thatsächlich ausgeübt, daß sie die nur im Reglement festgesetzte Zahl der zur Präsentation berechtigten Städte um sechs vermehrt hat. Aber es springt in die Augen, daß jede andere Verbesserung der reglementarischen Bestimmungen nur für den Fall eintretender Vacanzen praktisch werden, d. h. daß sie nur spät und sehr allmählich einige Wirkung äußern kann; jetzt, wo wir einer augenblicklichen und fühlbaren Remede bedürfen, fand die Regierung auch in ihrer Befugniß, das Reglement umgestalten zu dürfen, kein anderes ergiebigeres Auskunftsmittel, als das von ihr angewandte, die Zahl der zu Vorschlägen berechtigten Städte zu vermehren, und dadurch Persönlichkeiten in das Herrenhaus zu bringen, welche mehr als die derzeitige Majorität mit der Entwicklung und dem lebendigen Streben der Gegenwart in Zusammenhang stehen.

Das war die Lage der Regierung. Das Gesetz vom 7. Mai 1853 und die Verordnung vom 12. October 1859 durfte sie nicht abändern; eine Abänderung des Reglements versprach nur in der einen oben angebeuteten Beziehung einen unmittelbaren Nutzen. Wollte sie innerhalb der bestehenden Gesetze Abhilfe schaffen, so blieb ihr nur Ein Mittel übrig: — nach § 3 Nr. 3 der Verordnung aus eigener Machtvollkommenheit neue Mitglieder des Herrenhauses zu ernennen.

Aber eben weil die Regierung sich einzig und allein auf dieses Mittel verwiesen sieht, wenn sie auf den Geist des Herrenhauses einwirken will, erheischt die Anwendung desselben eine besondere Vorsicht. Es ist ihre ultima ratio.

Wollte sie in leichtsinniger Weise überall, wo es ihr um eine Majorität im Herrenhause zu thun ist, mit einem Pairschub dazwischenfahren und die Stärke desselben rein arithmetisch nach dem früheren Stimmenverhältniß der Parteien bemessen, so würde sie dieses ihr einziges Mittel bald erschöpft und verbraucht haben und der über Gebühr verstärkten Körperschaft in kurzer Frist vollständig hilflos gegenüberstehen; ganz abgesehen davon, daß eine derartige plumpe, rein mechanische und gewaltsame Behandlung einer Institution, die mit an die Spitze unseres constitutionellen Lebens gestellt ist, dieselbe als ein willen- und wärdeloses, dem Belieben des jeweiligen Gouvernements preisgegebenes Werkzeug darstellen und den Werth constitutioneller Staatsformen in ein höchst zweideutiges Licht setzen würde. Wenn die Regierung eine so hervorragende Körperschaft und gerade diejenige Körperschaft, deren Lebensprincip in einer nach allen Seiten hin unabhängigen Stellung liegt, nach den dürftigen Gesichtspunkten behandeln wollte, die ihr die Aufstellung eines einfachen Rechenexempels eingeben könnte; wenn sie sich einfach gefragt hätte, wie viel Stimmen sie bedürfte, um einer absolut zuverlässigen Majorität im Herrenhause sicher zu sein, und wenn sie nun zu diesem Behuf, wir wollen sagen, siebenzig oder achtzig Pairs creirt und dem Geiste des Herrenhauses plötzlich ein entgegengesetztes Gepräge aufgedrückt hätte: so würde sie diese Körperschaft und mit ihr vielleicht noch etwas Wichtigeres in den Augen des Volks ruiniert haben, — und wir nehmen keinen Anstand zu sagen, daß wir einer vollständigen Beseitigung des Herrenhauses durch einen Staatsstreich vor dieser Maßregel den Vorzug geben würden. Im Interesse constitutioneller Freiheit sind hier Rücksichten von absolut gebieterischer Natur zu beobachten; sie schränken die Prerogative der Krone, Pairs zu ernennen, in solche Grenzen ein, daß der Schwerpunkt dieser Maßregel entschieden auf der moralischen Seite zu suchen ist. Sie soll den Geist dieser Körperschaft nicht durch einen brutalen Stoß plötzlich über den Haufen werfen: sie soll durch eine moralische Einwirkung auf die Majorität wie auf die Minorität denselben allmählich umzubilden versuchen. Und hier bot sich nun die Frage dar, was zur Erreichung dieses Zweckes das Nothwendige war.

Das Aufschügste bei den bisherigen Verhandlungen des Herrenhauses lag ohne Zweifel darin, daß die Ansichten, von denen die Regierung und die weit überwiegende Mehrzahl des Volkes ausgeht, im Schooße desselben fast gar keine Vertretung fanden. Hierin lag der Hauptgrund, weshalb sich der Gemüthser bei dem Blick auf jene Körperschaft eine totale Hoffnungslosigkeit und Niedergeschlagenheit bemächtigte. Allerdings fehlte es der Regierung im Herrenhause nicht absolut an Anhängern; aber die letzteren entbehrten zum großen Theil der Gabe, einen parlamentarischen Kampf mit Nachdruck führen zu können, und waren in Folge dessen außer Stande, durch ein energisches Hervortreten ihrer Bedeutung Anerkennung zu verschaffen und Anlaß zur Bildung einer compacten liberalen Partei zu geben. Die Partei des Fortschritts hatte in dem Herrenhause nur einige disjecta membra, die sich nicht zu einem Ganzen zusammenschlossen, die nicht zu einer gemeinsam erwogenen und festgestellten Taktik zusammenstanden, die bei den verschiedenen Fragen ziemlich planlos auseinander traten, und schon um dieses Mangels willen, auch abgesehen von ihrer geringen

Zahl, ganz außer Stande waren, auf die durch strenge Parteidisziplin zusammengehaltene, nach festen und klar erkannten Zielen strebende Majorität irgend eine Einwirkung zu äußern. Dieser Verschwiegenheit und Rathlosigkeit der Minorität mußte in erster Linie abgeholfen werden; und hierzu war eine außergewöhnliche Anstrengung nicht vonnöthen. Es hätte genügt, der Minorität einige Männer zuzuführen, welche mit einer bedeutenden und anerkannten Persönlichkeit warmen Eifer für die Sache des Fortschritts, Redegewandtheit und einige Uebung in parlamentarischer Wirksamkeit verbanden, um dem Volk sowohl wie der Majorität des Herrenhauses die Thatsache fühlbar zu machen, daß auch im Herrenhause eine ihrer Sache mit Eifer und Talent dienende Partei des Fortschritts existire. Die Regierung ist indeß etwas weiter gegangen, — und sie hat Recht daran gethan. Sie hat Werth darauf gelegt, daß die neu zu bildende Partei nicht unter gar zu ungünstigen numerischen Bedingungen ihre Wirksamkeit beginne. Indem sie der Minorität vierundzwanzig neue Mitglieder zuführt, bringt sie dieselbe auf eine Stärke, welche es jedem Mitgliede der Minorität wünschenswerth machen muß, des bisherigen planlosen und ohne einschneidendes Resultat verlaufenden Guerilla-Kampfes enthoben und einer geschlossenen Phalanx eingereiht zu werden, deren Operationen einen ungleich merklicheren Erfolg versprechen. Und in Männern wie die beiden Camphausen, Jähnigen, Bernuth u. A. wird die neue Partei Vorkämpfer von Charakter, bedeutender Fähigkeit und zum Theil auch von parlamentarischer Erfahrung gewinnen, welche geeignet sind, die Ansichten der Partei mit Nachdruck zu vertreten und für ihre Sache wirksam Propaganda zu machen.

Nach diesen Richtungen hin soll die von der Regierung ergriffene Maßregel auf die Minorität wirken. Sie soll ihr ein thatsächlicher Beweis sein, daß die Regierung fest zu ihr steht; und diese Wahrnehmung kann den Eifer der Minorität nur beleben. Die ihr zugeführte Verstärkung wird ihr Vertrauen, ihre Entschlossenheit im Kampf erhöhen. Sie wird ihr die Möglichkeit geben, sich alle die Vortheile zu sichern, welche von der Wirksamkeit einer geschlossenen Partei, der es an begabten Vorkämpfern nicht fehlt, unzertrennlich sind. Sie wird sie vor der Gefahr bewahren, in der Kraft- und Widerstandlosigkeit, die aus der Zersplitterung hervorgeht, jener Anziehungskraft zu verfallen, welche die geschlossenen Massen der Gegner ausüben; sie wird sie vielmehr befähigen, auch ihrerseits auf zerstreute und schwankende Elemente die Anziehungskraft geltend zu machen, die einem festen Ganzen eigen zu sein pflegt. Sie wird die Minorität in den Stand setzen, einen ordentlichen parlamentarischen Kampf zu führen, und dann wird sich die Macht der Wahrheit, die ihr zur Seite steht, in immer weiteren Kreisen fühlbar machen.

Diesen erfreulichen Wirkungen glauben wir mit ziemlicher Sicherheit entgegensehen zu dürfen. Ob auch die Majorität aus der Maßregel der Regierung lernen wird, was aus ihr gelernt werden kann, ist uns bei dem Maaße von Einsicht, das sie bisher an den Tag gelegt hat, in höherem Grade zweifelhaft. Und doch redet der Act der Regierung eine sehr deutliche Sprache.

Er sagt der Majorität, daß das Schicksal dieses Landes in der Hand eines festen und entschlossenen Fürsten ruht, der den von ihm selbst gewählten Räten

gern die zur Durchführung ihrer Pläne unerlässlichen Mittel gewährt, und der sich in den Entschlüssen, welche seinen Regierungsantritt bezeichnet haben, nicht durch das ungebehrdige Auftreten einer oligarchischen Clique beirren läßt. Das Ministerium selbst giebt zu erkennen, daß es auf der von ihm als richtig erkannten Bahn zu beharren und dieselbe mehr und mehr von Hindernissen zu säubern entschlossen ist. Wer sich bisher der Illusion hingab und unfundigen Personen die Illusion beizubringen suchte, daß ein absoluter und hartnäckiger Widerstand genügen werde, die Regierung in Verwirrung zu bringen und das gegenwärtige Regierungssystem als undurchführbar darzustellen; wer sich von der Kreuzzeitung bereben ließ, daß dem angeblichen Umschwunge in unserer äußeren Politik, der in Teplitz sich bekundet haben sollte, auch ein Umschwung in der inneren Politik auf dem Fuße folgen müsse: dem können jetzt die Schuppen von den Augen fallen, und es mag ihn ein Zweifel beschleichen, ob es politisch klug war, auf Grund ganz unerwiesener Voraussetzungen eine so excentrische Feindseligkeit gegen die maassgebenden Factoren unseres Staatslebens an den Tag zu legen. Jetzt, wo es sich herausstellt, daß die gegenwärtige Regierung nicht durch Drohungen fortgeblasen und nicht durch Einschüchterungen in die Enge getrieben werden kann, daß sie vielmehr dadurch nur in dem Entschlusse bekräftigt wird, den ihr entgegentretenden Widerstand thatsächlich fortzuräumen, — jetzt wird es denjenigen Mitgliedern der Majorität, die auf eignes Nachdenken nicht vollständig verzichtet haben, zweifelhaft werden, ob das starre Ablehnen jedes Entgegenkommens, ob die verletzende Taktik ihrer Parteiführer wirklich am Plage war; sie werden darüber nachdenken können, ob der Ausspruch, daß das Herrenhaus wohl brechen aber nicht biegen könne, von politischer Weisheit oder von thörichtem Uebermuth eingegeben, und ob es rathsam war, im Herrenhause gegen die Minister Scenen aufzuführen, welche an die Tage der National-Versammlung erinnerten. Sie werden vielleicht gar auf den Gedanken kommen, daß die Majorität des Herrenhauses doch nicht die Macht ist, der sich der preussische Staat einfach zu accommodiren hat, wenn sie starr auf ihrem Willen beharrt, daß sie sich vielmehr selbst in der Lage befindet, andere nicht unwesentliche Factoren berücksichtigen zu müssen, falls sie sich nicht schließlich um allen Einfluß bringen will. Und da für eine politische Körperschaft die öffentliche Meinung auch ein solcher Factor ist, mit dem sie, wenn sie überhaupt eine praktische Thätigkeit entwickeln will, in eine erspriessliche Wechselwirkung zu treten hat; und da die öffentliche Meinung sich um so energischer um das Ministerium schaaert, je durchgreifender seine Maassregeln sind, um den Widerstand der Majorität des Herrenhauses zu brechen: so wird es vielleicht manchem Mitgliede auf die Seele fallen, daß es die Lebensbedingungen und das eigene Interesse einer zu politischer Wirksamkeit berufenen Körperschaft total verkennen hieß, wenn man ihr nachrühmte, daß fast jeder ihrer Beschlüsse für die öffentliche Meinung ein Schlag ins Gesicht gewesen sei. — —

Aber, — der Leser hat Recht: diese Hoffnung auf eigene Regungen besserer Einsicht innerhalb dieser Majorität ist ausschweifend; der Charakter des Herrenhauses giebt dazu keine Berechtigung; die Majorität wird ihre Taktik nach wie

vor für sehr weise und insbesondere für vorzüglich qualificirt erachten, dieser Körperschaft im preussischen Volk einen festen Boden zu verschaffen. Nicht die Würdigung der Aufgabe, die einer politischen Körperschaft gestellt ist; nicht die Würdigung der Bedingungen, von denen die praktische Wirksamkeit und die Lebensfähigkeit einer solchen Corporation abhängt; sondern höchstens die Erwägung wird auf die Majorität einigen Eindruck machen, daß die Regierung, falls die von ihr jetzt ergriffene Maaßregel nicht die erwartete Wirkung äußern sollte, unmöglich auf halbem Wege stehen bleiben kann, und daß die wiederholte Anwendung desselben Mittels die gegenwärtige Majorität auch numerisch in die Stellung einer einflusslosen Minorität hinabbrücken könnte, — weshalb es sich empfehlen dürfte, dieser mißlichen Eventualität durch einige Nachgiebigkeit vorzubeugen. Im Uebrigen wird die Majorität sicherlich nur dem Zwange der Thatsachen nachgeben.

Und einen derartigen Zwang wird die Existenz einer compacten ministeriellen Partei im Herrenhause ausüben. Eine solche Partei wird zunächst bei der Zusammensetzung der Commissionen berückfichtigt werden müssen; und wenn die Mehrheit sich hierzu nicht von vornherein entschließen kann, so wird der Charakter der Plenar-Debatten auch hier die alte parlamentarische Erfahrung erhärten, daß es durchaus unzweckmäßig ist, die Minorität von den Commissionen auszuschließen. In den Commissionen aber wird die Minorität eine sachliche Discussion, ein Eingehen auf Gründe erzwingen können, und die hohe Phrasologie, durch welche die Mitglieder der Majorität sich zu erhitzen pflegten, in die Enge treiben. Sie wird die Gegner nöthigen, in ihren Argumenten wählerischer zu sein, und schon dadurch den ärgsten Excentricitäten, für die sich nur mit Rodomontaden, nicht mit Gründen kämpfen läßt, den Boden entziehen. Sie wird — mit Einem Worte — dafür sorgen, daß schon in den Commissionsberichten, welche dem Plenum vorgelegt werden, bei jeder Frage das Für und Wider vollständiger erörtert ist und daß diese Berichte nicht mehr schlechthin dazu beitragen, die einseitige Leidenschaftlichkeit noch mehr zu entflammen. Sie wird hierdurch auch für die Plenar-Debatten eine gemäßigtere Stimmung vorbereiten. Den Werth der letzteren — für die Abstimmung — können wir freilich nicht sehr hoch veranschlagen; er ist fast Null, wo es sich um ein reines „Ja“ und ein reines „Nein“ handelt; aber diese Debatten sind oft Vermittelungsvorschläge förderlich gewesen, denn in jeder Versammlung findet sich eine Anzahl billig denkender Männer, die es für Pflicht halten, die Gründe der Gegner anzuhören, das Richtige in ihnen anzuerkennen und einem Mittelwege das Wort zu reden. An dergleichen Compromissen — es ist richtig — hastet im Allgemeinen kein Segen; sie leiden oft an Unklarheit und sind dann eine wahre Pest für die Gesetzgebung, oder sie lassen der Willkür freien Spielraum, wo es besser wäre, sie durch eine bestimmte Vorschrift zu binden. Aber in dem vorliegenden Falle werden die Uebelstände, die solchen Vermittelungsvorschlägen anzuhaften pflegen, durch wichtige Vortheile reichlich compensirt werden. Es wird der excentrischen Partei nicht gleichgültig sein, wenn es heißt, daß ihre Vorschläge auch vom Herrenhause verworfen sind. Sie wird nicht sowohl von der Minorität, die ihre feste Position behauptet, als von jenen vermittelnden Naturen, die allen An-

trägen von Rechts und von Links ihre Schärfe zu nehmen beflissen sind, eine Niederlage zu besorgen haben, und dieser mißlichen Eventualität nur dadurch entgegen können, daß sie dem Centrum durch Annäherung an seinen Standpunkt den Anlaß zu entscheidendem Eingreifen benimmt. Eine solche freiwillige Herabstimmung der Forderungen auf der gegnerischen Seite kommt aber in letzter Instanz wiederum einer festen und entschlossenen Minorität zu Statten. Arbeitet die letztere mit Eifer und Geschick, und wird sie überdies von einer eben so festen und entschlossenen Regierung unterstützt, so kann es ihr nicht fehlen, daß sie eine stets wachsende Anzahl von Stimmen näher und näher an sich heranzieht.

Wir glauben also mit Zuversicht annehmen zu dürfen, daß die Debatten des Herrenhauses in Folge der von der Regierung ergriffenen Maaßregel einen anderen und minder anstößigen Charakter gewinnen werden; freilich nicht sofort, denn es wird nicht an Heißspornen fehlen, welche trotz der veränderten Umstände in dem alten leidenschaftlichen Tone fortfahren zu dürfen glauben, bis sie durch eigene Erfahrung oder durch die Einwirkung klügerer Collegen eines Besseren belehrt werden. Was die zu erwartenden Beschlüsse betrifft, so zweifeln wir allerdings auch nicht daran, daß sie etwas anders lauten werden, als es bei Fortdauer der bisherigen Verhältnisse der Fall gewesen wäre; aber wir wollen damit nicht die Hoffnung ausdrücken, daß sie uns ganz oder auch nur mehr als früher befriedigen werden. Möglich ist es immerhin, daß die Majorität, um einer neuen und noch umfangreicheren Creirung von Pairs vorzubeugen, in einer Frage, auf deren endlichen Abschluß die Regierung ganz besonderen Werth legt, zufriedenstellende Concessionen für zweckmäßig hält; im Allgemeinen aber glauben wir, im günstigsten Fall uns auf eine Reihe von Compromiß-Vorschlägen gefaßt machen zu müssen, die uns im Augenblick keine Genugthuung gewähren, uns vielleicht sogar in Verlegenheit zu führen geeignet sein werden, die aber doch dem in weitere Zukunft schauenden Blick mit Recht als eine Bürgschaft des endlichen Sieges erscheinen werden. In dem speciellen Fall wird hier der Regierung und der Majorität der zweiten Kammer die Aufgabe obliegen, nach praktischen Gesichtspunkten zu wählen: solche Vermittelungsvorschläge, die im Vergleich mit dem Bestehenden einen wirklichen Fortschritt enthalten und eine fernere Verbesserung nicht ausschließen oder wesentlich erschweren, anzunehmen, und solche, die eine schwebende Frage nur zu vertuschen oder durch ein Palliativ von der Tagesordnung zu bringen streben, abzulehnen. Dann werden wir, im Großen und Ganzen, auch trotz der Schwierigkeiten vorwärts kommen.

Höher jedoch als alle diese praktischen Resultate steht uns ein anderes Moment, das wir oben schon beiläufig andeuteten. Auch denen, welche gezweifelt haben, ist nun wieder die Gewißheit geworden, daß der Prinz-Regent an dem von ihm zum Segen des Landes eingeschlagenen Wege heilsamer Reform entschlossen festhält, und daß auch die Regierung nicht Willens ist, vor den sich ihr entgegenstellenden Hindernissen rathlos die Hände in den Schooß zu legen. Uns liegt nun endlich eine That vor, welche beweist, daß das Ministerium mit der praktischen Forträumung dieser Hindernisse den Anfang macht, daß sie

einen Plan hat und die Durchführung desselben entschlossen beginnt. Mag nun diese That den erwarteten Erfolg nach sich ziehen oder nicht: wir würden eine ernste Pflicht zu verabsäumen glauben, wenn wir nicht durch unseren offenen und unverlausulirten Beifall zu erkennen geben wollten, daß wir jeden Fortschritt auf dieser Bahn der That auf das Nachdrücklichste zu unterstützen genehnt sind.

### Die Bedeutung der italienischen September-Ereignisse.

Turin, 1. October 1860.

Die Ereignisse auf der Halbinsel entwickeln sich mit wunderbarer Schnelligkeit, so schnell, daß Sie Ihrem Correspondenten gestatten müssen, Ihnen mehr Politil als Geschichte zu schreiben. Das alte Neapel geht seinen letzten Lodeskämpfen entgegen; nachdem Garibaldi ohne Schwertstreich im friedlichen Aufzuge unter enthuflastischen Zurufen in die Königsstadt des Südens eingezogen, hat König Franz II. nur noch an den Mauern von Capua und Gaeta einen Halt gefunden, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann er das harrende spanische Schiff besteigen wird. Die beiden Festungen werden sicherlich für Neapel nicht dieselbe Rolle spielen, wie im Jahre 1848 Verona und Mantua für Rußland. König Franz steht nicht bloß der Revolution im Innern seines Reiches gegenüber, sondern die Frage, ob er dieses Reich fortregieren soll oder nicht, ist eine italienische. Er hat nicht nur keine Verstärkungen, wie einst Rußland, zu erwarten, sondern die Zahl seiner Feinde ist im Begriff, furchtbar zu wachsen. Die sardinische Regierung, welche den gordischen Knoten der italienischen Frage in Central-Italien gegen den Pabst zu zerschneiden anfing, wird das angefangene Werk auch jenseits des Tronto vollenden helfen. Die Soldaten Franz' II. mögen daher noch hie und da vorübergehende Erfolge erringen, allein dies wird der bourbonischen Sache nicht aufhelfen, sondern höchstens den Kampf verlängern, indem es ihn blutiger macht. Und nun die Ereignisse im Kirchenstaat. Im Namen jenes Völkerrechts, in welchem, im Gegensatz zu dem alten, auch wirklich von dem Recht der Völker die Rede ist, hat es das neue italische Königreich zum zweiten Male gewagt, dem verkörperten politischen Anachronismus, der der Kirchenstaat war, die Spitze zu bieten, und auch hier bedurfte es bloß des Einen entscheidenden Schrittes, um dieses älteste aber nicht ehrwürdigste Staatsgebäude wie die mit leisem Finger berührte Mumie zusammenfallen zu machen; jene Armee, die in ihrer Existenz gleichzeitig Bildung und Zerfegung darstellte, ist ohne Ruhm und ohne Erfolge einem Angriff von wenigen Tagen erlegen; nur einmal hat sie bei Castelfidardo wirklich soldatenmäßig gekämpft, wo die Gegenwart des obersten Heerführers sie einigermaßen zusammenhielt; und dieser selbst, „einer der ersten, wenn nicht der erste General unsrer Zeit,“ wie die römische Presse ihn in dem ersten Stolz dieser verheißungsvollen Acquisition nannte, ist nach der Capitulation Ancona's ein Gefangener. — Inzwischen sind es nicht diese Erfolge allein, welche die Entwicklung der italienischen

Angelegenheiten in dem verfloffenen Monat bezeichnen. Das Auftreten der Mazzinisten in Neapel und Sicilien und der daraus hervorgehende Antagonismus zwischen Garibaldi und Cavour möchte auf den ersten Anblick als die Schattenseite des großen Drama's betrachtet werden. Man konnte fürchten, daß dieser Schatten sich weit über die ganze Lebensfrage Italiens hin ausbreiten werde, wenn nicht noch weit mehr zu hoffen wäre, daß der gesunde praktische Verstand, mit dem von Anfang an gehandelt worden ist, doch auch noch hierfür den richtigen Ausweg zu finden wissen wird. Ja, es ist nicht zu bezweifeln, daß man schon jetzt auf dem Wege der Ausgleichung ist. Garibaldi war von schlechten Rathgebern beherrscht, das Pathos seiner ganzen Dent- und Sprechweise hat ihn in hochregelter Stimmung noch jüngst zu verschiedenen Malen öffentliche Kundgebungen thun lassen, deren Rücknahme vielleicht die Versöhnung erschwert; aber an hochherziger Selbstverläugnung steht er als ein leuchtendes Exempel da, und es ist nicht zu zweifeln, daß ihn ein Wort des Königs, dem er mit unbedingter persönlicher Ergebung anhängt, über alles das beruhigen kann, was er von dem Minister fürchtet. Italien bedarf zu seiner erstrebten Vollendung noch Beides: „den Arm des Jünglings in der Schlacht“ — aber auch recht sehr „des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung“ — und der starke Arm wird sich nicht seines Auges berauben, welches bereits mehr als Eine Klippe lenkend hat umschiffen helfen, welche der stärkste Arm nimmer aus dem Boden gerissen hätte.

Unmöglich, in der That, nicht für das Auftreten der sardinischen Regierung Partei zu ergreifen. Ihre Intervention in Neapel ist ein Schritt im Interesse der Ruhe Europa's. Der Sieg, den Garibaldi allein erringt, ist ein Sieg der Revolution und kann dem übrigen Europa insofern gefährlich werden, als er die Aussicht zeigt, daß die Revolution die Grenzen der Halbinsel überschreite und entweder in eine allgemeine Revolution, oder, fremde Dazwischenkunft provocirend, in einen europäischen Krieg ausarte. Wenn dagegen die sardinische Macht dazwischentritt und im Namen des Nationalitätsrechtes von einer Seite die Revolution, von der anderen die Restauration niederschlägt, so mag die Bewegung innerhalb der Grenzen Italiens eingeschlossen bleiben, während auch moralisch die in Europa herrschenden Regierungsgrundsätze nicht verletzt werden. Denn nach den vollendeten Thatsachen wird Sardinien nicht zögern, die diplomatische Sanction derselben sich zu verschaffen, und den dazu nöthigen Bedingungen sich zu unterwerfen. Es ist dann nicht wahrscheinlich, daß Europa sich dagegen sträube, in Italien die Folgen der Revolution anzuerkennen, wie es bereits mehrmals in Frankreich, dann in Griechenland, Belgien, Spanien und Portugal gethan hat.

Im Sinne derselben Nationalitätspolitik war offenbar auch das Vordringen der italienischen Truppen im Kirchenstaate angeordnet. Mit Lamoricière wurde die legitimistische Partei und mit ihr die letzten Reste des österreichischen Einflusses in Mittelitalien geschlagen, aber auch der Revolution zugleich das Feld ihres wichtigsten Triumphes entzogen. Die Wuth der Mazzinistischen Partei gegen Cavour und seine Politik wurde erst dadurch recht angefaßt, denn sie sahen sehr wohl ein, daß ihnen mit diesem Einen Schläge Italien und damit die Hoffnung auf die Revolutionirung von ganz Europa entzogen wurde. Der

Kerger der Mazzinisten war dadurch noch mehr gesteigert, daß das Einrücken der sardinischen Truppen in den Marken und Umbrien einige Tage nach Auseinanderspaltung der Schaar Nicotera's angeordnet wurde. Die Regierung hatte eine Mazzinische Unternehmung verhindert, weil diese ohne die favolische Fahne vor sich gehen sollte, und ließ dann die eigenen Schaaren an ihrer Stelle vorrücken. Auf jeden Fall sind es nun nicht mehr die Mazzinischen Anhänger Garibaldi's, welche im Quirinal die Einheit Italiens ausrufen werden, sondern die sardinische Monarchie. Wenn man bedenkt, daß die Mazzinisten unter der Einheit Italiens eigentlich nur die Republik verstehen, da sie sich Rom nicht anders als das Haupt einer allgemeinen Republik vorstellen können, so wird man die Wichtigkeit jenes Unterschiedes würdigen. Wenn Garibaldi, durch seine Mazzinischen Freunde verstrickt, in seinen Proclamationen auf die Einnahme Roms hindeutete, so war die Meinung, wenigstens im Sinne seiner Rathgeber, nicht die, sofort zum Angriffe der ewigen Stadt, wo der Papst durch französische Bajonette beschützt wird, vorzuschieben. Mazzini und seine Anhänger hatten vorerst keine andere Absicht, als damit die unmittelbare Annexion Neapels und Siciliens unter dem constitutionellen Scepter Victor Emanuel's zu verhindern. Sie hofften indessen Zeit und Boden zu gewinnen, bis die Revolutionäre so vorgebrungen wären, daß den französischen Soldaten in Rom die Bajonnette gleichsam von selbst aus den Händen fielen. Daß diese chimerischen Hoffnungen in jener Partei aufkommen können, ist nicht zu verwundern, nachdem sie eigentlich immer sich mit Chimären und politischen Utopien beschäftigt hat; im vorliegenden Falle war es um so leichter, als die schnellen und fast wunderbaren Erfolge gegen die neapolitanischen Truppen den Sektivern ein maachloses Vertrauen in die eigenen Kräfte eingeflößt hatten. In dem Siegeslaufe Garibaldi's sahen die Mazzinisten den Triumph ihrer „Ideen“; sie glaubten daher, ihre Zeit sei gekommen, und traten wieder mit einer Kühnheit auf, die an 1848 erinnerte. Die politische Apathie der Sicilianer und zum Theil auch der Neapolitaner, sowie auch der wiedererrungene Einfluß über Garibaldi gestattete ihnen freien Spielraum. Ihr Auftreten ist aber ganz von denselben Erscheinungen begleitet, welche in den Jahren 1848 und 1849 der Halbinsel so viel Unheil brachten. Ohne Organisationstalent drängen sie sich an die Seite der obersten Gewalt, und bringen von oben bis unten nur Unordnung, Auflösung und Anarchie hervor. Sie haben bis jetzt in Sicilien und Neapel nichts Anderes zu thun gewußt als die Verwaltung, die Justiz, das Heer und das Gewesen zu desorganisiren, die Finanzen in die größte Zerrüttung zu bringen, ohne irgend etwas Haltbares zu schaffen. Ein solcher Zustand kann nicht lange andauern; im Jahre 1849 führte er zu Reactionen; jetzt steht neben der Reaction die monarchische Annexionspolitik, welche sich in Oberitalien für die Schaffung geordneter Staatszustände bewährt hat, und die Macht zu haben scheint, es mit beiden Extremen, dem reactionären so wie dem revolutionären, aufzunehmen. Die Ueberreste dieser beiden Elemente stehen sich in Neapel gegenüber. Welches von beiden, wenn man sie gewähren ließe, den Sieg davon trüge: keines wäre im Stande, dauernde Zustände zu schaffen; und, was noch gefährlicher wäre, der Rückschlag würde sich im Sinne der stehenden Partei auch

in Ober-Italien auf eine sehr gefährliche Art fühlbar machen. Die sardinische Regierung würde ihren Einfluß und ihre Kraft verlieren — es bliebe ihr keine andere Wahl, als sich ganz in die Arme Frankreichs zu werfen, um nicht, sei es von der Revolution, sei es von Oesterreich, überwältigt zu werden. Diesen Gefahren zu entgehen, mußte sie daher rasch und kräftig handeln und den Plänen der Mazzinisten das Präventiv spielen.

Es ist wahr, wir sind darüber nicht völlig im Klaren, welches die Bedingungen waren, unter denen Napoleon die Expedition nach den Marken und Umbrien gestatten mochte, und wir können uns nicht überreden, daß dieselbe wirklich trotz der Mißbilligung der französischen Diplomatie bewerkstelligt worden. Gern mögen wir annehmen, daß neue Abtretungen weder im Werke noch auch nur im Gedanken sind. Die Behauptung, daß Savour dem Kaiser gegenüber die Verpflichtung übernommen habe, die Inseln Sardinien und Elba, ja sogar Ligurien und Genua abzutreten, war schon dadurch von Hause aus verdächtig, daß sie vorzugsweise von Mericalen und revolutionären, von reactionären und Mazzinistischen Blättern aufgetischt ward. Wir sind nicht ebenso gewiß, daß Napoleon nicht mit einem Angriff Sardiniens auf Venetien gebient wäre, und diesen Angriff abzulehnen könnte für Savour leicht ebenso unmöglich und aus demselben Grunde unmöglich werden, aus dem er sich neuen Abtretungen widersetzen muß. Allein gerade weil dies die Lage der Dinge ist, so würden wir es aufs Aeußerste beklagen, wenn die feindselige Haltung der europäischen Mächte gegen Piemont diese Eventualität beschleunigte. Eine durch schiefe Auffassung eingegebene Politik der europäischen Mächte, welche den Bestrebungen der sardinischen Regierung entgegen feindlich wäre, könnte die Fähigkeit Sardiniens, den Forderungen Frankreichs, den Forderungen des erregten und immer weiter greifenden italienischen Nationalgefühls zu widerstehen, offenbar nur schwächen; sie würde gerade die Wirkung hervorbringen, die man im Interesse Europa's abwenden sollte. Die Haltung Deutschlands und Englands in der Nizza'schen Frage war für Sardinien sehr nützlich, obwohl sie zu spät kam, um Nizza selbst zu retten, was vielleicht möglich gewesen wäre, wenn Sardinien auf die Unterstützung jener Mächte hätte rechnen können. Hieraus, meine ich, sollte man sich eine Lehre für die Zukunft entnehmen. Man sollte Piemont die conservative Rolle, nach der es sichtbar gegenwärtig strebt, nicht dadurch erschweren, daß man seine Politik als eine revolutionäre verdächtigt. Man sollte es nicht zu dem Angriff auf Venetien dadurch zwingen, daß man es ausschließlich in die Arme Frankreichs drängt. Preußen insbesondere hat sicher nicht die Aufgabe, in einer russisch-österreichischen Coalition für russisch-österreichische Zwecke mitzuwirken. Mit Unrecht, wie ich hoffe, fürchtet man hier Derartiges von der Warschauer Zusammenkunft. Je gewisser Preußen die Verpflichtung hat, als der Wächter des deutschen Rhein, im Verein mit dem übrigen Deutschland, Frankreich in Schach zu halten, um so weniger darf es die Aufgabe Piemonts erschweren und sich die Möglichkeit einer Allianz mit England, dem für die Unabhängigkeit Italiens so entschieden sympathisirenden England verderben. Das unter der Dynastie Savoyen geeinte Italien wird ein Staat werden, dem es mit den liberalen Ideen Ernst ist, sobald er nur aus den ersten kritischen Momenten, aus

der Umarmung des Napoleonismus frei ist. Es ist nicht zu sagen endlich, welchen Ausgang die religiöse Bewegung nehmen wird, die doch in Italien weit stärker ist, als man sich zumeist vorstellt; die Zukunft verbirgt vielleicht auch in dieser Beziehung noch Ereignisse, welche Italien dem religiösen Bewußtsein des germanisch-protestantischen Europa wieder näher führen, als das Tridentinum und die Jesuiten es ihm seit ihrem Sieg über die Reformation in Italien gestattet haben. Zwei Momente, welche es Preußen als der Machtvertreterin des nationalen Deutschland, und als der ersten protestantischen Macht des Continents zur Pflicht machen, einen Keim hier nicht zertrümmern zu lassen, aus welchem dereinst für Deutschland die wichtigsten und segensreichsten Resultate hervorgehen können!

### Ein Blick auf die deutsche Genossenschaftsbewegung.

Wir haben schon früher einmal in ausführlicherer Darstellung die deutsche Genossenschaftsbewegung zu charakterisiren versucht; eine so ungemischt wohlthätige und in solchem Umfange wohlthätige Bewegung verdient es aber wohl, daß wir öfter von Neuem auf ihre Fortschritte einen Blick werfen; zeigt doch die rasche Einbürgerung der Genossenschaften in allen Theilen Deutschlands von ihrer Gemeingültigkeit, bürgt doch eine bereits ausgeübte Erfahrung dafür, daß sie den Forderungen der Gegenwart mindestens in demselben Maße entsprechen mochten, daß sie mit anderen Worten nach demjenigen Ideal von Freiheit und Gerechtigkeit zugeschnitten sind, welches die heute lebende Menschheit beherrscht.

Dem vorwaltenden Bedürfniß gemäß haben sich in größter Fülle und allgemeinsten Verbreitung zunächst diejenigen Genossenschaften gebildet, die dem niederen Bürgerstande Credit und Capital verschaffen. Der erste Vorschußverein entstand bekanntlich 1850 in Delitzsch, und erst zwei Jahre später erhielt er aus der Hand der Erfahrung jenen „goldenen Schnitt,“ der dem Urheber wie dem Ursprungsort bis über Deutschland hinaus einen Namen gemacht hat. Für das Jahr 1859 kann nun Schulze-Delitzsch gegenwärtig von 80 Vorschußvereinen die Ergebnisse vorlegen und nicht weniger als 183 namentlich aufzählen. Jene 80 Vereine zählen 18,676 Mitglieder. Sie haben in dem genannten Jahre für 4,131,436 Thlr. Vorschuße bewilligt. Aber Schulze-Delitzsch nimmt mit Grund an, daß manche Vereine bereits bestehen, von denen er noch nicht gehört hat; er schlägt daher die Summe der Vereine auf mindestens 200, die der 1859 schon thätigen auf 150, deren Absatz an Vorschußen auf sechs Millionen und den Absatz von 1860 auf wenigstens zehn Millionen Thaler an. Allerdings giebt es einige Vereine, die besonders stark zu der Summe beitragen. So die Discontogesellschaft in Eisleben, die es unter einer geschickten und zuverlässigen Leitung in fünf Jahren auf den höchsten Satz von allen, auf 612,885 Thlr. gebracht hat. So der seit 1858 wirkende Spar- und Vorschußverein in Dresden, für dessen jugendliches Alter 344,588 Thlr. fast zuviel erscheinen. Aber auch bei diesen Vereinen entsteht doch, wie bei allen übrigen, die Gesamtziffer aus vielen sehr kleinen Beträgen. Die deutschen Vorschußvereine mithin dürften in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung sowohl wie in ihrem sittlichen Werthe den Vergleich mit dem neuerdings so mannichfaltig und großartig entwickelten Bankwesen nicht mehr zu scheuen haben. Und welchen ganz andern Gang hat ihre Entwicklung genommen! Von bescheidenen Anfängen aus sind sie stetig mit steigender Geschwindigkeit und steigendem Gedeihen fortgeschritten, während die Banken, lange Zeit gewaltthätig niedergehalten, dann plötzlich massenhaft emporgeschossen, auch wo kein fruchtbarer Boden dauernde Nahrung in Aussicht stellte, oft nach der kürzesten Blüthe wieder in's Absterben geriethen. Die gebiegene Grundlage, auf

der die deutschen Vorschufsvereine ruhen, ergibt sich zur Genüge aus den Ergebnissen jeden Jahres. So haben von den erwähnten 80 Vereinen im Jahre 1859 nur 12 überhaupt Geschäftsverluste zu verschmerzen gehabt, und zwar zusammengenommen 470 Thlr. Das eigne Capital der 80 Vereine aber, die durchweg im buchstäblichen Sinne des Wortes mit Nichts begonnen haben, beläuft sich jetzt bereits auf 276,846 Thlr., wovon 246,001 Thlr. den einzelnen Mitgliedern in der Art von Actien gehören.

Von den 183 Vorschufsvereinen, welche Schulze-Delitzsch bei der Abfassung seines letzten Jahresberichts bekannt waren, kamen 77 auf Preußen, 34 auf Sachsen, 16 auf Thüringen, je 12 auf Hannover und auf Deutschösterreich, 8 auf Mecklenburg, 7 auf Anhalt, 5 auf Baden, 4 auf Bayern, 3 auf beide Hessen, 2 auf Württemberg, je einer auf Oldenburg, auf Nassau und auf Holstein. Während Mittel-Deutschland die meisten Vereine zählt, ist im Südwesten, wie man sieht, noch viel nachzuholen. Im Nordwesten dagegen hatte der neue Trieb beinahe ebenso früh Wurzel geschlagen, als in dem Ursprungselande selbst, dem preussischen Sachsen, — bis Graf Borries die jungen Keime niedertrat. Sehr erfreulich ist die in den letzten Jahren vollzogene Einverleibung Oesterreichs in den Bereich dieser Associationsbewegung, nicht nur weil es gegen die von der dortigen Gesetzgebung eingesetzten Pseudo-Genossenschaften kein wirksameres Gegengewicht giebt als die auf Freiheit gegründeten echten Genossenschaften, sondern auch weil Deutschland, das wahrscheinlich in die Nothwendigkeit geräth, sich politisch ohne Oesterreich zu constituiren, alle übrigen nationalen Bünde, die die Deutschösterreicher ihm verbinden, nicht fest genug anziehen kann. Der Juristentag, der volkswirtschaftliche Congreß, der allgemeine Handelstag sind solche Bünde, und die Genossenschaftsbewegung ist auch formell ein solches geworden, seitdem sich die Vorschufsvereine zu einem alljährlich wiederkehrenden Vereinstag zusammengethan haben.

Unbemerkter vielleicht als die meisten ähnlichen Vereinigungen an der öffentlichen Aufmerksamkeit vorübergegangen, ist der deutsche Vorschufsvereinstag gleichwohl nicht der am wenigsten nützliche. Er ist erst zweimal abgehalten worden, und hat zwei schätzenswerthe Resultate gebracht: die Errichtung eines allgemeinen Correspondenzbüreaus und den Entwurf eines Genossenschaftsgesetzes zur Erleichterung der prozessualischen Legitimation. Aber am höchsten dürfte es zu veranschlagen sein, daß der Vereinstag die bequeme und regelmäßig wiederkehrende Gelegenheit ist, den Fortgang der bestehenden und die Entstehung der hinzukommenden neuen Genossenschaften zur Controlle und vor das Auge des Stifter zu bringen. In den einzelnen Vereinen hat Schulze-Delitzsch manchen vortrefflichen Helfer, aber für die Gesamtheit ist er einstweilen noch durch keinen Andern zu ersetzen. Das Correspondenzbüreau, das ihn auch zum geschäftlichen Mittelpunkt des Ganzen macht, ist eine so nahegelegende Verbesserung, daß es schon länger hätte geschaffen werden sollen. Graf Borries freilich, der kraft eigener Machtvollkommenheit seinen Ministergehalt von 4000 auf 6000 Thlr. erhöhen mochte, gönnt es Schulze-Delitzsch nicht, daß er für eine Arbeit, die Niemand halb so gut machen könnte als er, durch freien Vertrag mit den Abnehmern einen Lohn bekommen soll, wie ihn etwa die Kanzlisten des Herrn Grafen für ihre Schreiber-Arbeit beziehen mögen. Er hat in der Neuen Hannoverschen Zeitung auch dieses Verhältniß begeistern lassen, und den hannoverschen Vereinen förmlich verboten, auf das Abkommen der andern mit Schulze-Delitzsch einzugehen. Dieser wird sich die Opposition des hannoverschen Ministers ebenso zur Ehre anrechnen dürfen, wie den Dank des volkswirtschaftlichen Congresses, der ihm am 10. September dieses Jahres zu Köln ausdrücklich und förmlich ausgesprochen wurde. Die beste Rechtfertigung seiner zu der deutschen Genossenschaftsbewegung angeknüpften Beziehungen war bereits in seiner Erklärung aus dem Januar dieses Jahres enthalten, worin er, indem er auf das ihm gemachte Anerbieten mit selbstverleugender Beschränkung seines Vorthells auf ein wahr-

res Minimum eingeht, die Sache in ihrer allgemeinen nationalen Bedeutung betrachtete. „Haben es unsre Handwerker und Arbeiter in den Genossenschaften,“ sagte er mit Recht, „erst dahin gebracht, einen Anwalt, einen Vertreter ihrer Interessen aufzustellen und zu besolden, so wird dies auf ihre sociale Stellung, ihr Verhältnis zu den übrigen Gesellschaftsklassen günstig zurückwirken. Die Probe von der Macht, zu welcher sie sich im Verkehre durch eigne Kraft, durch ihren Zusammenschluß emporgeschwungen haben, vermöge deren ihnen Capital und Intelligenz so gut wie den höheren Gesellschaftsschichten dienbar sind, kann auf die Erweckung ihres Selbstgefühls, als der ersten Bedingung sittlicher Tüchtigkeit und wirtschaftlichen Gedeihens, nicht ohne Einfluß bleiben. Und das von ihnen gegebene Beispiel mag sich das ganze deutsche Volk zur Lehre nehmen. Nirgend verlangt man von Männern, die sich dem gemeinen Wohle widmen, soviel und leistet ihnen dafür so wenig, wie bei uns. Daß zu jeder Art von Wirken zunächst eine materielle Existenz gehört, das scheint ihnen gegenüber Niemand zu bedenken.“ Und mit Recht hob er hervor, daß wir schon hierdurch allein einstreifen in Entwicklung unsrer öffentlichen Zustände gegen andere Völker im Nachtheile stehen müssen, indem sich in Folge dessen oft die besten Kräfte entweder jenen schwierigen, die höchste Hingebung fordernden Aufgaben ganz entziehen, oder sich ihnen, im sorgenvollen Kampfe um des Lebens Nothdurft, nur mit halber Seele widmen können. Hoffen wir, daß der Vertreter der deutschen Genossenschaftsbewegung ein erstes Beispiel einer anderen und edleren Praxis werde, daß er die Mittel erhalte, um frei von jeder Erwerbs Sorge einzig und allein der Genossenschafts Sache zu leben! Es bedarf wohl einer helleren Zeit als der gegenwärtigen, um ein unter uns so neues Unternehmen erfolgreich auszuführen; dann aber sicher auch nur eines glücklichen Anstoßes.

Die zweite Form von Genossenschaften, welche neben den Vorschufsvereinen bisher in Deutschland Boden gefunden hat, sind die sogenannten Rohstoffvereine. Sie haben vor jenen den Vorzug voraus, daß sie sich leichter einer Erweiterung auf andre Genossenschaftszwecke darbieten. Besonders aus diesem Gesichtspunkt ist es daher wichtig, daß die Vereine zum gemeinschaftlichen Ankauf von Rohstoffen in den letzten Jahren nicht nur an Zahl zugenommen, sondern auch bisher unberührt gebliebene Gewerbe ergriffen haben. Leider fehlt es trotz Schulze's Bemühungen hier noch völlig an einer eigentlichen Statistik. Der Jahresbericht kann einstweilen nichts thun als die bestehenden Vereine nennen. Wir erfahren also nur, daß gegenwärtig in Deutschland 42 Rohstoffvereine der Schuhmacher, 10 der Schneider, 5 der Tischler, 4 der Weber, 3 der Schmiede, und 3 der Buchbinder thätig sind. Gleich den Vorschufsvereinen hauptsächlich von der preussischen Provinz Sachsen ausgegangen, sind sie eben wie diese vor Allem in die Königreiche Sachsen und Hannover vorge drungen. Auch hat Graf Borries glücklicher Weise das Mittel noch nicht aufgefunden, womit er diesen Genossenschaften anthun könnte, was er den Vorschufsvereinen angethan. Hoffen wir denn auf ein frühliches Wachstum auch für sie.

Capital und Credit sowohl als Rohstoffe sind Mittel theils der Production theils der Consumption — des Erwerbs wie des Verbrauchs der wirtschaftlichen Lebensgüter. Unmittelbar zum Erwerb oder zum Verbrauch sich zu verbinden, wie es in so ausgebehntem Maasstabe und mit so unterschiednem Erfolge in England geschieht, können unsre deutschen Kleinbürger sich noch nicht recht entschließen. Es giebt ein paar Vereine zum Ankauf von Haushaltsbedarf, aber sie scheinen nicht sonderlich zu blühen, und keinesfalls machen sie viel Propaganda. Es bereiten sich, zumal im Schoosze der Rohstoffvereine, annähernde Versuche gemeinsamer Arbeit vor; allein es sind eben noch so sehr Versuche, daß die Genossenschafts-Abtheilung des diesjährigen volkwirtschaftlichen Congresses zu Köln sie mit abichtlich nichts bedeutendem Stillschweigen zu übergehen beschloß. Genuug vor der Hand, daß thatsächliche Proben angestellt werden.

## M i l t o n .

---

Die Lust zu scheinen und zu blenden ist eine ewig gleiche Eigenheit unsres Geschlechts, zugleich ein Zeichen unsrer vornehmen Natur und ein Quell häßlicher Verirrungen. Seltsam nur, in wie verschiedener Weise, je nach der Gesittung der Zeiten, diese Neigung sich Lust macht. In alten Tagen, da ohne kriegerische Tüchtigkeit Niemand sich durch das Leben schlug, war das Prahlen mit erfundenen Heldenthaten die üblichste Art der Tüge. Heute, da die gute Gesellschaft einen gewissen Grad von Kenntnissen und Belesenheit von Jedermann als selbstverständlich erwartet, ist es ein Gewohnheitslaster der höheren Stände geworden, sich mit dem Scheine der Bildung zu schmücken; und der ehrliche Blick erschrickt vor dem Wüste von Unwahrheiten, welcher durch solche Unart in die Welt gekommen. Bemerkungen über die höchsten Probleme des Denkens hören wir aus dem Munde der Kinder und Narren, und ein gewiegtes Urtheil über Platon und Leibniz scheint eine Spielerei für Jeden, der sich im Vollgenusse des ersten Fracks tummelt: also, daß ein gutmüthiger Gesell über all' dem gebildeten Gerede zu dem Glauben gelangen mag, die Stunde der Weltliteratur, von welcher Göthe träumte, habe bereits geschlagen. Auch über den Dichter und Denker, welchem diese Zeilen gelten, ist das allgemeine Urtheil längst fertig: sein Name gleicht einer Münze, deren Gepräge uns der Mühe überhebt, ihren Goldgehalt zu prüfen. Und doch werden nur Wenige der gebildeten, ja sogar der gelehrten Deutschen unverwirrt Stand halten vor der einfachen Frage: was kennst du von Milton? Wir leugnen nicht, daß ein solches Rechnen mit festen überlieferten Begriffen sich nicht gänzlich vermeiden läßt in einer Zeit, für deren eignes Schaffen die Resultate einer uralten Kultur blos die Voraussetzung bilden. Nur ein Pedant wird dem Laten zumuthen, daß er aus ihren eigenen Schriften jene bahnbrechenden Geister kennen lerne, deren Gedanken uns längst in Fleisch und Blut gebrungen: wer Göthe, Schiller und ihre Nachfolger kennt, der hat das Unsterbliche der Werke Herder's und Wieland's genossen. Milton aber ist nicht der Vorläufer größerer Geister

gewesen; er steht in der Geschichte der Kunst so einsam wie die Revolution, welcher er als ein gläubiger Kämpfer diente, in der Geschichte der Staaten; und noch immer lohnt es der Mühe, das Bild des Mannes uns vor die Seele zu führen, denn es fehlt viel, daß jene einzige Verbindung von künstlerischem Genie und Bürgertugend, die wir in ihm bewundern, das rechte Verständniß in Deutschland bereits gefunden hätte.\*)

John Milton ward am 9. December 1608 zu London geboren, und der frühreife Knabe wuchs auf in einem strengen gottseligen Hause. Sein Vater, damals Notar, war in jungen Jahren von seinen katholischen Eltern verstoßen worden, als er zur protestantischen Lehre übergetreten, und erfüllte bald des Sohnes Herz mit Begeisterung für den neuen Glauben. Nur die feierlichen Klänge der Musik, welche der Vater mit vieler Begabung übte, unterbrachen dann und wann die gesammelte Stille dieses puritanischen Hauses, dem eine liebevolle und wohlthätige Hausfrau mit gemessenem Ernste vorstand. Schon in London war dem jungen John die Kenntniß des classischen Alterthums durch einige gebiegene Gelehrte erschlossen; und denselben eisernen Fleiß wie bisher bewährte er auch, als er, sechszehn Jahr alt, in das Christchurch-College zu Cambridge eintrat. Die Freuden des Burschenlebens lockten ihn nicht. Wie oft, wenn der Schimmer seiner nächtlichen Lampe vor dem Lichte des jungen Tags verblich, wenn der frohe Schlag der Lerche sein stilles Denken störte, hat er damals den Zauber des Frühmorgens erlebt, welchen er später mit Vorliebe besungen hat. Doch er war mehr als ein guter Schüler. Der zartgebaute junge Mensch mit den sanften, mädchenhaften Zügen, den seine Kameraden neckend die lady of Christchurch nannten, offenbarte einen freien selbständigen Geist. Die mechanische Abrihtung des englischen gelehrten Unterrichts war ihm ein Gräucl; und als sein Vater ihm vorschlug, Theolog zu werden, erklärte er, daß er sich nie zu dem Sklavendienste herabwürdigen werde, die Artikel der bischöflichen Kirche zu unterschreiben.

So hat an Milton sich ein Wort erfüllt, das er als Greis gesprochen: „die Jugend zeigt den Mann, wie der Morgen den Tag verkläret.“ In diesem ganzen reichen Leben erscheint kaum eine leise Spur inneren Kampfes. Ernst und keusch und thätig verbringt er seine Tage in puritanischer Strenge und doch voll Bewunderung für die alte classische Herrlichkeit. Eine feste Selbstgewißheit, ein glückliches Gleichmaß der Stimmung hebt ihn über

\*) Auch der neueste deutsche Biograph Milton's, Gustav Liebert (Milton, Studien zur Geschichte des englischen Geistes, Hamburg 1860), ist trotz der üblichsten Gesinnung der Aufgabe nicht gewachsen.

Zweifel und Versuchung hinweg, „als ob das Auge seines großen Lehrmeisters immer auf ihm ruhte.“ Sicher und nothwendig wie das allmähliche Aufsteigen der Zweige und Knospen eines Baumes läßt dieser stätige Entwicklungsgang doch die Grenzen von Milton's Begabung klar erkennen. Wir sind zwar weit entfernt von jenem romantischen Wahne, der in dem Schlammhade jugendlicher Ausschweifungen die nothwendige Schule großer Künstler sieht, oder gar die excentrischen Schwächen der Dichter als das untrügliche Kennzeichen ihrer genialen Natur betrachtet. Aber wenn anders die Proteus-Natur, die Gabe, mit tausend Zungen zu reden, eine wesentliche Dichtertugend bleibt, so muß ein junger Künstler das Liebliche, das Lockende der Sünde, die Gebrechlichkeit der Welt und die Verzweiflung aller Creatur sehr tief und stark empfunden haben. Denn wie mag er das Leben in der ganzen Fülle seiner Pracht und seiner Widersprüche darstellen, wenn er nicht so schrecklich im Innersten die gemeinen Kämpfe der Menschheit durchgesehen und durchgeföhlt hat? In der That, wie Milton's Jugend in ihrem geradlinigen Fortgange sich von Grund aus unterscheidet von den stürmischen Anfängen fast aller großen Dichter und mehr an die ersten Tage einseitiger thatkräftiger Naturen erinnert, so ist auch der gereifte Dichter Milton nur groß in seiner Einseitigkeit. Und dieser Subjectivste der Poeten, der nie im Stande war, ein Bild des ganzen Lebens zu schaffen, der nie etwas Andres schilderte, als seine eigene große Seele, — er tritt dennoch ebenbürtig ein in den Kreis der vornehmsten Dichter. Es ist nicht möglich, der lauterer Höheit seines Charakters ein größeres Lob zu spenden.

Von der hohen Schule lehrte Milton nach Haus zurück. Auf dem freundlichen Landstige seiner Eltern in der Grafschaft Berk verbrachte er bis zu seinem dreißigsten Jahre eine lange Zeit in stillen Studien und genoß in vollem Maße jenes unschätzbare Glück, das in dem athemlosen Treiben unserer Tage so unendlich selten geworden, das Glück, sich auszulieben und erst in voller gefättigter Reife hinauszutreten auf den Markt des Lebens. Es waren nicht bloß Jahre gelehrter Muße. Er tummelte sich gern in Wald und Feld, denn von seinen lieben Alten hatte er gelernt, die leibliche Verkümmernng der Gelehrten zu verachten; er schlug eine gute Klinge und verachtete nur die adligen Künste des Reitens und Jagens. Damals, nachdem er sich schon oft in lateinischen Versen versucht, entstanden seine ersten englischen Gedichte, und sie lassen uns ahnen, daß auch er seinen aufrechten Gleichmuth nicht gänzlich ohne Selbstüberwindung errungen hat. Ueber die gemeinen Zweifel der Jünglingsjahre freilich schreitet er rasch hinweg. Wohl überkommt ihn einmal (in einem Sonette, geschrieben am dreiundzwanzigsten Geburtstage) die Neigung die-

ses Alters, die Frucht vom blühenden Baume zu verlangen, aber bald schwindet die Reue über die „Verspätung“ seines Wirkens, und er ermannt sich in dem klaren Bewußtsein, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei. Weit bitterer empfand er, wie wenig die herbe Strenge seines puritanischen Glaubens sich vertragen wollte mit der heiteren Welt der Kunst, die ihm in den Werken der Alten entgegentrat, und mit der lachenden Schönheit der Erde, die sein Künstlerauge fesselte. Aus diesem Widerstreite sind die berühmten Gedichte *l'Allegro* und *il Penseroso* hervorgegangen. Beide gehören wegen der Pracht und anschaulichen Wahrheit der Schilderung zu dem Schönsten, was die Zwittergattung beschreibender Dichtung geschaffen, — doch keins von beiden giebt rein und unvermischt die Stimmung wieder, welche der Titel andeutet. Weil aber jene schwankende, zweifelnde Verfassung des Gemüths, welcher die Gedichte Ausdruck geben, mehr nachdenklich als heiter erscheint, so hat das allgemeine, selbst von Macaulay getheilte Urtheil irrigerweise dem *Penseroso* den Preis zuerkannt. Der Ausgang dieses inneren Kampfes freilich ließ sich leicht vorhersehen: Milton war und blieb Puritaner. Und als ein solcher zeigt er sich auch in der Hymne auf Christi Geburt, dem Gedichte, das von seinen Jugendwerken den reinsten Eindruck hinterläßt, weil nur hier die wunderbare lyrisch-musikalische Begabung des Mannes zur freien Geltung gelangt. Wohl wirkt er da einen wehmüthigen Blick auf den Untergang der reichen Welt heidnischer Schönheit, aber ihr verführerischer Glanz verblüht vor dem reinen Lichte, das von der Wiege des Erdläfers ausgeht, die lockenden Gesänge der Nymphen müssen verstummen vor den feierlichen Harfen-Chören der Seraphim. Und so unabweisbar drängt sich schon jetzt der puritanische Eifer in seinem Geiste hervor, daß er nicht einmal ein Gedicht auf den Tod eines Freundes (den viel bewunderten *Epicurus*) schreiben kann, ohne Ausfälle einzumischen gegen die ungetreuen Hirten, welche Gottes Heerde verwahrlosen. Ja, geradezu sühnend und erkältend wirkt dies moralisch-tenbenziöse Wesen in dem Maskenspiele „*Comus*“. Hier konnte zwar der junge Poet die gewaltige Einwirkung des weltlich-freien Schalkspeare nicht von der Hand weisen, und die kleblichen Lieder, welche den Zauber von Wald und Strom, die Freuden ländlicher Freiheit feiern, erinnern an die edelsten Gesänge aus dem Sturm und dem Sommernachts Traum. Doch unversehens verwandelt sich unter den Händen des sauerblickenden Puritaners der lustige Mummenschanz in ein ernst-moralisches Lob der Keuschheit, das aus dem Munde einer Jungfrau sehr pedantisch und wenig naturwahr erklingt. Anfangs scheint der Dichter den ausgelassenen Geistern der Nacht, dem *Comus* und seinem Gefolge, wie es ihnen gebührt, den kurzen Rausch eines selig-trunkenen

Daseins gönnen zu wollen, er läßt sie das östliche Narrenwort sprechen: „Was hat die Nacht mit dem Schlaf zu thun?“ — bis dann die unbesangene Gestaltungslust des Poeten übermannt wird von seinem sittlichen Zorn. Comus zeigt sich plötzlich als ein tendenziöser Anwalt des Absolut-Bösen und — nimmt ein Ende mit Schrecken, wie in der Kinderfabel. Dies Maskenspiel ward aufgeführt in dem Hause des Grafen von Bridgewater, und Milton verstand sich anzueignen, was allein an diesen abliegenden Kreisen der Nachahmung werth ist — ein feines, weltmännisches Betragen. Mit seinen Ansichten und seiner Liebe hing er nach wie vor an den Mittelklassen. Wie alle reformatorischen Köpfe Englands von Wicliffe bis herab zu dem großen Demagogen des neunzehnten Jahrhunderts William Cobbet fühlte er sich mit Stolz als ein Angelsache; von den Dichtern seines Landes liebte er besonders den alten eifrigen Sachsen Chaucer, und nie hat er sich zu dem Eingeständniß entschlossen, daß sein Sachsenvolk von den Normannen unterworfen worden.

In all' diesen vielverheißenden Keinen Gedichten offenbarte sich ein kühner Freiheitsmuth, ein auf das Große und Ewige gerichteter Sinn, der mächtig herausragte über das leichtfertige formgewandte Getriller der Roderichter des Landes, der Cowley und Genossen, endlich eine Innigkeit des Gefühls und eine plastische Kraft der Zeichnung, die in der beschreibenden Poesie ihres Gleichen nicht finden. Aber noch hatte Milton's Genius sein heimisches Feld nicht betreten. Immerhin genügten diese Werke, seinen Namen berühmt zu machen, denn trostlos arm war die Zeit an ächten Künstlern. Damals gerade brach Deutschlands uralte Kultur zusammen, als unser Volk für die religiöse Freiheit des ganzen Welttheils blutete; mit Tasso war der letzte von Italiens Classikern gestorben, und noch hatten die großen Tage der französischen Dichtung nicht begonnen. So war Milton ein berühmter Reisender, als er im Jahre 1638, tief erschüttert durch den Tod seiner Mutter, Italien besuchte, das noch immer wie in Shakespeare's Tagen den Briten als das goldne Land der Künste galt. Seine Aufnahme war glänzend; denn man verehrte in ihm den Dichter und den urbanen Gelehrten, und — als erkenne man in ihm eine den Romanen verlorne Lauterkeit des Sinnes und der Sitten — der geistige Adel des Landes kam dem jugendfrischen und jugendlich reinen Englese mit jener Innigkeit entgegen, welche noch heute den Verkehr der feineren italienischen und germanischen Geister belebt. Dort im Süden schaute Milton eine Farbenpracht und festliche Freubigkeit des Daseins, die der finstre Ernst seiner Heimath verwarf; an der Decke der Sixtinischen Capelle sah er das Verlorene Paradies von Buonarrotti's Pinsel verherrlicht; auf den zahlreichen Bühnen trat ihm eine lecke Lust

an Spiel und freier Nachahmung entgegen, die England selbst gekannt, aber längst wieder verloren hatte. In den Akademien der vornehmen Welt athmete er den Zauber feinsten gefelliger Unterhaltung, übte sich in elegantem poetischem Wettstreit und ließ sich gefallen, daß seine zierlichen Freunde sein Dichterlob mit romanischer Ueberschwänglichkeit fangen; ja in Rom war er nahe daran, sein Herz zu verlieren an die schöne Sängerin Leonora Baroni. Dennoch vermochte die Verführung epikuraischen Genusses nicht seinen schon fertigen Charakter zu biegen oder die durchbringende Schärfe seines Blickes abzustumpfen. Als er in dem Hause des Marchese Manso, eines Freundes Tasso's, weilte, ward ihm klar, daß dies Geschlecht von Epigonen jeder schöpferischen Kraft entbehrte, und durch solche Einsicht stählte er sich in seinem Lieblingsglauben: daß staatliche Freiheit unentbehrlich sei auch für die geistige Größe eines Volkes. Denn mit Erstaunen und Beschämung erfuhr er, daß England — das England Karl's I. — dieser unglücklichen geknechteten Nation als ein beneidetes Reich der Freiheit galt. Als der junge Puritaner die große Püre von Rom in ihrem eignen Vabel besuchte, wappnete er sich mit dem ganzen Stolze eines lähnen Stuzers und verschmähte den Rath vorsichtiger Freunde, über seine religiösen Meinungen zu schweigen. Und tiefer noch als die Kunstliebe und die gesellige Feinheit der Italiener wirkte auf ihn ein Besuch bei dem greisen Galilei, dem erlauchten Opfer psäffischen Geisteszwanges, ein Gespräch zu Paris mit dem Vorkämpfer des Protestantismus, Hugo Grotius, und der Aufenthalt in Genf, der hohen Schule und dem Musterstaate der streitbaren Jünger Calvin's.

So vollendete Milton während drei reicher Jahre in Italien seine ästhetische Ausbildung und trug sich, angefeuert durch die Erinnerung an Tasso, bereits mit dem Plane eines ritterlichen Helbengebichts von König Arthur und seiner Tafelrunde. Da riß ihn der Sturm des Völkerkampfes aus seinen künstlerischen Träumen. Das englische Volk begann jenen Streit, in welchem sich offenbaren sollte, daß der Protestantismus, nachdem er lange als ein von Außen aufgedrungenes Gut nur in den Institutionen des Landes bestanden, jetzt endlich nach langer, stiller, geistiger Arbeit in den Herzen der Nation festgewurzelt, ihr sittliches Eigenthum geworden sei. Auf die große Kunde lehrte Milton sofort in die Heimath zurück, denn ihm galt es für „schmähtlich, fern zu weilen, derweil seine Mitbürger für die Freiheit stritten.“ Jetzt erfuhr er, welch' ein Segen für den Poeten darin liegt, wenn er auch der ungebundenen Rede mächtig ist, damit er nicht nöthig habe, die Muse zu mißbrauchen für die endlichen Zwecke, zu deren Verfolgung die Härte des Lebens unerbittlich zwingt: — Milton hat nie auch nur Einen satirischen Vers geschrieben, um

die persönlichen Handel auszufechten, in welche sein Wirken als Publicist ihn verflocht.

Wollen wir diesen Streitschriften gerecht werden, womit er während eines Vierteljahrhunderts die drei Grundlagen jedes menschenwürdigen öffentlichen Lebens, die religiöse, die häusliche und die politische Freiheit, vertheidigte, so müssen wir uns des gewaltigen Abstandes der Zeit lebhaft bewußt bleiben. Die meisten der Argumente, welche er damals Allen zur Ueberraschung zuerst aussprach, sind im Verlaufe des noch immer nicht ausgefochtenen Kampfes um die Freiheit der Völker zu Gemeinplätzen, zu Vorurtheilen aller Gebildeten geworden. Eine Eigenthümlichkeit der Epoche ist die Form, eine Eigenheit des Volkes ist die Breite der Darstellung, welche Milton mit allen Gliedern dieser Nation lakonischer Redner sonderbarerweise theilt. Auch sein Mangel an historischem Sinn bei einer Fülle historischen Wissens wird uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß das Verständniß für die Geschichte, obwohl der Idee nach im Wesen des Protestantismus enthalten, damals noch unentwickelt geblieben war. Die berufene, gewaltige Hestigkeit seiner Polemik endlich erklärt sich von selbst aus den Sitten einer Zeit, deren göttliche Grobheit noch heute in den Streitschriften der Theologen fortwirkt, aus dem natürlichen Ingrimme eines Kampfes gegen mächtige Gegner, welche das Verbrennen durch Henkershand als die geeignete Antwort auf mißliebige Schriften ansahen, und aus Milton's persönlichen Erlebnissen. Denn ein hartes Geschick vereinigte in ihm wie in einem Dreunpunkte die Leiden, Hoffnungen und Kämpfe seines Volkes. In seinem eigenen Privatleben sollte er die großen Schmerzen der Zeit erfahren; darum redet eine dramatische Wahrheit aus seinen Schriften. Ausgerüstet für seine Aufgabe war Milton mit einer allseitigen Bildung und einer schöpferischen Gewalt über die Sprache, deren Prosa er mit einer Fülle alterthümlichkräftiger Worte bereichert hat. Und was mehr sagen will: er war durchaus getränkt von dem ächten Geiste protestantischer Freiheit. Daß, wer erlöst sein will, seinen eigenen persönlichen Glauben haben müsse, blieb seine erste Ueberzeugung, und er stritt für sie mit reinen Händen. Was auch seine erbosten Gegner über die unlauteren Beweggründe seines Handelns sabelten: jede neue historische Forschung erweist immer klarer, daß nie etwas Niedriges, Unreines, Schwächliches in seine Seele Eingang fand. Vielmehr liegen Milton's Fehler auf der entgegengesetzten Seite — es sind die Sünden kühner aufstrebender Menschen. Obwohl kein eigentlicher Parteilmann, besaß er doch die ganze jüdische Starrheit der Puritaner, er war vollkommen unfähig, die relative Berechtigung seiner Feinde zu begreifen. Er sah in ihnen nur Götzenbiener, Hurer, Despoten, Priester

des Dauchers; und nie begegnet uns in seinen Schriften jenes überlegene, objective Lächeln, das wir von einem genialen Menschen selbst im Feuer des Partekampfes dann und wann erwarten. Auch Milton hatte das Schmettern der Posaunen und die frohe Botschaft des Engels vernommen: „sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babel die große und ist eine Behausung der Teufel geworden“; auch ihn, wie die Verwegensten der Puritaner, trieb ein heiliger Eifer, das Volk Gottes zu mahnen zum Auszuge von Babel, „auf daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen.“ In jedem seiner Bücher liegt sein Innerstes ausgesprochen, nur die Stimme seines wachen Gewissens hieß ihn die Waffen der Publicistik ergreifen — ihn, der sich immer bewußt blieb, daß er zu Höherem geboren sei und in dem kühlen Elemente der Prosa nur den Gebrauch seiner linken Hand behalte. Doch gerade deshalb verfiel er in den alten Irrthum harmonischer, tief-gewissenhafter Naturen. Er fand einen objectiven Zusammenhang zwischen seinen politischen und religiösen, ästhetischen und sittlichen Meinungen, während dieser Zusammenhang doch nur subjectiv Wahrheit haben konnte, nur für ihn, den ganzen einheitlichen Menschen, bestand. „Religion und Freiheit hat Gott unzertrennlich in Eins verwebt“: auf diesen Satz gestützt, gebrauchte er dreist religiöse Argumente für politische Zwecke, und umgekehrt — eine Verirrung, die freilich einer Partei sehr natürlich zu Gesichte stand, welche für die Freiheit des Staats und der Kirche zugleich auftrat. Daher hat er das scharfe philosophische Scheiden der Begriffe nicht verstanden, und er so wenig wie irgend ein Brite besitzt die Gabe der deutschen und hellenischen Philosophen, die Dinge auf ihre letzten Principien zurückzuführen. Der unvergängliche Werth seiner prosaischen Schriften liegt in der unermüdblichen Durchführung der ewigen Wahrheit, daß die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes die Vorbereitung bleibt für seine staatliche Größe, die Blüthe seiner Kunst und die Reinheit seines Glaubens. Auch darin zeigt sich der glaubenseifrige Puritaner, daß er nicht glänzen will durch einen großen Reichthum von Ideen, sondern überzeugen will durch fortwährende Vertiefung und Klärung weniger, aber mit ganzer Seele ergriffener Gedanken. Nur Eines tritt als ein störendes unharmonisches Element in seinen Werken hervor. Selbst dieser freie Geist hat, wie alle seine Zeitgenossen und wie noch heu die ungeheure Mehrzahl der Briten, nicht gewagt, die letzten Consequenzen der protestantischen Freiheit zu ziehen. Auch sein Denken ist theologisch gebunden, ist wesentlich scholastisch. Ihm gilt als selbstverständlich, daß die Forderungen der Vernunft mit den Aussprüchen der heiligen Schrift stets übereinstimmen müssen, und wird der Widerspruch gar zu handgreif-

lich, so hilft er sich mit dem verzweifeltsten Ausspruch: „so Unvernünftiges kann die Bibel gar nicht behaupten wollen.“ Diese theologische Verbildung und die jüdische Härte des puritanischen Wesens entfremdet Milton's Werke gar oft uns Söhnen eines geistig freieren Volkes. Wer den ungeheuren Abstand zwischen deutscher Freiheit und englischer Befangenheit des Geistes ermessen will, der vergleiche Milton mit einem beliebigen Buche unsers Luther. Sicher, der deutsche Theolog predigt eine reinere, weltlich freiere Menschlichkeit, er redet uns auch heute noch lauter und freundlicher zum Herzen als der weltlichste und kühnste Kopf der Puritaner, der uns um anderthalb Jahrhundert näher steht!

Der Protestantismus war gefährdet, seit die Creaturen König Karl's versuchten, die anglikanische Kirche durch Verschärfung der bischöflichen Verfassung dem Katholicismus wieder anzunähern. Gegen diesen Grundschaden der englischen Reformation erhob sich Milton in fünf Streitschriften, welche nach seiner Rückkehr in die Heimath in den Jahren 1641 und 1642 erschienen. Mit dem sicheren praktischen Blicke seines Volkes, den er bei all' seinem idealistischen Schwunge durchans besaß, eiferte er zunächst nur gegen die Verfassung der Kirche. Durch ihn ward zuerst in vornehmer Sprache den Gebildeten der Nation bewiesen, was die eifrigen Apostel der Puritaner schon längst auf den Waffen gepredigt hatten, daß die bischöfliche Kirche nur eine neue, nicht minder unevangelische Hierarchie an die Stelle der gestürzten römischen gesetzt habe. Abschaffung des Prälatenthums, Beseitigung der Häufung der Pfründen in Einer Hand, welche bereits eine „Vertheuerung der geistigen Speise“ hervorgerufen, endlich Wahl der Seelsorger durch die Gemeinden — in diesen Forderungen gab er den Wünschen der Mittelstände klaren Ausdruck. Wie alle ächten Jünger der Reformation mahnte er zur Rückkehr in die einfachen Zustände des apostolischen Zeitalters und stützte sich auf jenes goldne Wort, das die Summe aller protestantischen Weisheit über kirchliche Verfassungsfragen enthält: „wo zwei oder drei von Euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Und alsbald stürzten die Bischöfe sich auf ihn mit dem furchtbaren Rüstzeuge jener perfiden Mittel, welche nur gereizter Pfaffenhochmuth nicht verschmäht. Weil Milton in seiner eifrigen Strenge einmal von falschen Vätern und Nachtschwärmern gesprochen, so ward die fleckenlose Reinheit seines Wandels verkläumt; denn nur wer Bordelle und Spielhäuser besuche, könne Kunde haben von solchen Dingen. Steinigt diese häßliche Mißgeburt zu Tode, auf daß Ihr nicht selbst verderbet, — das war der Ton, den die Bischöfe Hall und Usher anschlugen, um den ledigen Reformator zu züchtigen. Doch die Entrüstung gegen die Prälaten ward allgemein; und nach seiner kühnen Weise,

der es nur in den Vorderreihen der Streiter wohl war, verschmähte es Milton jetzt, noch ferner theilzunehmen an einem Kampfe, dessen Ende nicht mehr zu verkennen war.

Als er nach Jahren (1659) wieder über kirchliche Fragen zu schreiben begann, war sein Denken bereits kühner, sein Standpunkt freier. Er hatte es erfahren, daß auch die Presbyterianer, denen er selbst zum Siege über die Bischöflichen verholfen, sich nicht frei hielten von jenen theokratischen Neigungen, deren jede organisirte Kirche voll ist. Man weiß, auf welchen jähen Widerstand Cromwell stieß, als er den finstern Fanatismus seiner Gläubigen zur Duldung bewegen wollte. Milton hatte nicht gesäumt, seinen großen Freund in diesen Kämpfen zu bestärken und anzufeuern, „denn auch der Frieden hat seine Siege“; und nach dem Tode des Protectors, da die Gefahr religiöser Verfolgung wieder nahegerückt war, richtete er an das Parlament die Denkschrift „über Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen“ — eine Verherrlichung der Toleranz. Jetzt wagt er das kühne Verlangen „Trennung von Staat und Kirche“, da die letztere viel zu hoch und würdig ist, um sich gleich einer Weirube am Stamme des Staates emporzuranken. Freilich, Niemand in jenen Tagen, auch Milton selbst nicht, war fähig, den ganzen Sinn dieses Wortes zu begreifen und zu erfüllen. Denn auch er beurtheilt den Staat nach religiösen statt nach rechtlichen Begriffen, und — seine Duldung hat ihre Grenzen. Sie umfaßt alle Secten, deren Menge er als ein Zeichen des zunehmenden Deutseifers freudig begrüßt, sogar die Socinianer, welche unsern deutschen Lutheranern geradezu als Heiden erschienen; nur Eines umfaßt sie nicht — popery and open superstition. Der Katholicismus ist ihm eine politische Partei, welche unter dem Scheine einer Kirche die priesterliche Tyrannie anstrebt. Er sieht nicht, wie mit dieser Einen Ausnahme der Befreiung der Kirche vom Joche des Staates die Spitze abgebrochen wird. Färrwahr, wenn jede reinere Menschensttte von den Völkern nur auf Umwegen erreicht wird, so sind die Irrgänge der religiösen Duldung die seltsamsten von allen. Wie in Preußen die Toleranz, die köstliche Frucht der inneren Freiheit der Menschen, damit begann, daß sie den widerstrebenden Predigern vom Staate anbefohlen ward, so ward in England das friedliche Leben der Confessionen neben einander erst dadurch möglich, daß man die aggressive Macht der römischen Kirche eine Zeit lang von der allgemeinen Duldung ausschloß. Selbst ein Idealist wie Milton konnte sich dieser handgreiflichen Nothwendigkeit nicht verschließen. — Sein radicaler Geist, gewohnt die historischen Dinge in der ganzen Schärfe ihres Gegensatzes zu begreifen, bekannte sich zu dem Sage: wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt gar nichts — zu jenem schrecklichen Worte,

welches nur darum nicht wahr ist, weil der mässigen Mehrzahl der Menschen der Muth fehlt, ihren Glauben bis in seine letzten Spitzen zu verfolgen. Ein Keger ist in Milton's Augen nur wer in Sachen des Glaubens menschlichem Ansehn folgt; das allein galt ihm als die wahre Sünde wider den heiligen Geist. Und es scheint nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß diese Meinung mit den Lehren der ältesten Kirche, ja sogar noch der päpstlichen Decretalien sehr nahe verwandt ist. So war Milton unter die kühnsten religiösen Reformer, unter die Independenten getreten, und eine neue, noch im selben Jahre erschienene Schrift „gegen die Miethlinge in der Kirche“ gab davon Zeugniß. Hatte er vordem nur den Lippendienst der Agende bekämpft, weil sie die lebendige Kraft des freien Gebetes verdränge, so wendet er sich jetzt gegen die Geistlichkeit selber, den neuen Stamm Levi; er heischt das Recht des Predigens für jeden Bibellundigen. Hatte er einst die harte puritanische Kirchenzucht vertheidigt, so weiß er nun geistliche und weltliche Dinge klarer zu scheiden und erkennt die Ausschließung als die einzige gerechtfertigte kirchliche Strafe. Aber während seiner reifsten Jahre hat der fromme Dichter nie mehr eine Kirche betreten. Noch im hohen Alter stellte er sich nach den Worten der Bibel eine christliche Dogmatik zusammen und wahrte sich damit sein protestantisches Recht auf einen persönlichen Glauben. Freilich, hätte er vermocht, die Fesseln der Scholastik abzustreifen, so mußte er noch einen Schritt weiter gehen. Denn er bekannte sich zwar im Ganzen und Großen zu den Lehren des Calvinismus: erklärlich genug — vereinigte doch diese Kirche damals, da die schöpferische Kraft des Lutherthums erloschen schien, in sich alle treibenden, fortschreitenden Mächte, allen Freiheitsmuth des Protestantismus. Aber ein wahrhaft unbefangener Blick in sein Inneres mußte ihm sagen, wie Vieles ihn von diesem Glauben trennte. Nicht nur hielt er sich rein von den psäffischen Verirrungen der Gottseligen, welche, gleich vielen Frommen unsrer Tage, mit dem Gottselbeims auf weit vertrautem Fuße lebten, als mit dem Hergott selber: sondern als ein rechter Apostel der Freiheit verwarf er auch die entsetzliche Lehre von der Vorherbestimmung. Ohne die Freiheit des Willens war ihm das Leben des Lebens nicht werth; die Nothwendigkeit, „der Rechtsgrund der Tyrannen“, fand keine Stelle in seinem Katechismus. Noch mehr, in Worten und in Werken fügte er den mehr negativen Tugenden des Christenthums die positiven des antiken Heidenthums hinzu. Wie ehrlich gestand er, daß die ersten christlichen Jahrhunderte einen argen Rückschritt in den Sitten zeigen gegen die großen Tage der Hellenen und Römer! Mit welchem naiven Stolze, mit wie heidnischer Unbefangenheit sprach er, gleich dem modernen Heiden Scaliger, von seinem eignen Werthe! Und

wie ganz „unchristlich“ — nach den theologischen Begriffen der Zeit — war seine Auffassung der Moral: wir sollen zu stolz sein, uns zu hoch halten für die Sünde! In Wahrheit, Milton ist ein protestantischer Eiferer von durchaus antiker Sittlichkeit, — nur daß er selber dieses Widerspruchs nimmer sich bewußt ward.

Inzwischen hatten sorgenvolle Erlebnisse Milton zum Nachdenken geführt über einen andern Grundpfeiler des Völkerglücks, über die häusliche Freiheit. Der strenge Mann, der nie ein Liebesgedicht geschrieben, fühlte doch nach Art stolzer, spröder Naturen sehr lebhaft das Bedürfniß der Liebe. Er war vielleicht zu sehr ein in abstracten Begriffen befangener Gelehrter, um jene dämonische Anziehungskraft zu besitzen, welche die Naturgewalt großer Künstler auf die Gemüther der Frauen ausübt; immerhin war er wohl im Stande, ein Weib zu beglücken, das tief und innig genug empfunden hätte, um die Schrockheit des Gatten zu tragen und zu mildern. Leider fand er in seiner Gattin Mary Powel nur das platt Alltägliche. Die oberflächliche vergnügungslustige Tochter eines lustigen Landadelmanns sehnte sich bald hinweg aus der ernsten Einsörmigkeit des stillen Gelehrtenhauses. Und Milton empfand die traurigste Nachwirkung politischer Kämpfe: die Wirren des Staates störten den Frieden seines Hauses. Die anezogenen royalistischen Grundsätze seiner Gattin lehnten sich auf gegen den Radicalismus des Mannes. Nach Verlauf eines Monats entfloß sie zu ihrem Vater, und nachdem Milton vergeblich versucht, sie zurückzuführen, unternahm er es, die Gesetzgebung seines Landes von einem Makel zu befreien, dessen Schwere er an sich selbst erfahren. Er verfaßte jene vier Schriften über die Ehescheidung (1643—1645), welche der sittlichen Bildung seiner — und leider auch unserer — Tage weit vorausseten. Die ganze Kühnheit dieses Schritts begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, wie allgemein dieses Zeitalter — Milton selbst nicht ausgeschlossen — der Unart ergeben war, hinter jeder überraschenden Meinung unlautere persönliche Motive des Schriftstellers zu wittern. Milton war hier in der mißlichen Lage, allgemeine Regeln aufzusuchen für Fälle, welche als Ausnahmen von der natürlichen Ordnung nur eine individuelle Beurtheilung dulden; aber er löste seine Aufgabe mit der Logik eines schlagfertigen Denkers und mit dem Muthe eines guten Gewissens. Er will die Welt, wie von der Last des Aberglaubens in der Kirche, so von den eingebildeten Schrecken der Sünde im Kreise des Hauses befreien. Siegreich zeigt er die Sinnlichkeit des kanonischen Rechts, das nur durch fleischlichen Ehebruch die Ehe gelöst wissen will. Sein protestantisches Gewissen empört sich gegen die leichtfertigen Dispensationen vom Gesetz, welche solche übertriebne Härte nothwendig veranlaßt. So streitet Milton,

ihm selber vielleicht unbewußt, für die harmonische Gleichmäßigkeit der Sitte, die wir modernen Menschen verehren, und gegen die Koffheit jener alten Tage, die zwischen Zwang und Ausschweifung haltlos taumelten. Mit ergreifenden Worten schildert er das Glück, das ihm selber versagt bleiben sollte, das Glück der Ehe als einer göttlichen, bürgerlichen und leiblichen Gemeinschaft. Ist jene göttliche Gemeinschaft gebrochen, so ist die leibliche werthlos, so sind die Kinder „Kinder des Jorns.“ Der Zweck der Ehe ist das Glück der Gatten — und „kein Vertrag kann binden, wenn seine Ausführung dem Zwecke des Vertrages widerspricht.“ Damit ist einer jener radicalen Sätze gesprochen, die mit ihrem schneidenden Klange die träge Welt aus dem Schlafe rütteln und ihr bei den verschiedensten Anlässen immer und immer wieder in die Ohren gellen: hat doch in unseren Tagen der Freistaat Venezuela genau mit denselben Worten seine Unabhängigkeit gerechtfertigt. — So bringt dieser reine Mensch in Allem, was er ergreift, auf das Wesen, auf den sittlichen Kern der Dinge. Nur leider hindert ihn auch hier seine theologische Verbildung, die köstlichsten Früchte seines Denkens zu ernten. Unfähig, Recht und Sittlichkeit scharf zu scheiden, verwirft er jede Einmischung der Gerichte in eheliche Fragen, ja, er will die Entscheidung über die Trennung der Ehe dem Gewissen des Mannes anvertrauen und so unsere milderen Sitten verbessern durch die brutalen Rechtsbegriffe der Juden, welche die Menschenwürde des Weibes nicht fassen konnten! Abweichend von der dürren Jurisprudenz der Zeitgenossen, aber übereinstimmend mit den großen Staatslehrern unter den Alten sah Milton in der Familie die Grundlage des Staats. Und um dem häuslichen Leben nach allen Seiten hin gerecht zu werden, schrieb er — damals beschäftigt mit der Erziehung der Kinder einiger Freunde — sein Buch „über Erziehung.“ Darin wird ein wahrhaft classischer Unterricht der Jugend der höheren Stände und jene mannhaft classische Zucht des Leibes und des Charakters gepriesen, die wir an dem großen „Schulmeister“ selbst bewundern.

Als diese Händel unter steigender Erbitterung der Geistlichkeit durchgefochten waren, verbrachte Milton vier Jahre (1645—1649) in stiller Ruhe, schrieb an seiner Geschichte Englands in der angelsächsischen Epoche und folgte mit Spannung der anschwellenden Fluth der Ereignisse. Das Königthum von Gottes Gnaden wurde von seinem Verhängniß ereilt. Ein Ausspruch Jacob's I. mag die Bedeutung des Kampfes bezeichnen — jenes blasphemische Wort aus der Thronrede vom Jahre 1609: „Könige sind in Wahrheit Götter, dieweil sie auf Erden eine Art göttlicher Gewalt üben — sie können mit ihren Untertanen handeln als mit Schachpuppen.“ Zwischen diesem frivolen Despotismus und dem gekränkten

wie ganz „unchristlich“ — nach den theologischen Begriffen der Zeit — war seine Auffassung der Moral: wir sollen zu stolz sein, uns zu hoch halten für die Sünde! In Wahrheit, Milton ist ein protestantischer Eiferer von durchaus antiker Sittlichkeit, — nur daß er selber dieses Widerspruchs nimmer sich bewußt ward.

Inzwischen hatten sorgenvolle Erlebnisse Milton zum Nachdenken geführt über einen andern Grundpfeiler des Völkerglücks, über die häusliche Freiheit. Der strenge Mann, der nie ein Liebesgedicht geschrieben, fühlte doch nach Art stolzer, spröder Naturen sehr lebhaft das Bedürfniß der Liebe. Er war vielleicht zu sehr ein in abstracten Begriffen befangener Gelehrter, um jene dämonische Anziehungskraft zu besitzen, welche die Naturgewalt großer Künstler auf die Gemüther der Frauen ausübt; immerhin war er wohl im Stande, ein Weib zu beglücken, das tief und innig genug empfunden hätte, um die Schrockheit des Gatten zu tragen und zu mildern. Leider fand er in seiner Gattin Mary Powel nur das platt Alltägliche. Die oberflächliche vergnügungselustige Tochter eines lastigen Landadelmanns sehnte sich bald hinweg aus der ernstesten Einförmigkeit des stillen Gelehrtenhauses. Und Milton empfand die traurigste Nachwirkung politischer Kämpfe: die Wirren des Staates störten den Frieden seines Hauses. Die anerzogenen royalistischen Grundsätze seiner Gattin lehnten sich auf gegen den Radicalismus des Mannes. Nach Verlauf eines Monats entfloß sie zu ihrem Vater, und nachdem Milton vergeblich versucht, sie zurückzuführen, unternahm er es, die Gesetzgebung seines Landes von einem Makel zu befreien, dessen Schwere er an sich selbst erfahren. Er verfaßte jene vier Schriften über die Ehescheidung (1643—1645), welche der sittlichen Bildung seiner — und leider auch unserer — Tage weit vorauskilten. Die ganze Kühnheit dieses Schritts begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, wie allgemein dieses Zeitalter — Milton selbst nicht ausgeschlossen — der Unart ergeben war, hinter jeder überraschenden Meinung unlautere persönliche Motive des Schriftstellers zu wittern. Milton war hier in der mißlichen Lage, allgemeine Regeln aufzusuchen für Fälle, welche als Ausnahmen von der natürlichen Ordnung nur eine individuelle Beurtheilung dulden; aber er löste seine Aufgabe mit der Logik eines schlagfertigen Denkers und mit dem Muthe eines guten Gewissens. Er will die Welt, wie von der Last des Aberglaubens in der Kirche, so von den eingebildeten Schrecken der Sünde im Kreise des Hauses befreien. Siegreich zeigt er die Sinnlichkeit des kanonischen Rechts, das nur durch fleischlichen Ehebruch die Ehe gelöst wissen will. Sein protestantisches Gewissen empört sich gegen die leichtfertigen Dispensationen vom Gesetz, welche solche übertriebene Härte nothwendig veranlaßt. So streitet Milton,

ihm selber vielleicht unbewußt, für die harmonische Gleichmäßigkeit der Sitte, die wir modernen Menschen verehren, und gegen die Rohheit jener alten Tage, die zwischen Zwang und Ausschweifung haltlos taumelten. Mit ergreifenden Worten schildert er das Glück, das ihm selber versagt bleiben sollte, das Glück der Ehe als einer göttlichen, bürgerlichen und leiblichen Gemeinschaft. Ist jene göttliche Gemeinschaft gebrochen, so ist die leibliche wertlos, so sind die Kinder „Kinder des Zorns.“ Der Zweck der Ehe ist das Glück der Gatten — und „kein Vertrag kann binden, wenn seine Ausführung dem Zwecke des Vertrages widerspricht.“ Damit ist einer jener radicalen Sätze gesprochen, die mit ihrem schneidenden Klange die träge Welt aus dem Schlafe rütteln und ihr bei den verschiedensten Anlässen immer und immer wieder in die Ohren gellen: hat doch in unseren Tagen der Freistaat Venezuela genau mit denselben Worten seine Unabhängigkeit gerechtfertigt. — So dringt dieser reine Mensch in Allem, was er ergreift, auf das Wesen, auf den sittlichen Kern der Dinge. Nur leider hindert ihn auch hier seine theologische Verbildung, die köstlichsten Früchte seines Denkens zu ernten. Unfähig, Recht und Sittlichkeit scharf zu scheiden, verwirft er jede Einmischung der Gerichte in eheliche Fragen, ja, er will die Entscheidung über die Trennung der Ehe dem Gewissen des Mannes anvertrauen und so unsere milderen Sitten verbessern durch die brutalen Rechtsbegriffe der Juden, welche die Menschenwürde des Weibes nicht fassen konnten! Abweichend von der bürren Jurisprudenz der Zeitgenossen, aber übereinstimmend mit den großen Staatslehrern unter den Alten sah Milton in der Familie die Grundlage des Staats. Und um dem häuslichen Leben nach allen Seiten hin gerecht zu werden, schrieb er — damals beschäftigt mit der Erziehung der Kinder einiger Freunde — sein Buch „über Erziehung.“ Darin wird ein wahrhaft classischer Unterricht der Jugend der höheren Stände und jene mannhaftige Zucht des Leibes und des Charakters gepriesen, die wir an dem großen „Schulmeister“ selbst bewundern.

Als diese Händel unter steigender Erbitterung der Geistlichkeit durchgeföhrt waren, verbrachte Milton vier Jahre (1645—1649) in stiller Muße, schrieb an seiner Geschichte Englands in der angelsächsischen Epoche und folgte mit Spannung der anschwellenden Fluth der Ereignisse. Das Königthum von Gottes Gnaden wurde von seinem Verhängniß ereilt. Ein Ausspruch Jacob's I. mag die Bedeutung des Kampfes bezeichnen — jenes blasphemische Wort aus der Thronrede vom Jahre 1609: „Könige sind in Wahrheit Götter, dieweil sie auf Erden eine Art göttlicher Gewalt üben — sie können mit ihren Unterthanen handeln als mit Schachpuppen.“ Zwischen diesem frivolen Despotismus und dem gekränkten

Rechtsgeföhle eines gläubigen Volkes war jede Vermittlung unmöglich. Die Entscheidung mußte der Partei zufallen, welche allein den Muth hatte, ehrlich mit dem Königthume zu brechen, der Partei der Independenten, die nach dem eigenen Geständniß der Royalisten durch den Glanz ihrer Talente im Lager und im Rath alle andern Parteien verdunkelte. Milton hatte ehemals Englands Heil gesehen in dem ehrlichen Befolgen der alten Verfassung mit ihrem "freien Parlamente unter einem freien nicht bevor-  
maudeten Könige", er hatte dann sich zu Cromwell's Meinung bekehrt, der von Anfang an die Dinge mit königlichem Blicke beherrschte und den Nagel auf den Kopf traf, als er erklärte, mit dem falschen verstrickten Stuart sei jedes Verhandeln vergeblich. Wie sollte ihn, der den Zauber einer tiefern Poesie im Herzen trug, der romantische Reiz der ritterlichen Cavalierehre blenden? Eine edle Freundschaft verband ihn jetzt mit Cromwell; er erkannte in dem Helden, "der Gottes Schlachten schlug", der voran stand, "als des Messias großes Banner flog", den gebornen Herrscher, dem die von Gott gewollte Regierung der Besten zufallen müsse. Wie verschieden geartet die Beiden auch waren: der schöne, feingebildete Dichter und der plumpe, wetterfeste nüchterne Mann des Kriegs und der Geschäfte begegneten sich in dem tiefen Ernste ihres Glaubens, in ihrer Verachtung des Scheins, und Beide standen hoch genug, um keiner Partei sich gänzlich zu verpfänden. Solche grundverschiedene Naturen mit gleicher Ueberzeugung schließen sich leicht an einander zu dauernder, werththätiger Freundschaft. Milton ward der Anwalt der großen Rebellion, er ward nach Dante der einzige große Dichter, der als politischer Schriftsteller sich einen Kranz errungen hat. An ihm mag man die Nüchternheit des gesunden Menschenverstandes verlernen, der schon bei dem Worte „Dichter und Politiker“ selbstgefällig zu lächeln beginnt. Sicher, Milton war ein Idealist von verwegenster Kühnheit, er konnte an unabweislichen Thatfachen der Wirklichkeit mit einer, in dieser Nation von Baconianern unerhörten Gleichgültigkeit vorübergehen. Doch ewig wahr bleibt das alte Wort, daß es für den wahrhaft sittlichen Willen keine Zeit giebt, und noch ist keiner als ein falscher Prophet erfunden worden, der an das Eble in der Menschheit glaubte. Wenn die klugen Leute jener Tage des Dichters lachten, der die Befreiung von Griechenland und Italien träumte, mit welcher Ehrfurcht sollen wir vor solcher Sehergabe stehen! Wohl irrte er, wenn er meinte, „der Deutschen männliche Kraft“ werde für den Freiheitskampf der Briten in die Schranken treten, denn unser Volk lag damals tief daneben in philisterhafter Verzagttheit und sah in den Puritanern nur eine unbändige Rote wilder Mörder; — aber wie nun, wenn Milton heute lesen könnte in den Herzen der edelsten Deutschen?

Schon früher (1644) hatte Milton sich mit einem Thema beschäftigt, das ihm als die Grundlage der politischen Freiheit erschien. Als nämlich die Presbyterianer im langen Parlamente die Oberhand gewannen und bald die gleiche Unbulsamkeit wie die gestürzten Bischöflichen zeigten, so erkannte er die Gefahr, daß der große Freiheitskampf seiner Nation zusammenschrumpfe zu dem Siege einer Partei über die andre. Damals richtete er an das Parlament seine *Areopagitica*, jene berühmte Vertheidigung der Pressfreiheit, die noch ein Jahrhundert später, als in England die Unabhängigkeit der Presse endgültig entschieden wurde, wieder und wieder gelesen ward und Früchte trug, — unzweifelhaft die nach Form und Inhalt gelungenste seiner prosaischen Schriften. Hier über sah er das Feld mit vollkommener Sachkenntniß, hier konnte sich ungehemmt sein protestantischer Ernst entfalten, dem jede ungeprüfte, bewußtlose Tugend werthlos schien, hier redete sein freudiger zweifelloser Dichterglaube an die Allmacht der Wahrheit, der Wahrheit, die — ein umgekehrter Proteus — nur aller Fesseln ledig, Worte der Weisheit lündet, dann aber die Macht der Sünde und des Aberglaubens bricht und auf diesem Grunde erst den Aufbau staatlicher Freiheit ermöglicht. Er hatte tauben Ohren gepredigt, es vertrug sich nicht mit den Interessen der herrschenden Partei, „die Geburt des Gehirns so frei zu geben, wie die Geburt des Leibes“.

Jetzt aber hatte der Sturm der Revolution auch die Macht der Presbyterianer niedergeworfen: das Gemeinwesen von England war gegründet. Aus freiem Antrieb begann Milton, noch während der Prozeß des Königs schwebte, die Schrift „über die Stellung der Könige und Obrigkeiten“ und ließ sie kurz nach Karl's Hinrichtung erscheinen. Jetzt, wo das Wohl des Staats eine große That gebieterisch forberte, schien es ihm feig und müßig, nach Präcedenzfällen und Gründen des positiven Rechts zu fragen. Er gab eine unbedingte Rechtfertigung der furchtbaren That nach Gründen des Naturrechts. Der Erfolg war ungeheuer bei Freund und Feind. Die neue Republik ernannte ihren feurigen Vertheidiger zum lateinischen Staatssecretär, und im Auftrage des Staatsraths führte er nun den Federkrieg gegen die Cavaliere. Noch im Jahre 1649 erschienen der *Eikonoklastes* und die „Vertheidigung des englischen Volks.“ In allen diesen Werken offenbart sich zunächst, welchen mächtigen Schritt die staatliche Einsicht vorwärts gethan durch die Arbeit der Reformatoren. Der Staat war endlich zu seinen Jahren gekommen, er warb begriffen nach seinem eigenen Rechte und galt nicht mehr, wie in den Tagen des Papstthums, als ein Reich des Fleisches, ein unreines Anhängsel der Kirche. Hatte Luther einst, wie er gern von sich rühmte, als der Erste

gezeigt, was der Stand und die Würde christlicher Obrigkeit sei, so war der Glaube an die Selbständigkeit des Staats nunmehr allen Protestanten in Fleisch und Blut übergegangen. Gleich seinen calvinistischen Vorgängern, aber tiefer und eindringlicher als sie Alle, geht Milton immer tiefer auf den sittlichen Kern des Staates zurück; er findet die einzige Bürgerschaft seines Gedeihens in der sittlichen Erziehung der Bürger. Ganz im Geiste dieser streitbaren Protestanten ist auch Milton's Lehre vom Widerstandsrechte, welche sittlich und rechtlich unanfechtbar bleiben wird, so lange freie Männer leben. Was vordem der edle Hugenott Hubert Languet in den classischen Worten zusammenfaßte: „wir wollen uns von dem Könige regieren lassen, wenn er sich von dem Gesetze beherrschen läßt“ — dies Gleichgewicht der Pflichten und Rechte, die wahre Grundlage des Rechtsstaats, findet in Milton den eifrigsten Anhänger. Um dieser tief-sittlichen Auffassung des Staats willen stehen Milton und alle die protestantischen Vertheidiger der Volkssouveränität, welche die Briten gern als die „liberty authors“ anführen, hoch über den Jesuiten, die dem Wortlaute nach eine sehr ähnliche Lehre verfechten, aber ohne Glauben an die sittliche Würde, an das selbständige Recht des Staats, lediglich zum Zwecke der Herrschaft der Kirche über den Staat. Selbst jene aufgeklärten Liberalen, welche später für Englands Volksrechte stritten, selbst Locke und seine Schüler, haben zwar die Probleme der Staatslehre mit dem Lichte einer unvergleichlich reicheren Erfahrung erhellt, aber wie weit bleibt ihr mattherziger Versuch, das Gefühl an die Stelle der Tugend zu setzen, zurück hinter Milton's mannhafter sittlicher Strenge!

Hier wieder indeß verfällt Milton seinem tragischen Loose, daß in den Ursachen seiner Größe zugleich die letzten Gründe seiner Irrthümer enthalten sind. Gerade weil er so hoch denkt von dem Wesen des Staats, vermag er die Aufgabe des Staats nicht in festen Grenzen zu halten. Mit dem Sage, der Staat solle Einem großen Christenmenschen gleichen, vermengt er Recht und Sittlichkeit und führt in die moderne Politik einen antiken Begriff, dem die sociale Freiheitsliebe der Neueren niemals ertragen wird. Dieselbe Kraft und Innigkeit des religiösen Glaubens, welche allein ihn und seine Genossen befähigte, den Despotismus gänzlich zu Boden zu schlagen — sie stürzte ihn auch in die entseßlichen Lehren des jüdischen Rechtes der Rache, sie trieb ihn, die Hinrichtung des Königs zu vertheidigen — eine Gewaltthat, deren Verrechtlung aus dem Rechte des Widerstandes mit keiner Kunst der Logik gefolgert werden kann. Milton hat allerdings, wie Cromwell, die ganze schreckliche Verkettung der Umstände gewürdigt, welche für die Sicherung der Freiheit kaum einen andern Ausweg offen ließ: aber das Motiv, welches seinen Entschluß wirklich

bestimmte, war ersichtlich seine tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit der hebräischen Lehre: „wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden, und Jeder ist im Rechte, der das Schwert herabfallen läßt, das über des Verbrechers Haupte schwebt.“ Hier so wenig wie bei der Frage von der Ehescheidung konnte der Versuch gelingen, einen ungeheuren Ausnahmefall mit allgemeinen juristisch-theologischen statt mit tatsächlichen und persönlichen Gründen zu rechtfertigen. Wie hier die verbissene Härte des Puritaners einen abstracten biblischen Satz gebraucht, vor welchem die freieren, menschlicheren Hugonotten zurückschreckten, so benutzte er später einen abstracten antiken Satz, um das Verwerfliche der Monarchie zu erweisen — das aristotelische Wort: unter Gleichen darf Keiner herrschen. Daß gerade die schreiende Ungleichheit unsrer Bürger, die Macht unserer socialen Gegensätze die Monarchie nothwendig hervorruft — die Bedeutung dieser verwickelten wirtschaftlichen Thatsache vermag der starr moralische Rigorismus des Puritaners nicht zu begreifen, der jede Staatsverfassung kurzerhand aus dem sittlichen Charakter eines Volkes erklärt.

Trotz alledem waren jene politischen Schriften nicht nur eine große nationale That, sie sichern Milton auch für alle Zeit einen Ehrenplatz unter den politischen Theoretikern. Denn er hat klarer und folgerichtiger als irgend Einer das Recht des Widerstandes begründet, er hat das göttliche Recht des Königthums widerlegt mit der glücklichen Lehre, „daß ein Staat bestehe ist Gottes Ordnung, die Wahl der Staatsform aber ist in der Menschen Hand gelegt.“ Bedenken wir vollends, daß jene Flugschriften gerichtet waren gegen die feilsten und unwürdigsten Vertheidiger, welche je ein Despot gebunden hat, so muß auch der leiseste Tadel verstummen. Als bald nämlich nach der Hinrichtung des Königs ward offenbar, wie schwere Wunden diese That der Sache der Freiheit geschlagen. Der königliche Märtyrer fand sentimentale Bewunderer unter denen, die dem lebenden Tyrannen geflücht, obwohl er „nur für sich, nicht für die Wahrheit Zeugniß abgelegt“, und die Cavaliere versäumten nicht, diese weinerliche Stimmung zu benutzen. Ein Buch erschien, Eikon Basilike, und ward bald in 47 Auflagen im Lande verbreitet, welches das Bild des Königs in phantastischer Herrlichkeit seinen Getreuen schilderte. Diesem Machwerke galt jener „Bilderstürmer“ Milton's, ein Buch, das goldne Worte sprach über die weibliche Schwäche, welche die großen öffentlichen Sünden eibrüchiger Fürsten vergißt über den kleinen Tugenden ihrer Häuslichkeit — goldne Worte, welche die harmlosen Bewunderer des musterhaften Familienlebens deutscher Kleinkönige noch heute nicht beherzigt haben. Dann schrieb „für den Judaslohn von hundert Jacobsthalern“ der bekannte

philologische Polihistor Claude Saumaise im Auftrage des jungen Karl Stuart seine *Defensio regia*, welche die fluchwürdige Politik der Habsburger, das „*novus rex nova lex*“ Ferdinand's II., in einem Systeme des Meineids ausführte. „Ein Schwur bindet den König so wenig wie ein Gesetz. Die Kreuzigung Christi war eine unschuldige Kleinigkeit im Vergleich zu Karl's Hinrichtung.“ So fürchtbar war die Verblendung und Erbitterung der Parteien, daß selbst ein solches Werk der jungen Republik gefährlich scheinen mußte. Milton antwortete mit der erwähnten *Defensio pro populo Anglicano*, dem bekanntesten seiner prosaischen Werke, und brachte damals seinem Lande ein Opfer, würdig der größten Thaten römischer Bürgertugend, ein Opfer, schmerzlicher vielleicht als die Hingabe des Lebens. Längst schon war durch die wiederholte Anstrengung der Nacharbeit die Gesundheit seiner Augen untergraben. Das eine Auge war bereits trübe geworden, und jetzt gerade erklärten ihm die Aerzte, daß auch das Licht des andern sich nur erhalten lasse durch sorgsame Schonung. Aber Salmasius hatte die Streiter Gottes ein Volk von Räubern und Mördern genannt: Milton ermaß die ganze Schwere des drohenden Verlustes, tröstete sich an dem Bilde des homerischen Achill, wählte gleich ihm ein schmerzreiches Leben voll Ruhmes, schrieb die Vertheidigung seines Volks und — erblindete für immer. So offenbart sich in Milton in idealer Vollendung, was auch den Weltlichsten mit immer neuer Bewunderung zu diesem finstern Heiligen hinzieht — die Macht eines Glaubens, der Berge versetzen mag. Die Feinde frohlockten, sie erkannten in Milton's Erblindung Gottes sichtbare Rächerhand und schilderten ihn als das

*monstrum horrendum informe ingens cui lumen ademptum.*

Aber das kleine Buch, geschmückt mit dem Wappen der neuen Republik — dem rothen Kreuz und der schottischen Harfe — ging von Hand zu Hand; die *defensio* ward das politische Erbauungsbuch der Puritaner. Salmasius erlag dem Fluche des Lächerlichen, den Milton's erbarmungslose Polemik auf ihn herabgerufen, und um den Anwalt der Freiheit drängten sich preisend die Staatsmänner von England und die Gesandten der fremden Mächte. Ein rechter Born der Weisheit bleibt die *Defensio* auch für uns, die wir in dem athemlosen wirtschaftlichen Wettlaufe so leicht achtlos vorüberreifen an dem wahren Eckstein der politischen Freiheit. Denn wieder und wieder mahnt der blinde Seher seine Landsleute, daß es in ihrer Hand liege, die ungeheure Umwälzung sittlich zu rechtfertigen. „Wenn Ihr jetzt nicht Alles von Euch abweist, was klein und niedrig, wenn Ihr jetzt nicht all' Euer Denken und Thun auf das Große und Erhabene richtet, dann ist jedes Schmähwort des Salmasius bewährt!“ —

Und wahrlich, nur dem Großen und Erhabenen galt das Wirken des Helben, dem Milton nun diente. Seit Cromwell das Ruder der Republik ergriffen, sah die Welt endlich wieder eine wahrhafte Politik der Ideen. Nach Innen freilich konnte das kühne Gebäude der Republik nur durch eine eiserne militärische Zucht vorläufig und nothdürftig gestützt werden. Man bewegte sich in der unfruchtbaren, rein negativen Staatskunst eines Gemeinwesens „ohne König und Oberhaus.“ Denn gar zu gewaltsam war der Zusammenhang einer uralten Verfassung zerschnitten, gar zu sehr entfremdet waren die Herzen der Stände, welche die Selbstregierung der Grafschaften vorzugeweise trugen, und gar zu schmerzlich vermiften die geängsteten Gemüther der Menschen in der strengen Ordnung des Freistaates jene belebende Kraft, deren auch der Staat nimmer entbehren kann — die Freude, den harmlos-fröhlichen Genuß der Stunde. Um so großartiger und freier entfaltete sich des Protector's Politik nach Außen: der Protestantismus hatte wieder einen gewaltigen Schirmherrn gefunden. Die Staatschriften, welche Milton im Dienste dieser erhabenen Staatskunst schrieb, fesseln nicht durch ihr classisches Latein; aber sie reden eine Sprache voll Kraft und Wahrheit, welche wie voller mächtiger Glockenklang das dürftige Gezwitscher des „möchte“ und „dürfte“ gemeiner diplomatischer Redeweise übertönt. Und doch lebte man in schwülen Tagen; nie hatte das englische Volk die Herrschaft eines ruchlosen Königs so unruhig getragen wie das Regiment seines größten Beherrschers. Als die Aufstände sich nicht legen wollten, als das Pamphlet „Killing no murder“ den Mordmord des Protector's verlangte, da mußte der unermüdete Staatssecretär wiederholt das Recht des Freistaats verteidigen: er schrieb eine zweite „Vertheidigung“ seines Volks. Und bald (wenn anders ein sicherer Schluß sich ziehen läßt aus dem Gewirr widersprechender Nachrichten und aus einigen Stellen voll Bitterkeit in Milton's späteren Schriften) — bald sollte Milton selbst irre werden an seinem Helben. Von jenen wüsten Träumen freilich, welche das Nahen des tausendjährigen Reiches erwarteten, schied den eleganten Gelehrten schon sein guter Geschmack. Aber der die Wiebergeburt der antiken Freistaaten gehofft hatte, vermochte sich nicht zu befreunden mit der Fortdauer der Dictatur. Er begann den Staatsmann nicht mehr zu verstehen, welcher den Muth hatte, das Nothwendige zu wollen. Schon einige Jahre vor Cromwell's Tode hatte Milton — so scheint es — sein Amt niedergelegt.

Erst dann trat er wieder auf den Kampfplatz, als die Zügel des Regiments, den schwachen Händen Richard Cromwell's entgleitend, schlaff am Boden hingen, als der Freistaat verlassen ward von dem Glauben

des Volkes, und immer lauter und zuversichtlicher der Ruf der Cavaliere erklang „the king shall rejoice his own again.“ Da erfüllte sich Milton's Prophetenwort: die Briten waren „unversehrt durch das Feuer gegangen, um dann an dem Qualm zu sterben.“ Keine Spur der harten Tugenden, die das gefährdete Gemeinwesen heischte: überall die verzweifelte Mäßigkeit, die der Anspannung ungeheurer Thaten zu folgen pflegt. In offenen Briefen und in der Schrift „der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen“ tritt Milton als der Letzte für die „gute alte Sache.“ Nach der Weise solcher hellsehenden Naturen im Einzelnen irrend, aber im Großen und Ganzen untrüglich, meinte er einen glatten Heuchler wie Monk durch den Hinweis auf die sittliche Reinheit der Republik zu rühren, und zugleich sprach er die tief sinnigen Worte, daß ein zurückkehrendes Königthum die schlimmste der Gewaltherrschaften sei, daß Englands Volk noch einmal für sein Recht werde bluten müssen. Es waren die letzten Worte der sterbenden Freiheit; er selber verglich sich dem Propheten, der von den tauben Menschen sich ablehnend die schweigende Welt anruft: „O Erde, Erde, Erde!“ Höher und höher schwoll „die Sündfluth dieses epidemischen Wahnsinns,“ man hatte die traurigste der Künste gelernt, die ein Volk niemals lernen soll, die Kunst, das Unwürdige zu vergessen. Ohne jede Bedingung ward der Staat von Großbritannien einem Stuart ausgeliefert. Die „Rückkehr nach Aegyptenland“ war vollbracht. Das Volk, entleibt des puritanischen Zwanges, tanzte jubelnd um das goldene Kalb, und in den Rathsälen der Cromwell und Bradshaw tummelte sich die Gemeinheit eines verwilderten Hofes. Als jetzt das Gericht der Rache verhängt ward über die großen Rebellen, als man die Leiche des Protectors aus dem Grabe riß, da ward auch Milton von den Verfolgern ereilt. Am 16. Juni 1660 verbrannte der Henker die Defensio, und nur der Verwendung des Hofpoeten Davenant, den Milton einst selbst vom Tode gerettet, gelang es, den bereits verhafteten Dichter zu befreien. Aber wenn man meinte, der verstockte Rundkopf werde sich freuen, so billigen Kaufes zu entkommen, so kannte man wenig den unbeugsamen Rechtsinn des Mannes: nicht eher schied er aus dem Gefängniß des Hauses der Gemeinen, als bis er eine Klage eingereicht gegen den serjeant at arms, welcher ihm zu hohe Gebühren angerechnet.

Und nun stand der Letzte der Puritaner allein, das England Karl's II. hatte keinen Platz für einen Milton. Alles, was ihm heilig, war ein Spott der Buben geworden, und jene wunderbare Fügung, welche unter die Herrschaft des verächtlichsten Königs den Beginn des geschickten constitutionellen Regiments in England verlegte — er sollte sie nicht mehr erkennen. Den ganzen Schmerz eines Patrioten, der an der Würde sei-

nes Volkes verzweifelt, legte er nieder in den trostlosen Worten eines Briefes an einen Freund: „Meine kindliche Liebe zum Vaterlande hat mich endlich ohne ein Vaterland gelassen.“ War es möglich, daß ein römischer Bürger das Verderben seines Landes über den Freuden seines Hauses vergessen konnte, so sollte Milton auch dieser Trost versagt bleiben. Seine ungetreue Gattin hatte nach mehrjähriger Abwesenheit endlich zu Milton's Füßen sich niedergeworfen und die Verzeihung des Sanftmüthigen ersucht. Dann waren die Beiden bis zu Mary's Tode neben einander hingegangen, ohne daß ihre Seelen sich fanden. Darauf, in den Tagen seines politischen Wirkens, ward ihm das Glück, in Catharina Woodcock ein Weib nach seinem Herzen zu finden — doch nur für ein kurzes Jahr. Wie oft ist dann die liebliche Gestalt der Todten mit ihrem gütigen Lächeln durch seine Träume geschritten, bis ein trauriges Erwachen ihn zurückführte in die kahle Nüchternheit seiner Vereinsamung: „ich wache — und der Tag bringt meine Nacht zurück.“ Endlich ließ sich der fünfzigjährige hilfbedürftige Blinde durch das Zureden seiner Freunde zu einer dritten Heirath bewegen. Den der gewaltige Wechsel der Völkergeschichte zu Boden geschmettert, er sollte jetzt noch durch die Nabelstiche alltäglicher kleinlicher Leiden gepeinigt werden. Die rohe, berbe Haushälterin Elisabeth blieb seinem Herzen ebenso fremd, wie die unholde Kälte seiner älteren Töchter. Und wie sehr mußte er die hilfbereite Güte seiner jüngsten Tochter Deborah ausbeuten, wenn er sie die unverständenen griechischen Werke vorlesen ließ oder ihr buchstabenweise seine lateinischen Briefe dicitirte. Sein Vermögen war in den Wirren des Bürgerkrieges verloren, sein Haus von dem großen Londoner Brande vernichtet worden. Armselige Gesellen wie der gutherzige Quäker Elwood verkehrten jetzt bei ihm, der einst mit Waller, Georg Wither und Selben an dem Hofe des Protectors geweilt. Kurz, das Stillleben im Hause des verlassenem Puritaners, das unser Kenze in einem schönen Gemälde so anziehend barge stellt hat, war in Wahrheit ein ödes, freudloses Dasein. Am schwersten aber lastete auf seiner thatenlustigen Natur das Gefühl seines Leibesgebrechens. Wenn die verärrtelte Brüderie der Gegenwart dem Dichter gern das Reden über höchst persönliche Leiden untersagen möchte, so empfand Milton bei allem Stolze viel zu einfach und sicher, um sich die natürlichste der Klagen zu verbieten. Sein Sonett „on his blindness“ gehört zu den schönsten Klageliedern aller Zeiten: auf die vorwurfsvolle Frage, warum sein Pfund so frühe sich vergrabe, findet der fromme Poet die tröstliche Antwort, daß der Herr der Dienste der Menschen nicht bedürfe,

und die nur sehn und harren, dienen auch.

Freilich, wie verstand sein feurriger Geist dies „stehn und harren!“ Ein Theil seiner selbst geworden war das freudigste aller Bibelworte: „daß denen, die an Gott glauben, alle Dinge zum Besten gereichen,“ — er wußte wirklich aus der Noth eine Tugend zu machen. In den langen, stillen Stunden der Einsamkeit wurden laut und lebendig in ihm die mächtigen Nachklänge aus den großen Dichterwerken, welche die Liebe seiner Jugend gewesen. Während sein leibliches Auge geschlossen war, schwebten vor seiner Seele die reinen Gestalten einer höheren Welt und mahnten ihn, sie festzuhalten. So wurden ihm die Tage körperlicher Leiden, häuslichen Kummers und staatlichen Elends verklärt von einem Glücke, das seinen sonnigsten Jugendtagen so schön nicht gelächelt hatte: der alternde Milton schuf das *Lostorue Parables*, und mit gerechtem Stolz durfte er sich selbst der Nachtigall vergleichen, die im Dunkel am herrlichsten singt.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte das Feuer unter der Asche geschlafen, das jetzt in hellen geläuterten Flammen hervorbrach. Nur selten hatte er die harte politische Arbeit unterbrochen und eins jener Sonette hingeworfen, welche darum so tief und unvergänglich wirken, weil ein jedes sichtlich den Abschluß bildet einer reichbewegten Lebensperiode. Eine alte Schuld war einzulösen, denn wiederholt war in seinen prosaischen Schriften verkündet, daß er sich mit dem Plane eines großen Epos trage. Wenn andere, ausschließlicher wie er für das Schöne geschaffene Künstler sich weislich hüteten, den Zauber vorlaut zu fördern, der über einem werdenden Gedichte wacht, so hatte Milton solche Vorsicht nicht nöthig. Die Aufgabe des Dichters war ihm nicht wesentlich verschieden von dem Berufe des Predigers: „er soll die Tugend und öffentliche Befestigung in den Massen pflegen, die Unruhe des Herzens stillen und die Leidenschaften in harmonischen Einklang bringen.“ Man darf in dieser Meinung nicht bloß die moralisirende Befangenheit des Puritaners sehen. Wenigstens eine Eigenthümlichkeit der Kunst ist damit aufs Klarste erkannt: die wunderbare Thatsache, daß die Kunst, indem sie ein Aeußerliches darstellt, dennoch den Menschen sammelt und auf sich selber zurückführt, während alles Aeußerliche der Wirklichkeit unzerstreut. Halten wir uns an diese Wahrheit, so besitzen wir einen Schlüssel, der uns das Verständniß des *paradise lost* besser erschließen wird, als der jedes theologische Gedicht verwerfende Christenhaß der *Encyclopädisten*, oder die bornirte Salbung jener englischen Kritiker, welche, um das „christliche“ Gedicht recht hoch zu erheben, allen anderen Dichtern nur eine „uninspired inspiration“ zuerkennen. Vielmehr gilt es, dieselbe rücksichtslose, durch keines großen Mannes Glanz zu blendende

Wahrhaftigkeit, die wir an Milton bewundern, gegen ihn selber zu gebrauchen und sein Kunstwerk, unbeirrt durch theologischen Streit, allein mit ästhetischem Urtheile zu messen. Fürwahr, nur ein Verblendeter kann leugnen, wie unendlich viel das englische Leben an Farbenpracht, an Lebenslust und kerngesunder Freude in dem halben Jahrhundert zwischen Shakespeare's und Milton's Tagen verloren hat. Nie bewährte sich unbarmherziger und schneidender das traurigste und tiefstinnigste der historischen Gesetze, wonach jeder Fortschritt der Völker zugleich nothwendig einen Verlust enthält. Der protestantische Glaube war ein Gemeingut des Volkes geworden, — aber so gänzlich war die alte glückliche Lust am künstlerischen Spiel erstorben, daß ein Genius wie Milton in die empyrische Form der Allegorie zurückfallen konnte, wenige Jahre, nachdem sein Volk das vollendete Kunstwerk des Dramas geschaffen! Und so gänzlich hatte frostige Gelehrsamkeit die heitere Natürlichkeit der Sitten bewältigt, daß Milton es noch für nöthig hält, das Dichten in englischer statt in lateinischer Sprache ausdrücklich zu entschuldigen! Verschwunden war das merry old England der jungfräulichen Königin, vollzogen jene harte Ernüchterung des Volkscharakters, welche bis heute Englands Epos und Drama in dem engen Kreise des Sittenbildes festgebannt hat. Wie später Byron — der einzige englische Dichter, der nach Milton den Muth fand, den Rothurn zu führen — zu solcher Kühnheit nur durch das Beispiel der deutschen Muse begeistert worden ist, so ward Milton nur auf den Flügeln der Religion, der biblischen Dichtung über die prosaische Kälte seiner Zeitgenossen emporgehoben. Rein dichterisch ist seine Erhabenheit nicht, er bewegt sich immer auf dem zweideutigen Grenzgebiete zwischen Poesie und Didaktik. Wenn ihm selbst der Sündenfall der ersten Menschen ein heroischeres Sujet erschien, als der Zorn des Achilles, wenn die theologische Einseitigkeit seiner Landsleute, sogar eines Hallam, darin das menschlichste Thema aller Dichtung finden will, so können wir nicht entschieden genug betonen, daß das *paradise lost* ein symbolisches Werk bleibt gleich allen früheren Gebichten Milton's. Er schafft nicht Bilder, in denen eine Idee ungesucht ihren vollkommenen Ausdruck findet, sondern seinen Bildern hat der religiöse Glaube eine ihnen ursprünglich fremde Idee untergeschoben.

Nach der Aufgabe, die er selbst der Dichtkunst gestellt, wird uns dies nicht Wunder nehmen: er will nicht schlechtweg das Schöne, nein, das Wahre in möglichst schöner Form darstellen. Er war zu sehr Dichter, um gleich seinem trocknen Freunde Harrington einen puritanischen Staatsroman zu schreiben, aber er war zu sehr Theolog, um ein reines Epos zu schaffen. Sein Zweck ist didaktisch, er meint sich berufen, „die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen.“ Wenn die naiven Epiker der

Alten den Helben zuerst nennen, dem ihre Gefänge gelten, so bekennet der Dichter des Verlorenen Paradieses gleich in der Anfangszeile den abstracten Inhalt seines Gedichts: *of man's first disobedience etc.* Vergessen wir bei Homer den Dichter völlig über seinen Gestalten, so empfängt das *paradise lost* seinen ganzen Werth von dem erhabenen Charakter des Dichters, der hinter jeder Zeile hervorblickt. Und wenn die unvollkommenen Götter des Homer, die in Milton den gleichen profaischen Unwillen hervorriefen wie in Platon, unsere volle menschliche Theilnahme herausfordern, so sind die reinen religiösen Begriffe des Christenthums poetisch ganz werthlos. Denn was wir blöden Sterblichen so gern als den Fluch unsres Geschlechts beklagen, die Schwäche, die Beschränktheit unsrer Kräfte — das ist in Wahrheit der Kern alles Lebens. Statt geistlos nachzubeten, was Englands Essapisten uns vorgefagt, sollen wir ehrlichen deutschen Rezer uns ein Herz fassen und gerad' heraus bekennen: dem Satan Milton's, seinen Kämpfen und Sünden folgen wir mit dem lebendigsten Mitgeföhle, aber kalt und theilnahmslos blicken wir auf den poetischen Gott Vater und Gott Sohn, die nicht fehlen, nicht irren, Alles wissen und dennoch kämpfen, deren unsfassbares, zwischen Besonnenheit und Allgemeinheit hinschwankendes Wesen mit Gewalt die profaischen Bedenken der Logik, das monumentale „*omnis determinatio est negatio*“ in uns wachruft. Gesteßen wir es nur: das Verlorene Paradies ist ein Anachronismus. Der protestantische Glaube kann und darf keine Mythen bilden, und selbst Milton ist an diesem Versuche gescheitert.

Das ist es, was Milton scharf unterscheidet von einem nah verwandten Geiste, von Dante. Beide Männer von ungeheurer Willensstärke und sprödem Stolz, durch das untrügliche Bewußtsein eines großen Berufs über die gemeinen Nöthe des gemeinen Lebens emporgetragen, hatten Beide die beste Kraft der Mannesjahre an die politischen Kämpfe einer tiefbewegten Zeit gewendet. Und der glühende Vertheidiger der kaiserlichen Monarchie, der den Brutus erbarmungslos in die Hölle verweist, er steht dem radicalen Anwalt des Königsmordes, dem Feinde der Cäsaren in seinen politischen Schriften näher, als der oberflächliche Blick erkennen mag. Denn der Eine wie der Andere wirkte für die Befreiung des Staates vom Joche der Kirche, und ahnte, ohne doch zu den letzten Folgefängen zu gelangen, die große Wahrheit der Trennung geistlicher und weltlicher Dinge. Dann sahen Beide ihr eignes Lebensglück in den furchtbaren Schiffbruch ihrer patriotischen Hoffnungen hineingerissen und sammelten sich in ihren reißten Tagen, um in einem religiös-allegorischen Gedichte die Bilderfülle ihrer stürmischen Laufbahn in dem plastischen

Stile Virgil's darzustellen, ihre religiösen und politischen Ideale zu verkörpern und die große Summe ihres Lebens zu ziehen. Aber der Florentiner gab in seinen Selbstgeständnissen zugleich ein vollkommenes Abbild des innersten Wesens seines Zeitalters. Die tief sinnige Mystik der Göttlichen Komödie, ihr phantastischer Frauencultus, ihr halb antiker, halb kirchlicher Ibeengehalt entspricht den tiefsten Herzensgeheimnissen der zwiethheilten mittelalterlichen Bildung. Der protestantische Dichter dagegen, obwohl er nicht minder das gesammte geistige Vermögen seiner Epoche über sah, obwohl er gleich Dante in der „Hinausläuterung des Sinnlichen zum Himmlischen“ den Prozeß alles Lebens erkannte, und obwohl er mit kühlerem Gleichmuth als der leidenschaftliche Romane den schweren Wandel seines Geschicks zu tragen wußte — er hat dennoch nur ein Gedicht von wunderbarer subjectiver Wahrheit geschaffen. Die harmonische Bildung einer protestantischen Zeit konnte in einem allegorischen Werke nimmermehr ihren vollen Ausdruck finden. Das paradiso lost ist unsterblich, als das Werk eines reinen und reichen Menschen, der selbst „die letzte Schwachheit edlerer Naturen,“ den Durst nach Ruhm, lächelnd überwunden hatte und seine schöpferischen Gedanken nur noch in den höchsten und heiligsten Regionen schweifen ließ

above the smoke and stir of this dim spot  
which men call earth.

In diesem subjectiven Sinne ist selbst dies Werk didaktischer Kunst ein Werk harmonischer Schönheit. Denn wie oft wir auch bei den herrlichen Dialogen des Gedichts die Frage aufwerfen möchten, warum Milton nicht, seinem ersten Plane getreu, ein wirkliches Drama geschaffen, so lehren wir doch immer wieder zu der Einsicht zurück, daß ihm die Berechnung des Moments, der weltliche Sinn, die bewegliche Raschheit des Dramatikers gänzlich fehlte, daß er der tiefen Innerlichkeit seines Wesens nur in einem philosophischen Gedichte gerecht werden konnte. So wenig ein natürlich empfindender Mensch ein Gedicht zum Lebensbegleiter wählen wird, das uns fortwährend spannt und emporträgt über Raum und Zeit: so gewiß wird Leben das volle Gefühl menschlicher Kraft und Größe überkommen, der in einer trüben Stunde der Abspannung oder Verwirrung einen Gefang des paradiso lost aufschlägt, um den Heldenmuth eines ganzen Mannes zu schauen, der „in Worten mächtiger war, als seine Feinde in Waffen.“ Eben darum ist das Werk durchaus original, und die alberne Fabel, daß Milton die „Woche der Schöpfung“ des Du Bartas nachgeahmt, wird nur deshalb immer noch nachgesprochen, weil Niemand den Muth hat, die langweilig-schwülstigen Verse des Hugenotten zu lesen. Und auch ein großes historisches Verdienst soll Milton unvergessen bleiben.

Nachdem einmal der gerade Weg verlassen war, den Shakespeare der modernen Dichtung gezeigt, hat Milton zuerst wieder den Germanen einen Pfad gefunden, auf dem sie fortschreiten konnten, um die Fülle und Tiefe ihres Gemüthslebens in erhabenen Gestalten zu verkörpern. Von ihm haben unsere Bodmer und Klopstock den Muth geerbt, Schwung und Empfindung unserer ernüchternen Sprache wiederzubringen, und nur die Gottschee und Genossen bebten zurück vor dem, was sie Milton's Ueberschwänglichkeit nannten.

Haben wir so den nur bedingten — den mehr historischen und subjectiven als rein-ästhetischen — Werth des Verlorenen Paradieses begriffen, so dürfen wir um so freudiger die gewaltige Dichterkraft bewundern, welche einen widerstrebenden Stoff so sicher beherrscht. Milton hat in diesem Werke das Höchste und Edelste von Allem niedergelegt, was ihm je Kopf und Herz bewegte. In poetischer Form lehren hier wieder seine Ideen über das Verhältniß des Menschen zu Gott, über die Freiheit des Willens und die Nothwendigkeit eines selbsterrungenen persönlichen Glaubens. Die theologischen Fanatiker Englands sind in ihrem guten Rechte, wenn sie den Dichter wegen seiner arianischen Lehren verketzern. Es war ihm bitterer Ernst mit seinen poetischen Erfindungen: das Bilden einer christlichen Mythologie für ästhetische Zwecke wäre ihm als eine Blasphemie erschienen. Auch der zweite Ideencreis, der seine Mannsjahre beschäftigt, lebt hier wieder auf — seine Gedanken über das Verhältniß von Mann und Weib. An jenem unsterblichen Gesange, welcher erzählt, wie Eva — „der Himmel war in ihren Augen“ — dem Manne entgegentritt, an der ganzen Darstellung des ersten Menschenpaares mag man erkennen, wie warm und innig der strenge Poet von der Seligkeit der Ehe dachte. Nur leider werden auch die feurigsten Schilderungen gestört durch moralische Betrachtungen, grundsätzlich verkannt wird die Natur der Liebe als einer Leidenschaft, und der alternde Dichter — verbittert durch schwere Erfahrungen, befangen in alttestamentarischen Begriffen — vermag die Freiheit, die Gleichberechtigung des Weibes nicht mehr zu erkennen. Endlich, gleichwie später Klopstock in die religiöse Schwärmerei der Messiasse seine patriotische Begeisterung einmischte, hat Milton auch den Kern seines politischen Nachdenkens in dem Gebichte ausgesprochen. Ganze Stellen seiner prosaischen Schriften wiederholen sich in poetischer Umschreibung, die staatliche Freiheit wird verherrlicht als die Belohnung der Tugend der Völker, und das Glaubensbekenntniß des Republikaners ausgesprochen in dem berühmten Worte:

man over man God made not lord.

Aber nicht blos die Früchte seines eigenen Nachdenkens, auch das

Abstichste von fremder Geistesarbeit hat Milton hier versammelt. Aus jedem Gesange können uns Anklänge entgegen an die Werke älterer Dichter, ganze Capitel der Bibel werden umschrieben. Und dennoch ist Milton nie mit Recht eines Plagiats beschuldigt worden: die fremden Zierrathen sind von einer nicht minder energischen selbständigen Künstlerhand neugeschaffen wie die alten Helden in Shakspeare's Troilus und Cressida; sie fügen sich so harmonisch in die Dichtung ein wie die antiken Capitale der Säulen an alten romanischen Kirchen. Am Gewaltigsten aber wirkt der Poet, wenn er unter fremdem Namen seine eigenen Leiden und Empfindungen schildert, wenn er mit dramatischer Wahrheit den Noah vorführt — „der getreu erfunden ward unter den Ungetreuen, er allein getreu“ — oder den Adam neben der reulig vor ihm nieder sinkenden Gattin.

Wie das Werk um seiner subjectiven Erregtheit willen ganz einsam dasteht unter den epischen Gedichten und gerade in jenen Stellen am tiefsten ergreift, wo der Dichter die Schranken des Epos geradezu überspringt und in eigener Person redet: so ist auch die gebrungene Knappheit der Composition das gerade Gegentheil der behaglichen Breite epischer Darstellung. Schon oft wurde das musikalische Gefühl des Dichters bewundert, der durch seine Erziehung, seine Bibeltunde, seine Blindheit und seinen Glauben gleich sehr auf die „Christlichste der Künste“ geführt ward. Aber merkwürdiger noch, wie mit dieser musikalischen Innigkeit eine solche Prägnanz der Sprache, eine solche plastische Kraft der Schilderung sich paaren. Denn Milton wußte, wie Shakspeare, das reiche Erbtheil der altenglischen Mysterienspiele zu verwerthen: er ist Meister im anschaulichen Personificiren abstracter Begriffe. Mit so dämonischer Kraft reißt uns der Dichter in seine Welt hinein, daß wir den bloß symbolischen Gehalt derselben oft gänzlich vergessen: eine ästhetisch so unbedeutende That wie der Apfelbiß berührt uns mit dem ganzen Schauer eines ungeheuren Weltereignisses. Freilich kommt es Milton dabei zu Gute, daß die wenigsten Leser im Stande sind, solche von dem Glauben von Jahrtausenden getrogene Mythen mit bloß ästhetischem Blicke zu betrachten. Den ganzen Farbenreichtum seiner Einbildungskraft verschwendet der blinde Dichter, wo es gilt, die Herrlichkeit der Erde zu schildern — der Erde, deren Pracht auch den vom Himmel niedersteigenden Engel noch mit Bewunderung erfüllt. Die Schrecken der Hölle dagegen liebt er mit andern, mehr geistigen Mitteln darzustellen. Zwar verschmäht er nicht, seinen diabolischen Figuren jene halb menschliche, halb thierische Mißgestalt zu geben, welche schon die Alten als das Grauenhafteste erkannten. Aber den tiefsten Schauer ruft er hervor durch den sittlichen Ekel; nichts schrecklicher, als jene Reihe von Incesten, wodurch Tod und Sünde mit Satan ver-

sich zur letzten That heiliger Rache emporrafft, um die Heiden und Lasterer zu Jehovah's Ehren in den Staub zu schmettern — wahrlich, das war ein Held, zu dessen Preise dem blinden verfolgten Puritaner die Verse von selbst zuströmen mußten. Und wie gewaltig rauschen die Klagen dahin, von dem ersten Ausbruche des Schmerzes:

o dark, dark, dark, amid the blaze of noon,  
irrecoverably dark! total eclipse  
without all hope of day! —

bis zu dem finsternen, eines Hiob würdigen Chorgesange über die Falschheit der Weiber und der schweren Frage: was ist der Mensch, wenn die Heiden, so Gott feierlich erhoben, dem Schwert der Heiden wehrlos vorgeworfen sind? — Nicht als ein Drama, wohl aber als ein erhabener Hymnus in dialogischer Form ist der Samson das ästhetisch vollendetste von Milton's Gedichten. Schlägt unser Urtheil der Meinung der berühmtesten englischen Kritiker in's Gesicht, so steht uns dafür ein deutscher Geistesverwandter Milton's zur Seite: durch den Samson Agonistes ließ Händel sich anregen zu seinem unsterblichen Oratorium. —

Dies Wort des Hasses und der Klage war das letzte Gedicht des Sängers, der am 8. November 1674 verschied.

Wir verwerfen die Unart der modernen Kritik, welche nur allzu geneigt ist, die Frage nach dem Kunstwerthe eines Gedichtes zu vermengen mit der Frage nach dem sittlichen Werthe des Dichters. Wir wissen sehr wohl, daß eine geheimnißvolle Fügung gar oft den lauterer Wein der Dichtkunst in unreine Schläuche füllt. Wenn aber ein Dichter die Aufgabe, welche Milton dem Künstler zugewiesen, wirklich löst und „sein Leben selbst zu einem wahren Gedichte“ zu gestalten weiß, dann freilich scheint uns das Höchste gelungen, was dem Menschen zu erreichen beschieden ist. Als ein solcher Mann steht Milton vor uns. Sein Name wird leben, so lange die edlen Geister aller Nationen das große Evangelium der Freiheit verkünden werden, so lange das Wort eine Wahrheit bleibt:

no sea

swells like the bosom of a man set free.

## Das Priesterregiment im Kirchenstaat.

Il governo pontificio e lo stato romano. Documenti preceduti da una esposizione storica e raccolti per decreto del governo delle Romagne dal Cav. Achille Genarolli. Prato 1860.

Die italienische Bewegung schreitet noch immer unaufhaltsam fort; sie ist aber eben jetzt an einem Punkt angelangt, wo Tapferkeit und Kühnheit nicht mehr allein ausreichen um die Entscheidung herbeizuführen. Die mit richtigem Blick unternommene Diversien nach Süden, die Eroberung Siciliens durch eine Schaar Freiwilliger, die gelungene Fortpflanzung des Kampfes auf das neapolitanische Festland, der siegreiche Einzug des Generals Garibaldi in die Hauptstadt Neapel setzten uns billig in Erstaunen: aber nichts nimmt unser Interesse in höherem Grade in Anspruch, als das Verhältniß, in das die Bewegung zu Rom, der ewigen Stadt, tritt. Rom ist der Ausgangs- und Mittelpunkt der weltlichen Macht des Papstthums; es ist nach unsrer Ueberzeugung zugleich die allein auf die Dauer mögliche Hauptstadt des Königreichs Italien, dessen Aufrichtung der gegenwärtige Kampf gilt, und welches die weltliche Herrschaft der Kirche ausschließt. Soll der Papst aufhören ein weltlicher Fürst zu sein? oder soll er es auch in Zukunft bleiben? Auf die Entscheidung dieser Frage drängen die Vorgänge in Italien mit Nothwendigkeit hin; die Leiter der Bewegung selbst verkündigen laut, daß es sich um diese Alternative handelt, und bekennen sich unumwunden für die erstere Seite derselben. Die mächtigste Regierung Italiens huldigt dieser Ueberzeugung so sehr, daß sie es unternommen hat, die bestehende Ordnung der Dinge von Grund aus umzustürzen, um auch die Bevölkerung des Kirchenstaats an den Segnungen eines geordneten staatlichen Lebens Theil nehmen zu lassen. Waren nun die Zustände in den Ländern päpstlicher Herrschaft in der That so unverbesserlich, daß sie die außerordentlichen Schritte der sardinischen Regierung rechtfertigten? Wohl hatte die öffentliche Meinung der gebildeten Welt schon seit geraumer Zeit den Stab über die päpstliche Regierung gebrochen; dennoch aber mußte Sardinien fühlen, daß dies nicht genüge um seinem Verfahren den Schein des Rechtes zu verleihen. Es mußte sprechende Belege für die Richtigkeit seiner Auffassung beibringen; es mußte über den gewohnten Weg diplomatischer Erörterungen hinausgehen und die ganze gebildete Welt davon zu überzeugen wissen, daß sein Vorgehen eine Pflicht war, welche ihm die Rücksicht auf jene Länder selber unabweislich auferlegte.

Man ist in der That in dieser Richtung auf sardinischer Seite nicht müßig gewesen. Vor uns liegt in zwei starken Bänden eine reiche Menge von Documenten, welche im Auftrag der provisorischen Regierung der Romagna gesammelt und dem Drude übergeben sind, um Europa gründlich über die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles aufzuklären, „damit es sich nicht hintergehen lasse durch die Künste, in welchen die römische Curie Meister ist.“ „Die römische Curie,“ sagt der Herausgeber, „seit Jahrhunderten gewöhnt, der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, hat wiederholt behauptet, daß die Ereignisse in der Romagna das Werk weniger Aufwiegler und von einer fremden Regierung angezettelt seien; daß die unendliche Mehrzahl ihrer Unterthanen in der Verwaltung des Klerus die Musterregierung und das Ideal der Glückseligkeit erblicke. Darauf war eine kategorische Antwort nöthig. Wir haben die von den Legaten des heiligen Stuhles in der Romagna zurückgelassenen Denkmäler befragt, und sie haben uns geantwortet, nicht bloß daß die Bevölkerungen ganz einmüthig die Regierung des Papstes nicht wollen, sondern sie haben uns sogar die Enthüllung gemacht, daß die Karbinäle, die Prälaten und Gouverneure, alle Agenten und Angestellten des heiligen Stuhles demselben die harte aber nur allzu klare Wahrheit geoffenbart haben.“ Der Herausgeber bezeichnet damit hinlänglich den Charakter der Sammlung. Er will die Thatfachen selber sprechen, er will die höchsten kirchlichen Würdenträger selber die päpstliche Regierung verurtheilen lassen. Denselben Charakter wird unsre eigne Darstellung behaupten müssen. Das vorliegende Material setzt uns, trotz seines großen Umfangs, nicht in den Stand, eine umfassende allseitige Darstellung, ein nach allen Seiten befriedigendes Gesamtbild von der Regierungskunst der päpstlichen Curie zu geben. Es bezieht sich vorwiegend nur auf die Romagna; es weist eine Reihe von Mißbräuchen auf, zum Theil von der schändlichsten Art: — causes célèbres, welche im Kirchenstaat und mitunter wohl auch in ganz Italien Aufsehen erregt haben; aber alle diese Mittheilungen sind weder erschöpfend noch treten sie irgend in systematischer Ordnung auf. Genug daher, wenn es uns gelingt, durch Hervorhebung solcher Thatfachen, welche besonders bezeichnend für den Charakter der päpstlichen Regierung sind, die wesentlichsten Momente festzustellen, welche Gegenstand der Klagen des römischen Volks, und des Abscheu's von Europa sind. Welche Folgerungen sich daraus für die Zukunft der weltlichen Gewalt des Papstes und für die Politik ihrer Gegner ergeben, müssen wir uns begnügen mit wenigen Worten anzudeuten.

Die in Rede stehenden Documente sind zum größten Theil der Geschichte des Kirchenstaats seit dem Jahr 1848 entnommen. Sie gehen

aber über den Aufschwung von 1848 flüchtig hinweg; erst für die darauf folgende Restauration fließen sie desto reichlicher. Die Perioden der Restauration gehören immer zu den unerquicklichsten in der Geschichte; selten, vielleicht nie, sind sie frei von widerwärtigen Erscheinungen. Von einer Restauration im Kirchenstaat darf schon im Voraus angenommen werden, daß sie mehr als anderswo diesen Charakter trägt. Gregor XVI. bezeichnet es in seiner Bulle vom 15. August 1832 als Grundsatz der Curie: „daß nichts, was ordnungsmäßig eingerichtet sei, gemindert, nichts gedübert, nichts gemehrt werden dürfe, sondern unangetastet zu bewahren sei.“ „Fort,“ ruft er, „mit jener heillosen, nie genug zu verwünschenben und verabscheuungswerthen Freiheit der Presse, nach Belieben Schriften zu veröffentlichen! Welcher Vernünftige wird sagen, man solle öffentlich Gift verkaufen und herumtragen, ja sogar es trinken dürfen?“ Auch Pius IX. lehrte, nachdem er nur wenige Jahre lang freieren Regungen Raum verstattet hatte, zu dieser Regierungsweisheit zurück; — nach solchen Grundsätzen wurde die Restauration, welche seit 1849 über den Kirchenstaat erging, gehandhabt.

Es ist bekannt, daß auch der Kirchenstaat eine constitutionelle Verfassung mit zwei Kammern erhalten hatte, das Statut vom 14. März 1848. Allein schon die Allocution vom 29. April, worin der Papst die Bethelligung am Kriege gegen Oesterreich ablehnte, und sich somit von der nationalen Sache trennte, erregte die Unzufriedenheit des Volkes, welche so sehr überhand nahm, daß er sich im November zur Flucht aus Rom genöthigt sah. Dadurch war der Zwiespalt zwischen dem Papst und Volk besiegelt, und wenn auch Pius zu Anfang seines Aufenthalts in Gaeta zögerte seine Zugeständnisse zurückzunehmen, so glaubte er doch nach der Schlacht von Novara die Maske vollends fallen lassen zu dürfen. Fremde Armeen rückten im Kirchenstaat ein, beseitigten die Republik und richteten die päpstlichen Wappen wieder auf. Während die Franzosen dem Papste Rom eroberten, stellten in den nördlichen Landestheilen die Oesterreicher die päpstliche Herrschaft her. Pius selbst aber hielt sich ferne; erst am 4. April 1850 lehrte er nach Rom zurück; drei Vierteljahre lang mußten fremde Truppen den Boden für seine Rückkehr vorbereiten.

Die Geschichte des Kirchenstaats seit der zweiten Hälfte des Jahres 1849 zeigt uns das Schauspiel einer Restauration durch fremde Truppen in Abwesenheit des Souveräns. Liegt nicht allein schon darin die innere Unwahrheit der Zustände, die in einem solchen Boden wurzeln, ausgesprochen? Die Früchte, welche diese Restauration getragen hat, liegen uns vor; es ist eine eben so unerfreuliche wie lehrreiche Aufgabe, einen Blick auf ihre Thätigkeit zu werfen.

Die Hauptstadt der Romagna, nächst Rom die bedeutendste Stadt des Kirchenstaats, ist Bologna. Es hatte an der nationalen Bewegung Theil genommen und schwere Opfer dafür gebracht. Als die österreichischen, französischen, spanischen und neapolitanischen Heere im römischen Staat einrückten, um die Souveränität des Papstes herzustellen, erhoben 256 Gemeinden Protest gegen dieses Verfahren, und erklärten daß die Restauration des Papstes nur die Gewalt zur Grundlage habe. Unter diesen Gemeinden befand sich Bologna. Der Municipalrath der Stadt sprach in seiner Sitzung vom 1. Mai 1849, worin er gegen die französische Intervention protestirte, seine Ueberzeugung aus „daß eine clericale Restauration hier wie anderswo im Staat die Aufrechterhaltung einer bauernben Ordnung und der öffentlichen Ruhe verhindern würde.“ Die Bevölkerung aber griff gegen die anrückenden Oesterreicher zu den Waffen, mußte jedoch der Uebermacht weichen. Der päpstliche Commissar, Bedini, der sich im Gefolge der Oesterreicher befand, führte mit dem Gemeinderath die Unterhandlungen wegen Uebergabe der Stadt. „Noch freue ich mich,“ schreibt Bedini an Antonelli, „dieser Versammlung, und ich kann nicht unterlassen ihr das gebührende Lob zu spenden wegen der Sorgfalt und des Eifers, welchen sie auf Herstellung der Ordnung verwendet. In den verschiedenen Conferenzen vor und nach der Capitulation, im Hauptquartier und in der Stadt, konnte ich leicht die Gesinnung aller der achtbaren Unterthanen erkennen, welche die Communalbehörde bilden.“ Das war das Zeugniß, welches der päpstliche Commissar dem „revolutionären“ Gemeinderath ausstellte, das die Männer, welche eine Wiederherstellung der alten Zustände für unmöglich hielten. Dieser selbe Gemeinderath inzwischen, dessen Mitglieder der päpstliche Commissar für die achtbarsten Unterthanen erklärt hatte, wurde aufgelöst; ehe er aber auseinandertrat, gab er in seiner letzten Sitzung vom 27. Juli folgende Erklärung ab: „Der Communalrath fühlt das Bedürfniß, den Ausdruck der Wünsche und Hoffnungen des Landes zu wiederholen. Er ist überzeugt, daß die Restauration des Fürsten verbunden sein wird mit der Wiederherstellung der repräsentativen Institutionen, welche das Land nicht ohne Befürchtungen entbehren würde. Ueberzeugt, daß in der Befestigung der constitutionellen Freiheit die beste Garantie der Ordnung und des Fortschritts liegt, bittet der Communalrath mit loyalem Vertrauen um die Erhaltung des Statuts, als um ein sicheres Pfand der Versöhnung und Eintracht. Zum Schluß vertraut der Communalrath der ihm nachfolgenden Gemeindebehörde die Veröffentlichung dieser Wünsche an.“

Mit dieser würdigen Erklärung legte der Communalrath seine Functionen nieder. Das österreichische Generalkommando aber erblickte darin eine

strafbare Aufreizung zur Rebellion und erwirkte vom päpstlichen Commissar die Vollmacht, eine Untersuchung einzuleiten. Auf Befehl des österreichischen Generals wurden der Senator Zanolini und der Graf Ranuzzi durch den Director der päpstlichen Polizei verhaftet und das Document, welches den Beschluß vom 27. Juli enthielt, weggenommen. Darauf wurden ohne jedes Verfahren Rechtens der Senator Zanolini als Vorsitzender des Communalraths, und der Graf Ranuzzi als Antragsteller zu je acht Tagen Hausarrest, und überdem alle in jener Sitzung anwesenden Mitglieder des Communalraths solidarisch zu einer Strafe von 2000 Scubi, binnen zwei Tagen zu zahlen, verurtheilt. Der Stadt Bologna endlich wurde das Privilegium, das sie seit langer Zeit besessen hatte, von der Anwesenheit eines Regierungsbevollmächtigten bei den Gemeinderathssitzungen dispensirt zu sein, genommen. Welches aber waren die Gründe, die der General für dieses Verfahren angab? Er erklärte die Sitzung vom 27. Juli für ungültig, weil die Versammlung nicht vollzählig gewesen, die Berathung und den Beschluß betreffend das Statut für gesetzwidrig, weil der Antrag in dem Berufungsschreiben nicht erwähnt gewesen sei, und weil der Gemeinderath nur mit Verwaltungsgegenständen der von ihm vertretenen Gemeinde, und nicht mit administrativen Reformen und der Verfassung des Staats sich abzugeben habe. So urtheilte der österreichische General über päpstliche Unterthanen; hören wir, wie Bedini, der Vertreter des Papstes in den Legationen, sich zu diesen Maßregeln verhielt. Er schreibt an Antonelli: „Obgleich ich nur um einfache Aufklärungen über die Grundgesetze des Gemeinbewesens angegangen wurde, erlaubte ich mir doch, da ich die überflüssige Härte wahrnahm, mich für Milderung zu verwenden; während aber in Folge dessen die Strafe für Zanolini und Ranuzzi auf acht Tage Gefängniß beschränkt wurde, konnte ich mich der weiteren Entscheidung nicht widersetzen, welche über sämmtliche in der Sitzung Anwesende solidarisch eine Strafe von 2000 Scubi verhängte, die so viele unglückliche Familien trifft, welche in dem Krieg um Bologna gelitten haben. Ich wiederhole, daß ich nicht unmittelbar an der Sache theilhaftig war, da das Militärkommando der Polizeidirection unmittelbar seine Befehle erteilte.“ Offener konnte der päpstliche Commissar seine Unmacht nicht wohl eingestehen; die Verurtheilten aber hatten die thätigen Sympathien der Gutgesinnten für sich. Am 18. August lief der zweitägige Zahlungstermin ab; schon am 16. übergab der Marschese Ludwig Pizzardi der Behörde in Bologna im Namen des aufgelösten Gemeinderaths die Summe von 2000 Scubi.

Die Vorgänge in Bologna zeigen die tiefe Abneigung der Bevölkerung gegen die Wiederkehr der alten Zustände, die völlige Machtlosigkeit der

Priesterregierung, die willkürliche Gewaltthätigkeit der österreichischen Occupationarmee, worauf jene noch allein sich stützte. Man sollte denken, die Curie habe das Ihrige gethan, um sich der österreichischen Bevormundung zu entledigen und die Zügel der Regierung in den Legationen wieder selber in die Hand zu nehmen. Aber statt das Volk durch Milde und zeitgemäße Reformen zu gewinnen und auf diese Weise die bewaffnete Hülfeleistung der Oesterreicher überflüssig zu machen, befolgte man den Grundsatz, mit der größten Strenge Alles zu unterdrücken, was auf revolutionären Ursprung zurückgeführt werden konnte. Dazu jedoch reichten die Mittel der Curie nicht aus; auch gab es zum Unglück für den Papst keinen italienischen Bundestag, welcher die Aufgabe übernehmen, und auf den das Gehässige an der Sache abgeladen werden konnte. So mußten sich denn die Oesterreicher, die „Deutschen,“ dem Geschäft unterziehen, zeigten sich aber freilich weniger uneigennützig, als es Bundesexecutionstruppen ohne Zweifel gethan haben würden.

Der Papst, anstatt durch Belbehaltung des Statuts seine Völker zu versöhnen, hob es auf; was er dagegen bot: einen Staatsrath zur Vorbereitung der Gesetzentwürfe, und zur Prüfung der wichtigsten Fragen aus allen Zweigen der Staatsverwaltung, wenn der Papst und seine Minister die Prüfung wünschen; eine Finanzconsulta zur Prüfung des Haushalts-etats, beide nur mit beratender Stimme, beide vom Papst ernannt; Provinzialräthe zur Berathung über die Provinzialinteressen, auch sie vom Papst ernannt; endlich Municipalvertretungen, nach einem bestimmten Censur gewählt: — alle diese Institutionen waren kein Ersatz für das Statut. Und wenn nun der Papst einmal entschlossen war, keinerlei Art von Repräsentativ-Verfassung zu dulden: gab es denn gar kein anderes Mittel, versöhnend auf die Gemüther zu wirken? Gewiß, für den heiligen Vater konnte es keine würdigere Vorbereitung seiner Rückkehr nach Rom geben, als eine Amnestie. Die Verordnung, worin die Einsetzung eines Staatsraths und einer Finanzconsulta, und die Einrichtung von Provinzialräthen und Gemeindevertretungen verfügt wird, schließt mit dem Versprechen Sr. Heiligkeit, allen den Verführten vergeben zu wollen, welche zum Treubruch und zur Empörung sich von Andern haben hinreißen lassen. Im Auftrag des Papstes stellte die sogenannte „Regierungscommission“ die Bedingungen der Amnestie genauer fest; folgende Klassen sollten davon ausgeschlossen bleiben: die Mitglieder der provisorischen Regierung, die Mitglieder der constituirenden Versammlung soweit sie an den Sitzungen Theil nahmen, die Mitglieder des Triumvirats und der Regierung der Republik, die Befehlshaber der militärischen Corps, alle schon früher Amnestirten, welche an den letzten Unruhen im Kirchenstaat sich theilgenommen hatten, endlich alle

gemeine Verbrecher. Ueberdem wird beigeſügt, die Amneſtie habe nicht den Sinn, daß diejenigen, welche bei den vergangenen Ereigniſſen ſich ihrer Aemter unwürdig bewieſen haben, in denſelben beſaſſen werden ſollen, es mögen Staats-, Provinzial- oder Municipalämter ſein. Konnte der Papſt auch nur einen Augenblick wäñnen, durch eine ſolche Amneſtie die gerechten Erwartungen des Volkes zu befriedigen? Gerade die, welche der Amneſtirung bedurften, waren zum großen Theile von ihr ausgeſchloſſen; die Schlußbemerkung aber enthielt eine Drohung gegen alle Angeſtellten, und einen Vorbehalt, welcher der Willkür der Regierung Thür und Thor öffnete. Sagen wir es gerade heraus: dieſe angebliche Amneſtie wurde das Programm einer zehnjährigen Verfolgung ohne Gleichen in der Geſchichte.

Es iſt ſchwer, die rechten Worte zu finden, um die blinde Verbiſſenheit zu bezeichnen, mit welcher die Curie an ihren Begriffen von Reſtauration feſthielt, gleichviel ob ſie durchführbar waren oder nicht, gleichviel ob ſie die Unmöglichkeit ihrer Staatskunſt im grellſten Lichte zeigten. Die Regierungskommiſſion in Rom beſchloß die Einſetzung von „Cenſurräthen“ (consiglio di censura) zur Ueberwachung aller Angeſtellten in den Provinzen; die Delegaten ſollten die Mitglieder ernennen, rechtſchaffene Leute, die frei wären von dem Verdacht der Hinneigung zu den politiſchen Ereigniſſen der Vergangenheit und die das öffentliche Vertrauen genießen; die republikaniſche Regierung aber dürften ſie nicht anerkannt haben. Jeder Unbefangene wird einſehen, daß dieſe letzte Vorbedingung das Zuſtandekommen der Behörde in hohem Grade erſchweren, vielleicht ſogar ganz in Frage ſtellen mußte; und dieſes hinwiederum mußte die Wirkung haben, die Autorität der Curie in bedenklichſter Weiſe blozzuſtellen. Die Legaten, welchen die Aufgabe übertragen war die Cenſurräthe zu ernennen, geriethen in die peinlichſte Verlegenheit; — aber alle ihre Vorſtellungen an die Regierungskommiſſion blieben erfolglos. In Ravenna und Forlì gelang es mit genauer Noth ein Mitglied aufzutreiben; der Delegat von Ferrara berichtete dem Commiſſar in Bologna, daß es ihm ſchlechterdings unmöglich geweſen, unter den Vielen, welche als tauglich und als Gegner der vorigen Regierung erſcheinen, auch nur einen einzigen zu finden, der nicht entweder ſeine Stimme für die conſtituirende Verſammlung abgegeben oder als Beamter und Angeſtellter die Republik anerkannt hätte. Ähnliche Vorſtellungen liefen von andern Legaten ein, worauf die Regierungskommiſſion Antworten ertheilte wie dieſe: „Betreffend die entſcheidene Unmöglichkeit, in einer ſo volkreichen und gebildeten Stadt wie die Ihrige die paſſenden Mitglieder für den Cenſurrath zu finden, ſo folgt daraus nur, daß die Verberbniß dort ihren Hauptſiß aufgeſchlagen hat,

was die Regierung nicht glauben kann noch darf.“ Trotz dieſes hochſchwebenden nichtsſagenden Befcheides aber iſt es klar: wollte die Regierungskommiſſion auf die Bildung der Cenſurräthe nicht verzichten, ſo mußte ſie ihre Anforderungen beſchränken; — und ſo geſchah es auch. Das Perſonal vollzählig zu machen gelang dennoch nicht überall. Denn der Widerwille gegen dieſe Behörde war groß, und die Römer beſaßen den bürgerlichen Muth, jede Betheiligung daran offen abzulehnen. Als es ſich in Ravenna darum handelte, für ein krankes Mitglied einen Erſatzmann zu finden, ſchlugen alle Verſuche fehl. Jeder, bei welchem der Delegat anfragte, erklärte lieber ſofort Ravenna verlaſſen als ein ſolches Amt übernehmen zu wollen.

Schon aus dem biſher Geſagten erhellt, daß die Curie, wenn ſie hören und ſehen wollte, über die Stimmung des Volkes ſich nicht täuſchen konnte. Daß der Weg, den ſie einſchlug um Ordnung und Ruhe herzuſtellen, ein verkehrter war, liegt gleichfalls auf der Hand. Oder durfte und konnte ſie wirklich glauben, daß alles Mißbehagen und alle Unzufriedenheit in der Revolution, in dem Jahre 1848 wurzte? daß alle Klagen verſtummen würden, ſobald es ihr gelungen wäre die Zuſtände vor 1848 zurückzuführen? daß vor 1848 Glück und Zufriedenheit Alle beſeelte, die unter ihrem Krummſtab wohnten? Die Curie mußte wiſſen, daß es unmöglich und darum eine Thorheit war, das Geſchehene ungeſchehen, das Handgreifliche durch bloßes Ignoriren verſchwinden machen zu wollen. Und wäre es möglich geweſen, ſo mußte ſie wiſſen, daß die Unzufriedenheit vor der Revolution ſo groß war wie nach derſelben, daß ſomit die Rückkehr der alten Zuſtände den Frieden zwischen Fürſt und Volk nicht herſtellen konnte. Fürwahr, Niemand wußte beſſer als die Curie ſelber, welches ſeit lange die wahre Stimmung im Lande war. Im Auguſt 1846 ſtattete der Cardinallegat von Ravenna folgenden Bericht ab: „Die Sache des Altars und Throns befindet ſich in einem wahrhaft kläglichen Zuſtande. Eine Fremdherrſchaft wie die der Franzoſen, deren Grundlage der Indifferentismus, und deren letztes Ziel die Beſettigung der päpſtlichen Regierung und die Aufhebung der Eigenthumsrechte des Klerus iſt, und die ſeit gegen zwanzig Jahren auf dieſer Provinz laſtet, hat die Gemüther zu Parteiungen, zum Atheismus und zum Haß der Prieſterſchaft geneigt gemacht; unſelige Keime, welche ſeit dreißig Jahren in der Stille wuchſen, bis ſie heutzutage ſchamlos jede Grenze überſchreiten haben. Die verzweigten und endloſen Verbindungen vom Patricier bis zum Geſellen in einer obſcuren Werkſtätte, welche der Regierung zum Trotz die Interereſſen und die Börſe mit einander theilen; die durch Parteihaß hervorgerufenen täglichen Mordanfälle auf die wenigen zuverläſſi-

gen öffentlichen Beamten; der immer zunehmende Geist der Transaction zu Gunsten der Neuerer von Seiten vieler Staats- und Municipalbeamten, und nicht weniger Angehörigen des Priesterstandes: das Alles kommt zusammen, um die allgemeine politische und moralische Verderbniß zu beweisen. — Was aber die Mittel der Abhilfe betrifft, so reduciren diese sich darauf, die gegenwärtige Generation im Zügel zu halten und eine bessere für die Zukunft vorzubereiten. In Beziehung auf die erstere, welche man verloren geben kann, und mit der man immer im Kampfe leben wird, muß man auf gute bürgerliche Einrichtungen Bedacht nehmen und eine wachsame und intelligente Polizei in's Leben rufen. Man muß eine rasche und strenge Rechtspflege durchführen und sich beständig der Treue der Armee zu versichern suchen, indem man den Eifer und Muth der Einzelnen durch passende Belohnungen und ein regelmäßiges Avancement belebt. In Beziehung auf die zweite muß man sich wieder auf den Boden der sittlichen Erziehung stellen. Für jetzt genüge es zu sagen, daß, abgesehen von den Greisen, den Frauen und den jungen Männern in der Stadt, und von einem sehr kleinen Theile der Ackerbau treibenden Klasse auf dem Lande, welcher noch nicht verborben ist, der ganze Rest der Bevölkerung von achtzehn Jahren und drüber, außer ganz wenigen furchtsamen Legitimisten, der Regierung grundsätzlich feind ist.“

Der Cardinallegat spricht also mit bürren Worten aus, die Regierung werde mit dem größten Theil des Volkes beständig im Kampfe leben; Fürst und Volk sollen ein Menschenalter lang auf dem Kriegsfuß gegen einander stehen. Und welches war denn die Armee, mit welcher die Curie das Volk niederhalten wollte? Nicht zwei Monate später, nachdem dieses Programm entworfen war, zeigte es sich, daß auf die päpstlichen Truppen selber kein Verlaß war. In Rimini, sogar in Rom machten einzelne Abtheilungen gemeinschaftliche Sache mit den Feinden der bestehenden Ordnung. Offiziere versprachen, durch einen Handstreich das Fort S. Angelo den Unzufriedenen in die Hände zu spielen. Man mußte sich entschließen, bei Nacht Polizeibeamte in den Kasernen unterzubringen, um eine geheime Polizei über das Militär zu führen, das gerade im Verein mit der Polizei die Stütze der öffentlichen Ordnung und Ruhe sein sollte. Man mußte seine Zuflucht nehmen zu der Drohung, daß die Rebellen unmittelbar die Strafe der Regierung ereilen werde, und daß überall gewichtige österreichische Heeresmassen sich in Bewegung setzen würden, um die päpstliche Regierung vor Insurrection zu schützen, sowie auch die französischen Truppen bereit seien zur Aufrechthaltung des Princips der bewaffneten Intervention im Kirchenstaat, sobald die Umstände es nöthig machten.

Man sieht, die Curie befand sich in der Lage, den Gehorsam ihres eigenen Militärs, der Stütze von Thron und Altar, dadurch erzwingen zu wollen, daß sie ihm die Möglichkeit der Intervention fremder Armeen vor Augen hielt. In Einer Beziehung kann dies nicht befremden. Wir lesen in einem officiellen Document aus Ferrara: „Auf die Würde des Staats Rücksicht zu nehmen ist ein sentimentalere Gesichtspunkt. Die Politik wird vom Princip der Nothwendigkeit geleitet, und bei den Unruhen, welche das Wohlbefinden eines Staats in Frage stellen können, hat man bloß nach der Art und Weise zu fragen, dem Uebel möglichst schnell ein Ende zu machen. Die wenigen Freunde der Regierung haben keine Stimme in diesen Provinzen, da es eben wenige sind und die große Menge feindselig gestimmt ist.“ Desto mehr verbient dagegen die Thatsache Beachtung, daß nach dem Zeugniß ihrer eigenen Würdenträger die Curie schon vor 1848 leblich durch fremde Gewalt ihre Herrschaft fristete; woraus sich die weitere Folgerung ergibt, daß auch eine Restauration im Sinne der alten Regierungsprincipien ohne bewaffnete Intervention von Außen unmöglich war. Die Curie befolgte mit Wissen und Willen eine Politik, welche nur mit fremder Unterstützung durchgeführt werden konnte; — ein Umstand den wir besonders betonen, weil hierin die Wurzel des Uebels, das oberste Verbrechen der Priesterregierung gegen das Volk zu erkennen ist, die Quelle der Mißhandlungen, welche das Volk am tiefsten empörten und am meisten zu dem Ausgang beigetragen haben, den wir gegenwärtig erleben. Einer Herrschaft, welche zu ihrem Fortbestand fremder Waffen bedarf, ist eben dadurch das Urtheil gesprochen. Wo blieben denn die gewöhnlichen Stützen der schwankenden Throne, die auch der Kardinallegat von Ravenna empfiehlt, das stehende Heer, die wachsame und intelligente Polizei? Wir haben gesehen, daß der Geist im Heer mehrfach die Ueberwachung durch eine geheime Polizei nothwendig machte; es fehlt nicht an Beispielen, daß man sich, umgekehrt, gegen die Polizei der Hilfe des Militärs bedienen mußte. Der Delegat von Ravenna wollte einige Unzufriedene verhaften lassen, konnte aber ihre Wohnung nicht ausfindig machen; „dazu kommt,“ sagt er, „daß die Polizeiaagenten, welche die Wohnung wissen können, da sie mit jenen Individuen früher selbst in Verbindung standen, und noch heute in vollkommenem Einverständnis leben, keine zuverlässige Mitwirkung erwarten lassen; ich habe daher dem Capitän der Karabiniere den Befehl ertheilt diese Polizeiaagenten verhaften zu lassen, und zur Verfügung des commandirenden österreichischen Generals zu stellen.“ Es trat der Fall ein, daß die Cardinäle nicht im Stande waren, das nöthige Personal für die „hohe Polizei“ zusammenzubringen. Der Commissar in den Legationen, Vebini, schreibt: „Nach-

dem Faßza der Mittelpunkt eines Revolutionscomités geworden ist, stößen die Polizeibeamten daselbst nicht mehr das nöthige Vertrauen ein. So lange es sich um Uebelthäter und Mörder handelte, gaben sie genügende Beweise von Energie und Erfahrung, wenn aber das Verbrechen in eine höhere Sphäre hinaufreicht, sind sie nicht geeignet die Urheber zu entdecken.“

Wir dürfen nun fragen: war eine Regierung, wie die päpstliche, im Stande, Ordnung und Ruhe herzustellen? Wenn die Curie vor 1848 nicht stark genug dazu war, so war sie es nachher, nachdem die Stürme der Revolution den ganzen Kirchenstaat durchtobt hatten, noch weniger. Es ist bekannt, bis zu welchem bedenklichen Grade die öffentliche Unsicherheit überhand nahm, wie das Land überall von Banditen und Räubern beunruhigt, das Leben der Reisenden gefährdet, ja die Bewohner von Dörfern und einzelnen Gehöften selbst in ihrer Wohnung vor Raub und Mord nicht sicher waren. Nicht einmal persönlichen Schatz hatte das Volk von seiner Regierung zu erwarten; wer sollte ihn gewähren? Wozu befand sich die österreichische Occupationsarmee im Lande? Wir heben mit Genugthuung hervor, daß die Oesterreicher das Uebel nicht bloß erkannten, sondern auch Schritte thaten ihm zu steuern; wenn trotzdem Erfolge nicht erzielt wurden, so lag die Schuld an der Indolenz der Curie. Freilich drangen manche Delegaten lebhaft und ernstlich auf Abhülfe, aber die Regierung in Rom blieb taub gegen ihre Vorstellungen. Nicht besser erging es den Vorschlägen, welche die österreichischen Befehlshaber machten. Die Bevölkerung war durchweg auf Selbsthülfe angewiesen, aber sie hatte keine Waffen; mit Rücksicht auf den Belagerungszustand waren dieselben confiscirt. Wir begegnen einer Denkschrift, worin Ficaldi, der Delegat von Ferrara, den Beweis zu führen sucht, daß die Bewohner seiner Provinz, welche besonders dünn bevölkert sei, mehr als andere von den Anfällen der Banditen und Räuberbanden zu leiden haben. Er ersuchte deshalb das österreichische Generalcommando, zu gestatten, daß jede unbescholtene Familie, die auf einem einsamen Hof wohne, eine Feuerwaffe zum Behuf der Selbstverteidigung behalten dürfe, und erhielt die Erlaubniß vierhundert Flinten zu diesem Zwecke zu vertheilen. Es leuchtet aber ein, daß dadurch das Uebel nicht abgestellt wurde; was konnte einer einsam wohnenden Familie Eine Flinte gegen den Ueberfall einer Räuberbande helfen? Oder war etwa die Aufhebung des Befehls der allgemeinen Entwaffnung das geeignete Mittel dem Unheil zu wehren? Allerdings macht es einen kläglichen Eindruck, wenn wir lesen, wie unter Bestätigung des Erzbischofs von Imola sechszehn Geistliche seiner Diocese erklären, ihre Gemeinden verlassen zu müssen, wenn sie nicht sofort gegen die täglich sie

bedrohende Lebensgefahr sicher gestellt würden. Allein war nicht auch der österreichische General in seinem Recht, wenn er dem Cardinal von Imola widersprach, welcher die täglich sich erneuernden Verbrechen der so heilsamen Maaßregel der allgemeinen Entwaffnung zuschreibe, ohne an die so schwere Verantwortlichkeit zu denken, welche auf seinem Klerus laste wegen der verwaehrlosten moralischen und religiösen Erziehung einer Generation, welche so viele Keime der Verdorbenheit und Verbrechen enthalte?

Kein Zweifel, der österreichische General berührte die Wurzel des Uebels; nur war damit in der Sache nicht das Mindeste geholfen. Und doch war er es, an welchen die Klagen von Hoch und Nieber gerichtet wurden; Bischöfe und Delegaten wandten sich an ihn, und nicht nach Rom, um Sicherheit und Schutz für ihre Untergebenen. Es gereicht dem General, Feldmarschall-Lieutenant Thurn, zum Lobe, daß er nicht als blindes Werkzeug der Curie figuriren, nicht bloß der gefügige Vollstrecker der Wünsche und Forderungen der Delegaten sein wollte, sondern selbstständig einen umfassenden Plan über die Mittel zur Herstellung der Ruhe und Sicherheit entwarf und der Curie vorlegte. Thurn sprach unumwunden seine Ueberzeugung aus, daß der Hauptsitz des Uebels in der Unthätigkeit und Depravation der öffentlichen Gewalten zu suchen sei, und in dem System, nach dem sie ihre Thätigkeit einrichten müssen. Demnach hält er einen Systemwechsel für das einzige gründliche Mittel zur Abhilfe, und verurtheilt das seither befolgte Regierungssystem. Da jedoch die Gefahr bringend sei, hält er es für Pflicht, einige Maaßregeln zu bezeichnen, welche sofort in Vollzug gesetzt werden können. Vor Allem, glaubt er, komme es darauf an, die große Zahl der Müßiggänger unschädlich zu machen, welche das Land unsicher machten und von fremdem Eigenthum lebten. Dies könne geschehen, indem man große Beschäftigungsanstalten errichte und diesen Leuten darin Arbeit anweise. Es sollen sich Comités bilden, um die Müßiggänger in diesen Anstalten unterzubringen und so dem Laster zu entziehen, und die wohlhabenden Privatleute einladen, aus ihren Mitteln diese wohlthätige Einrichtung zu unterstützen. Er verlangt ferner die Organisirung einer bewaffneten Macht, durch die es möglich wäre die Verbrecher den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Ebenso die Reorganisirung der Polizei; erst wenn dies geschehen, würden auch die Mißbräuche im Gefängnißwesen aufhören und man rechtschaffene Leute zu Gefängnißwärttern und Aufsehern bekommen. Thurn geht aber noch weiter; er hält das Uebel für so groß, daß es nur unter Mitwirkung der Bevölkerung beseitigt werden könne. Auch da sucht er Rath zu schaffen. Die Communen sollen über die Sicherheit ihrer Bezirke wachen. Sie sollen die Aufsicht führen über ihre eigenen Ortsangehöri-

gen, sowie über die Landstreicher, welche in ihren Bezirk kommen. Wenn sie ihre Pflichten vernachlässigen, sollen sie in Strafe verfallen, und man soll ihr Interesse dabei in's Spiel bringen durch die Verpflichtung, Genugthuung zu leisten für die Vergehen, die in ihrem Bezirk begangen werden, oder aber durch Selbststrafen. Man müsse auf eine Einrichtung denken, welche der Bevölkerung die Möglichkeit gewähre ihre Pflicht zu erfüllen, und die Unmöglichkeit sie zu überschreiten. Eine solche Institution würde die Bewaffnung eines Theiles der Bevölkerung voraussetzen, welche denn auch nach einem bestimmten System zur Erreichung des genannten Zweckes ins Leben zu rufen sei.

Wir sind absichtlich auf diesen Entwurf Thurn's näher eingegangen, weil er bisher fast unbekannt, und wir setzen hinzu erfreuliche Aufschlüsse über die Thätigkeit der Oesterreicher in Italien giebt. Man muß wissen, in welchem Geiste die Oesterreicher von vorn herein zu Werke zu gehen beabsichtigten, um ihre spätere Wirksamkeit richtig beurtheilen zu können; man muß wissen, daß der Curie von der ihr am nächsten bestrebenden Macht Rathschläge behufs eines Wechsels ihres politischen Systems an's Herz gelegt und die nöthigen Mittel an die Hand gegeben wurden, um die blinde Halsstarrigkeit nach Gebühr verurtheilen zu können, womit diese jedes Anstehen zurückwies und zunächst ihr Volk, schließlich aber sich selbst dem Verderben preisgab. Der Contrast zwischen dem Geiste, in dem Thurn's Denkschrift verfaßt ist, und dem nachherigen Verfahren der Oesterreicher ist groß; — es gelang dem römischen Stuhl, Oesterreich seinem Interesse dienstbar zu machen.

Die Vorschläge Thurn's wurden, obgleich er die Angelegenheit als überaus dringend bezeichnet hatte, von der Curie zwei volle Monate unbeantwortet gelassen; endlich ward ihm auf seine wiederholte Mahnung der Bescheid, daß es nicht zeitgemäß wäre, die von ihm bezeichneten Maßregeln zu treffen. Dabei hatte es sein Bewenden. Es kam der Regierung in Rom nicht in den Sinn, auf ein anderes Auskunftsmittel bedacht zu sein. Gerade um diese Zeit wurde die öffentliche Schutzmansschaft vermindert, wie es hieß um Geld zu ersparen; die Delegaten gerietßen in Verzweiflung; wie sollten sie für die stets bedrohte Ruhe und Sicherheit sorgen? Wollten sie ihrer Aufgabe genügen, so sahen sie sich schlechterdings auf die Mitwirkung der österreichischen Truppen angewiesen; dann aber lag es in der Natur der Sache, daß die Oesterreicher, welche die Macht in Händen hatten, den machtlosen Beamten gegenüber mehr und mehr als die Herren austraten und sie zu ihren eigenen Zwecken mißbrauchten. Die Curie selber zwang ihren Beamten die entwürdigende Rolle auf, die willenlosen Werkzeuge der Oesterreicher

zu ſein. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß auch biſher zuverläſſige Beamte in ihrer Treue wankten, daß Delegationen ſich außer Stand erklärten den ihnen ertheilten Befehlen nachzukommen: einmal wegen des Mangels an einer öſterreichiſchen Garniſon, ſobann weil die Beamten, denen nothwendig die Vollziehung übertragen werden mußte, überall kein Vertrauen einflößten.

Unter ſolchen Umſtänden waren die Deſtreicher für die Curie unentbehrlich; zogen ſie ab, ſo drohte die ganze Staatsmaſchine ſtill zu ſtehen. Die Wirkſamkeit, welche ſie in dem unglücklichen, von der eigenen Regierung preisgegebenen Lande entfalteten, iſt viel geſcholten, und mit Recht; indem ſie darauf verzichteten, gegenüber der Curie eine feſte Stellung einzunehmen, kamen ſie in die Lage, eine Herrſchaft ſtützen zu ſollen, welche unrettbar verloren war. Um den Preis die Souveränität des Papſtes aufrecht zu erhalten, erlaubte ihnen die Curie im Uebrigen nach Belieben zu ſchalten und zu walten.

Wie konnte nun aber Ordnung in einem Staate herrſchen, wo eine fremde Occupationſarmee mit Willen der einheimiſchen Regierung das große Wort führte? Die Deſtreicher konnten das römische Volk nicht lieben, das ihnen gerechten Haß entgegenbrachte; ſie mußten die regierenden Gewalten verachten, welche für ſich unmächtig waren und ſchmählich die Würde ihres Staats aufopferten. Wir haben geſehen, daß man in Rom das Programm von Thurn ablehnte, ohne anderweitig Abhülfe zu ſchaffen. Doch wurde ein Gegenvorſchlag gemacht. Der öſterreichiſche General hatte der Curie vorgeschlagen, den unbeſchäftigten Leuten Arbeit in öffentlichen Beſchäftigungsanſtalten anzuweiſen; der päpſtliche Miniſter des Innern und der Polizei erſuchte gleichzeitig den General Radetzky, dieſe Leute in die öſterreichiſche Armee einzureihen. Ein Vorſchlag, der die verdiente Zurückweiſung erfuhr; zugleich aber ein Beweis, von welchen Gefinnungen der heilige Vater gegen ſeine Unterthanen befehlt war. Unmöglich, daß das erſchütterte Vertrauen der Guten unter ſolchen Verhältniſſen hergeſtellt, unmöglich daß das Land auf dieſe Weiſe von Banditen und Wegelagerern geäubert werden konnte. Die unterſten Schichten der Bevölkerung, die brotloſe Menge, ohne Beſchäftigung, ohne Mittel ihr Daſein anders zu friſten, ſah ſich maſſenweiſe dem Diebs- und Räuberhandwerk in die Arme getrieben; die höher dachten und das Wohl und Wehe des Ganzen ſich zu Herzen nahmen, ſchloſſen ſich in geheimen Verbindungen zuſammen. Es waren nicht die Schlechten im Volk, die ſich daran betheiligten; aber wie es in ſolchen Sachen geht, ſchloſſen unlautere Elemente ſich an und gewannen mit der Zeit das Uebergewicht. Wer nicht daran Theil nahm, nährte wenigſtens im Stillen den

Daß gegen das beſtehende System und gegen die Deſterreicher, die es ſtützten.

Es iſt nicht unſere Aufgabe, den Spuren der Verſchwörungen, der Revolutionscomités u. dgl. nachzugehen, die da und dort aufſtauchen, ſo intereſſant dies wäre. Die Propaganda, welche Sardinien durch ſeine Emiſſäre im Kirchenſtaat auch damals für ſich machte, die Anwerbungen junger Römer, welche es auch damals in der Stille eifrig betrieb; die Verbindung der ungarischen Emigration mit der italieniſchen; ihre Abſicht, auf den erſten März 1853 eine allgemeine Schölderhebung durch ganz Deſterreich hervorzurufen: — alles das wird ſicherlich an andern Orten in das gehörige Licht geſtellt werden, ſobald das Material vollſtändiger beſammen iſt. Hier handelt es ſich darum, zu zeigen, welches Verfahren der römische Stuhl und die Deſterreicher einſchlugen, um dem wachſenden Uebel entgegenzutreten, ein Regierungssystem, welches zu Reſultaten wie die jüngſt erlebten fährt, durch einzelne Thatſachen und Bilder aus der Thätigkeit ſeiner Diener und Werkzeuge zu illuſtriren.

Da die Curie jeder Reform hartnäckig widerſtrebte, das Gefühl von der Unhaltbarkeit der beſtehenden Ordnung aber, und das Bedürfniß, es koſte was es wolle, ſie zu beſeitigen, unter dem Volke immer weiter um ſich griff, und ſich bisweilen laut Luſt machte, ſo lief die ganze Staatskunſt der Curie darauf hinaus, jede ihr feindliche Regung mit was immer für Mitteln zu unterdrücken; den Deſterreichern fällt zur Laſt daß ſie ſich dazu hergaben, dieſem System zum Leben zu verhelfen. Es bildete ſich der innigſte Zuſammenhang zwiſchen der päpſtlichen Polizei und dem öſterreichiſchen Militär; beide gemeinſam beherrſchten das öffentliche und oft genug auch das Privatleben. Die eine Gewalt half der andern aus; wobei es geſchah, daß die Deſterreicher allmählich auch die polizeilichen Befugniſſe in ihre Hand nahmen, und, geſtützt auf den Belagerungszuſtand, ſich eine diſcretionäre Gewalt auf allen Gebieten der Staatsverwaltung beilegten. Das Standgericht war excluſivlich competent, wo es ſich handelte um die Anklage des Hochverraths, geheimer Verbindungen, des Mords, der Verletzung und jeder perſönlichen Beleidigung „aus Parteihaß,“ des Widerſtands gegen das päpſtliche und öſterreichiſche Militär in und außer dem Dienſte, politiſcher Demonſtrationen ſowohl öffentlich als „in geheimen Verbindungen,“ u. a. Das Standgericht dehnte demnach ſeine Unterſuchungen auch auf die Gefinnung aus, wobei es ſich übrigens in voller Uebereinkunft befand mit den Intentionen des päpſtlichen Stuhls, welcher die Beſtimmung traf: „ſobald es ſich ergebe, daß Jemand den Wiederbeginn des lombardiſchen Krieges wünſche, und an demſelben gerne wieder Theil nehmen würde, ſolle dies allein ſchon hinreichen, um ihn der

Amnestie für unwürdig zu erklären.“ Das Standgericht verhängte nur Todesstrafe und war aus österreichischen Militärs zusammengesetzt: die Curie überließ den Fremden die Entscheidung über Tod und Leben ihrer Unterthanen! Es klingt fast wie Hohn, wenn in der Verfügung, welche das Standrecht normirt, ein weiterer Artikel bestimmt: sobald das Urtheil gefällt sei, solle der päpstlichen Regierung das Recht zustehn es zu vollziehen, und auch den Ort der Hinrichtung zu bestimmen. Dagegen wurde der römischen Polizei die Unabhängigkeit zugesichert in Allem, was sich auf Theater, öffentliche Schauspiele, religiöse und profane Feierlichkeiten, Versammlungen zu nichtpolitischen Zwecken, auf die Disciplina und Ueberwachung von Cafés, Billards, Gasthöfen, auf die Censur von Journalen und Druckschriften, und auf Ertheilung von Pässen beziehe. Nur in wichtigeren Fällen, wobei irgendwie die Politik in's Spiel kommen könnte, solle die päpstliche Behörde sich mit dem österreichischen Obercommando in's Einvernehmen setzen.

Wie aber ward diese Zusicherung gehalten! Am ersten Jahrestag der Schlacht von Novara ward die päpstliche Polizei in Bologna von dem österreichischen General genöthigt, gegen die Einwohner einzuschreiten, welche während der von den Oesterreichern zu Ehren des Tags gehaltenen Parade sämmtlich ihre Fenster geschlossen hatten. Oesterreichische Commandanten bestimmten, zu welcher Stunde die Cafés geschlossen werden mußten; sie verfügten die Confiscation aller ungehörigen (inconvenient) und politisch verdächtigen Schriften, wofür sie den Hauseigentümer verantwortlich machten; sie erklärten jeden von der päpstlichen Polizei ausgefertigten Paß für ungültig, der nicht mit ihrem von dem Reisenden in Person nachzusuchenden Visum versehen sei. Und doch erscheinen diese Forderungen geringfügig, wenn man sie mit den Eingriffen vergleicht, welche sich das österreichische Generalcommando in den übrigen Sphären der Staatsgewalt erlaubte und erlauben durfte. Der General Gorzkowsky verlangte ohne Weiteres die Beseitigung eines großen Theils der Polizeibeamten in den Legationen, und die Einsetzung neuer. Die Polizeidirectionen wurden angehalten, dem Generalcommando regelmäßige detaillirte Wochenberichte über die öffentliche Stimmung zu überreichen; von den Delegaten wurden genaue Notizen über die frühere und gegenwärtige politische und sittliche Haltung ihrer Unterbeamten gefordert. Unverhohlen gerirten sich die österreichischen Commandanten als die Vorgesetzten der päpstlichen Polizei, welcher sie im einzelnen Fall jede selbständige Thätigkeit unterfügten. Ohne vorhergegangene Benachrichtigung des österreichischen Commando's sollte keine Verhaftung noch Haussuchung bei politisch verdächtigen Personen vorgenommen werden; wogegen österreichische Offiziere auf eigne Faust

Handſuchungen bei päpſtlichen Untertbanen hielten, indem ſie dazu römische Polizei-Inſpectoren und Gendarmen requirirten. Der öſterreichiſche General, Graf Degenfeld, ließ verſchiedene Verhaftungen durch den päpſtlichen Gendarmerie-Major vornehmen, verbot demſelben aber zugleich, ſeinem Vorgeſetzten, dem päpſtlichen Commiſſar, vor vollzogener Verhaftung Mittheilung davon zu machen. Es war die einfache Conſequenz dieſes Verfahrens, daß die Verhafteten unter öſterreichiſcher Aufſicht ſtanden; es bedurfte der ausdrücklichen Erlaubniß des öſterreichiſchen Generalkommandos, um ihre Auslieferung an die päpſtlichen Behörden zu erwirken. Und damit wieder hing es zuſammen, daß auch die Anſicht über die päpſtlichen Gefängniſſe von den Öſterreichern geführt wurde.

Natürlich waren dieſe Uebergriffe der Öſterreicher der Curie nicht unbekannt, aber es darf billig bezweifelt werden, ob ſie überhaupt ein Gefühl von der verletzten Würde des Staates hatte. Dagegen iſt hervorzuheben, daß es nicht an Beamten fehlte, welche tief genug die Schmach dieſer Zuſtände empfanden. Es erhoben ſich unter den hohen, dem römischen Stuhle treu ergebenen Beamten Stimmen, welche in officiellen Actenſtücken das Gebahren der Öſterreicher mehr als despotiſch nannten; Bedini, der Commiſſar in Bologna, machte in Rom die erſtlichſten Vorſtellungen. Er theilte Antonelli ſprechende Belege mit, wie die Autorität der päpſtlichen Regierung von dem öſterreichiſchen Generalcommando allwärts gehemmt und illuſoriſch gemacht werde, und wie die Öſterreicher unter dem Titel des „allgemeinen Civil- und Militärgouvernements“ in das ganze politiſche und adminiſtrative Regiment eingriffen, ein Verfahren, welches für die päpſtliche Regierung um ſo verletzender ſei, da es ſie ihren Untertbanen gegenüber in hohem Grade bloßſtelle. Demgemäß übergab Bedini in Rom einen Entwurf wegen Abgrenzung der beiderſeitigen Befugniffe. Es muß aber dahin geſtellt bleiben, welches Schickſal der Entwurf in Rom erfuhr; praktiſch iſt er ohne Bedeutung geblieben.

Hatten denn überhaupt die Päpſtlichen das Recht, ſich über Mißachtung ihrer Autorität von Seite der Öſterreicher zu beklagen? Hier Bedini, nachdem er ſeinen Entwurf verfaßt, erſuchte Bedini ſelber den öſterreichiſchen Generalcommandanten, die päpſtlichen Deferteurs durch das öſterreichiſche Standgericht verurtheilen zu laſſen, was dieſer mit der Bemerkung zurückwies, daß Deſertion ein rein militäriſches Verbrechen ſei und deßhalb nicht vor das Standgericht gehöre, ſondern nach den päpſtlichen Kriegsgeſetzen abzurtheilen ſei. Und nicht bloß hier, ſondern auch bei anderen Gelegenheiten trifft die Päpſtlichen vorzugsweiſe der Vorwurf der Härte und Graufamkeit. Es begegnen Fälle, in welchen die öſterreichiſchen Generale ſich veranlaßt fanden, die graufame Strenge der röm-

ſchen Beamten zu mildern, von ihnen begangene Ungerechtigkeiten gut zu machen. Wir führen eine einzige Thatſache an. Am 4. Auguſt 1849 brachte Garibaldi auf der Flucht aus Rom in der Provinz Ravenna ſeine ſieberkranke und dem Tode nahe Frau in einer Bauernhütte bei den Brüdern Ravaglia unter. Man reichte ihr ein Glas Waſſer; aber ſie ſtarb, nachdem ſie nur wenige Tropfen getrunken hatte. Garibaldi ſetzte darauf ſeine Flucht fort, und bat die Leute, für ein ehrliches Begräbniß zu ſorgen. Der Delegat von Ravenna aber hatte auf die Nachricht von dieſem Vorgang nichts Eiligeres zu thun, als die Brüder Ravaglia verhaften zu laſſen und, weil es ſchwer war in ihrem Benehmen eine ſtrafbare Handlung zu entdecken, gegen ſie ohne Weiteres die Anklage auf Mord der Frau Garibaldi's zu erheben. Das Gericht in Ravenna wies dieſe Anklage zurück, leitete nun aber gegen die Brüder ein Verfahren wegen Beherbergung Garibaldi's ein, geſtützt auf eine Verordnung vom 5. Auguſt, welcher es alſo rückwirkende Kraft beilegte. Dem öſterreichiſchen Commando wurde Bericht über die Sache erſtattet, und nun verſügte General Marziani, „in Erwägung daß die vorübergehende Aufnahme des flüchtigen Ehepaars Garibaldi in die Hütte der Ravaglia aus Gefühlen der Menſchlichkeit und vor Erlaß der Verordnung vom 5. Auguſt ſtattgefunden habe,“ die augenblickliche Freilaſſung der Brüder aus dem Gefängniß.

Es iſt wahr, dieſem Beiſpiel von Humanität und ſtrengem Gerechtigkeitsſinne der öſterreichiſchen Generale ließen ſich noch einige andere an die Seite ſtellen: allein im Ganzen gingen Deſterreicher und Päpſtliche Hand in Hand mit einander darauf aus, durch die härteſten Repreſſionsmaaßregeln jede Aeußerung der wahren Geſinnung und der Wünſche des Volks zum Schweigen zu bringen. Das einfachſte Mittel ſahen, die widerſtrebenden Elemente aus dem Lande zu ſchaffen, politiſch Mißliebige ſo gut wie gemeine Verbrecher. Bedini ſchlug Deportation nach Nord-America vor, und beſchied einen Nordamericaner, der ſich in Wien aufhielt, zu ſich nach Bologna, um die nöthigen Erkundigungen bei ihm einzuziehen. Wir glauben nicht, daß dieſer Plan zur Ausführung gekommen iſt; deutlich aber iſt es, daß der Curie Alles daran lag, ſich die Unzufriedenen vom Halſe zu ſchaffen — freilich der kürzeſte Weg ſich ihrer Forderungen zu entledigen. Bedini ſpricht ſich unverholen dafür aus, daß die Verhafteten, ſobald ſie feſtgenommen ſeien, in Gefängniſſe außerhalb des Landes geſchaft werden ſollten. Als man im Frühjahre 1851 einer Verſchwörung auf die Spur kam, welche ihren Hauptſitz in Faenza haben ſollte, nahm im Auftrage Bedini's der öſterreichiſche Major Hoſt eine Reihe von Verhaftungen vor. Bedini ſelbſt räumt ein, daß es nicht möglich ſein werde den Verhafteten ein Verbrechen nachzuweiſen; immerhin aber, glaubt er, werde

diese energische Maasregel der Ruhe des Staats zu gute kommen, indem sie die Unzufriedenen einschüchtern und wenigstens einige derselben veranlassen werde das Land zu verlassen. Mit solcher Liebe umfaßt der Stellvertreter des heiligen Petrus seine Herde! Und wie verfuhr er erst mit den gemeinen Verbrechern! Dem Vorwurf, daß die päpstliche Regierung nicht das Ihrige thue um Stadt und Land von Räuberbanden zu säubern und die öffentliche Sicherheit wieder herzustellen tritt das „officielle Journal von Rom“ mit folgender Beweisführung entgegen: „Sind nicht unwidersprechliche Zeugnisse von der rastlosen Thätigkeit der Regierung die zahllosen Verbrechen, welche, kaum begangen, sofort entdeckt und bestraft wurden? Nicht die Urtheilssprüche, welche, um zu schweigen von den durch die gewöhnlichen Gerichte gefällten, so oft kraft Standrechts gefällt und vollzogen wurden? Hat man vielleicht vergessen, daß in Imola und Faenza ein zweimaliges Verfahren vor Gericht genügte, um wegen Einbruchs und ähnlicher Verbrechen zwei und achtzig Individuen zum Tode durch Pulver und Blei, andere zehn zu Galeerenstrafe, und überdem noch dreizehn zu vorübergehender oder lebenslänglicher Gefängnißstrafe zu verurtheilen?“ —

Nur leider, — die Sicherheit nahm in Folge solcher Maasregeln keineswegs zu. Zwei Jahre nachdem die päpstliche Regierung in dem genannten Artikel des „Journals von Rom“ ihre Sorge für das Wohl ihrer Untertanen documentirt hatte, legte in der Stadt Faenza der Gemeinderath seine Functionen nieder, indem die Mitglieder erklärten für die Sicherheit ihres eigenen Lebens sorgen zu müssen. „Keiner hielt sich für sicher vor dem Dolche, mit dem innere Zwietracht, Groll und Parteihaß, denen jede zügelnde Autorität ein Gräuel ist, ihr Leben bedrohen.“ „Vergeblich war alle Mühe sie zum Wiedereintritt in's Amt zu bewegen, das Gefühl für die Ehre des Landes und die Liebe zu dem so unglücklichen Vaterlande immer wieder anzufachen; sie erwiederten, Faenza sei schon mehr als einmal von einem Dictator regiert worden.“ Acht Monate dauerte dieser Zustand, bis endlich Antonelli sich entschloß, von Regierungswegen einen neuen Magistrat und Gemeinderath einzusetzen. Allein der Anarchie wurde man auch auf diese Weise noch nicht Meister; der österreichische Commandant gab die Erklärung ab, daß, um die Ruhe zu sichern und das Vertrauen herzustellen, kein anderes Mittel übrig bleibe als — aus der Einen Stadt Faenza! — 400 Individuen übers Meer zu schaffen. —

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, einen Blick auf den Zustand der Justiz im Kirchenstaat zu werfen; es ist aber lehrreich noch einen Augenblick dabei zu verweilen. Inzwischen kann es nicht unsere Absicht sein, ein Rechtsleben eingehend zu schildern, das fast ausschließlich auf dem Boden des kanonischen Rechtes ruht; wir haben auch hier nur

durch Hervorhebung einzelner Erscheinungen zu zeigen, bis zu welchem hohen Grade die Resultate solcher Zustände im Widerspruch mit den Bedürfnissen unserer Zeit stehen. Dazu kommt, daß in der Zeit, von der wir handeln, den römischen Tribunalen die österreichischen Kriegsgerichte zur Seite traten, und die Criminalgerichtsbarkeit in einem solchen Umfang ausübten, daß hier den päpstlichen Gerichten wenig und auch dieses nur im Einverständnis mit den Oesterreichern zu thun übrig blieb. Daß unter solchen Verhältnissen jede Rechtsicherheit für die Unterthanen aufhören mußte, leuchtet ein; es traten Zustände ein, welche in der Geschichte gebildeter Völker ihres Gleichen suchen.

Was zunächst die Civilgerichtsbarkeit betrifft, so fehlte es allerdings nicht an einem dieselbe normirenden Gesetzbuch; dennoch aber gab in den wichtigsten Fällen partielle Willkür den Ausschlag. Es war im Laufe der Zeit für die Regierung zur stehenden Gewohnheit geworden, aus Veranlassung einzelner bestimmter Fälle, für welche es gerade wünschenswerth schien, auf außerordentlichem Wege Verfügungen, „Declaratorien,“ zu erlassen, wodurch das bestehende Gesetz suspendirt und der Gang der Justiz aufgehalten wurde. Diese Declaratorien erließ, im Interesse der einen oder andern Partei, der Minister des Innern. Die Mißbräuche, welche dieses Verfahren im Gefolge hatte, bestimmten im Jahr 1842 die Sacra Rota, lebhaft dagegen zu protestiren; der Cardinal de Silvestri zeigte, daß diese Declaratorien gleichmäßig gegen das gemeine Recht, gegen das canonische Recht, gegen die apostolischen Constitutionen und gegen die Moral verstießen. Dennoch wurde der Unfug fortgesetzt; wobei es vorkam, daß die Declaratorien dem einen Gericht mitgetheilt wurden, dem anderen nicht, so daß verschiedene Gerichte vielfach nach den entgegengesetztesten Grundsätzen Recht sprachen. Es ist leicht zu ermessen, welchen schädlichen Einfluß diese Verhältnisse auf das ganze bürgerliche Leben üben mußten; wir haben aber noch einen größeren Mißbrauch anzuführen. Artikel 1651 der Gerichtsordnung vom 10. November 1834 bestimmt, „der Fiscus könne nie zu den Kosten verurtheilt werden, auch nicht unter dem Titel von Schadenersatz und Interessen.“ Hören wir, wie diese Bestimmung ausgebeutet wurde. Unter einem beliebigen Vorwand, und mit offener Gewalt wurden von der apostolischen Kämmerlei Executionen gegen Bürger vorgenommen, ihnen Waaren, Thiere, Fuhrwerke u. dgl. mit Beschlagnahme belegt und nur gegen Bezahlung einer großen Geldstrafe zurückgegeben. Man konnte nun freilich gegen diese Verraubungen Recht suchen, man konnte beim Gericht erster Instanz Berufung einlegen, mußte dann aber, auch wenn man siegreich aus dem Prozeß hervorging, einem zweiten Prozeß vor dem Tribunal in Rom sich unterziehen, an das in diesem Falle die Käm-

merci ihrerseits appellirte. Gewann man nun gleich auch hier den Prozeß, so mußte man doch die sehr hohen Prozeßkosten für beide Gerichte bezahlen, die oft höher waren als der Werth der geraubten Gegenstände. Statt daher den Rechtsweg zu betreten, ließen sich die Meisten zu einem Vergleich herbei, wobei für den Fiscus immer etwas abfiel. Das Gericht in Ferrara entschied von 1835 bis 1858 in 222 Prozessen gegen die apostolische Kämmerer. Erwägt man nun, daß es in der Mehrzahl der Fälle gar nicht zum Prozeß kam, jene 222 also nur einen kleinen Bruchtheil der Gesamtzahl repräsentiren, und daß hier überhaupt nur von der Legation Ferrara die Rede ist, so mag man den Umfang allein schon dieser Art von Bedrückung ermessen.

Wie konnte überhaupt die Gerechtigkeit geübt in einem Staatswesen, dessen oberster Grundsatz die Unterordnung der höchsten und heiligsten Interessen des Volks unter die Interessen eines fanatischen Klerus war? Wir erinnern nur vorübergehend an die Thatsache, daß neben den ordentlichen Gerichten in Rom selbst eine Reihe von besonderen Tribunalen für die wichtigsten Zweige der Rechtspflege bestanden, welche entweder ausschließlich oder doch vorwiegend aus Priestern zusammengesetzt waren, so das Tribunal des Cardinal-Bisars, das Tribunal der Guade, der Consulta, vor Allem aber das Tribunal des S. Officio. Bei der Thätigkeit des letzteren, des Inquisitionstribunals, bleiben wir einen Augenblick stehen, weil in ihm die ganze Unnatur des römischen Priesterstaats am deutlichsten zu Tage tritt. Rein geistliche Angelegenheiten, Uebertretung der Satzungen der Kirche, Abweichungen von den Grundsätzen der katholischen Lehre werden hier mit weltlichen Strafen geahndet; rein weltliche Angelegenheiten werden von der Kirche vor ihren Richterstuhl gezogen und ausschließlich im Interesse der Priesterherrschaft entschieden. Es ist bekannt, welche Mittel der Kirche zu Gebote stehen, um sich Kenntniß von den geheimsten Vorgängen im Leben zu verschaffen; aber die römische Kirche begnügte sich mit diesen Mitteln nicht, sondern griff zu andern, zu solchen, welche den sittlichen Geist der Bevölkerung aufs Tiefste verletzen und, wenn es möglich war, völlig vertilgen mußten. Wir meinen das Denunciationsystem, welches im Dienste des Inquisitionstribunals auf die erschreckendste Weise ausgebildet war. Wiederholt wurde die Bestimmung eingeschärft, daß Jeder der Excommunication verfallen sei, der nicht binnen eines Monats die Namen derer, welche legerische Grundsätze oder Lasterungen ausgesprochen haben, bei den kompetenten geistlichen Gerichten denuncire. Natürlich war damit jeder Willkür Raum gegeben; Keiner, über dessen Haupt nicht die Gefahr einer plötzlichen Verhaftung aus unbekanntem Gründen schwebte. So ward, unter dem Vorwand, daß er in einen Prozeß verwickelt sei

— von dem er selbst nichts wußte — Dr. Gnubi, Arzt und Secretär des Armenhauses in Persiceto, ein siebenzigjähriger Greis, auf Befehl des Inquisitionstribunals bei Nacht verhaftet und nach Imola in's Gefängniß abgeführt. Der Magistrat von Persiceto und die Mitglieder der Verwaltung jener Anstalt constatirten sofort in einem Schreiben an den Commisfar in Bologna die allgemeine Entrüstung über diesen Vorfall, und wiesen nach, daß man es mit einer Intrigue des Vorstands der Anstalt zu thun habe, der zwei seiner Freunde unterzubringen wünsche und seine Amtsbefugnisse gänzlich überschritten habe. Der Commisfar sah sich veranlaßt Gnubi freizugeben. Aber nicht überall gelang es, den geistlichen Gerichten ihre unglücklichen Opfer wieder zu entreißen, und dann warteten ihrer die härtesten Strafen. Ein gewisser Orlati aus Teodorano, von Geburt an blind und geisteskrank, stand wegen verschiedener Vergehungen gegen die kirchliche Ordnung vor dem bischöflichen Gericht von Bertinoro. Drei ausführliche ärztliche Gutachten wiesen seine Unzurechnungsfähigkeit nach, aber umsonst. Orlati wurde wegen Entweihung des Gotteshauses, in dem er während der Messe das Haupt nicht entblößte, zu einer Galeerenstrafe von fünf Jahren; wegen Injurien gegen den Erzpriester zu einem weiteren Jahr Gefängniß; endlich wegen kegerischer Aeußerungen nochmals zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt. Ein anderes Beispiel. Pirazzoli, Arzt in Predappio, hatte zur Zeit der Choleraepidemie in seiner Eigenschaft als Vorstand der Gesundheitsdeputation daselbst die Anlegung eines neuen Begräbnißplatzes außerhalb des Dorfs veranlaßt. Als die erste Choleraleiche auf demselben beerdigt werden sollte, ließ der Ortsgeistliche insgeheim den Leichnam aus der Todtenkammer fort und auf den alten, innerhalb des Dorfs in einer der Gesundheit schädlichen Lage befindlichen Kirchhof schaffen und daselbst begraben. Der Beschwerde des Pirazzoli gegenüber nahm der Bischof von Bertinoro das Verfahren des Ortsgeistlichen in Schutz. Er bestritt dem Arzt das Recht, ohne Mitwirkung des Bischofs einen Begräbnißplatz anlegen zu lassen; er erinnerte an die politische Haltung Pirazzoli's im Jahre 1848, welche auch in dieser Sache in Betracht komme; er behauptete endlich, jene Deputation existire rechtlich gar nicht, da sie keinen Priester als Mitglied habe, und drohte dem Arzt mit Gefängniß und Prozeß. Nur dem entschiedenen Auftreten des Delegates gelang es, den Bischof zum Schweigen zu bringen.

Im engsten Zusammenhang mit der priesterlichen Willkürherrschaft stehen die Bedrückungen der Israeliten, die wir deshalb an dieser Stelle kurz erwähnen. Zwar sprechen wir damit nur eine Thatsache aus, die längst bekannt ist; doch ist es immerhin am Plage, an Bestimmungen

zu erinnern wie die vom Inquisitionstribunal noch im Jahre 1843 ausgegangene: „Kein Israelite soll freundschaftlichen Verkehr mit Christen pflegen dürfen.“ Allerdings wurden dann im Jahre 1848 viele der den Israeliten aufgelegten Beschränkungen aufgehoben; allein auch hier trat bald eine vollständige Reaction ein. Davon ein Beispiel. Bei der Revision der Statuten des Casino's in Ferrara erklärte es der Delegat für eine Wirkung der gepriesenen Freiheit und Gleichheit der letzten Jahre, daß nicht blos in die Direction des Knabenasyls sondern auch in die Casinogesellschaft Israeliten aufgenommen worden seien. Er fand dies unverträglich mit der Herstellung des päpstlichen Regiments und der Ordnung, und wandte sich daher, da trotz seiner Aufforderungen kein Mitglied des Casino's die Sache zur Sprache bringen wollte, in seiner amtlichen Eigenschaft an den Präsidenten der Gesellschaft, mit dem Auftrag, die Ausschließung der Israeliten zu bewirken. Er stellte eine Frist von vierzehn Tagen fest, um den Israeliten Gelegenheit zum freiwilligen Austritt zu geben. Alle Gegenvorstellungen der Gesellschaft waren vergeblich; nachdem die Frist unbenutzt verstrichen war, tilgte der Delegat selbst, kraft amtlicher Machtvollkommenheit, ihre Namen aus der Mitgliederliste, und theilte ihnen seinen Befehl mit, sich jedes Besuches des Casino's und jeder privaten oder öffentlichen Vereinigung und Lustbarkeit zu enthalten, da die Regierung die Uebertretung dieses Verbots nicht ungestraft hingehen lassen könnte. — Der Raub des kleinen Mortara steht noch in frischem Andenken; es reicht daher hin, an den Vorfall erinnert zu haben.

Wir kommen auf die Rechtspflege zurück. Bei den Zuständen, wie wir sie im Kirchenstaat kennen gelernt haben, wird es begreiflich, daß überwiegend die Kriminaljustiz in den Vordergrund trat. In welchem Geiste sie gehandhabt wurde, haben wir schon aus den Erklärungen des „Journals von Rom“ gesehen; wir können uns aber gleichwohl nicht enthalten, eine zweite officielle Rundgebung über diesen Gegenstand hier mitzutheilen. Der Delegat von Faenza, Maraviglia, stattet am 16. Juli 1853 über die Zustände, die er bei Uebernahme seines Amtes dort vorgefunden, folgenden Bericht ab: „Gestern begab ich mich zu einer außerordentlichen Besichtigung in die Gefängnisse. Der Schmerz schnürte mir die Brust zusammen. Ohne andere Individuen zu rechnen, die sich in anderen Gefängnissen befinden, zählte ich dort 91 Gefangene. Den Wenigsten von ihnen ist der Prozeß gemacht. Einige sind hieher geschickt durch Verfügung der Oesterreicher, andere auf Befehl der S. Consulta: die Meisten aus Vorsicht ohne Verhör, ohne Prozeß, vielleicht ohne Verdacht. — Der Eine seufzt seit Monaten, ein Anderer seit Jahren, noch Andere seit

Jahrzehnten. Das ist eine blutende Wunde, das ist die erste Wurzel der Mißstimmung, des Hasses gegen die Obrigkeit, der Verachtung der Regierung. So zügelt man den bösen Geist nicht, wenn man massenweise straft; so erweckt man in den Völkern nicht die Liebe zu dem erhabenern Souverän. — Das Entsetzen ist allgemein. Es thut Noth eine entschlossene, strenge, aber gerechte Maaßregel zu ergreifen. Man gebe mir die Vollmacht, sonst wüßte ich nicht die Thränen von hundert Familien abzuwischen, welche die Verhaftung des Vaters, des Verlobten, des Sohnes beweinen: diese hundert Familien schmachten in ihrem Elend nach der Freilassung der Gefangenen. — Seit vier bis fünf Jahren schweben hier mehr als 450 Prozesse.“

Leider ist nicht die geringste Veranlassung vorhanden, an der Richtigkeit dieser Angaben zu zweifeln. Auch wäre es ein Irrthum, anzunehmen daß die Zustände von Faenza nur eine Ausnahme gebildet haben; wohl aber war es eine Ausnahme, daß der Delegat sich mißbilligend darüber äußerte und Abhilfe verlangte. Das gewöhnliche Verfahren der Behörden war vielmehr das, sobald sie eine Verschwörung befürchten zu müssen glaubten, „zur Vorsicht“ sämtliche Gegner der Regierung im Voraus festnehmen zu lassen um sie unschädlich zu machen. Großentheils von solchen Verhafteten waren die Gefängnisse angefüllt, in welchen dieselben dann Jahre lang schmachten mußten. Die wirklichen Verbrecher, und diejenigen, gegen welche auch nur ein greifbarer Vorwand wegen eines Verbrechens vorgebracht werden konnte, wurden entweder auf die Galeeren geschickt oder vor das Standgericht gestellt und von diesem in den meisten Fällen zum Tode verurtheilt. Kraft der Erkenntnisse des Standgerichts in Bologna wurden nicht weniger als 276 Personen erschossen. Aber auch die päpstlichen Gerichte waren nicht müßig, Todesurtheile zu fällen; die Heilige Consulta wetteiferte darin mit den österreichischen Kriegesgerichten. Beide bebienten sich zur Erzwingung eines Geständnisses der Tortur mit einer Grausamkeit, welche in nichts zurückblieb hinter den verrufensten Experimenten der neapolitanischen Folterknechte, welche aber, in den Staaten des heiligen Vaters geübt, einen noch empörenderen Eindruck macht. — Beide beobachteten ein so summarisches Verfahren, daß es schwer ist zu sagen, ob mehr Unschuldige oder Schuldige hingerichtet wurden. Die Consulta verurtheilte wegen eines Pistolenschusses, der in die Luft abgefeuert war und Niemand verletzt hatte, drei Bürger, von denen keiner geschossen hatte, ja die gar nichts davon wußten und fern von dem Platz gewesen waren, wo der Schuß gefallen war, zum Tode. Bewohner Roms wurden wegen eines bengalischen Feuers, das sie angezündet hatten, zu verschiedenen Strafen verurtheilt, darunter die geringste 15 Jahre Ga-

leerenstrafe. Bei Imola saß ein Landmann auf einem Baum und beschnitt die Äste. Vorüberkommende Gensd'armen fragten, ob er nicht Banditen habe vorbeiziehen sehen, was er verneinte. Nicht weit davon stiegen die Gensd'armen auf Banditen, welche sie verfolgt hatten, und der Landmann wurde, weil er jene Banditen nicht habe denunciiren wollen, erschossen. Gewiß, bei der allgemeinen Unsicherheit war die strengste Bestrafung der Schuldigen, auch der Helfershelfer, nöthig; was aber verstanden die Oesterreicher unter Helfershelfern? Wie sollten die unbewaffneten Bewohner eines einsamen Gehöftes — die Oesterreicher selbst hatten sie kraft des Belagerungszustandes entwaffnet — des Ueberfalls einer Räuberbande sich erwehren? Sie mußten ihnen zu Willen sein und schweigen, oder sie denunciiren. Thaten sie dieses, so stand ihnen bei nächster Gelegenheit sicherer Tod von den Uebelthätern bevor; waren sie ihnen zu Willen, so wurden sie von den Oesterreichern als Spießgesellen derselben verhaftet und erschossen.

Fälle, wie diese, würden allein schon genügen, um zu zeigen wie die österreichischen und päpstlichen Gerichte an die Stelle von Recht und Gesetz die brutale Gewalt setzten. Wir können gleichwohl nicht umhin, auf einen größern Prozeß, dessen schon früher in diesen Blättern gelegentlich Erwähnung geschah, als auf ein besonders eklatantes Beispiel ausdrücklich zurückzukommen. Wir sprechen von dem Prozeß gegen die „Hochverräter“ von Ferrara. Unter der Anklage revolutionärer Umtriebe wurden im Jahre 1852 nicht weniger als 44 Personen in Ferrara verhaftet, und in Bologna vor Gericht gestellt. Sie wurden für nicht schuldig des Hochverraths befunden, und zu geringer Strafe verurtheilt. Radeky jedoch hob dieses Urtheil auf und verfügte den Zusammentritt eines Kriegsgerichtes in der Citadelle von Ferrara, mit dem Befehl, nach dem Wortlaut der Verordnung vom 5. Juni 1849 über den Belagerungszustand auf's Strengste zu verfahren. Aber auch dieses reichte noch nicht aus. Um die härtesten Artikel dieser Verordnung auf den vorliegenden Fall anwenden zu können, wurde die Beschuldigung des Complottes erhoben, obgleich von allen wesentlichen Attributen desselben keines erwiesen werden konnte. Man fälschte die Thatfachen, fügte willkürlich erschwerende Nebenumstände bei, und nahm als erwiesen und zugestanden an, was die Angeklagten beharrlich leugneten und was durchaus nicht erwiesen war. So wurden, „nachdem sie sich schuldig bekannt hatten und gesetzlich überführt waren,“ vorläufig elf der Angeklagten wegen Hochverraths zum Tode durch den Strang verurtheilt, und bei dreien von Radeky das Todesurtheil bestätigt, für die acht Uebrigen in mehr oder weniger Jahre schwerer Kerker- und Galeerenstrafe verwandelt. Welches aber waren die Mittel, wodurch man die Angeklagten

zu einem Geständniß brachte? Wie überhaupt mittelte man die Schuldigen aus? Den zuerst Verhafteten ließ man die Wahl, entweder auf die an sie gestellten Fragen bejahend zu antworten, oder sich auf die Folter legen zu lassen. So wurden sie gezwungen, die Namen aller derjenigen zu nennen, welche das Kriegsgericht noch weiter verhaften wollte. Hören wir, was Einer der Gefangenen, Dr. Malagutti, aus dem Kerker an seine Angehörigen schreibt: „U. leugnete eine Zeit lang muthig; zuletzt schlugen sie ihn mit beiden Händen. Den Morgen nachdem er verhaftet war sah ich ihn an meiner Zelle, welche eben geöffnet war, vorübergehen, kannte ihn aber kaum, so entkräftet und entstellt sah er aus. Als er mich erblickte, fiel er fast in Ohnmacht. Den 30. August riefen sie mich, ließen U. auf eine Bank legen und peitschten ihn, bis ich sagte, von wem ich das Packet erhalten hätte. G. peitschten sie zwei Tage nacheinander, dann lassen sie ein Geständniß vor, das ich gemacht haben sollte aber nie gemacht habe. B. war kaum hier angekommen, als der Major sich bei ihm einfand, um ihm zu erklären, daß sein Kopf nicht mehr sicher auf seinem Halse sitze; dann, beim Verhör, zeigten sie ihm schließlich einen Paken, mit dem Bemerken, wenn er nicht gestehe, würden sie ihn peitschen und hernach aufhängen. Sie gebrauchen jetzt auch den Hunger als Tortur. Sie haben mir gedroht, meine Mutter festnehmen zu lassen. . . M. wurde geholt, um die Wirkung der Stockprügel an dem Körper von G. zu sehen. U. wurde verhört, und da sie sahen, daß das Auspeitschen ihn nicht erweichte, und daß er der Ketten und des Hungers nicht achtete, erfanden sie ein schwachvolles Mittel um ihn geständig zu machen. Sie stellten Wachen in sein Gemach, damit er nichts erfahren könnte, und schlossen die Fenster; dann ließen sie ihm sagen, daß sieben bis acht seiner nächsten Freunde verhaftet seien und an seiner Statt gefoltert würden, damit man die Wahrheit erfähre. Dem widerstand er nicht; unter der Bedingung, daß sie befreit würden, erklärte er sich alles dessen für schuldig, was sie ihm zumutheten. Dann aber peitschten sie ihn doch und riefen M. herbei, damit er, dadurch cingeschüchtert, gestünde.“

Das war das Verfahren des österreichischen Kriegsgerichts gegen päpstliche Unterthanen. Den Gesetzen des Kirchenstaates zum Troß wurden sie gefoltert, obgleich kein Beweis gegen sie vorlag. Kein Wunder daß die Gefangenen noch eher als auf Rom, auf die Einsprache der fremden Mächte ihre Hoffnung setzten. Sie wandten sich an den französischen Commandanten in Rom, und an den britischen Consul in Ferrara mit der Bitte, Schritte für ihre Befreiung zu thun. Allein es war zu spät; wenige Tage nachher, am 16. März 1853, erfolgte die Hinrichtung. Der österreichische General und die päpstlichen Behörden boten Alles auf, um etwaigen Un-

ruhen aus Veranlassung dieses Actes vorzubringen; der Delegat befaßl ausdrücklich, auf den Begräbnißplatz ein besonderes Augenmerk zu haben, „da der Fall nicht neu sei, daß die Böswilligen (tristi) die Gräber der Hingerichteten durch Kränze und andere politisch anstößige Zeichen profanirten.“ Dennoch gelang es nicht, jede Aeußerung des allgemeinen Unwillens zu verhindern. Am Morgen des 16. März mußten die Vorlesungen an der Universität in Ferrara ausgesetzt werden, weil die Hörsäle leer blieben. Ein Studirender der Mathematik, Hannibal Bonaccioli, achtzehn Jahre alt, hatte einige seiner Freunde aufgefordert, die Vorlesungen an diesem Tage nicht zu besuchen; da gegen keinen der Uebrigen ein greifbarer Vorwand zu finden war, wurde Bonaccioli als Anstifter verhaftet. Obgleich es sich lediglich um eine Universitätsangelegenheit handelte, nahm der Delegat die Sache auf und beauftragte den Polizeidirector mit der Untersuchung, die aber zu keinem Resultate führte. Man mußte sich begnügen, Bonaccioli den Besuch der Universität zu verbieten. Zwei Jahre später forderte sein Vater einen Paß für ihn zu einer Reise nach Turin. Der Delegat erklärte ihn, mit Rücksicht auf den erzählten Vorfall, für eine politisch gefährliche Persönlichkeit. Der General-Polizei-Director ertheilte den Paß mit dem Anfügen, es sei dem Vater wie dem Sohne Bonaccioli zu eröffnen, daß dieser nicht wieder in die päpstlichen Staaten zurückkehren dürfe, unter Androhung von einem Jahr Gefängniß im Uebertretungsfall. Aber im November 1856 besuchte der Sohn den Vater in Ferrara. Der päpstlichen Polizei blieb dies natürlich nicht verborgen; der junge Mann, zart, an der Schwindsucht leidend, wurde in's Gefängniß geworfen; er starb vierzehn Tage nachdem er daraus entlassen war. —

Es wird sich kaum ein Gebiet des öffentlichen Lebens nennen lassen, auf welches die blinde Reactionswuth der Curie sich nicht geworfen hätte. Wir haben kurz einiger Maaßregeln zu gedenken, die zeigen, in welcher Weise man die Restaurationsprincipien auf Wissenschaft und Kunst anzuwenden versuchte. Es ist bekannt, daß die oberste Unterrichtsbehörde, die Congregation der Studien, aus lauter Geistlichen besteht; ihr sind aber auch die Universitäten untergeordnet; der Curator (Ranzler) jeder Universität ist ein Geistlicher. Daß unter diesen Verhältnissen die Freiheit der Wissenschaft Noth leiden muß ist leicht zu sehen; daß in einem Staatswesen, das sich selber mit der Kirche identificirt, die nachtheiligen Folgen noch größer sein mußten ist nicht weniger deutlich. Auch auf diesem Gebiete, wie auf andern, befolgte man ein strenges Präventivsystem. Die Comune von Cesena hatte von alter Zeit her die Gewohnheit, jungen Studirenden, die etwas Tüchtiges leisteten, zur Ermunterung und Un-

terſtützung ein größeres oder geringeres Stipendium zu verleihen, damit ſie, falls ſie ſelber mittellos wären, ihre Studien im Ausland fortſetzen könnten. Seit 1843 waren regelmäßig 200 Scubi verwilligt worden, mit Genehmigung der päpſtlichen Regierung. 1864 jedoch wurde dieſe Genehmigung verweigert, unter dem wichtigen Vorwand, „daß kein Comunalrath der Provinz bis auf Weiteres über neue Auflagen und Ausgaben berathen, noch überflüſſige beſtätigen dürfe.“ Der Comunalrath erinnerte, daß die Ausgabe keine neue ſei; ſie aber als überflüſſig zu bezeichnen enthielte einen Vorwurf gegen den heiligen Vater, der ſie ja biſlang regelmäßig gutgeheißen habe. Allein die Genehmigung blieb verſagt; den wahren Grund, die Furcht vor der Bekanntheit der jungen Leute mit dem Ausland, ſcheute man ſich auszusprechen. War es aber vor der Revolution von 1848 beſſer geweſen? Als 1845 der Präſident der Akademie der ſchönen Künſte in Ravenna die neuen Statuten dem Studien-Präſecten in Rom zur Genehmigung vorlegte, wurde dieſelbe aus rein politiſchen Gründen vorenthalten. „In dem Artikel über die Aufnahme in die Akademien,“ ſchreibt der Cardinal-Präſect, „wäre es wünſchenswerth, daß die geforderten Eigenſchaften ſich nicht bloß auf eine gute religiöſe Haltung und einen rechtſchaffenen Wandel beſchränkten, ſondern die weitere Forderung an den Candidaten hinzukäme, politiſch vollſtändig makellos zu ſein, und daß, ehe die Aufnahme neuer Mitglieder in die Akademie vorgeschlagen wird, der Präſident ſich in's Einvernehmen mit der kirchlichen und Regierungsbehörde ſetzte. Ueberdem würde es unter den gegenwärtigen Verhältniſſen am Plage ſein, einen neuen Artikel beizufügen, welcher der Behörde die Befugniß ertheilt, aus dem Album der Akademie Jeden zu tilgen der es verdient, ohne die Verpflchtung, ihre Motive anzugeben.“ —

Wir halten es zum Schluſſe für angemessen, noch einen Blick auf die Finanzzuſtände des Kirchenſtaats zu werfen, ſoweit dieſe bei der mangelhaften Kunde von denſelben thunlich erſcheint. Von 1814 bis 1827 hatten ſich die Finanzen in einer verhältnißmäßig blühenden Lage befunden; jedes Jahr ergab einen Ueberschuß, der 1818 beinahe die Höhe einer Million Scubi erreichte. Doch waren auch während dieſer Zeit nicht unbebeutende Mißbräuche vorgekommen, und es ſtellte ſich ſpäter heraus, daß die Ueberschüſſe vielfach mehr ſcheinbar als wirklich vorhanden geweſen waren. Gleich 1828 ergab ſich ein Deficit, das ſich ſeitdem jedes Jahr wiederholte und 1832, da es die größte Höhe erreichte, auf 4½ Millionen belief. Das Finanzweſen gerieth auf dieſe Weiſe in eine bedenkliche Unordnung, die mehr und mehr zunahm, bis man ſich 1845 zu ernſtlicher Abhülfe entſchloß. Seit 1837 hatte man officiell gar keinen Staatshaus-

haltsetat mehr angesetzt; man hatte sich begnügt, Jahr für Jahr zwei Register zu führen, in deren einem die Ausgaben, in deren anderem die Einnahmen verzeichnet waren. 1845 wurde endlich eine besondere Commission bestellt, um über den Staatshaushalt Bericht zu erstatten, und von derselben ein ausführliches Gutachten über die Mittel zur Abhülfe eingereicht. Aber eine Besserung wurde nicht erzielt; Pius IX. fiel, als er den päpstlichen Stuhl bestieg, vor Allem auch die Aufgabe zu, die Ordnung in den Finanzen herzustellen. Auf sein Geheiß erstattete im November 1847 sein Finanzminister Morichini einen eingehenden Bericht über das Finanzwesen des Kirchenstaats und über die Mittel die Zustände zu bessern. Der Bericht ist mit einer Umsicht und Sachkenntniß, und in einem Geiste abgefaßt, welcher alle Anerkennung verdient; wir halten es daher für Pflicht, ihn in den Hauptzügen wiederzugeben.

Nach der Angabe Morichini's beliefen sich 1847 die Staatseinnahmen auf 9 $\frac{1}{2}$ , die Ausgaben auf 10 $\frac{1}{2}$ , Mill. Sc., die Staatsschulden auf 37 Millionen. Das Deficit betrug also eine Million, was gerade die Durchschnittssumme des Deficits der letzten zwanzig Jahre war. Wie sollte das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt werden? Man muß, sagt Morichini, die Ausgaben vermindern und die Einnahmen steigern. Letzteres geschieht auf doppelte Weise, theils durch bessere Benutzung schon vorhandener, theils durch Erschließung neuer Einnahmequellen. Demgemäß geht er die wichtigsten Einnahmen und Ausgaben der Reihe nach durch und kommt dann auf neue Einnahmequellen zu sprechen, sowie auf andere Mittel um das allgemeine Wohl zu fördern, und das Glück und den öffentlichen Wohlstand zu vermehren; denn, sagt er, „ich halte es für die Pflicht eines Finanzministers, nicht knickerig (gretamento) auf die Kasse des Fiscus zu sehen, sondern für das allgemeine Wohlbestehen zu sorgen, welches auch den Schatz füllt.“

Morichini schlägt demnächst die Zusammenlegung kleinerer Delegationen mit den größeren vor, um Verwaltungs- und Gerichtskosten zu ersparen. Ebenso, glaubt er, könne man an den geheimen Fonds der Polizei und an den Ausgaben für die bewaffnete Macht Ersparungen eintreten lassen. Was sodann die rationellere Ausbeutung der Einnahmequellen betrifft, so giebt er zu daß sie nur eine unbedeutende Steigerung zulassen. Eine Steigerung durch Begünstigung des Lotto verwirft er, weil sie von der öffentlichen Meinung mit Recht getadelt werde. Auch gegen eine Erhöhung der Taxen bei der Postverwaltung spricht er sich aus, weil die Post in erster Linie nicht als Finanzquelle sondern als ein Institut zum Vortheil des Publicums zu betrachten sei. Dagegen könnten die Einnahmen vermehrt werden durch ein zweckmäßiges Zollgesetz, welches hauptsäch-

Ich darauf hinzuwirken hätte, daß der Staat die Zollverwaltung wieder selbst in die Hand nehme und nicht mehr verpachte; sowie durch die bessere Verwaltung einiger anderen Finanzquellen, die wir hier übergehen, weil sie von keinem allgemeineren Interesse sind. Wenn nun diese Ersparungen und diese Steigerung der Einnahmen, fährt der Minister fort, augenblicklich in's Leben gerufen werden könnten, so könnte man annehmen das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben sei hergestellt. Da dies jedoch nicht möglich sei, so erscheine es zweckmäßig, gewisse neue Abgaben einzuführen, welche entweder nur zeitweilig in Geltung bleiben könnten, um die fehlenden Mittel des Schatzes zu ergänzen, oder aber an die Stelle anderer Auflagen gesetzt werden könnten, über welche die öffentliche Meinung sich mit Recht beklage. Zu solchen neu einzuführenden Steuern rechnet er vorzugsweise eine Gewerbe- und Einkommensteuer, wovon jedoch die Tagelöhner und die niederen Subalternbeamten, nicht aber die Militärs, befreit sein sollten. Desgleichen rät er, die Spitäler zu eximiren, weil ihre Besteuerung auf Kosten der Armen geschehen würde, und die Schulen, weil man die Mittel für den öffentlichen Unterricht nicht verkürzen dürfe. Dagegen sucht er jede Bevorzugung des Klerus sorgfältig zu vermeiden. Da nämlich die Güter des Klerus unüberäußerlich sind, würde bei ihnen der Fiskus zu kurz kommen, indem gewisse Uebergangsabgaben hier wegfallen. Diese Ungleichheit zwischen den Gütern des Klerus und der Laien müßte ausgeglichen werden. Nach der Erfahrung zahlt das freie Eigenthum im Kirchenstaat durchschnittlich alle zehn Jahre eine Uebergangsabgabe von etwa  $1\frac{1}{2}$  Prozent des wirklichen Werths. Der Grundbesitz des Klerus wird an Werth auf viele Millionen angeschlagen, aber die Schätzung ist niedriger als der wahre Werth; deshalb sollte die auf die Güter des Klerus umzulegende Steuer als Ersatz für die Uebergangsabgabe für einen Zeitraum von zehn Jahren um 2 Prozent, also jährlich um  $\frac{1}{5}$  Prozent höher sein als die von den Laien zu erhebende Abgabe.

Morichini rät ferner, zu einer Besteuerung der geistigen Getränke zu greifen. Auch für die Aufhebung der Mahlsteuer und des Tabakmonopols spricht er sich aus. Er verlangt eine neue Organisation des Schulden Tilgungswesens; die Amortisationskasse soll einen unangreifbaren Fond haben und ihre Verwaltung möglichst unabhängig von der Regierung gestellt werden. Aber sein Blick reicht noch weiter. Er weist hin auf eine radicale Reform des Gefängnißwesens, bei dessen gegenwärtigem Zustand die ohnehin unglücklichen Gefangenen noch mehr demoralisirt werden, und sich und der Gesellschaft noch mehr zur Last fallen. Bei einer Reform müsse vor Allem die Besserung der Gefangenen in's Auge gefaßt werden, was für das öffent-

liche Wohl von großer Bedeutung sei und in letzter Instanz auch dem Fiscus zu gute kommen werde. Es soll eine Controlbehörde errichtet, das Grundeigenthum von den kirchlichen Abgaben befreit, das Hypothekenwesen verbessert werden. Wegen Erhaltung der Wälder seien besondere Vorschriften nothwendig. Die Liberufer sollen rectificirt, der Schifffahrt auf der Tiber aufgeholfen und überhaupt die Handelsmarine gehoben werden. Schließlich werden auch noch die Eisenbahnen erwähnt, von deren Bau sich der Minister das Beste für den allgemeinen Wohlstand verspricht.

Wer wollte leugnen, daß ein Programm wie dieses jedem Finanzminister Ehre machen würde? — das Unglück ist, daß es nicht zur Ausführung kam. Allerdings hatte Morichini die Genugthuung, am 9. März 1848 die päpstliche Verordnung zu unterzeichnen, worin die Freiheit des Grundeigenthums als eine der Hauptsäulen des allgemeinen Wohls bezeichnet, demgemäß die Befreiung der Grundbesitzer von der Entrichtung des Kanons und anderer Lasten an die Kirche und ihre Institute verfügt, und eine genaue Ablösungsordnung publicirt wird. Allein in der folgenden Reactionsperiode wurde diese Errungenschaft wieder beseitigt. Die Curie nahm lieber einen andern Vorschlag Morichini's auf, indem sie sich entschloß, Gewerbe und Handel zu besteuern. Die richtige Vertheilung der Steuer machte jedoch die größten Schwierigkeiten, weil bei dem gänzlichen Mangel einer Statistik des Kirchenstaats nur ein höchst mangelhafter Tarif für die Steuer angefertigt werden konnte. Die Erhebung derselben stieß daher auf die größten Schwierigkeiten; die Maueranschläge, worin zur Bezahlung aufgefordert ward, wurden beschmutzt und abgerissen; die allgemeine Unzufriedenheit wurde durch diese finanzielle Maßregel noch gesteigert.

Man fragt, warum die Finanzconsulta, die doch seit 1848 bestand, nicht für Verbesserung der finanziellen Lage sorgte. Freilich bestand sie, aber gerade in den wichtigsten Angelegenheiten wurde sie nicht befragt, oder ihren Wünschen zuwidergehandelt. Ihre Mitglieder waren vom Ministerium ernannt, ihre Verhandlungen wurden geheim gehalten; doch ward hin und wieder etwas darüber ruckbar. Die Regierung selbst aber bekam in den Berichten der Consulta die bittersten Wahrheiten zu hören. Nur von Erfolg waren diese Vorstellungen nirgends; die Regierung fuhr fort die gewagtesten Experimente zu machen, lediglich um den Schein einer geordneten Finanzverwaltung zu verbreiten und das Publicum über die wahre Sachlage zu täuschen. Wir führen nur Weniges an. Im Jahr 1850 entschloß man sich das Papiergeld aus dem Verkehr zu ziehen, wobei man den Credit, dessen sich der Staat erfreute, in einem möglichst günstigen Lichte erscheinen lassen zu können meinte. Es wurden 50,000

Schuldverſchreibungen auf den Staatſchatz im Werth von 5 Mill. Sc. ausgegeben, zu 5 Prozent, in zehn Jahren tilgbar al pari, natürlich ohne Zwangscourſ. Allein die Regierung ſchlug ihren Credit zu hoch an. Es wurden nur 38,843 Schuldverſchreibungen angekauft, welche ſomit eine Staatſchuld von 3,884,300 Sc. repräsentirten; dafür betrogen jedoch die in Papiergeld gemachten Einzahlungen nur 3,310,340 Scudi, ſo daß der Staat 564,960 Scudi, d. h. 17 Prozent verlor. Im Lauf der Zeit ſank der Courſ immer mehr; innerhalb ſieben Jahren kam es dahin, daß der Verluſt der Staatslaſte ſich auf 54 Prozent belief. — Während der 24 Jahre von 1831 bis 1854 waren zehn Staatsanleihen gemacht worden, deren Geſamtſumme ſich auf 32,564,814 Scudi belief, alle tilgbar binnen 36 Jahren. Man höre nun, welches Manoeuvre die Regierung erdachte um von Erſparniſſen reden zu können. Sie traf mit dem Hauſe Rothſchild eine Vereinbarung dahin, daß alle dieſe einzelnen Anleihen annullirt und dafür eine einzige neue creirt werden ſollte, im Geſamtbetrag der Obligationen, die am 30. November 1857 noch circulirten. Es wurde eine bergeltalt erzielte Erſparniß von 5 Millionen angekündigt; die Schuld, hieß es, betrage nur noch 27,564,814 Scudi. In Wahrheit war dieſes ein plumper Betrug: bereits vorher waren 8,191,821 Scudi getilgt, die Schuld konnte alſo nur noch 24,372,999 Scudi betragen. Es lag demnach keineswegs ein Gewinn von 5 Millionen, ſondern im Gegentheil ein Verluſt von 3,181,821 Scudi vor, in welcher Summe die Koſten dieſes Finanzkunſtſtücks und ein nicht unbeträchtliches Deficit enthalten war.

Auch ſonſt war die Regierung in den Mitteln, das Publicum über den wahren Stand der Finanzlage zu täuſchen, hinklinglich erfinderiſch: ſie wußte, wo ſie es nöthig fand, das Gleichgewicht zwiſchen den Einnahmen und Ausgaben immer herzuſtellen. Sie legte nämlich die Ausgaben, welche zu Staatszwecken gemacht wurden, alſo auch dem Staat zur Laſt fallen ſollten, auf einzelne Provinzen und Gemeinden um, ſo daß die Staatsausgaben viel niedriger erſchienen als ſie wirklich waren. So mußten z. B. allein die Legationen von 1849 bis 1859 unter dem Titel „außerordentlicher Ausgaben“ und für die Unterhaltung der Deſterreicher eine Summe von 3,987,005 Scudi bezahlen, während billigerweiſe die Koſten der öſterreichiſchen Occupation dem Staatſchatz hätten zur Laſt fallen ſollen; auch war ausdrücklich vertragsmäßig feſtgeſetzt, daß die päpſtliche Regierung zum Unterhalt dieſer 12000 Mann ſtarke Occupationſarmee monatlich 36000 Gulden beizusteuern habe.

In Wahrheit geſtalteten ſich die finanziellen Verhältniſſe immer nachtheiliger. Von 1850 bis 1858 vermehrten ſich die ordentlichen Ausgaben

um 3,646,638 Scudi, wogegen der Amortisationsfond vermindert wurde. Ist denn überhaupt eine rationelle Staatswirtschaft und, worauf sie sich nothwendig gründen muß, ein gesundes volkswirtschaftliches Leben denkbar in einem Staate, wo die Besitzungen der todtten Hand einen Katasterwerth von 47 Millionen Scudi repräsentiren, der doch nur ein Viertel des wirklichen Werthes ist? Im Ganzen zogen die 38820 Geistlichen im Kirchenstaat im Jahr 1858 und früher aus einem activen Capital von 226 Millionen Scudi einen jährlichen Ertrag von 11 Millionen, was für den Einzelnen im Durchschnitt eine Einnahme von 287 Scudi ergibt; — dabei sind die Besoldungen der Großwürdenträger der Kirche und die Einnahmen aus dem Privatvermögen der Cleriker nicht mitgerechnet. Die jährlichen Einnahmen der Laien hingegen betragen im Durchschnitt 32,035,714 Scudi, was auf den Kopf etwa 10 Scudi giebt, also nicht einmal ganz den acht und zwanzigsten Theil der Einnahme des einzelnen Clerikers. Kurzum: der Klerus, der so gut wie nichts beisteuerte, verschlang den größten Theil des Staatseinkommens; er nahm alle Privilegien und die höchsten Aemter für sich weg, ohne die Lasten und Opfer mitzutragen.

Sollen wir nun weiter gehen, und zeigen daß alle diese Schäden keineswegs bloß zufällige und vorübergehende Erscheinungen sind, sondern daß ihnen tiefere Ursachen zum Grunde liegen? Wir verzichten darauf, den in einer Einleitung enthaltenen Erörterungen des Herausgebers zu folgen, worin er den Beweis zu führen sucht, daß die päpstliche Regierung sich in fortwährendem Widerspruch mit den Satzungen der Kirche und mit dem kanonischen Rechte befinde; daß zwischen der Politik der päpstlichen Regierung und der alten Kirche, als deren Nachfolgerin jene sich doch gerire, ein gewaltiger Contrast bestehe; daß der Papst, während er Anspruch auf die Souveränität erhebe, doch zugleich eine Stellung einnehme, welche ihm verbiete, das zu thun, was Sache der weltlichen Fürsten sei; daß endlich die weltliche Herrschaft des Papstes selber in Wahrheit eine illegitime sei. Unser Zweck war lediglich der, Proben mitzutheilen von dem Geiste, in welchem die Regierung des heiligen Vaters das Regiment über seine Unterthanen führte, Proben von den Früchten einer von diesem Geiste durchdrungenen Politik. Die Früchte sind, so scheint es, gerade in unserer Gegenwart reif geworden, in einer Zeit, welche, wie selten andere, kritisch für den Bestand oder Umsturz von Thronen ist. Wie wird der Statthalter Petri aus dieser Crisis hervorgehn? Es ist zugleich der Ruhm und die Gefahr der Zeit, in der wir leben, daß Zustände, die lange schon für unerträglich galten und doch getragen wurden, nun auch in Wirklichkeit zertrümmert werden. Nach unserm Dafürhalten ist die Entleidung des Papstes von der Souveränität nur eine Frage der Zeit.

Wir verkennen nicht die ganze Wucht der Intereſſen, welche dieſer Löſung ſich entgegenſtellen; aber wir ſind überzeugt, daß alle anderen Maßregeln nur Auskunſtmittel von vorübergehender Bedeutung ſind. Es kann der durchgreifenden und allein befriedigenden Löſung der Frage nur förderlich ſein, daß auch die Regierung des Staates, welcher die Leitung der Bewegung in die Hand genommen hat, ſelber vollkommen klar von dieſer Ueberzeugung erfüllt iſt. Es kommt Alles darauf an, ob ſie ſich auf dem rechten Wege befindet, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Und hier ſtehen wir an dem Punkte, wo unſere deutſchen Intereſſen unmittelbar in Frage kommen.

Es laſſen ſich zwei Wege denken, auf welchen eine geknechtete und zerriffene Nation ihre Freiheit und Einheit erringen kann. Sie kann mit eigenen Mitteln und aus eigener Kraft, als Reſultat eines ſteti gen Fortſchritts und der Durchbildung im Innern zuletzt den entſcheidenden Schritt thun; oder ſie kann, ſchon ehe die innere Durchbildung überall vollzogen iſt, die läſtigen Zuſtände abzuschütteln ſuchen, ein Verſuch, der aber ohne das Eingreifen fremder Mächte faſt mit Nothwendigkeit mißlingen wird, und doch, auch wenn fremde Hülfe hinzutritt, einen gefährlichen Keim von Unheil in ſich trägt. Die italieniſche Nationalpartei, Sardinien, die ihre Politik vertritt, hat ſich für den zweiten Weg entſchieden. Graf Cavour hat für die Befreiung Italiens die Mitwirkung eines fremden Staates in Anſpruch genommen; er hat ſich verbündet mit einem Manne, in deſſen Adern allerdings italieniſches Blut fließt, einem Mitglied der Familie Bonaparte, dem gegenwärtigen Selbſtherrſcher Frankreichs. Graf Cavour hat durch dieſes Bündniß Deutſchland gezwungen, ſeine Sympathien für die italieniſche Freiheits- und Einheitsbewegung Zügel anzulegen, und die ſardinische Politik mit einem gewiſſen Mißtrauen zu verfolgen. Wie gerechtfertigt und nöthig dieſes Mißtrauen iſt, hat die Abtretung Savoyens und Nizza's handgreiflich bewieſen, und Sardinien hat ſeitdem nichts ge than, ſich der franzöſiſchen Umarmung zu entledigen. In dieſem Augenblick ſteht in Rom und ſeiner Umgebung eine 40000 Mann ſtarke franzöſiſche Armee; — iſt dieſer Umſtand geeignet, die Löſung der italieniſchen, der römiſchen Frage zu erleichtern? Wenn 40000 Franzoſen in Rom, der Hauptſtadt Italiens, ſtehen, wird es bei all' unſren Sympathien für die letzten Ziele der italieniſchen Bewegung, ja, gerade wegen dieſer Sympathien, zur Pflicht, die äußerſten Eventualitäten in's Auge zu faſſen. Wir vermessen uns nicht, in die Pläne des franzöſiſchen Imperators einzudringen, aber das wenigſtens iſt klar: unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ſieht es in ſeiner und nicht in Sardinien's Gewalt, den Papſt ſeiner weltlichen Macht verluſtig zu erklären oder ihn darin zu beſaſſen. Eine Dro-

nung der italienischen Zustände mit Beibehaltung der weltlichen Macht des römischen Stuhls aber kann, wir wiederholen es, nur eine provisorische sein und bietet keine Garantie für ihre Dauerhaftigkeit, so wenig wie für das Glück Italiens. Wie nun, wenn der unberechenbare Mann den gewaltigen Schritt thäte und den Papst in der That seiner weltlichen Herrscherrechte entkleidete? Daran jedenfalls, glauben wir, kann kein Zweifel sein: er liesse sich diese Gabe von Sardinien theuer bezahlen, er würde einen Preis fordern, dessen Gewährung Europa noch mehr verwirren und in einen neuen Strudel blutiger Kämpfe stürzen müßte. Die größte und schwierigste Aufgabe würde alsdann Deutschland zufallen, und wir werden daher wohl thun, uns bei Zeiten zu vergegenwärtigen, wie die Genossen Frankreichs unsere eigenen Widersacher werden können, wenn diese nicht selbst das System ihrer Zwecke und ihrer Hülfen mit vorsichtiger Rücksicht auf ihre eigne und unsere Zukunft zu bemessen verstehen.

---

### Zum Berliner Universitäts-Jubiläum.

R. Köpke, Die Gründung der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Nebst Anhängen über die Geschichte der Institute und den Personalbestand. Berlin, 1860. 4to.

---

Wenn irgend ein Moment aus der Geschichte der Erneuerung des preussischen Staates nach tiefer Erniedrigung sich dazu eignete, durch besondere Feier dem jetzt lebenden Geschlechte vergegenwärtigt zu werden, so war es sicher der, welcher durch die Gründung der Berliner Universität bezeichnet ist. Denn diese Gründung stammte nicht bloß aus demselben Geiste, welcher damals den ganzen Körper unsres Staatslebens durchdrang, sondern sie erklärte und deutete denselben zugleich für Jeden, der irgend fähig war, ihn zu verstehn. Nicht bloß in der Entfesselung der bisher gebundenen materiellen und moralischen Kräfte fand der Staat die Mittel zu seiner Wiedergeburt, sondern er fand sie wesentlich darin, daß er das vollste und klarste Bewußtsein über dies Thun von oben her bekannte und weithin zu verbreiten verstand. Das Zeugniß, welches in jener Stiftung der Macht lebendiger Wissenschaft gegeben wurde, war ein förmliches und feierliches Bekenntniß zu den oft verleugneten, öfter verkannten und vergessenen, aber darum nicht weniger die Geschichte durchwaltenden Ideen.

Oft ist dies oder Aehnliches gesagt und nachgesagt worden. Nur um so wichtiger, daß es in dem vor wenigen Wochen gefeierten Feste lebendig gefühlt und angeschaut werden durfte. Wie anders doch war die Physiognomie dieses

Festes als die des Jubiläums der Universität Königsberg! Protestirend und in der Defensive mußte sich damals die Freiheit der Wissenschaft der engherzigen Disciplin gegenüberstellen, der sie von Staatswegen unterworfen werden sollte. In voller Uebereinstimmung der Würdenträger des Staats und der Wissenschaft durfte diesmal ausgesprochen werden, daß der Glaube an die Macht der Idee noch heute und heute wieder die Seele unsres Staatslebens ist. Es ist dies ausgesprochen worden in einer Zeit, deren Materialismus beinahe sprichwörtlich geworden. Ausgesprochen in einer Zeit andrerseits, in welcher jeden Augenblick die Forderung eintreten kann, zurückzugreifen zu denselben Mitteln, welche vor einem halben Jahrhundert das Vaterland retteten. Der ganze Geist jener Tage wehte durch die Rede des ehrwürdigen Mannes, der fast von den Anfängen der Universität eine ihrer ersten Stützen gewesen ist: er fand einen Widerhall ebenso in den Worten des Prinz-Regenten; — unmöglich, daß nicht Achtung und Zutrauen zu dem Mittelpunkte deutscher Kraft und Bildung alle zu dem Feste Herbeigeströmten von Neuem ergriffen haben sollte.

Was aber in der Bewegung des Festes selbst sich in Spruch und Rede zuspitzte, hat in einer langjährigen geschichtlichen Entwicklung seinen realen Hintergrund. Auch die Geschichtschreibung daher mußte das Ihrige thun, um in treuer Vergegenwärtigung der damaligen Stimmungen, Uebersetzungen und Entschlüsse den Sinn der That, welcher die Feier galt, einzuschärfen. Nur flüchtig pflegte bisher in den historischen Darstellungen der Jahre 1807 bis 1813 die Stiftung der Berliner Universität berührt zu werden. Nur von der Universität selbst konnte eine ausführlichere und genauere Darstellung ausgehn. Eine solche ist in den Tagen des Jubiläums selbst als würdigste und angemessenste Festschrift veröffentlicht worden. Die gründliche und elegante Arbeit von Köpke liegt uns vor, und wir glauben die Erinnerung an den 15. October nicht besser fixiren zu können, als indem wir an dem Faden dieser Darstellung und der sie reichlich begleitenden, grüßentheils jetzt zum ersten Male veröffentlichten Actenstücke jene Gründungsgeschichte unsern Lesern in ihren Hauptmomenten vorführen. —

Nichts vielleicht veranschaulicht uns den Moment der Stiftung der Universität so lebendig, als die Stimmung, in welcher im Herbst 1806 Schleiermacher den Untergang der Universität Halle erlebte und erlitt. Das tiefe Gefühl für das mit prophetischem Blicke von ihm vorausgesehnte Unglück des Vaterlandes verband sich bei ihm mit dem Schmerze, daß nun ein allerwichtigstes Mittel verloren sei, dieses Unglück zu bewältigen. Er beklagte das Eine vor Allem, daß ihm nunmehr verwehrt war, in seinem nur eben erst so frisch und so erfolgreich angetretenen Lehrberuf auf die Gesinnung der Jugend zu wirken, an der ja vorzugsweise die Rettung des Vaterlandes hing. Ihm stand es fest, daß eine Universität, die unter Westphälischem Scepter stehe, keine, wenigstens keine deutsche Universität mehr sei. Wie sehr sich die Fürsorge Hieronymus Napoleons für die Universität Halle mit angeblichem Sinn für deutsche Wissenschaft maskirte — er sah darin nur ein Spiel „der Operationen, die geradezu auf Vernichtung deutschen Sinnes und Geistes gehn,“ und an diesen sich auch nur „durch sein Dasein“ zu betheiligen, war ihm unmöglich. Ein rechtes Gegenbild zu jenem Joh. v. Müller, der als Minister des neugestempelten Königs

seinen Ruf als Historiker zu Grabe trug, schüttelte er den Staub da, wo fortan französische Geseze herrschten, von seinen Füßen. Sein wissenschaftlicher Beruf war ihm unzertrennlich von seiner patriotischen Pflicht und unzertrennlich von der Aufgabe, frommen Muth in die Gemüther zu hauchen, deutschen Geist und protestantisches Wesen zu erhalten und zu vertheidigen. Und Preußen vor Allem und trotz Allem galt ihm als „der letzte Hort dieser höchsten Güter. Das Unglück, welches Andre abtrünnig macht — ihn zog es an: in der Standhaftigkeit Friedrich Wilhelm's III. sah er die Bürgschaft, daß Preußen aus seinem Fall erstehen und durch Preußen Deutschland gerettet werden würde. So war in ihm die Idee gleichsam persönlich, die sich in der Gründung der Berliner Universität verwirklichte. Das Scherzwort, das er in der Schrift gegen Schmalz fallen läßt, war im eigentlichsten Sinne wahr: bei ihm — und wir müssen hinzufügen bei Fichte — „wurde nachmals die ganze Universität angestellt.“

Diese Gründung hatte freilich schon in früheren Projecten ihre historische Basis, aber diese Projecte waren doch auf einem durchaus andern Boden gewachsen und hatten ein durchaus anderes Ziel als das, welches nun auf dem Boden der heilsamsten Noth wirklich zur Ausführung gedieh. Wohl handelte es sich auch damit um eine Umbildung des alten Universitätswesens. Man weiß, wie Lessing diesem Wesen gram war. Aber auch die trivial-aufklärerische Strömung ging am Ende des achtzehnten Jahrhunderts stark gegen Alles, was kunst- und zopfmäßig, was als bloßer Rest mittelalterlicher Anschauungen an den bisherigen Universitäten zu haften schien. In besonderen Schriften wurde die alte Facultätseintheilung angegriffen und durch eine zeitgemäßere — als z. B. nach Erhard's Vorschlag: Philosophie, „Wohlfahrtskunde“ und Heilkunde — zu ersetzen versucht; in einer Reihe neuer Verordnungen wurden in Preußen die Universitätsstudien strenger geregelt und vor Allem dem praktischen Bedürfnisse des Staats näher gebracht. In Berlin hatte dieser aufklärerische und utilitarische Geist seine Hauptstätte, und so entsprang hier der Gedanke, eine Lehranstalt zu errichten, welche nicht zwar eine Universität, wohl aber etwas Besseres, Umfassenderes, Zeitgemäheres sein sollte. Die Idee einer solchen Anstalt kulpiert sich an die Namen Veyme und Engel. Wenigstens einer der Entwürfe, in welchem der Letztere diese Idee ausführte, liegt uns in unserer Schrift vor, und wir ersehen daraus, daß es sich für den „Philosophen für die Welt“ darum handelte, auch die Wissenschaft und ihre Lehre auf die Form eleganter Popularität herabzubringen. Es war auch in diesem Project etwas von dem Talent, das Fr. Schlegel ihm nachsagte, von dem Talent, „die Nullität mit Anstand zu behandeln und zu verzieren.“ Sein Gedanke war nicht so sehr, die Hauptstadt durch ein wissenschaftliches Institut zu heben, als vielmehr die Wissenschaft dem Niveau der Hauptstadt gleich zu machen. Sehr stark war der Nützlichkeitsgesichtspunkt accentuirt; es wäre, wie er mündlich äußerte, „dem Staate eine Fabrication zu gewinnen, die ihm jährlich vielleicht eine halbe Million eintragen würde.“ Und wie leicht erschien dem gewandten Manne das schwierige Unternehmen! „In Berlin brauchte das, was man anderswo Universität nennt, nicht eigentlich erst errichtet zu werden“ — die trefflichsten Männer sind ja schon da und halten schon jetzt Vorlesungen. Dieser sollte nach Engel's Vorschlag ein

Verzeichniß der Vorlesungen, Nicolai eine Liſte der etwa noch zu berufenden Gelehrten entwerfen! — Es war in der Ordnung, wenn ſpäter Schleiermacher und F. A. Wolf darin vollkommen einſtimmig waren, daß ſie mit einer ſolchen unter Engel's Aupicien zu errichtenden Univerſität nichts möchten zu ſchaffen gehabt haben.

Nichts deſto weniger war der Gedanke Engel's und Beyme's kein bloßer Einfall; er war aus den factiſchen Zuſtänden Berlins erwachſen. Berlin reiſte wirklich durch ſich ſelbſt der Beſtimmung, eine Univerſität zu tragen, je länger je mehr entgegen. Eine Reihe von wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Sammlungen, durch fürſtliche Munificenz geſtiftet, ſtellten hier allerdings ſeit lange ein Analogon einer Univerſität vor. Die geiſtige Regſamkeit, der Bildungſinn der Bevölkerung drängte weiter. Vorleſungen vor einem gemiſchten Publicum über faſt alle Fächer des Wiſſens waren ſeit dem Ende des ſiebenjährigen Krieges Sitte geworden. Und eben hieran knüpfte ſich die propagandiſtiſche Betriebsamkeit der Männer an, welche die neue anti-aufkläreriſche Bildungsperiode vertraten. Wie einſt die Sophiſten nach Athen, ſo zogen ſich die Romantiker nach Berlin. Im Lager der Aufklärung erklärte A. W. Schlegel in ſeinen Wandervorleſungen über Literatur und Kunſt der Aufklärung den Krieg, und vor einem glänzenden Zuhörerkreiſe wußte Fichte, der Verbannte von Jena, der Verfaſſer des Anti-Nicolai, Popularität mit wiſſenſchaftlicher Strenge zu verbinden, indem er ſeine Wiſſenſchaftslehre im tapferſten Glauben an ſich und an die Wahrheit als „die vollſtändige Löſung des Räthſels der Welt und des Bewußtſeins mit mathematiſcher Evidenz“ proclamirte.

So ungefähr ſtanden die Dinge und die Projecte, als die Niederlage von Jena und der Frieden von Tiliſt den ganzen Gewinn der bisherigen Bildungsperiode zu zerſtören drohte. Die Wahrheit iſt: die Erfahrung des Unglücks weckte zu der vorhandenen intellectuellen Kraft die moraliſche. Was in einzelnen Männern bereits lebte, die untrennbare Einheit des Denkens und Wollens, der Geiſt der Schleiermacher und Fichte, die ethiſche Virtuoſität und der ethiſche Heroismus, — dieſer Geiſt trat jezt rettend und ſchöpferiſch auf. Was man in der Jugend wünſcht, das hat man im Alter die Fülle. Wenn einſt der große Kurfürſt ſich für das Ideal einer brandenburgiſchen Univerſität begeistert hatte, die ein allgemeines Aſyl für alle Nationen und alle Religionen, alle Kunſt und alle Wiſſenſchaft hatte werden ſollen, ſo realiſirte ſich jezt dieſes Ideal, — wie Ideale ſich ſiets zu verwirklichen pflegen. Der Geiſt, der in Fichte's Reden an die deutſche Nation wehte, erſchuf, um die Nation wiederzuſchaffen, eine nationale Univerſität. Nicht nach, ſondern vor der Schlacht bei Salamis ſollte das Perikleiſche Zeitalter ſeinen Anfang nehmen.

Motive mehr praktiſcher und gewöhnlicher, ſelbſt eigennütziger Art wirkten, wie natürlich, mit jenen idealen zuſammen und gaben thatſächlich ſogar den erſten Anstoß. Der halliſche Jurist Schmalz war der Erſte, der nach dem Tiliſter Frieden dem Könige die Bitte um Verlegung der Halliſchen Univerſität nach Berlin vortrug. Er wollte, wie Schleiermacher ſagt, die verlorene Univerſität „mit Mann und Maus“ nach der Hauptſtadt verſetzen. Das Project war in dieſer Faſſung unausführbar; auf den Kern der Sache nichts deſto weniger ging

der König bereitwillig ein; er legte die Ausführung in Beyme's Hand und seine Antwort an Schmalz bezeichnete zugleich knapp, aber treffend den höheren Sinn des Unternehmens: „der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Und so sollte nun Beyme einen alten Lieblingsgedanken noch selbst auszuführen anfangen, einen Gedanken, der sich ihm freilich, fast ohne daß er es wußte und wollte, unter den Händen zu wesentlich anderer Bedeutung modificirte. Von der Strömung der Zeit selbst sehen wir Beyme allmählich in ganz neue und höhere Bahnen hinübergewiesen. Statt auf Engel, setzt er jetzt sein Vertrauen auf keinen Geringeren als auf Fichte, und ein anderer seiner Berather ist der große hollische Philologe — F. A. Wolf.

Entgegengesetztere Geister, als den großen Philosophen und den großen Kritiker konnte es nicht leicht geben. Zwischen dem rücksichtslos a priori construirenden Denker und dem genialen, aber tief egoistischen Gelehrten befand sich die praktische Ausführung des neuen Unternehmens in einem ählichen Gedränge, dem die Weisheit und Gewandtheit des Cabinetssecretärs nicht gewachsen war. Die Denkschriften Wolf's an den Lesern liegen uns in dem Köpke'schen Werke vor. Sie sind, wenn man die durchgehende Gestimmung im Ganzen in's Auge faßt, dasjenige, was dem Geiste der Gründung am fernsten steht, — das Widerwärtigste und Unerfreulichste. Sie sind, wenn man auf die Vorschläge und selbst die Einfälle des Verfassers im Einzelnen sieht, voll des brauchbarsten und trefflichsten Materials. Die Personalnotizen und Personalkritiken, die er giebt, mußten in der Hand eines selbsturtheilenden Mannes unschätzbar sein. Aber es war gefährlich für Beyme, daß der Plan sichtbar voll Accommodation an die geschäfts- und hofmännischen Ansichten des Leseren über das alte Universitätswesen war. Denn es versteckte sich dahinter die persönliche Verstimmlung, die collegialische Unverträglichkeit, die auszeichnungssüchtige Vornehmheit und Arroganz des Mannes. Wenn die neue Universität nicht eigentlich eine Universität, sondern gleichzeitig ein „Nationalinstitut“ und eine „polytechnische Schule“ werden sollte, wenn an die Stelle der vier Facultäten acht Sectionen treten sollten, wenn namentlich die Verbindung der neuen Anstalt mit der Akademie in den Vordergrund gerückt wurde, so war das Alles nicht zum wenigsten deshalb so gestellt, damit Wolf für sich selbst eine möglichst aparte und vortheilhafte Stellung sich zurechtmachen konnte. Er selbst, wie Köpke mit Recht sagt, stand im Mittelpunkte des ganzen Planes. Und doch, so deutlich die Absicht bei der genialen Nonchalance der Wolf'schen Ausführungen durchblickte — erst als der ungeduldige Mann hinter Beyme's Rücken in der indiscretesten Weise für seine Projecte zu agitiren anfing, erkannte dieser, daß mit so unlauterer Hülfe nichts zu machen sei.

Aber auch Fichte's Rath war, aus den entgegengesetzten Gründen, von geringer Brauchbarkeit. Sein „Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt“ griff weit über das Mögliche und Nöthige zu einem strengen Ideal, welches durchaus die Bürde des Wissenschaftslehrers trug. Es war „eine platonisirende Construction nicht allein der besten Erziehung, sondern des Staates, in dem die Philosophen herrschen sollen.“ Und zwischen den Denkschriften von Fichte und Wolf bewegten sich die Vorschläge, die zahlreich von

anderen Seiten herbeikamen. Unser Verfasser zählt zwischen dem Herbst 1807 bis Herbst 1808 nicht weniger als dreizehn Schriftstücke dieser Art, durch Namen empfohlen, wie Schütz, Keil, Hufeland u. A. In der That, in der Verwirrung der Stimmen, von denen die einen die praktische Seite, die andern die ideale in's Auge fassen, von denen die einen möglichst an das Gegebene und Historische sich anlehnen, die andern einen Neubau von Grund aus wollen — in dieser Verwirrung war es nicht leicht, einen Ausweg und Entschluß, in der Noth der übrigen Situation war es überdies ebenso schwer, die nöthige Besinnung und die nöthigen Mittel zum Handeln zu finden.

Was Wunder, wenn in der Förderung des großen Vorhabens eine Stodung eintrat? Sie fällt zusammen mit dem durch das Bedürfnis einer einheitlichen Leitung des Staatsganzen nöthig gewordenen, durch Stein durchgesetzten Rücktritt Beyme's. Innere und äußere Hemmungen erregten seitdem in den Eifrigsten und Gläubigsten Zweifel an dem Zustandekommen des Begonnenen. Die vorläufig gewonnenen, durch Hoffnungen, Versprechungen oder Wartegeld verträsteten Lehrkräfte hielten nur theilweise Stand. Die Augsburger Allgemeine Zeitung begann zu höhnen. Die Universität Halle existirte wieder als Westphälische Universität; die alte Frankfurter erhob sich noch einmal zu der Hoffnung, ihr Dasein fortzustricken zu können. Auf's Neue wurde die Zweckmäßigkeit einer Universität in der Residenz in Frage gezogen. Sogar von Seiten der Akademie wurde ein Protest gegen die beabsichtigte Verbindung mit der zu errichtenden neuen Anstalt laut. Stein endlich, der jetzt am Steuerruder des ganzen Staates stand, hatte in erster Linie sein Interesse anderen Dingen zuzuwenden, und diejenigen wiederum, welche Beyme für die Universitätsangelegenheit zunächst zu ersetzen hatten, waren sehr entfernt von Stein'scher Energie und Willenskraft.

Erhalten nun wurde in dieser Lage der Dinge die Idee der Sache durch die Treue der Männer, welche jetzt bereits eine Berliner Universität noch vor der wirklichen Existenz derselben repräsentirten. Fichte, Schleiermacher, Schmalz, Froriep, eine Zeit lang auch Wolf, hatten auf eigene Hand begonnen, Vorlesungen zu halten. Wenn in Fichte's »Reden,« die in die Reihe dieser Vorlesungen gehören, der Gedanke der nationalen Erziehung der durchschlagende war, so trat gleichzeitig in Schleiermacher's »Gelegentlichen Gedanken über Universitäten« die wissenschaftliche Seite der beabsichtigten Gründung in der reinsten Weise hervor. Hier, in der That, war mehr, als in allen bisherigen officiellen Denkschriften über diesen Gegenstand. Die echte, d. h. die lebensvolle, die concrete Idee der neuen Universität trat hier zuerst an's Licht. Mit echt Schleiermacher'scher Besonnenheit, mit Freiheit zugleich und mit Feinheit war hier ebenso alles Kleinlich Außere wie alles Ausschweifende und Unpraktische bei Seite geschoben. Die Universität, wie Schleiermacher sie darstellte, war zugleich eine ideale und eine mögliche. Die Quintessenz seiner eignen Erfahrungen, den guten Geist gleichsam seiner hallischen akademischen Thätigkeit hatte er in dem kleinen Büchlein niedergelegt. Als den Zweck der Universität stellte er die Erzeugung wissenschaftlichen Lebens hin. Nur in der Temperatur einer völligen Freiheit schien ihm dieser Zweck erreicht werden zu können. In sorgfältigster Abwägung aller Momente der Gegenwirkung zwischen dem staatlichen und dem

wissenschaftlichen Interesse, legte er alles Gewicht auf die Selbständigkeit des Leseren; dies Lesere machte er endlich auch zum Maasse für die etwa notwendige Belebung oder Umbildung der gegebenen und historisch ehrwürdigen „gothischen Formen“ unserer bisherigen Universitäten. Man darf sagen: die Schleiermacher'sche Schrift war der Beweis, daß das große Project innerlich reif war. Nur die starke und zugleich geschickte Hand, nur der Staatsmann fehlte noch, welcher in demselben Geiste das Werk zur Vollendung führe.

Und dieser Mann ließ nicht auf sich warten. Zwar Stein war das Opfer heimischer Intrigue und Napoleonischen Hasses geworden. Nicht in allen Sittüden fand sein Werk die Fortsetzer, die er ihm selbst gewünscht hätte: der wichtige Zweig des Unterrichtswesens fiel unter die Leitung eines Mannes, der auf diesem Gebiete im Sinne Stein's zu leisten vermochte, was Stein selbst niemals vermocht hätte. Von seinem Gesandtschaftsposten in Rom wurde W. v. Humboldt in das preussische Ministerium berufen. Er legte dies neue Amt nicht eher nieder, als bis die Gründung der Berliner Universität gesichert war. Die wirkliche Errichtung der Universität ist sein, ganz sein Werk.

Gewiß, er war der Mann für dieses Werk, wie kein Zweiter. Die Idee vollendeter, universell menschlicher Bildung war die Idee seines Lebens. Der Bildung und der Wissenschaft eine Stätte zu errichten in einem Momente, in welchem es kaum noch einen Zufluchtsort für sie zu geben schien, eben das war ganz im Sinne seines durch die Beschäftigung mit Kunst, Alterthum und Philosophie genährten Glaubens an die Macht der Ideen. Sein Idealismus hatte wohl eine andere Färbung, aber er war so stark wie der Idealismus Fichte's und so besonnen wie der Schleiermacher's. Mit der Befestigung Beider vereinigte er den kühnen Scharfblick seines Freundes Wolf und mit dem Allen jenes einzige Geschick, durch Vorsicht und Geduld auch der widerstrebenden Wirklichkeit den Platz für die Realisirung seiner Ideen abzugewinnen. Mit diesen Eigenschaften ging er an seine Aufgabe. Schritt für Schritt sehen wir ihn dem Ziele sich nähern. Die in Berlin harrenden Professoren werden der Universität gesichert, andere gelehrte Kräfte hinzugeworben; das Prinz Heinrich'sche Palais wird als geeignetste und würdigste Stätte für die neue Anstalt von der Munificenz des Königs erbeten, hergerichtet, in Beschlag genommen; es wird vor Allem endlich durch den Vorschlag der Dotirung der Universität aus Domänen für eine reiche und sichere Befriedigung ihrer finanziellen Bedürfnisse gesorgt. Aus Humboldt's gesammelten Werken konnte man schon bisher den Bericht an den König, in dem er unter'm 24. Juli 1809 den ganzen Plan von dem höchsten Gesichtspunkt aus durch die praktischen hindurch bis zu den zunächst notwendigen Mitteln entwickelt. Unsere Jubelschrift bringt jetzt noch eine Reihe weiterer Schriftstücke aus Humboldt's Feder, die uns seine unermüdete Sorge für die mit seinem Herzen verwachsene Angelegenheit vergegenwärtigen. Wir sehen daraus, wie er nach erfolgter Genehmigung seiner Anträge Seitens des Königs für die Durchführung seiner Finanzvorschläge zu kämpfen hat und wie er dabei auf sein eigenes Wort zurückverwiesen wird, daß man im Großen nur dann etwas wirkt, wenn man auch mit dem minder Guten anzufangen entschlossen ist. Weit entfernt, in der Vereitelung der Dotation aus Domänen, in der Verstärkung der

ursprünglich beantragten Mittel einen absoluten Fehlschlag zu beklagen, drängt er nun, daß nur endlich die Sache selbst werde, daß unter allen Umständen begonnen, daß nicht länger der Moment versäumt werde, in welchem der Eifer am regsten, in welchem die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf das werdende Institut gerichtet sei. Und immer wieder leuchtet dabei durch alle Einzelerwägungen der leitende Grundgedanke hell hindurch — wie ein Refrain lehrt die Einschärfung wieder: »daß der preussische Staat kein anderes Mittel mehr hat, und kein Staat ein edleres haben kann sich auszuzeichnen und hervorzuthun, als liebevolle Beförderung der Wissenschaft und Kunst, und daß daher selbst politisch, da Achtung bei'm Auslande das ist, worauf ein Staat immer zuerst zu sehen hat, auch eine unverhältnismäßige Verwendung der Staatskräfte auf diesen Endzweck gerechtfertigt werden kann.«

Noch am 12. August 1810, nachdem er seit Monaten bereits seine Geschäfte bei der Unterrichtssection niedergelegt hatte, richtet Humboldt an Hardenberg eine dringende Aufforderung, die Universität endlich zu eröffnen: in einer »zur Einrichtung der Universität« von ihm zusammengestellten Commission, in welcher Uhden, Süvern\*) und Schleiermacher ihm zur Seite gestanden, hatte er Alles zu dieser Eröffnung vorbereitet, das Lehrmaterial war durch Berufungen nach allen Seiten vervollständigt, die Gesetze der neuen Anstalt, ihre förmliche Constituirung in Angriff genommen worden. Was im Einzelnen von dieser Commission festgestellt wurde, ist natürlich nicht dieses Ortes, wiederzugeben. Ein Lehrinstitut von noch nie dagewesenen Dimensionen, nach einem ganz neuen Riß und in ganz modernem Geschmac, eine Universität, die mehr als eine Universität, ein ideales Muster für die Zukunft werden sollte — so hatten Philosophen und Staatsmänner ursprünglich die Gründung sich vorgestellt. Als am 10. October in bescheidener Feierlichkeit die Anstalt endlich eröffnet wurde, da fand sie sich als eine Universität fast durchaus nach dem Zuschnitt aller andern Universitäten. Ein Rector stand an der Spitze. Die »ganz aus der Barbarei conservirten« Facultäten hatten jede ihren Decan. In alter Weise erfolgten alsbald die Promotionen; neben ordentlichen und außerordentlichen Professoren standen die Privatdocenten: — es war eine kaum nennenswerthe Neuerung, daß z. B. für Ehrensachen die Einsetzung einer studentischen Jury beschloffen worden war. Bis auf diesen Tag wiederholen sich die Vorschläge zur Reform unserer Universitäten, auch das Jubelfest der Berliner Universität hat dergartige Stimmen von Neuem laut werden lassen.\*\*) Aber die Wahrheit ist: die Universität, an welcher ein Schleiermacher, Fichte, Böckh, Savigny lehrten, die Universität, die aus dem besten Geiste, ja aus dem Herzblut deutschen Lebens geschaffen worden, war trotz alles allfränkischen Aussehns eine wahrhaft neue und bedeutete einen Umschwung des ganzen bisherigen Universitätswesens. Nicht Gesetze und Institutionen, sondern die Männer, die jene handhaben, der Geist,

\*) Vgl. W. A. Passow, »Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Süvern, Thörn 1860« — ein Festprogramm des Thörner Gymnasiums zum Universitäts-Jubiläum.

\*\*\*) Sehr maagvolle Vorschläge deutet die kleine Schrift von J. B. Meyer, »Gedanken über eine zeitgemäße Entwicklung der deutschen Universitäten,« Hamburg 1860, an.

der diese belebt, geben dem Körper des Staates und ebenso dem wissenschaftlichen Organismus sein Gepräge. Am allerwenigsten für unsere Universitäten bedarf es neuer, besonders ausgeklügelter Formen: ihr Boden hat sich bis heute frisch und tragsähig erwiesen und sie werden den Kern und Mittelpunkt deutscher Bildung ausmachen, so lange jene universelle Freiheit wissenschaftlicher Ansicht in Kopf und Herzen unserer Universitätslehrer lebt, die den Korpphären der Berliner Universität ihre umfassende Wirkung auf die Wissenschaft und ihre Jünger möglich machte. Nicht die Facultäten, sondern der Facultätszopf ist ein Hinderniß des Eindringens neuer intellectuellder und moralischer Elemente in den Bezirk unserer Hochschulen. Haben dieselben der weltlichen neben der theologischen Wissenschaft, so werden sie mit der Zeit auch der praktisch-bürgerlichen neben der abstract theoretischen Wissenschaft Raum gewähren. Es ist ihre Aufgabe, diesen Raum nicht sowohl in einem neuen Seitenflügel des alten Baues, als in dem innersten Heiligthum der Wissenschaft selbst zu ermitteln, und wenn es ehemals die Philosophie war, welche der Wissenschaft diese Elasticität gab, so gilt es jetzt vor Allem, alle guten Geister der Geschichte, dieser menschlichsten aller Wissenschaften aufzurufen, um alles Wissen, Können und Bedürfen einer neugewordenen Zeit in Leben und Lehre der Universitäten auch ferner zusammenzugreifen.

Daß die Berliner Universität auf der Höhe ihrer Zeit stand, hatte sie bald genug Gelegenheit zu bewähren. In den Befreiungskriegen bestand sie ihre erste, in der Zeit der folgenden Rückwirkung bestanden wenigstens ihre Besten eine zweite und schwerere Probe. Auch unter der Leitung eines so nüchternen und beschränkt praktischen Staatsmannes wie Humboldt's Nachfolger Schudmann war, auch unter dem Druck der engherzigen Ansichten, die bereits im Jahre 1817 selbst Hardenberg auf Schleiermacher's politische Vorlesungen scheel sehen machten — selbst unter solchen Verhältnissen verleugnete die neue Anstalt die Geschichte ihrer Gründung nicht. Sie rüstete ihre Zöglinge mit todesmüthiger Begeisterung zum Kampf für die Heimath, sie sammelte die Zurückgekehrten zu treuem Glauben an die befreienden Mächte der Vernunft und Wahrheit. Wir folgen unserem Autor nicht in seinen Bericht über diese erste Lebensperiode der Universität, sondern schließen mit einem dankbaren Hinweis auf das reiche Material, das er in den beigelegten Urkunden vor uns ausgebreitet hat. Wir überlassen es dem Leser sich an dem Abstand der Schudmann'schen von den Humboldt'schen Aeußerungen zu ergöhen. Der schöne Brief Niebuhr's über seinen Freund Heindorf ist ein ebenso schätzenswerther Beitrag zur Charakteristik Niebuhr's, wie zur Charakteristik des Zustandes der humanistischen Wissenschaften an der jungen Anstalt. Das Schreiben endlich, mit welchem Fichte die Bitte um Enthebung von seinem Rectorat motivirte, nur unvollständig bisher in Fichte's Leben veröffentlicht, wird für Manche die Worte der Böckly'schen Rede über diese Angelegenheit verständlicher machen: es ist das schönste Denkmal für das Denken und Wollen des Mannes, es zeigt denselben in seiner ganzen Eigenartigkeit und in seinem Gegensatz gegen Andere, es zeigt ihn in seiner Stärke wie in seiner Milde, in der ganzen Härte seiner Rechtschaffenheit und der ganzen Reinheit seiner Gerechtigkeitsliebe.

## Die Neugestaltung Oesterreichs.

Aus Oesterreich. \*)

Wer das Diplom vom 20. October gelesen hat, das uns als ein „beständiges und unwiderrufliches Staatsgrundgesetz“ verliehen worden ist, wird alsbald herausgefunden haben, daß die drei kurzen Paragraphen desselben nur die allgemeinsten Umrisse einer Verfassung aufstellen und daß erst die Ausfüllung und Benützung dieser Formen den Maasstab zur Beurtheilung derselben an die Hand geben können. Die seit dem Diplom erlassenen kaiserlichen Handschreiben und die durch sie angekündigten oder schon angeordneten Reformen sind es daher, die gleich mit dem Diplom in's Auge gefaßt werden müssen. Ist das Alles freilich ein noch ganz unfertiges Werk, so hat diese Art von Neugestaltung Oesterreichs doch gleich in ihren ersten Anfängen einen so bestimmt ausgeprägten Charakter erhalten, daß es nicht voreilig ist, über sie auch schon ein eben so bestimmtes Urtheil zu fällen. Und die allgemeine Stimme darüber lautet nun, daß, ganz abgesehen von der Unfertigkeit, auf diesem Wege überhaupt nicht der samöse „Abschluß“ erreicht werden kann, der uns schon seit Monaten zu wiederholten Malen verkündet worden ist, daß vielmehr der Organisationsversuch, der am 20. October inaugurirt worden ist, zunächst nur ein Schritt weiter in der Desorganisation ist. So kann denn auch nur die Betrachtung der neuen Ordnung als einer Phase in der gewaltigen Umgestaltung, der wir unaufhaltsam entgegenreiben, Interesse darbieten.

Unverkennbar ist das Eine, daß wirklich jetzt in den höchsten Regionen die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung durchgebrungen ist. Man kann, je nach der Beurtheilung der Personen, darüber streiten, bis zu welchem Grade es Ernst ist mit dieser Ueberzeugung, in wie weit mit ihr die rechte Einsicht, der feste Wille gepaart sind; aber darin sind Alle einverstanden, daß der Grundgedanke des Lagenburger Manifestes und des vom 20. October ehrlich gemeint ist — möge er auch nur aus dem drückenden Bewußtsein entsprungen sein, daß die Großmacht Oesterreich seit den Ereignissen des vergangenen Jahres vollständig lahm gelegt ist. Gewiß hat man zuvor jeden Versuch gemacht, mit abgenutzten Mitteln den ärgsten Feind draußen zu beschwören, die einstigen Freunde draußen zu bethören, — aber vergebens. Da haben sich nothgedrungen die Blicke hinwenden müssen auf die klaffenden Wunden, auf die alten und neuen Schäden des innern Staatslebens. Man hat früher mit großer Beharrlichkeit erzählt, daß jeder dahin zielende warnende Ruf nutzlos verhalte; ist es wahr, so ist eine erfreuliche Wandlung seit vorigem Jahre eingetreten. Namentlich seit der verstärkte Reichsrath seine Stimme ziemlich rückhaltlos erhoben, hat wenigstens die kleine Anzahl ausgewählter Vertrauensmänner Gele-

\*) Unsere Leser werden es nicht mißbilligen, wenn wir auf die ausführliche kritische Darlegung der neuen Verhältnisse des Kaiserstaats, welche der gegenwärtige Artikel bringt, weiter unten noch die kürzere Mittheilung unseres gewöhnlichen, ihnen bereits bekannten Correspondenten über dasselbe wichtige Thema folgen lassen.

genheit gefunden, persönlich und direct in den höchsten Kreisen ihre Anschauungen geltend zu machen und ihre Rathschläge zu ertheilen. Natürlich daß dabei die Worte der Magyaren am meisten in's Gewicht fielen: der faulste Fleck im Reiche ist Ungarn. Seine Vertreter, nicht die Zierden des Hofes, fanden dort manche Anknüpfungspunkte, Fürsprecher in den Spitzen der Hofgesellschaft und der Armee. Sollten sie nicht auch dort geltend gemacht haben, wessen sie sich so gern rühmen: Ungarn ist der Arm des Kaiserstaats und stellt, in seinen Wünschen befriedigt, wohl 400,000 Mann? In Ungarn und in den höchsten Kreisen glaubt man noch gern an die Fabel des *moriatur pro rege nostro*, und weil es wahrhaft glorreiche Erinnerungen sind, welche einst ein festes Band zwischen der Dynastie und dem Magnatenthum geschlungen haben, so schwärmen die Ungarn für diese Erinnerungen, so sieht die Armee, die gern die letzte Scharte auswegen möchte, in ihnen einen Trost, so möchte jeder Kaiser von Oesterreich sie wieder zur Wirklichkeit machen. Die ungarischen Mitglieder der Majorität mit ihren zum Theil aufrichtigen Loyalitätsbetheuerungen und ihren sanguinischen Verheißungen sind daher einer nach dem andern zu Rathe gezogen worden. Die bösen Tory's, die nichts Gleiches zu bieten vermochten, traten bald in den Hintergrund. Daß in der letzten Zeit ein deutscher Mann, außer den zur Regierung gehörenden Personen, zu Rathe gezogen, ist nicht bekannt geworden. — Während es aber so bei Hofe zuging, fanden zugleich Beratungen in der Ministerconferenz statt. Es spricht Mancherlei dafür, daß beide Arten von Beratungen nicht ineinander eingriffen. Einzelne Minister hatten allerdings an beiden Antheil, besonders Rechberg und Goluchowsky. Jener, der von seinem Standpunkt aus als Minister des Auswärtigen gewiß aufrichtig auf eine Entscheidung hingewirkt hat, hat leider nicht die eingehende Kenntniß von den innern Verhältnissen, von Zuständen und Personen, wie sie einem Premier zu wünschen ist; mehr geschmeidigen, als festen Charakters war er auch nicht der Mann, den Standpunkt des Gesamtstaats gegen die gerade gegen ihn gerichteten heftigsten Angriffe zu vertheidigen. Goluchowsky aber, den die Ungarn am liebsten beseitigt hätten, ging bereitwillig auf alle an ihn gestellten Zumuthungen ein; in den Hauptfragen ließ er sich schieben und nur in den für Ungarn gleichgültigen Nebenfragen hat sich der Einfluß seiner politischen Beschränktheit geltend gemacht. Und doch, trotz des Uebergewichts der Ungarn, hat die Entscheidung hin- und hergeschwankt bis in die letzten Tage vor der Abreise des Kaisers, vor der endlich eine Lösung erfolgen mußte. Da sind denn in den letzten Augenblicken alle die Größten Ungarns noch in Wien erschienen, um den Ausschlag zu geben. Als der Cardinal-Primas (ein höchst beschränkter Mann, der das Folgende selbst erzählt) nach Wien kam, rathete ihn der Kaiser schon an: „Sie sind die Sieger.“ — Es war ein hochherziger Entschluß, den der Kaiser schon längst gefaßt hatte, wie es im Manifest heißt: „die Erinnerungen, Rechtsanschauungen und Rechtsansprüche meiner Völker mit den thatsächlichen Bedürfnissen meiner Monarchie ausgleichend zu verbinden“ — aber, Dank dem Rath, den er empfing und den er nicht empfing, ward es eine Ausgleichung mit Ungarn, nicht mit Oesterreich — und insofern auch nicht einmal in Wahrheit mit Ungarn.

Die magyarisches Antorschaft der Actenstücke vom 20. October verräth sich

schon in dem Worte „Diplom,“ ebenso in manchen seltsamen Redewendungen, die sich aus dem Ungarendeutsch erklären. Sehn wir zu dem Inhalt über, so stnd die Berufung auf die pragmatische Sanction, die man lange Jahre hindurch gar nicht nennen durfte, der Dualismus, der im Kaiserstaat wieder hergestellt wird, die ganze Auffassung des „kräftigen Verbandes“ der Monarchie ausschließlich ungarisch. Wo der Elemente moderner Entwicklung gedacht wird, findet sich sehr charakteristisch die „Allen verbürgte freie Religionsübung.“ Diese war schon durch das alte Toleranzedikt gewährleistet, aber nicht die Gleichberechtigung der Confessionen, welche unsere Katholiken fordern. Da nun aber die Ungarn diese Gleichberechtigung durch ihre besondere Verfassung gesichert wissen, so lag selbst dem Führer der ungarischen Protestanten, dem jetzigen Hofkanzler Bay nichts daran seinen Glaubensgenossen in den andern Ländern ein Recht auszuwirken, dessen Proclamation vielleicht noch Widerstand gefunden haben würde. So in Allem, was das Diplom verheißt und nicht verheißt, offenbart sich die exclusiv magyarische Tendenz. Es gilt dasselbe noch in höhern Grade von alten seitdem erlassenen Handschreiben. Mit Einem Schlage ist in den wesentlichsten Punkten die Stellung Ungarns umgewandelt. Ihm ist das Justiz- und das Unterrichtsministerium geopfert. Hofkanzler, Index curiae, Magister tavernicorum, Obergespäne haben die Beamten des alten Gesamtstaats abgelöst. Für die nächsten Landtagswahlen sind die Einleitungen angeordnet. Die Krönung ist zugesagt. Die Sprache der Magyaren ist in Rechte eingesetzt, die sie in dieser Ausdehnung früher nie besaßen. Und so hinab bis zu den Maafregeln untergeordneter Art, wie daß die politisch Verurtheilten amnestirt: so Bay, der nach dem Aufstande zum Tode verurtheilt war, oder der frühere Erzbischof von Erlau Lonovics — daneben auch ein gemeiner Räuber, der auf standrechtlichen Spruch hin eben gehängt werden sollte; daß die noch in den letzten Wochen Internirten in ihre Heimath zurückkehren durften, daß die den ungarischen Zeitungen ertheilten Verwarnungen zu allererst niedergeschlagen wurden u. s. w. Nicht daß in Ungarn alle Wünsche erfüllt — wir kommen darauf zurück, — aber im Vergleich zu den andern Kronländern haben die rebellischen Unterthanen neben weitgehenden Verheißungen praktische, handgreifliche, sofort in's Leben getretene Erfolge errungen; die andern sind abgespeist mit Verheißungen, die man bisher sich weder Zeit noch Mühe genommen, nur klar zu denken, geschweige nothdürftig festzustellen. Denn es kommt nicht in Anschlag, daß das Diplom noch einmal Bürgschaft bietet für die Gleichheit vor dem Gesetz, für die gleiche Steuer- und Wehrpflichtigkeit, für die Beseitigung der Frohnen; nur hirnverbrannte Junker könnten auf den tollen Einfall gerathen, diese Errungenschaften, die auch unter Bach's Regime bestanden, in Frage stellen zu wollen.

Was aber bietet sonst das Diplom den 30 Millionen, die nicht zu Ungarn zählen? Eine Erweiterung des Gesamtreichsraths, aber so künstlich erfonnen, daß dieser nie und nimmer den Namen einer Vertretung verdient und daß in seinen Händen das Recht an der Gesetzgebung des Gesamtstaats mitzuwirken, Steuern zu bewilligen u. s. w. vollständig unwirksam sein wird. Daneben eventuell ein deutsch-slavischer Reichsrath: bis jetzt nur in kaum faßlicher Weise angedeutet und von dem nur so viel gewiß ist, daß er in der beabsichtigten Zu-

sammensetzung sicher nicht im Stande sein wird dem ungarischen Einzellandtag das Gleichgewicht zu halten. Endlich Landtage, von denen wir uns eine Vorstellung machen und von denen wir ausführlicher reden können, da — bis zu dem Augenblick, in dem ich schreibe — drei Landesstatute erschienen sind. — Die Worte des bezüglichen Handschreibens vom 20. October: „in den Landtagen sollen alle Stände und Interessen in angemessenem Verhältniß vertreten werden, damit die Rechte und Freiheiten der getreuen Stände nach dem Verhältniß und Bedürfniß der Gegenwart entwickelt und erweitert und mit den Interessen der Gesamtmonarchie in Einklang gebracht werden“ — diese Worte ließen allenfalls die Hoffnung aufkommen, daß in dieser Frage die Stimme der Minorität des Reichsraths einige Berücksichtigung finden würde. Aber durch die nun publicirten Landesordnungen ist eine rein ständische Vertretung geschaffen, bei der z. B. in Steiermark der angebliche große Grundbesitz (d. h. landtäfliche Adel und katholische Geistlichkeit — von nichtkatholischer Geistlichkeit oder der früher vertretenen Universität ist nicht die Rede) 18 Stimmen zählt gegen 24, die den zwanzig Mal größeren bürgerlichen und bäuerlichen Grundbesitz, sowie Handel und Industrie repräsentiren sollen. Das Aergste ist, ganz abgesehen von den Bestimmungen über den Censur, der Wahlmodus: denn in den Städten haben neben den Handelskammern nur die Gemeinderäthe actives und passives Wahlrecht, auf dem Lande wählen die Gemeindevorsteher aus den für Gemeindevorsteher Wählbaren, also eventuell auch wieder Aelige oder Geistliche. Nehmen wir zu diesen doppelt indirecten Wahlen noch hinzu, daß bei allen die relative Stimmenmehrheit entscheidet, so muß es seltsam zugehn, wenn einmal die Gewählten eines Standes oder des ganzen Landtags etwas Anderes, als eine entschiedene Minorität vertreten sollen. Das etwa sind die den bisher publicirten Statuten gemeinsamen Normen. In andern Beziehungen ist in ihnen mit sehr verschiednem Maasse gemessen. Steiermark z. B. mit über 1 Million Seelen erhält einen Landtag von 42 Abgeordneten, Kärnten dagegen mit  $\frac{1}{2}$  Millionen Seelen erhält deren 36. Unter den letztern sind 3 Vertreter der dortigen Montangewerke, außerdem 2 von der Klagenfurter Handelskammer gewählte Mitglieder. Dagegen haben die noch einmal so bedeutenden steirischen Montangewerke gar keinen eignen Vertreter, sondern werden nur indirect durch die beiden Handelskammern von Graz und Leoben mitvertreten, die selbst, obgleich jede für sich größere Interessen vertritt als die Klagenfurter Kammer, zusammen nur 2 Erwählte stellen. Es ist nichts als Willkür oder Kraftlosigkeit in diesen Dingen, während man sich rühmt einerseits historische Rechte wieder zu beleben, andererseits die Interessen zur berechtigten Geltung zu bringen. Von Anknüpfen an historische Rechte kann wenigstens in den zwei genannten Kronländern die Rede sein. Aber Salzburg, das einen erst 1826 und anders gebildeten Landtag hatte, hat man jetzt dieselbe Form wie Steiermark aufgezwängt. Und wie steht es endlich mit den Befugnissen dieser Landtage? Der Landtag soll, heißt es im Kärntner Statut, der Regierung als „Beirath“ zur Seite stehn; nein! das ist ein Druckfehler, meldet zwei Tage später die amtliche Zeitung, es soll heißen zur „Mitwirkung.“ Ist Ihnen wohl irgends ein Staat bekannt, dessen officiële Zeitung sich so oft als

die Wiener in wichtigen Aktenstücken bedeutungsvolle Druckfehler zu Schulden kommen läßt? Das ist auch ein Kennzeichen unserer Zustände. Nachdem nun der Fehler verbessert, bringt die officiöse Donau-Zeitung wiederholte Commentare zu dem richtigen Wort, vor denen man vollends ein Kreuz schlagen muß; denn sie lassen erst recht die Absicht erkennen, auch hier wieder in einem unbestimmten Wort die ganze Elasticität aller Verheißungen festzuhalten.

Doch ich kehre zur Hauptsache zurück. Diese Landtage sollen wieder die Mitglieder des Reichsraths vorschlagen, so daß in dreifacher Abstufung aus den Gemeindevahlen die angebliche politische Gesamtvertretung der deutsch-slavischen Länder hervorgehn wird. Es wird schwer, dies Hirngespinnst unserer ebenso ausgeblühten Staatsmänner für Ernst zu nehmen. Für den Augenblick fehlt die erste Voraussetzung dieses künstlichen Gebäudes und geordneter Gemeindeverhältnisse. Wir erfreuten uns wohl 1850 eines trefflichen von Stadion ausgearbeiteten Communalgesetzes, auf Grund dessen damals eine Vertretung in's Leben trat. Während diese aber fast an allen Orten, theils in Folge von Sterbefällen, theils weil alle Männer von Charakter sich auszutreten veranlaßt fühlten, zu einer Minorität zusammenschmolz, hob Bach das Gesetz auf ohne ein neues an die Stelle zu setzen. So wurden die Gemeindeorgane entweder der Zahl nach beschlußunfähig oder halfen sich unter Zustimmung der politischen Behörden mit eigenmächtigen Ergänzungen. Diesen Vertretungen nun, die sich selbst die Competenz in nur localen Angelegenheiten absprechen müssen, wird jetzt für die nächste sechsjährige Periode das ausschließliche Recht zu den politischen Wahlen für den Bürger- und Bauernstand zuerkannt. Was kann, ich frage nicht: das Volk, sondern auch nur die Regierung sich von dieser Scheinrepräsentanz versprechen, möge sie als Landtag oder als Reichstag fungiren? Weil das Volk, die Regierung und er selbst sich das Mandat absprechen mußte, vermochte der verstärkte Reichsrath nur Schäden aufzudecken und individuelle Wünsche auszusprechen, d. h. die Desorganisation im Staate an den Tag zu legen, statt positiv gestaltend einzugreifen und die dringend nothwendige Organisation einzuleiten. In derselben Lage werden sich die Landboten und Reichsräthe der deutsch-slavischen Provinzen befinden. Und wie sollen sie dann dem kaiserlichen Willen gemäß, gegenüber dem ungarischen Landtag, den seine breite Grundlage mit aller Autorität einer wirklichen Volksvertretung ausstattet, die Interessen der Gesamtmonarchie vertreten? Erst durch den Vergleich mit dem, was den Ungarn geboten ist, zeigt sich die ganze Nichtigkeit dessen, was uns Andern zugebacht oder versprochen ist. Es ist als wenn augenblicklich in Oesterreich nur noch die Ungarn als politisch Berechtigte existirten und die Regierung sich um die übrige misera plebs gar nicht kümmerte.

Denn so wenig ich die Ungarn betreffenden Verordnungen loben kann, so ist doch der ernste gute Wille unverkennbar, mit dem man ihre Wünsche zu befriedigen sucht. Unser Staatsminister dagegen, ein eingefleischter Feind deutschen Wesens, vorzüglich aber deutscher Bildung hat sich bisher höchstens die Mühe gegeben unbrauchbare Landesstatuten theils aus vormürzlicher, theils aus Bach'scher Rumpfkammer hervorzuholen. Für die Reorganisation, da, wo er das Bestehende und dem Volke Liebgewordene mit brutaler Hast niedergeworfen hat,

wie das Unterrichtsministerium, ist noch nicht das Geringste geschehn und ist nichts zu erwarten von einem Manne, der sich nicht entblödet, die Wissenschaft wohl ein schönes Ding zu nennen, wenn man Geld und Zeit im Ueberflus habe, in dem heutigen bedrängten Oesterreich aber für Luxus zu erklären. Wie der sarmatische Graf von der Dringlichkeit denkt, zeigt eine kürzlich dem hiesigen Gewerbeverein zugegangene Erledigung, in welcher demselben, weil er seit 25 Jahren um ein Wasserrechtsgesetz petitionirt, sein „ungestümes Drängen“ vorgeworfen wird. Es ist also trotz des kaiserlichen Befehls nicht zu erwarten, daß das organische Reichstatut oder die Bildung des solchem Staatsminister untergeordneten wissenschaftlichen Rathes oder irgend welche andre organische oder administrative Neuerung so bald erfolgen werde. Aber man kann darüber nicht trauern. Denn ein Vorgeschnack Soluchowsky'schen Reichsrathstatuts haben uns die Landesordnungen gegeben, und daß seine administrativen Einrichtungen uns nur wieder zu den verrufenen Hofcommissionen zurückführen werden, kann Jeder mit Bestimmtheit voraussehen.

Ich kann nicht umhin noch auf einen Punkt hinzuweisen, der die Ungerechtigkeit gut veranschaulicht. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die nicht in Ungarn gebornen Beamten dieses Land verlassen müssen, und wie wenig Umstände die Magyaren dabei machen, beweisen die Vorgänge an der Pester Universität. Während früher jeder Beamte nur ungern nach Ungarn ging, die meisten sich aber in ihr Schicksal Jahre lang gefügt und sich die Mühe gegeben haben, die Sprache der Magyaren zu erlernen, werden sie nun rücksichtslos heimgeschickt und von der hiesigen Regierung zunächst auf Wartegeld gesetzt. Einer derselben, ein Familienvater, klagte dem Grafen Soluchowsky seine Noth und bat, doch wenigstens schnell in ein anderes Amt und in volles Gehalt wieder eingesetzt zu werden, erhielt aber zur Antwort: „das geht nicht anders: wenn ein Kanal gereinigt wird, müssen einige Ratten zu Grunde gehen.“ Das kennzeichnet ganz unsern Staatsminister. Es wäre treffend, wenn der so Abgefertigte wirklich, wie erzählt wird, erwiedert hätte: „ich wußte nicht, daß Ew. Excellenz Kanalfeger sind.“ — Geschieht das nun den Ungarn zu Liebe deutschen und slavischen Beamten, so fragen wir doch, mit welchem Rechte dann noch magyarische Beamte über uns gebieten? Graf Fogasch, der Statthalter von Mähren, ist durch und durch ein Ehrenmann und findet im Lande allgemeine Anerkennung; aber heischte es nicht die Billigkeit, daß, wie in Ungarn gegen nicht ungarische Beamte vorgegangen wird, auch in den andern Kronländern geschähe?

Es war mir nicht möglich diese Ungerechtigkeiten aller Art anzuführen, ohne zugleich das Urtheil hinzuzufügen, das darüber in allen deutschen Kreisen gefällt wird. Aber ich muß in besserer Ordnung vorgehn, um Ihnen die Stimmung zu schildern, wie sie sich seit den Octobertagen in den verschiedenen Kronländern kundgegeben hat.

Es war schon bezeichnend gewesen, daß man den seit Anfang October verkündeten Neuerungen gerade in Ungarn gleichgültig entgegenseh; dem entsprach der ganze Eindruck, als die kaiserlichen Verordnungen veröffentlicht wurden. Es war eine gewaltige Täuschung, wenn Benebel für sie „allenthalben dankbare

Anerkennung“ erwartete; nach einigen Tagen sah er klarer, als er den Ehrenbürgerbrief der Pester ablehnte, bis zu einer Zeit, wo er es wieder für eine Ehre ansehen könnte, Bürger von Pest zu sein. Denn rohe Excesse in Pest und Presburg, am letztern Ort Judenhetze, waren die erste Kundgebung der Ungarn, und wenn man sie auch gewiß nicht dem ganzen Volk aufbürden kann, — die Stimmung und Gesinnung der sogenannten gebildeten Magyaren war nicht besser als die des Pöbels. Zunächst wurde der plötzliche Umschwung benutzt, um sich in all' dem äußerlichen Treiben auszutoben, auf das die Ungarn nach ihrer enthusiastischen Art solchen Werth legen: Tricoloren schwingen, mit dem Säbel prahlen u. dgl. m. Sehn wir jedoch zu Ernsterem über und vernehmen wir die Stimmen der ungarischen Politiker. Was sie dem Kaiser für die Concessionen etwa schulden, hält sie nicht auf, sondern überall beschäftigen sie sich nun mit der Vergleichung der jetzt wiedergewährten Rechte mit den einst genossenen, — eine Vergleichung, die allerdings zu Ungunsten der Octoberzugeständnisse ausfällt. Denn namentlich haben die Ungarn das Recht der Steuerbewilligung und Conscription nicht wieder erlangt und für den früher vom König beschworenen Eid scheint eine etwas veränderte Formel beabsichtigt zu sein u. s. w. Man könnte sich freuen, wie alle Magyaren ihre Staatscompendien oder allenfalls auch das Gesetz des heiligen Stephan im Kopfe haben, wenn es eben nur gälte, theoretisch das Verhältniß zwischen Altem und Neuem festzustellen. Aber es handelt sich hier doch um die praktische Behandlung der Frage. Und da ist es nun bezeichnend, daß, soviel wir hier verfolgen können, nicht eine einzige Stimme die heutzutage maßgebenden Gesichtspunkte geltend macht. Denn gehn wir davon aus, was bis jetzt noch alle versichern, daß die Magyaren weder die monarchische Form noch den Verband mit den übrigen Oesterreichern unter Habsburgischer Dynastie aufgeben wollen, so müssen doch auch die sich daraus ergebenden Folgerungen in Betracht gezogen werden. Nun tritt es aber auf jedem Blatt der Geschichte offen zu Tage, welche Verwandniß es mit der sehr naturwackstigen altungarischen Verfassung hat, deren vor 1848 und 1848 eingeführte Aenderungen sich mehr auf das Verhältniß der Stände zu einander, als auf das der Unterthanen zu dem König beziehen. Der König wird entweder trotz Eid und Diplom die Verfassung nicht ehrlich halten — dann eine unabsehbare Reihe von Conflicten, oder aber das Königthum sinkt zu einem Schattenbild herab, dem durch rein äußerliche Ehrenbezeugung nicht wieder zu Ansehen verholfen werden kann, denn dem König stehn in der Verfassung nicht die Mittel zu Gebote, das Reich vor dem Verfall entweder in aristokratische Oligarchie oder in demokratische Anarchie zu bewahren. Das aber kümmert die ungarischen Politiker nicht. Ging doch eine im vorigen Jahr in London gedruckte, aber in ihren Forderungen selbst von gemäßigten und soi-disant conservativen Magyaren gebilligte Denkschrift so weit, eine Rückkehr in den legalen Weg verfassungsmäßiger Entwicklung nur dann für möglich zu erklären, wenn zunächst ihr König Ferdinand V. mit Zustimmung des Landtages abdanke, dann in gleicher Weise der nächstberechtigte Erzherzog Franz Karl: erst dann könne und dürfe der Landtag den Sohn des letztern, d. h. den jetzigen Kaiser, zum König erwählen. Kann es irgend ein einsichtsvoller Politiker für möglich halten, daß dieser allerdings

verfassungsmäßige Weg einschlagen werde, daß ein Fürst sich dorein füge und damit die zwölf Jahre lang schon factisch geführte Regierung als unrechtmäßig bekenne? Welcher Autorität soll ein König genießen, dessen Würde erst so in den Staub getreten? Es gehört der Köhlerglaube an die wunderbare Kraft der Krone des heiligen Stephan dazu, um solchem König noch eine Höheit zuzuerkennen. Kurz, um des Königthums willen ist eine einfache Reactivirung der ungarischen Constitution ebenso unmöglich, als andererseits die Durchführung des leider zu lange festgehaltenen Sages, daß Ungarn durch die Revolution von 1848 bis 49 seine Verfassung verwirkt habe, und nur eine Transaction zwischen dem historischen Recht vergangener Jahrhunderte und dem nicht minder historischen der letzten zehn Jahre kann das ungarische Königthum wieder zu Ehren bringen. Zu ähnlicher Transaction zwingt das Verhältniß Ungarns zu dem Gesamtstaat Oesterreichs. Es ist geradezu lächerlich, wenn ein Herr Eszörczi eben aus den Paragraphen des Stephaneischen Gesetzes, welche vom königlichen Fiscus handeln, die Forderung ableitet »daß auch die verfassungsmäßig gesetzliche Stellung des Fiscus der heiligen ungarischen Krone wieder rehabilitirt werde. Die Unausführbarkeit solcher Ideen kommt den dortigen Politikern gar nicht einmal in den Sinn. Ihre Hirnspinnäste finden keinen Widerspruch im Lande, sondern allüberall begeisterten Anklang, so daß es kein Wunder ist, daß der Bauer schon glaubt, das Diplom enthebe ihn der Verpflichtung Steuern und Stempelgebühren zu entrichten, daß die Tabaksbauern sofort beginnen wollten ohne Berücksichtigung des Staatsmonopols ihren Tabak zu verkaufen, daß aber auch die Bödner auf der Brücke von Szolnok die Adligen ohne Brückengeld passiren, dafür jedoch vom Bauer die doppelte Manth entrichten ließen — Alles ganz verfassungsmäßig.

Es geht aus allen Berichten hervor, daß die auf die alte Verfassung gestützten möglichen und unmöglichen Forderungen die Ungarn ausschließlich beschäftigen, daß daher die Octobererlasse nicht allein nicht mit Dank angenommen sind, sondern nur den Wismuth gesteigert, den weitergehenden Ansprüchen Raum geschaffen haben. Wie ist es möglich, daß man sich in Wien so hat täuschen können und wer ist hier Dupe? Haben sich die Bay, Eszörczi, der Cardinal-Primas und die andern, welche Antheil am Diplom haben, haben sie sich selbst getäuscht oder haben sie Andere getäuscht? Von dem Primas weiß ich, daß er an demselben 20. October, an dem er dem König den Dank der Nation zu Füßen legte, schon voraus sagte, daß die Zugeständnisse nicht befriedigen würden. Nur von dem der Dynastie treu ergebenen Eszörczi nimmt man an, daß er in gutem Glauben gehandelt habe. Die Einen mögen sich selbst Illusionen gemacht, die Andern Illusionen genährt haben. Denn Eins ist unverkennbar: der Adel, der bisher die Agitation unbedingt gefördert hatte, nun aber seinen Pact mit der Dynastie geschlossen hat, ist längst von der Bewegung des Volks überflügelt. Vielleicht war er noch Herr im Lande zur Zeit, da Häbner nach seiner Reise nach Ungarn die jetzt gemachten Zugeständnisse befürwortete; jetzt aber hat er das Heft nicht mehr in Händen. Dazu kommt ein Zweites. Die Ungarn reden stets von verfassungsmäßiger und loyaler Entwicklung, und doch, wenn ich ihre Geschichte überblicke, kann ich nicht anders als ihnen den echten

Sinn für gesetzliche Entwicklung abzusprechen. Allerdings sind sie auch jetzt noch in der für sie günstigen Lage, das formelle Recht ihrer Agitation geltend machen zu können, aber es ist eben ein formelles Recht, das nie zu gezieltem Abschluß gelangt, aller Parteivillfür und jedem Egoismus Thür und Thor öffnet. Ein viel sicherer Boden für legale Entwicklung wäre ihnen in dem Diplom geboten. Ich begreife deshalb, daß ein Kossuth dasselbe verwirft und „unverkümmertes“ historisches Recht verlangt, aber ich fasse nicht, daß Männer wie Deal oder Cötöös, falls es ihnen mit ihren Loyalitätsbetheuerungen Ernst ist, nach den Erlebnissen von 1848 und 49 die von der Regierung dargebotne Hand zurückweisen. Auch die Rathgeber in der Wiener Hofburg mögen sich eben darüber getäuscht haben. Am offenkundigsten ist dies bei der Erneuerung der Obergespanne geworden, von denen bekanntlich mehrere abgelehnt haben, zum Theil in Formen und Worten, die Jeder mißbilligen muß. Die Spaltung zwischen den bisherigen Führern im Lande, deren, die die Parole von außen empfangen, gar nicht zu gedenken, liegt zu Tage. Einige werden glücklicher Weise eben dadurch gebrängt, nachgiebiger gegen die Regierung zu werden. Wenigstens deutet man so die letzten Zusammenkünfte des Adels. Bay selbst ist nach Ungarn geeilt, um eine Transaction mit Deal zu versuchen. Sie ist besonders dringlich wegen des Wahlgesetzes, das die Graner Conferenz feststellen soll und über das die Meinungen sehr auseinandergehen. Hier muß es sich entscheiden, wie sich das Verhältnis zwischen Adel und Bürgerthum zunächst gestalten soll. Ich bin nicht so mißtrauisch gegen die ungarischen Magnaten, wie gegen die böhmischen Junker. Aber sollten sie wirklich so weit entsagen, auf das unveränderte Wahlgesetz von 1847 zurückzugehen, das der niedere Adel und die Städte mit aller Entschiedenheit fordern? Bis jetzt, namentlich bei der Besetzung der Stellen, hat der hohe Adel nur sich bedacht. Alle, die in dem Streit über das Protestantenpatent oder in den reichsräthlichen Verhandlungen hervorgetreten sind, erscheinen jetzt in hohen und einflußreichen Stellen geborgen; nur der Herr Bürgermeister Toperczer ist leer ausgegangen und auf der langen Liste der Obergespanne steht nur Ein Bürgerlicher. Wie paßt das zu der breiten Grundlage des Wahlgesetzes von 1847 (das aber, beiläufig gesagt, noch alle nicht-unirte Griechen und Juden ausschließt) und zu dem entsprechenden Landtage?

Hinter der Discussion über das Wahlgesetz treten im Augenblick noch die Fragen in den Hintergrund, welche die partes adnexae: Kroatien und Slavonien, Siebenbürgen, Wojewodschaft u. s. w. betreffen. Gewiß das schwierigste Problem. Das Raifonnement der echten Magyaren ist auch hier sehr einfach: indem sie alle Rechte der nationalen Krone zurückverlangen, so fordern sie auch wieder den historischen Anschluß, besser gesagt die Unterordnung dieser nicht von ihnen eroberten Länder. Ueber die Inconsequenz, daß sie dabei das nationale Princip verwerfen, das sie zu ihren eignen Gunsten geltend machen, kümmern sie sich nicht, da nur das historische Verhältnis den Anschlag geben soll, und daß dieses in stetem Kampf mit den Nebenländern gegen das Joch des Magyarenthums bestanden hat, wird, weil die ungarische Verfassung nichts davon enthält, ignoriert. Wie steht es nun mit den Nebenländern selbst? Soweit ich weiß, haben sich diese in den letzten Jahren zumißt der Opposition der Ungarn

gegen den für alle gleich empfindlichen Druck des centralisirenden Systems aufrichtig angegeschlossen, und aus dieser Verbindung erhält sich gewiß hier und da eine Partei, die in der Hoffnung, die Magyaren jetzt minder herrschsüchtig zu finden, auch jetzt noch mit ihnen gehen wird. Daneben giebt es, — ich brauche nur auf die Aeußerungen im Reichsrath hinzuweisen, — nicht minder mächtige Parteien, die sich ebenso wenig von Pesth als von Wien aus bevormunden lassen wollen. Also sind Kämpfe in den Nebenlanden und der Nebenlande gegen das Hauptland unausbleiblich. Nun hat die Regierung in dem Handschreiben vom 20. October zunächst Conferenzen in jedem Nebenland für sich angeordnet und die endliche Entscheidung der Vereinbarung dieser Conferenzen mit dem ungarischen Landtage vorbehalten. Das heißt, sagen die Uebelwollenden, sie will den unseligen Racenkampf von 1848 und 49 wieder heraufbeschwören, um in ihnen das Magyarenthum zu erdrücken. Ich halte aber unsere jetzigen Staatsmänner dieser machiavellistischen Berechnung gar nicht fähig und finde eine andere Erklärung näher liegend. Wenn sich nämlich auch die sämmtlichen Erlasse vom 20. October vorzüglich mit Ungarn beschäftigen, so war doch bei der vorausgegangenen Rathlosigkeit schon materiell die Zeit nicht genügend, alle Fragen zu lösen. Eine Menge Dinge erscheinen auch in Bezug auf Ungarn noch ganz unfertig. So namentlich die Handschreiben, welche die sehr heikliche Sprachenfrage in Ungarn betreffen und die sich zum Theil widersprechen. Die Regierung konnte in diesen Punkten nur ihren guten Willen kundgeben, indem sie auf die bisherige Uebung eigenmächtiger und bureaukratischer Lösung verzichtete. Das Majoritätsvotum im Reichsrath mit dem neu erfundenen Schlagwort der historisch politischen Individualität mochte ihr doch auch nicht genügen, die äußerst schwierige Frage der partes adnexae zu entscheiden, sie zog es also vor, die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen auf niedere Kreise, auf die autonomen Landtage u. s. w. Factisch ist aber allerdings zu gewärtigen, daß die Lösung wieder eine blutige werde wie in früheren Zeiten, und gerade weil ein Vorgefühl davon auch unter den Ungarn sehr verbreitet ist, müthen sie der Regierung zu, durch eine Entscheidung zu ihren Gunsten das Odium derselben auf sich zu nehmen. Daß es nicht geschehn, läuft in alle Klagen über das Diplom mit unter. Kurz, allüberall Elemente der Unzufriedenheit, und — was er auch früher in Aussicht gestellt haben mag oder nicht, — schwerlich wird Bay, wenn er von seiner Rundreise zurückkehrt, seinem König melden können: Ungarn ist ruhig.

Ich gehe zu den andern Kronländern über. Kaum brauche ich Venetien zu nennen, wo das Diplom an den Straheneden bald von den Proclamationen des Nationalcomitè's verdrängt wurde und wo man, in Mantua z. B., nicht von dem Aufbau österreichischer Verfassung, sondern nur von dem Bau des Pallastes spricht, der dort schon, wie jedes Kind weiß, für den Einzug des „Königs von Italien“ eingerichtet wird.

Aus Böhmen, dessen Stimme nächst der Ungarns am schwersten wiegt, ist auch nur eine einzige der neuen Aera dargebrachte Huldigung zu berichten, ein Festsessen, das der ständische Ausschuß für den nach Wien als Polizeiminister abgehenden Necsery veranstaltet hat. Also ein paar Adlige haben Gelegenheit

gefunden ihre Freude zu bezeugen, während ihre Söhne auf der Universität minder glücklich waren. Ist aber deshalb auch nur der Adel Böhmens, der von je her lebhaften Antheil am politischen Leben genommen hat, einverstanden mit der neuen Entwicklung? Was wir von Meserý's erstem Auftreten in Wien hören, läßt uns zweifeln, daß er den eigentlichen Kreuzrittern in Böhmen (es wird Sie interessiren, daß ein Graf von der Asseburg, nachdem er Berlin verlassen mußte, sich besonders angelegen hat sein lassen das preussische Kreuzritterthum nach seiner neuen Heimath Böhmen zu verpflanzen) sehr gewogen sei. Uebrigens arbeitet diesen Herren eine nicht minder ablige Coterie entgegen, die sich in frühern Jahren um den nun verstorbenen Grafen Deym geschaart hatte und in dessen Sinne eine Ausgleichung mit dem Bürgerthum anstrebt. Jenes Festessen kann also noch sehr verschieden gedeutet werden und ist vielleicht auch nur eine rein persönliche Ovation. Daß die Clam-Martiniß und Genossen, die den Magyaren so getrenlich geholfen haben, bis jetzt noch gar nichts von den Früchten genossen, daß ihnen noch nicht einmal ein neuer Oberburggraf gesetzt worden ist, daß ihr Freund und Vetter (aber nicht geradezu Gesinnungsgenosse) Graf L. Thun so rücksichtslos heimgeschickt ist, daß sie noch keine Garantien erhalten haben, auch in ihrem Lande die Herrn Stände in rothem Frack rehabilitirt zu sehn, kann sie unmöglich günstig stimmen. Nun — revolutionär werden sie deshalb nicht werden, sondern zunächst noch ihr Glück bei Hofe versuchen oder sich schlimmsten Falls auf ihre Schlösser zurückziehn. Denn mit den andern Parteien in Böhmen können sie nicht gehn, weder mit der czechischen noch mit der deutschen, da beide alle Vorrechte bekämpfen und, entschieden liberal, den Schwerpunkt in das Bürgerthum gelegt wissen wollen. Diese beiden Parteien sind selbstverständlich hier durch die Octobererlässe verstimmt, — verstimmt nach zwei Richtungen hin: weil ihre nationalen Forderungen nicht wie die der Ungarn befriedigt sind, und weil, nach den bisher bekannt gewordenen Landesstatuten zu schließen, auch in Böhmen die Interessen und Rechte des Bürgerthums schwerlich zu entsprechender Anerkennung kommen werden. Aber beide Parteien äußern sich doch verschieden. Eine Gesamtverfassung mit Einschluß von Ungarn wäre den Deutschböhmern am meisten willkommen gewesen, und nur wenn diese nicht erreicht werden kann, stellen sie sich auf den speciell böhmischen Standpunkt und stimmen bis zu der Zeit, da etwa nach ihrer Meinung Oesterreich auseinanderfällt und ein Anschluß an Deutschland ermöglicht wird, mit der czechischen Partei für eine ganz föderative Gestaltung Oesterreichs, innerhalb deren Böhmen dieselbe Sonderstellung einnehmen soll wie Ungarn. Die große Mäßigkeit und doch ruhige Zähigkeit der Czechen, der Umstand daß sie vortreffliche Führer haben, imponiren außerdem den Deutschböhmern, die weder an einem großen Oesterreich noch an einem einigen Deutschland einen Halt finden, und werden sie sicherlich für die nächste Zeit zu aufrichtigen Genossen der Czechen machen. Diese letztern dagegen beklagen es minder, daß der Einheitsstaat aufgegeben ist. Sie fühlen sich als Führer der 7 Millionen Slaven im Kaiserstaat und als solche sicher genug, um eine neue staatliche Ordnung anzustreben, zunächst noch unter dem Schutze des Doppeladlers und insofern, gleich wie Ungarn, als ein Königreich Böhmen mit seinen Nebenländern, bis der Tag kommt, selbst die Erb-

schaft anzutreten. „Die Nation,“ so soll die Zeitschrift heißen, die unter der Redaction des sehr begabten Rieger in's Leben treten und diesen Standpunkt geltend machen soll, national, aber doch sicher, sowohl der andern slavischen Stämme als der Deutschböhmen wegen, nicht so exclusiv als die Magyaren dies Wort auffassen. Es liegen hier in Böhmen die Elemente einer Bewegung vor, die nachhaltiger und für die Gesamtregierung gefährlicher zu werden droht als die in Ungarn, zumal wenn der vorausssichtliche Anschluß der Deutschen in Böhmen fast die Gesamtheit der eben so reichen als intelligenten Bevölkerung vereinigt. Auch dort sind schon Demonstrationen eingeleitet, wie die Aufzüge der Studenten am Allerseelentage, und die Jugend wird noch manche Gelegenheit wahrnehmen, ähnliche Aeußerungen zu veranstalten. Aber die Partei als solche wird nicht mit äußern Formen kändeln, sondern in ernster Stille an ihrem Werke arbeiten, dem der von der Regierung selbst geschaffene Dualismus sehr zu statuten kommt. Es ist meines Wissens bis jetzt nur in Prag ein praktischer Versuch gemacht, sofort auf der im Diplom gegebenen Grundlage weiter zu bauen: der Gemeinderath dort hat alsbald eine Reorganisation des Gemeinwesens in Angriff genommen und will sich durch Neuwahlen die Competenz für die Wahlen zum Landtag sichern.

Ich würde glücklich sein, wenn ich von gleichem politischen Ernst, von gleicher Einsicht und Thatkraft aus den deutschen Erblanden berichten könnte. Nicht daß ich unter den unabhängigen und politisch Bewußten Jemand wüßte, der die neue Wendung freudig begrüßt hätte. Aber die Zahl jener ist verhältnißmäßig klein und unter ihr verharren die Meisten, wenige noch vereinzelt Bestrebungen abgerechnet, in pessimistischer Anschauung, zu der sie sich nach den Octobererlassen vollends berechtigt glauben. Facta, an denen sich die Stimmung mit einiger Sicherheit messen lassen könnte, sind wenig zu berichten. In Wien hat freilich der Gemeinderath dem Kaiser gedankt und zugleich — der Staatsminister ist daran unschuldig, indem er sich schon auf die Väter der Stadt verlassen konnte — in den Straßen, die der Kaiser Abends auf der Fahrt nach dem Bahnhof passiren mußte, die Beleuchtung „angefagt,“ — eine Art von Befehl, dem sich nur Wenige zu entziehen wagten. Sonst freilich kein Jubel in der innern Stadt, und alle andern Straßen finster. Aber um so auffallender muß es erscheinen, daß die Vorstädte, besonders die eigentlichen Volksvorstädte, in einem Lichtmeer strahlten. Das darf nicht allein auf Rechnung der Quartalscommissarien gesetzt werden: das niedere Wiener Volk hat sich wirklich an dem Tage gefreut, der den Ungarn so viele Zugeständnisse brachte. In der Masse nämlich haben sich mit feltner Frische die Erinnerungen an die Novembertage 1848 und an die noch Jahre lang fortgesetzten Greuel der siegreichen und rachsüchtigen Reaction erhalten, die Masse haßt und weiß sich darin eins mit den Ungarn. Dazu kommt, daß die Ungarn in ihrer äußern Erscheinung, in der Nationaltracht, in der man Tausende in Wien einherstolziren sieht, dem Volke imponiren, indem sie die Opposition sichtbar repräsentiren. Das ist es, was die Sympathien der Massen in Wien für die Magyaren wach erhält, so daß sie gern Richter angezündet haben an dem Tage, an dem dem Primas gesagt wurde: „Sie sind Sieger.“ — Selbst in bürgerliche Kreise reichen diese Sympathien

für Ungarn hinauf, während andrerseits auch mancher Fanatiker der Ruhe den Moment gepriesen haben mag, da nach ihrer Meinung die Störenfriede jenseits der Peitha durch Geschenke zur Ruhe gebracht worden waren. Aber bis zu lauter Begeisterung für die kaiserlichen Erlasse verstiegen sich doch auch diese nicht, denn ihnen gegenüber stand die große Mehrheit des Bürgerthums dumpf hindrötend in Schmerz und Scham oder laut klagend über den neuen unglücklichen Versuch. In den Zeitungen hat dann dies soweit als möglich seinen Ausdruck gefunden, wobei man allerdings weder die officiellen in Anschlag bringen darf, noch die ultramontan-reactionären, welche einen zu geringfügigen Bruchtheil vertreten. Die hiesige liberale Presse verdient um ihres Freimuthes und ihres Geschickes willen alles Lob. Vergessen Sie nicht, daß über der nichtungarischen Presse noch das Damoclesschwert erhaltener und jeden Augenblick noch möglicher Verwarnungen schwebte. Dennoch haben sie alle noch ihr Glaubensbekenntniß abgelegt und gesagt, was sie lieber gewünscht hätten. Dann ist allerdings das Project des Gesamtstaates mit Gesamtvertretung, weil augenblicklich der praktischen Bedeutung entbehrend, aus der Discussion verschwunden. Die Zeitungen haben sich auf den einmal gegebenen Boden des Diploms gestellt und, dasselbe so viel als möglich im liberalen Sinne interpretirend, tagtäglich bekämpft, was seitdem geschieht. Namentlich zwei Punkte sind dabei rückhaltslos besprochen: die unverdiente Verklärung des deutschen und slavischen Elements im Vergleich zu dem ungarischen, — jedoch ohne Reid noch Mißgunst gegen die Ungarn, und, was damit eng zusammenhängt, die Nothwendigkeit die höhere Einheit des getheilten Staates dadurch zu sichern, daß die vereinigten nichtungarischen Theile dem Königreich Ungarn das Gleichgewicht zu halten in den Stand gesetzt werden. In dem letzteren Punkte tritt die deutsche Presse der Hauptstadt, und ebenso die in Steiermark, Kärnten u. s. f., den böhmischen Sonderbestrebungen schnurstracks entgegen, trifft aber, wenn sie statt der bisher veröffentlichten Statuten eine wirksamere Vertretung fordert, in dieser nächstliegenden Forderung sowohl mit den Böhmen als den Ungarn zusammen. Denn auch in Ungarn macht man geltend, daß ein constitutionelles Leben dort sich wieder wie zu Metternich's Zeiten in nutzlosen Kämpfen verlieren würde, wenn ihm eine nicht-constitutionelle Regierung in Wien gegenüberstände, und daß für Ungarn die sicherste Garantie gedeihlicher verfassungsmäßiger Zustände in der Einföhrung gleicher Institutionen in den übrigen Ländern bestehen würde, — wie dies bereits der ungarische Landtag von 1848 in einer Adresse an den König in treffender Weise dargethan hat. Das ist aber auch der einzige Punkt, in dem die deutsch-gesinnte Presse der Hauptstadt mit der magyarischen und mit dem die Sache der Ungarn in Wien vertretenden „Wanderer“ übereinstimmt; in der speciell ungarischen Frage: Annahme oder nicht Annahme des Gebotenen durch die Ungarn? steht sie, wie sie überhaupt möglichst viel vom Gesamtstaat gerettet sein möchte, entschieden auf Seiten des Diploms.

Allerdings kleidet nun die hiesige Presse ihre Meinung in den Euphemismen, daß auch das jetzt bestehende Ministerium die wesentlichste Frage noch offen gelassen habe, daß die Landesstatuten einer weitem Entwicklung noch fähig wären und nur ihrer bedürften, um den Einheitsgedanken im Diplom zur

Anerkennung zu bringen u. s. w. Offen spricht man sich mündlich aus, daß das Diplom, wie es von den jetzigen Leitern aufgefaßt wird, mit den bisherigen Erlassen und dem durch sie bekundeten Sinn nichts ist als ein Schritt weiter in die Desorganisation, in der wir uns seit 5 Jahren, seit sich das Bach'sche System abgenutzt hat, befinden, und die in einzelnen Landestheilen, gerade seit die Regierung hin und her zu versuchen begonnen hat und namentlich seit diesem letzten verfehlten Versuch solche Fortschritte macht, daß sie nach blutiger Revolution kaum größer sein könnte.

Denn was es vor Allem gilt durch neue Institutionen zu erreichen, daß die centrifugalen Kräfte gebunden und nicht durch mechanischen Druck, sondern durch moralischen Einfluß umgewandelt werden in centripetale, das ist im Diplom nur als frommer Wunsch schüchtern hingestellt, dafür ist aber in Wirklichkeit gar nichts geschehn. Im Gegentheil. Ungarn einsezen als den einen Theil mit jeder Art von Sonder- und Vorrechten und diesem einen Theil die Zügel schießen lassen, der unbändigen, jetzt mit Troß und Abneigung erfüllten Nation der Magyaren vollen Raum schaffen, überhaupt quantitativ und qualitativ ganz verschiedene Entwicklungen schaffen, welche die sich ohnedies jetzt abstoßenden Elemente vollends einander entfremden müssen — das kann nie einen organischen Staat, nie ein starkes Oesterreich geben, das heißt nur den Kaiserstaat in seine Theile auflösen. Ich selbst meine noch immer, daß, soviel auch versäumt war, es doch noch möglich gewesen wäre, durch eine Gesamtverfassung im Sinne der Minorität zu helfen, will aber diese augenblicklich nicht praktische Frage nicht erörtern. Ein organisches Zusammenhalten ist auch in den im Diplom gebotenen Formen noch möglich.

Zugeben muß Jeder, daß es vor allem Ungarn gilt, d. h. in dem Sinne, daß es das ungezogenste Kind der Austria ist, aber nicht in dem, daß ihm allein deshalb sein Wille geschehn muß, denn schließlich kommt es nicht darauf an, den einen Theil zu besänftigen, sondern zwischen allen Frieden und Freundschaft zu stiften. Aber ausgehn muß alle Betrachtung von Ungarn. Wie war nun das jetzt doch nicht befriedigte Ungarn zufrieden zu stellen? Wenn man von Seiten der Regierung weniger das Verhältniß der jetzigen Concessionen zu dem Complex von historischen Rechten, als das Verhältniß der den Ungarn gewährten Rechte mit den in gleichem Augenblick allen andern zu gewährenden in's Auge faßte: wenn man allen mit gleichem Maaße maäß. Die Quantität mußte allerdings heutzutage größer sein, als die, welche 1859 genügt hätte; aber wenn sie auch hinter dem zurückgeblieben wäre, was die Ungarn Alles fordern, würde sie doch leichter befriedigt haben, als dies jetzt ihm allein gewährte Maaß. Daß die Magyaren selbst die beste Garantie ihrer Verfassung in Ertheilung wirklicher Verfassungen an die andern Länder erkennen, erwähnte ich schon. Wenn diese Sicherheit ihnen nicht gewährt wird, verlangen sie nach andern, wie sie aus der alten Constitution ableiten können: bindender Eid des Königs, nationales Heer und Vereidigung desselben auf die Rechte des Landes u. s. w. Zweitens, die historische Verfassung der Ungarn wurde selbst in ihren Augen in demselben Maaße entwerthet, als sie nicht mehr Vorrechte gewährte; bei glei-

dem Inhalt von verfassungsmäßigen Rechten müßte sogar die naturwüchsigste, zum Theil sehr ungefüge Administration, wie sie mit der ungarischen Constitution verwachsen ist, in Nachtheil kommen im Vergleich zu einem zeitgemäßen Selbstgovernment in den andern Ländern. Eine Abgrenzung zwischen gesamtstaatlichen und provinziellen Interessen und Angelegenheiten, ähnlich wie im Diplom, würde allerdings auch stattfinden müssen. Aber der Widerstand der Ungarn gegen gemeinsame Behandlung gewisser Fragen wie Finanzen, Conscription u. s. w. entspringt doch jetzt ebenfalls vor Allem aus dem Bewußtsein, daß in dem Gesamtreichsrath die in den übrigen Kronländern von der Regierung so gut wie ernannten Reichsräthe (d. h. numerisch die Majorität) den ungarischen nicht ebenbürtig sind und daher auch den Ungarn gar keine Bürgerschaft für verfassungsmäßige Entscheidung dieser Lebensfrage gewähren.

Nicht daß zu erwarten wäre, daß ganz Ungarn sich für solche Gestaltung begeistern würde. Die anti-habsburgische Partei würde dieses Programm am entschiedensten verwerfen und würde nach wie vor auf das unverkümmerte historische Recht pochen. Aber namentlich unter der Voraussetzung, daß für innere Angelegenheiten volles historisches Recht gewährt worden wäre, hätte sich aus denen, die den Zusammenhang mit Oesterreich gewahrt sehn wollen und für dies eigenthümliche Verhältniß und dessen Erfordernisse Verständniß haben, ferner aus denen, seien es Abliche oder Bürgerliche, deren Interessen durch die Conoulfionen der jetzt ziellosen Bewegung bedroht werden, ferner aus zahlreichen Elementen in den partes adnexae eine für dieses Programm einstehende mächtige österreichisch-ungarische Partei bilden lassen. Ich habe sehr aufmerksam alle Aeußerungen der Presse in Ungarn seit dem 20. October verfolgt und daraus die Ueberzeugung geschöpft, daß die öffentliche Meinung eher für eine solche, als für die jetzt gebotene hätte gewonnen werden können. Bei alledem unterschätze ich keineswegs den auch dann unausbleiblichen Widerstand. Aber während jetzt die Regierung der so entschieden fortdauernden Opposition nichts entgegenzusetzen vermag und völlig rathlos ist, würde sie in dem andern Fall Folgendes für sich haben. Zunächst außer Ungarn bei Allen, in Ungarn bei Vielen den Glauben an die Aufrichtigkeit ihrer Concessionen. Sodann außer Ungarn, bis auf eine ganz verschwindende Minorität, freudige Anerkennung des neuen Zustands, d. h. eine moralische Macht, der gegenüber die theilweise Opposition von Ungarn so ungefährlich wäre, wie etwa in Preußen die Agitation der polnischen Partei. Denn die Czechen z. B., ohne in erster Linie für den Gesamtstaat zu schwärmen, würden schon um der Führerschaft willen, die sie unter jeder Bedingung unter den Slaven festzuhalten suchen, sich mit allem Eifer der neuen Ordnung und ihrer Ausbildung zuwenden und mit allen andern Slaven in Loyalität und Entwicklung politischer Reife wetteifern. Den überlegnen Böhmen würde sich aber die slavische Bevölkerung in den Donaubenen viel lieber anschließen als den Magyaren. Die über alle Kronländer zerstreuten, in mehreren compact zusammensitzenden Deutschen würden, hoffe ich, doch auch, wenn der Jahrhunderte lange Druck von ihnen genommen würde, wieder zum Selbstbewußtsein kommen und sich bestreben, auch auf politischem Gebiete den maaggebenden und zugleich verschö-

nenben Einfluß auszuüben, dessen sie sich auf andern Gebieten rühmen. So würde die bisher in Ungarn geschlossene, bisher von Slaven und Deutschen mitgetragene Opposition gegen das Wiener Regiment sich in natürlicher Weise zerlegen. Freilich würden auch auf solchem Wege noch Kämpfe und Stürme drohen, ohne die überhaupt die Regeneration eines großen Staatswesens nie sich vollziehen wird. Aber es handelt sich nur um die größere Wahrscheinlichkeit des Gelingens, und diese ist, indem die dagegen besonders geltend gemachten Erfahrungen von 1848 und 1849 bei eingehender, hier zu weit führender Betrachtung sich als nicht maßgebend zeigen, zu Gunsten der oben angebeuteten Lösung.

Auch von einem andern Gesichtspunkte aus wären solche Kämpfe vorzuziehen gewesen. Angenommen nämlich, daß die 400,000 Mann die ein zufriednes Ungarn der Großmacht Oesterreich zur Verfügung stellen würde, bei der jetzt versuchten Lösung den Ausschlag gegeben haben, so läßt sich leicht nachweisen, daß das etwa gegebne Versprechen doch keineswegs den erwarteten Erfolg haben würde. Es mag sein, daß das gesammte Königreich eine solche Macht aufzustellen im Stande ist, denn soweit ich die Magyaren und die mit ihnen zusammenwohnenden Stämme kenne, sind sie allerdings noch keineswegs feckhaft, wie die Bevölkerung des übrigen Oesterreichs, Ackerbau und Gewerbe, verhältnißmäßig noch zurück, fesseln die Ungarn noch wenig an die Scholle und an die Arbeit des Friedens. Dagegen sind sie Solbaten mit Leib und Blut, und zu einem großen Kriege, für den sie sich begeistern, würden sie in Masse der Werbetrommel folgen. Aber ist es denn Mangel an kriegstüchtiger Mannschaft, der die Großmacht Oesterreich gebunden hält? Ich lasse Führung u. a. bei Seite und hebe nur die finanzielle Schwierigkeiten hervor, ohne deren Lösung Großmachtspolitik, d. h. heutzutage großer ausdauernder Krieg, unbedingt unmöglich ist. Wenn nun Ungarn schon jetzt 36 Millionen Steuerrückstände aufzuweisen hat, so wird es noch weniger zu leisten vermögen, wenn die beste Kraft aus dem Lande heraus, den Beschäftigungen des Friedens entzogen und für den Krieg verwendet wird. Und wer leistet dann Ersatz und bringt das für den Krieg erforderliche Plus von Steuern auf? Die übrigen Kronländer, denen nichts gewährt wurde und deren Mährigkeit kein Raum geschaffen ist, gewiß nicht. So ergibt sich also auch von diesem Gesichtspunkte aus, daß der etwa angestrebte Erfolg keineswegs dadurch erreicht wird, daß den Ungarn so gut wie Alles, den andern so gut wie nichts geboten worden ist.

Es sind dies nicht rein individuelle Ansichten, die ich hier entwickelt habe, sondern die in Wien in deutschen Kreisen, soweit sie sich ernstlich mit der Lage der Dinge befassen und nicht kleinmüthig und in Alles ergeben daren schauen, stark verbreitet sind und auch in den Kronländern von Vielen getheilt werden. Aber an entscheidender Stelle sind sie im rechten Augenblick entweder gar nicht oder doch nur ungenügend vertreten worden. Unter den Ministern insbesondere sind mehrere offenbar einer höhern Auffassung der Gesamtverhältnisse gar nicht fähig; andre, ich rechne dazu Plener und allenfalls Rechberg, ermangeln doch der Begabung oder der Energie, schöpferisch den Gesamtorganismus umzugestalten. Aber von Plener ist es doch bezeichnend, daß er consequent das ihm angebotene Portefeuille zurückweist: er ist nicht durch die jetzige

Erhebung befriedigt, fühlt sich aber, wie er allein steht, auch nicht gewachsen eine andre durchdringen zu machen und begnügt sich inzwischen mit gewissenhafter Verwaltung.

Und doch haben diese egoistischen Ungarn und diese großen staatsmännischen Thaten nicht gewachsenen Minister, Dank dem ihnen zu Hülfe gekommenen Reichsrath und der mächtig auftretenden öffentlichen Meinung, an einem sehr bedeutenden Erfolge mitgewirkt. Denn wenn ich in allem Früheren das seit dem 20. October Geschehene zunächst als einen unseligen und entschieden schon fehlgeschlagenen Versuch den Staat zu retten bezeichnen muß, wenn ich selbst dem Diplom in seinem gesammten Wortlaut schwere Unterlassungsfehler und Mängel vorwerfen muß, so ist doch ein Act vollzogen, der an und für sich zwar eine inhaltslose Form ist, der in der bisherigen verkehrten Anwendung sogar die Desorganisation fördern muß, der aber doch *conditio sine qua non* der Neugestaltung ist, — der Act, an dessen Aufrichtigkeit ich glaube, welches auch die letzten Motive desselben sein mögen, daß nämlich der Kaiser auf einen großen Theil der bisher ausschließlich und unumschränkt ausgeübten Rechte zu Gunsten der Staatsangehörigen verzichtet hat. Draußen, in mehr oder minder langjährigem Genuß verfassungsmäßiger Zustände, fühlen Sie vielleicht die Bedeutung dieses Actes nicht mehr so wie wir, um so weniger, da Sie die besondere Bedeutung, die er für uns hat, kaum ermessen. Sie besteht vorzüglich in Zweierlei. Den einen Punkt berühre ich nur kurz: die Anfänge der Regierung unseres Kaisers waren ganz dazu angethan, das Autokratenthum zu befürworten, und nach Allem was man früher erzählt hat, muß es große Ueberredung, große Selbstüberwindung gelostet haben, daß Kaiser Franz Josef den ersten entscheidenden, nothwendig weiter führenden Schritt gethan hat. Eben der vorausgegangene lange Kampf bestärkt mich in dem Glauben, daß dieser Schritt ein definitiver ist. Das Zweite ist, daß die besondere Vielgestaltung Oesterreichs die Staatsaufgabe in einer Weise verwickelt, daß sie nicht allein über die eventuell höchste Begabung und Kraft eines Monarchen, sondern selbst die eventuell höchste Begabung und Kraft eines von dem besten Willen besetzten Staatsministeriums hinausgeht, und daß diese Vielgestaltung viel mehr als ein homogener Staat den Aufwand aller in der Bevölkerung vorhandenen intellectuellen und moralischen Fähigkeiten erfordert. Dazu ist jetzt die bisher verschlossene Möglichkeit eröffnet. Hätte dieser Kern des Diploms nur nicht als Zuthat eine so bittere Schale bekommen! In der Einschränkung des Diploms auf diesen Kern hätten Viele das Diplom freudig begrüßt, aber die Freude mußte gleich wieder verstummen, weil die zum Theil schon im Diplom, mehr noch in dem begleitenden Handschreiben gemachte Anwendung darauf hinausläuft, daß der Nutzen des kaiserlichen Willensakts, der für sich gefaßt zu frohen Hoffnungen berechtigen kann, sofort von einer Partei in einer Weise escamotirt worden ist, die dem Ganzen unheilvoll zu werden droht.

Ein geistreicher Mann mag sagen: „ich weiß nicht, ob es besser wird, wenn es anders wird, aber ich weiß daß es anders werden muß, um besser zu werden;“ aber wer das Steuerruder des Staatsschiffs durch tobende Brandung fäh-

ren will, muß gleich dafür sorgen, daß das Andere auch das Bessere sei, und Oesterreich hilft es nicht, daß sein Kaiser nun auch wieder verfassungsmäßiger König von Ungarn geworden ist. Und das geht uns ab, daß, nachdem der Entschluß des Kaisers gefaßt war und nachdem er durch Unterschrift gewährleistet ist, diesem Willen nicht die geniale Kraft großer Staatsmänner zur Seite standen hat. Denn in dieser Hinsicht hängt allerdings die Rettung vom Glücke ab. Oesterreichs neue Verfassung muß zunächst octroyirt werden, und was diese Aufgabe einigermaßen erleichtert, ist, daß es außer Ungarn auch gar keine im Herzen der Völker wurzelnde Verfassung mehr giebt, die es ängstlich zu berücksichtigen gölte und die dem von oben kommenden Werk der Reorganisation hindernd in den Weg treten könnte. Aber auch dieser Aufgabe haben sich die jetzigen Rathgeber nicht gewachsen gezeigt, und nach ihren bisherigen blöden Versuchen hofft Niemand mehr von ihnen eine heilbringende Lösung.

Es ist ein wesentliches Symptom unfres unfertigen Zustandes, dessen sich jeder politisch Gebildete bewußt ist, daß fortwährend Gerüchte von Ministerwechsel, ja von jähem Umsturz des Wichtigsten, was seit dem 20. October gegeben ist, der Landesstatute circuliren. Freilich colportirt der den meisten Deutschösterreichern inwohnende Pessimismus diese Gerüchte, ohne sich die daraus ergebenden Möglichkeiten zu veranschaulichen, und die Presse darf nicht so weit gehn, alle eben erlassenen Verordnungen in Frage zu stellen. Womit man sich in den Kreisen, die noch nicht verzweifeln, tröstet, ist, daß das Diplom nur ganz allgemeine Umrisse aufstellt und daß in ihnen auch nur Zweierlei als „unwiderrufliches Staatsgrundgesetz“ angesehen zu werden braucht: daß der Kaiser auf die ausschließliche legislative Gewalt u. s. w. verzichtet hat, und daß Ungarn eine beschränkte Sonderstellung eingeräumt ist, daß diesen Formen aber ein ganz anderer Inhalt gegeben werden kann, als bisher geschehn ist. Denn der Autorität des Diploms würde eine Erweiterung kein Abbruch thun, wie wenn die freie Religionsübung aller Confessionen in Gleichberechtigung derselben umgewandelt, wie wenn den aufgezählten Grundrechten noch andere, z. B. die Freiheit der Presse hinzugefügt würde, welche letztere factisch der deutschen und gesammtnationalen Entwicklung am meisten zu gute kommen würde. Dem im Diplom aufgestellten Axiom der Zweieinigkeit würde die bisherige gefährliche Richtung sofort genommen sein, wenn nur der Gedanke des Dualismus in dem unteren Kreise klar durchdacht und entschieden ausgeführt würde, d. h. auf der einen Seite der ungarische Landtag, auf der andern die vereinigten Landtage aller übrigen Kronländer auf gleich breiter Grundlage wie in Ungarn und dann unzweifelhaft von mindestens gleichkommender Autorität. Was wieder umgestoßen werden müßte, wie die Landesstatuten, ist nur Ausfluß, aber nicht integrierender Theil des Diploms. — Aber allerdings reichen an diese Hoffnungen keineswegs die Erwartungen heran, die man an die Namen der bisher genannten neuen Ministercandidaten knüpfen kann. Von Clam-Martiniß erwarte ich natürlich nichts: ein Aristokratenministerium wäre nur ein neuer Fehlgriff, während jede Stunde drängt, Dauerndes und Lebensfähiges zu schaffen. Plener, heißt es, wünscht zunächst nur Baumgartner als Handelsminister eintreten zu sehen, um der von ihm vertretenen etwas liberaleren Richtung allmählich Bahn zu brechen,

d. h. auch ein erst auf späte Wirkung berechneter Versuch. Man nennt ferner Schmerling und Hübner, die vor Allem Goluchowsky beseitigen und das Ministerium wesentlich umgestalten würden. Ich kann Ihnen aber versichern, daß bis jetzt diese Combination lediglich auf den Wünschen der liberalen und gesamtstaatlichen Partei basirt, in der sich aber auch schon Stimmen dahin vernehmen lassen, daß in kurzer Zeit selbst diese Männer überflügelt sein würden. Positiv weiß ich nur dies von einem Manne, der, ohne selbst für einen Ministerposten ausersahn zu sein, doch als Mitrathgeber herberufen ist: daß der Mißerfolg der bisherigen Organisationsversuche den tiefsten Eindruck gemacht hat und zu weiterer Entwicklung auf Grundlage des Diploms drängt, daß aber zunächst die Rückkehr des ungarischen Postkanzlers von seiner jetzigen Reise und die Erfolge derselben abgewartet werden sollen. Als Bestätigung dieser Aussichten ist es vielleicht anzusehn, daß das „Vaterland“ in ziemlich unverständlicher Weise ächzt und stöhnt und in mysteriösen Artikeln davor warnt, die Gesichte vom Zauberlehrling nicht noch einmal aufzuführen.

So leben wir noch immer im bedeutungsvollen Moment, indem es vollständig offene Frage ist, ob der an sich wichtige Willensact des Kaisers, der uns am 20. October unzweideutig verkündet ist, nur ein letzter blendender Lichtstrahl untergehenden Gestirns oder der Freude und Leben verkündende Strahl neu aufgehender Sonne ist. Denn erst durch die ihm gegebene Richtung kann dieser Act seinen wahren, Geschichte machenden Werth erhalten: die bisherigen Rechte des Kaisers in die von Leidenschaft zitternden Hände des ungarischen Landtags und in die altersschwachen Hände österreichisch-böhmischer Stände gelegt, würde die Auflösung nur beschleunigen, während sie, allen Völkern des weiten Reichs an das Herz gelegt, noch einmal den Staat verjüngen könnten. So meine ich wenigstens, dem der Anblick der kaum sich entfaltenden materiellen und moralischen Kraft all' dieser Völker von jeher den Glauben aufgedrängt hat, daß von der einst sprichwörtlichen Austria felix auch nach so vielen Verlusten doch noch das Eine übrig geblieben ist, was Formayr das Mirakel Oesterreichs nennt und dessen leidhaftiges Wesen ich ein ander Mal zu veranschaulichen suchen werde.

## Aus Oesterreich.

10. November. \*)

— — Es ist richtig: die letzten Wochen haben in ganz Oesterreich einen gewaltigen Umschwung hervorgerufen. Wer das Land noch im September sah und es gegenwärtig wieder beobachtet, wird große Veränderungen wahrnehmen. Das Ganze, wovon sich die öffentliche Meinung nährte, war Raager, Alles, was die Aufmerksamkeit beschäftigte, waren die Pesther Studenten und der verstärkte Reichsrath. Man freute sich, daß dem Hass gegen das Concordat wenigstens

\*) Vgl. unsere Anmerkung zu dem vorangehenden Artikel.

einmal ein unverhüllter Ausdruck gegeben wurde, man spendete insgeheim Beifall dem lärmenden Juratengeiste unter den ungarischen Studenten und wunderte sich, daß der Reichsrath seinen schlechten Ursprung nicht deutlicher offenbarte. Entschiedene Hoffnungen wagte aber Niemand zu hegen, eine nachhaltige Besserung der Zustände erwartete auch der Leichtgläubigste nicht. Den einzigen Trost gewährten die jämmerlichen Finanzen, da sie die Ueberzeugung weckten, daß der am Hofe gegen die »verdammten Piemontesen« genährte Racheburch vorläufig mit Worten sich sättigen müsse. In jeder anderen Beziehung gaben sich alle Stände, von Ministern und Reichsräthen bis zum geringsten steuerzahlenden Bürger der trübseligsten Verzweiflung hin und wetteiferten, auch die schlimmsten Ahnungen der Zukunft noch zu überbieten. Seitdem die Regierung sich selbst auf die Anklagebank gesetzt, und ihre ganze Vergangenheit als sündhaft gebeichtet, ist zwar der Pessimismus der Anschauung nicht überall und gänzlich verdrängt, aber doch der dumpf auf Allen lastende Druck gewichen, das politische Athmungsvermögen gekräftigt. Es werden doch wenigstens Pläne entworfen, Möglichkeiten erörtert, Parteien gemustert, die eigenen wie die Kräfte des Gegners geprüft, — mit andern Worten: der Oppositionsgeist hat an Kraft und Muth gewonnen. Das stimmt nun freilich schlecht mit dem angeblichen Enthusiasmus, welchen das kaiserliche Diplom in allen Provinzen hervorgerufen haben soll. Nach den offiziellen Versicherungen herrscht im Lande eine vollkommene Befriedigung, die sichere Zuversicht auf eine »glückliche Zukunft«; nach unseren Beobachtungen ist nur die Vertheilung von Sonne und Wind zwischen den kämpfenden Parteien billiger und gleichmäßiger geworden, der Kampf selbst ruht nicht, wird im Gegentheil mit verdoppelter Leidenschaft fortgeführt werden. Auf welcher Seite der Irrthum liegt, müssen schon die nächsten Monate entscheiden. Für die Wahrheit unserer Behauptung bedarf es übrigens gar nicht der Berufung auf künftige Ereignisse: — die Genese des Diploms genügt vollständig zu ihrer Bekräftigung.

Dasselbe wurde nur durch die äußerste Noth der Regierung abgedrungen. Durch Bach's Entfernung hatte das herrschende System den einzigen muthigen und consequenten Vertreter, seine eigentliche Seele verloren. Ein Loblied dem gefallenem Minister zu singen, ist gewiß nicht unsere Sache. So lange Oesterreich besteht, kann es keinen Staatsmann aufweisen, der verderblicher gewirkt. Selbst die Thugut und Cobenzl, moralisch vielleicht verwerflicher als Bach, haben nicht so wirksam den Verfall des Staates gefördert. Niemals aber hätte der Freund und Schüler Schwarzenberg's sich selbst und sein Werk freiwillig aufgegeben, zum wohlverdienten Hasse auch noch die Verachtung auf sich geladen. Bach's Nachfolger, die Männer überhaupt, welche Reichberg's Cabinet füllten, hatten nichts Wichtigeres zu thun, als gegen sich selbst zu wüthen, das bestehende Verwaltungssystem zu lodern und ihre gänzliche Unfähigkeit zu Aenderungen oder wohl gar neuen Schöpfungen der Welt zu offenbaren. Der Reichsrath wurde berufen, in der Hoffnung, daß er alle Verantwortlichkeit übernehmen und das Ministerium alles Denkens und Wollens entheben werde. Wie ein zahlungsunfähiger Schuldner am Vorabende des Bankbruchs die Reste seines Vermögens den Gläubigern übergiebt, — sie mögen sich selbst zu ihrem Rechte verhelpen: so wurde die Hülfe des Reichsrathes angerufen. Man würde die Ehrlichkeit und

den Edelmuth des Schuldners preisen, wenn er die wahren Gläubiger versammelt und zum selbständigen Eingreifen aufgefordert hätte.

Daß in dem verstärkten Reichsrathe die wichtigsten Interessen des Landes keine Vertretung fanden, ist oft genug gesagt und bewiesen worden. Dem Ministerium, das in einer für Oesterreichs Feinde wahrhaft ergöthlichen Weise, nichts Anderes that, als täglich seine Impotenz zu versichern, traten drei Parteien entgegen. Eine kleine Zahl ungarischer Magnaten, welche die Wachsche Centralisation eben so sehr haßten, wie sie die zunehmende Unzufriedenheit im eigenen Lande fürchteten, der altconservativen Partei angehörig, bemüht, das seit zwölf Jahren verlorene Ansehen wieder zu gewinnen, für die nicht-ungarischen Zustände ohne Sinn und ohne Interesse. Mit den magyarischen Reichsräthen durch die soziale Stellung und durch den Grimm über verlorene Privilegien verbunden waren die deutsch-slavischen Adelligen. Ihr Ideal bildete die Wiederherstellung der österreichischen Verfassung, wie sie vor dem Jahre 1848 bestand. Freilich ließ sich die Dienstbarkeit der Bauern nicht wieder einführen. Dafür sollte der grundbesitzenden Aristokratie durch Steuerprivilegien und den ausschließlichen Antheil an der Gesetzgebung Ersatz geboten werden. Die dritte Gruppe im Reichsrathe bildeten die Vertreter des Bürger- und Beamtenthums, Männer ohne Muth und ohne Einsicht, unglücklich, daß die Regierung durch die eigene Rathlosigkeit verhindert war, jeden einzelnen Schritt ihnen zu bestimmen, und, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, nur als tochter Ballast anzusehen. Vom Ministerium ernannte Repräsentanten des Bürgerthums mußten natürlich die verächtlichste Rolle spielen. Die beiden adeligen Fractionen reichten sich bald die Hand in dem bekannten Majoritätsvotum, welches wenigstens den Vorzug besitzt, daß es mit dem herrschenden System vollständig bricht. Das entgegengestellte Minoritätsgutachten hätte nur in dem Falle eine vernünftige Bedeutung erhalten, wenn es einen Reichstag als Schlussstein der neuen Institutionen gefordert. Die Centralisation, welcher es das Wort sprach, ohne eine parlamentarische Regierung ist nichts Besseres als das schon gegenwärtig herrschende System, aus welchem um jeden Preis ein Ausweg versucht werden mußte. Die Männer, welche Oesterreichs Schicksal bestimmen — sie sitzen bekanntlich nicht alle im Ministerium — hatten aber noch einen anderen Grund, das Majoritätsvotum günstig zu betrachten. Dasselbe zieht gegen die Politik der Minister zu Felde, ist aber dem Hofe nicht feindselig. Mit der Wiederherstellung der »historischen Individualitäten« geht die Wiederbelebung zahlloser Hof- und Landeschargen Hand in Hand. Krönungen und Leibgarben, Uniformen aller Farben, ehrenwürdige Titel aller Art blinkten in der Zukunft und trugen wesentlich dazu bei, den Widerstand gegen jede Theilung oder Minderung der bisher unbeschränkten Machtvollkommenheit zu erschüttern. Die Entscheidung führte endlich der heiße Wunsch herbei, freie Hand über das Heer zu erhalten und den italienischen Feldzug, der in den höchsten Kreisen nicht frühe genug erwartet werden kann, mit allen verfügbaren Kräften zu beginnen. Dies wurde als Kaufpreis des Diploms angesehen, dieser äußeren Nöthigung allein verbanken die österreichischen Völker das Glück, von nun an in einem sogenannten Verfassungsstaate wieder zu leben. Ob die Regierung in der That die Ueberzeugung hatte, das Diplom schließe alle inne-

ren Wirren und Schwankungen ab, bestimme endgültig die Grundlage der künftigen Verfassung, können wir nicht angeben. Gewiß ist, daß sie entschlossen war, mit den Zugeständnissen möglichst zu targen und an Rechten nicht mehr abzutreten, als wozu sie gezwungen wird. Sie hat bei der Restauration der ungarischen Verfassung wesentliche Punkte vergessen. Sie wird auch in diesen nachgeben, wenn die Magyaren mit dem rechten Ernste drohen, aber nicht früher, nicht aus freien Stücken. Sie hat in den slavisch-deutschen Erbländern das alte Experiment wieder aufgenommen und die kleinsten Kronländer zuerst mit ständischen Verfassungen beschenkt. Beruhigt sich die öffentliche Meinung mit den für Steiermark und Kärnten giltigen Grundzügen, so werden die größeren Provinzen nach dem gleichen Muster behandelt. Die öffentliche Meinung protestirte nicht laut genug, als die Stände für Steiermark in das Leben gerufen wurden. Sofort wurde in dem Kärnthner Statute die Mitwirkung in einen bloßen »Beirath« verwandelt. Als darauf aus allen Kreisen ein Ruf der Entrüstung und des Hohnes ertönte, kam die berücksichtigte Druckfehlererklärung in der Wiener Zeitung. Wenn in Böhmen und Galizien die Forderungen recht hoch gespannt werden, wenn schon jetzt die Presse gegen die einseitige Ständevertretung laut und scharf protestirt, so werden die betreffenden Landesstatute gewiß um einige Bruchtheile liberaler ausfallen. Die Unbestimmtheit, Vieldeutigkeit der Bestimmungen, die hinterlistige Ausbeutung der Rivalitäten, die in jedem großen Kronlande bestehen, werden sie allerdings nicht hindern. Denn die Absicht der Regierung ist und bleibt es, mit den geringsten Kosten die größten Vortheile zu erzielen. Gewiß wird in Böhmen das deutsche Element die größte Berücksichtigung erfahren, in Galizien die Zusammensetzung des Landtages der Aristokratie geringere Gnaß gewähren, aber keineswegs weil die Regierung für das deutsche nationale Wesen größere Sympathien hegt oder volksfreundlich gestimmt ist, sondern aus dem einfachen Grunde, weil die Opposition in Böhmen vorzugsweise in der slavischen Bevölkerung, in Galizien in dem polnischen Adel sich verdichtet. Es ist ein trauriges Schauspiel, das sich gegenwärtig in Oesterreich dem Beobachter darbietet. Mißtrauen gegen die Regierung wird von einem Ende des Landes zum andern gepredigt, der beste Patriot ist, wer die sichersten Mittel angiebt, die allgemein geargwöhnte Absicht der Regierung, bei nächster Gelegenheit alle Zugeständnisse zurückzunehmen, vereiteln zu können. Jede Partei sucht die andere zu überlisten und benuzt das Diplom, um mit dessen Hülfe ihre Pläne zu verwirklichen. Am heftigsten tobt der Kampf in Ungarn. Annehmen oder Ablehnen? diese bekannten Stichworte werden im ganzen Lande wiederholt. Niemand denkt daran, sich mit den im Diplom gegebenen Zugeständnissen zu begnügen. Soll man aber dasselbe als Ausgangspunkt für allmähliche weitere Eroberungen benutzen oder durch fortgesetzten Troß und Widerstand die Regierung sofort zu größerer Nachgiebigkeit zwingen? Lebte im Magyarenvolke, wie Viele meinen, noch immer durch die Kossaknoten genährt, der Cultus des alten Dictators, dann haben alle Versuche, sich mit der Regierung zu verständigen, keinen Werth, sie werden sogar im Falle des Volkessieges auf Alle, die in dieser Richtung thätig gewesen, einen compromittirenden Schatten werfen. Sind dagegen die Volksmassen durch die Erfahrungen der letzten Jahre gewöhnt, in ihren Ansprüchen mäßiger geworden, dann wäre

politische Enthaltfamkeit vom Uebel. Die Regierung konnte sich mit dem Volke auseinandersetzen, die alten Parteiführer dabei überspringend. Solche Zweifel und Erwägungen bilden den Inhalt der Versammlungen, welche in den letzten Wochen öffentlich und geheim in adeligen Schlössern gehalten wurden. Der Polizeidruck hat alle Parteien in einen einzigen Haufen Unzufriedener zusammengeworfen, und die wahre Meinung des Landes nicht zum Durchbruche kommen lassen; die große Masse, ohne Richtung und klares Bewußtsein droht von jedem Agitator, von dem lautesten Schreier und größten Schmeichler benützt zu werden. Die Verantwortlichkeit, ob man die Vorschläge der Regierung annimmt oder ablehnt, erscheint gleich groß. Kein Wunder, daß diejenige Partei im Lande, welche den Ausschlag giebt, in der Entscheidung zögert. Auf Deal und seine Gefinnungsgenossen sind alle Augen gerichtet. Hier ist allein ein politisches Bewußtsein vorhanden, hier die Fähigkeit, die zähe Sonderstellung im Interesse einer allgemeinen österreichischen Freiheit aufzugeben, während die altconservative Partei, mit dem ganzen Troste roher Adeliger, die nur von Mauthaufhebung und der Wiederherstellung jedes alten politischen Unfuges träumen, nur den nationalen Standpunkt festhielt, Kossuths Anhang dagegen, durch Verbannung und zwölfjährige Verfolgung in seinen politischen Anschauungen vergiftet, den praktischen Blick verloren hat.

In welchen Punkten das Diplom in Bezug auf die ungarischen Verhältnisse abgeändert werden müsse, darüber herrscht kein Zweifel. Die ungarische Freiheit ist aber so lange nicht sichergestellt, als in den übrigen Ländern das Verfassungsleben auf die Komödie ständischer Versammlungen eingeschränkt bleibt. Das Ministerium hat es nicht einmal der Mühe werth gehalten, den Hohn, den sie mit der öffentlichen Meinung treibt, zu verhehlen. In demselben Augenblicke, wo sie den Ständen der kleineren Kronländer die Controlle über die Landesverwaltung einräumt, hebt sie die Selbständigkeit der letzteren auf. Die Kärnthner Stände mögen zusehen, wie sie bei dem Statthalter der Steiermark zu ihrem Rechte gelangen. Keine Corporation ist so reich mit Privilegien begabt worden, wie die geistliche. Selbst der Adel erfreut sich nicht einer so ausgebreiteten Standschaft, wie die Bischöfe, Kapitel und Klöster. Und doch wußte die Regierung, abgesehen davon, daß kein Rechtstitel für die besondere Vertretung des kirchlichen Grundbesitzes besteht, wie dringend und allgemein das Verlangen ist, die weltlichen Privilegien der Geistlichkeit einzuschränken. Die liberale Partei in Ungarn kann diesen Scheinverfassungen nicht gleichgültig zusehen. Auch wenn sie keine Sympathien für die anderen Provinzen besitzt, — und in der That steht die ungarische Bevölkerung insbesondere den deutschen Provinzen gänzlich fremd gegenüber, — so muß sie dennoch den Rückschlag auf das eigene Land fürchten. Wenn die deutsch-slavischen Stämme auch fortan nur für den Steuerbeamten und Rekrutirungsoffizier existiren, ohne die Macht und das Recht, ihre Forderungen zur Geltung zu bringen, so wird die äußere Politik Oesterreichs die alten Geleise nicht verlassen. Die Quelle und der Grund aber der schlechten und willkürlichen inneren Verwaltung war die äußere Politik; bei dem Grafen Rechberg nicht minder wie bei dem Fürsten Metternich ist der Glaube herrschend, die österreichischen Völker haben keine andere Bestimmung, als

mit Gold und Blut für die deutsche und italienische Politik der Staatskanzlei einzustehen. Der Reichsrath ferner wird auch auf die ungarischen Angelegenheiten Einfluß üben, seinen Charakter aber wesentlich von den deutsch-slavischen Landtagen empfangen. Aus diesen Ursachen wünschen Deak's Freunde ein gemeinsames Vorgehen mit den Führern der liberalen Partei im nicht ungarischen Oesterreich, bildet sich überhaupt ein solidarisches Verhältniß zwischen den beiden Ländergruppen. Die größte Schwierigkeit liegt darin, daß die liberale Partei in den deutschen und slavischen Provinzen zur Unthätigkeit verurtheilt ist. Die Landesstatute sind so eingerichtet, daß schwerlich auch nur ein einziger wahrer Volksvertreter im Landtage Sitz und Stimme finden wird. Man kennt den Charakter der bestehenden Gemeindeverwaltungen. Selbst die größten Communen nicht ausgenommen, bildet ihr Wesen Beschränktheit und Servilität. So weit sie auf Wahlen beruhen, stammen sie aus der Reactionsperiode von 1850. Der Mehrzahl nach aber verdanken sie ihren Ursprung der landesfürstlichen Ernennung. Und aus diesen Kreisen werden die Mitglieder der Landtage hervorgehen! Wie kann man die Hoffnung hegen, daß die Wahl auf Männern des Volksvertrauens fallen werde, auf Männer, welche den Muth und die rechte Einsicht besitzen, um mit den Ungarn in Unterhandlungen zu treten und den Plan eines gemeinsamen Vorgehens zu begründen. In einzelnen Privatbesprechungen machte sich die Ansicht geltend, die Reste des krensfierer Reichstages sollten zu einer Berathung zusammentreten, ohne ein anderes Mandat, als welches ihnen der Muth der guten Sache giebt, und die Grundzüge der Verfassung für die nicht-ungarischen Länder entwerfen. Von dem Ministerium ist nun einmal eine klare und brauchbare Schöpfung nicht zu erwarten. Die beiden leitenden Männer in demselben, Kechberg und Goluchowski, haben weder den Willen noch den Verstand, um das Verfassungswerk consequent durchzuführen; was insbesondere von Goluchowski's politischen Ansichten in gut unterrichteten Kreisen erzählt wird, ist vollends dazu angethan, auch die bescheidensten Hoffnungen zu vernichten. Freilich darf man nicht vergessen, daß der gegenwärtige Staatsminister Oesterreich nur im Bilde der berückichtigten galizischen Wirthschaft kennt, und unwillkürlich in der Staatskunst das System, wie in Galizien Bauern und Juden zu Paaren getrieben werden, erblickt. Er wird abtreten, aber, wie ja alle Regierungsmaaßregeln zur Unzeit gefaßt werden, gewiß nicht eher, als bis das ganze Verfassungswerk wird verfahren und verborben sein. Wir zweifeln nicht, daß es den Vertrauensmännern der deutsch-slavischen Stämme gelingen würde, sich unter einander so wohl wie mit den Ungarn zu einigen. Selbst für die brennende Frage, wie es mit den Aneregen der ungarischen Krone zu halten sei und wie die Ansprüche der ungarischen Slaven zu befriedigen, giebt es eine Lösung. Es ist überhaupt eine unbegründete Behauptung, daß Niemand in Oesterreich eine klare und bestimmte Anschauung vom Verfassungsleben besitze. Wenn man nur die Grundzüge strenger Centralisation nicht eigenstunig zur Geltung bringen will, so giebt es in der Verfassungsfrage keine unübersteiglichen Schwierigkeiten. Wohl zweifeln wir aber, ob eine größere Zahl von ehemaligen Reichstagsmitgliedern den Muth haben wird, offen als Vertrauensmänner des Volks der Regierung gegenüber zu treten. Die Polizeifurcht steckt uns zu tief im Nacken. Auf welche andere Weise

aber die Lösung kommen soll, können wir nicht einsehen. Eines allein steht fest: Ehe zwölf Monate vorüber sind, ist entweder die schärfste Militärherrschaft wieder eingeführt, oder der Verfassungsstaat fest begründet. Die Bestimmungen des Diploms werden und können nur wenige Wochen leben.

## Politische Correspondenz.

Berlin, Mitte November 1860.

Die Ereignisse in Italien drängen ihrer Schlufkatastrophe entgegen. Sobald die Arbeit im Süden der Halbinsel vollendet ist, wird der Fortgang der italienischen Bewegung Fragen in den Vordergrund rücken, welche uns viel näher berühren als das Schicksal Neapels oder des Kirchenstaates. Um so notwendiger wird es, daß wir uns vergegenwärtigen, welche Stellung wir im Interesse Deutschlands den nächsten Eventualitäten gegenüber einzunehmen haben.

Den Einmarsch der Piemontesen in den Kirchenstaat und in das Königreich Neapel fassen wir als eine Naafregel auf, durch welche das Turiner Cabinet die Leitung der italienischen Bewegung, die ihr vollständig zu entschlüpfen drohte, wieder in die Hände zu bekommen suchte. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob sich den piemontesischen Staatsmännern wirklich kein anderer Weg zu diesem Ziel darbot, als derjenige, daß sie die Ereignisse, die sich ohne ihr Zutun und zum Theil gegen ihren Willen im Süden der Halbinsel vollzogen hatten, in der zwölften Stunde ratihabirten; aber wir können unmöglich die Besorgniß unterdrücken, daß auch dieser Weg nicht zu dem gewünschten Resultat führen wird.

Denn die italienische Bewegung ist schon seit längerer Zeit stärker als die Politik jener Staatsmänner. Auf Grund zuverlässiger Nachrichten müssen wir annehmen, daß Graf Cavour mit der Erwerbung der Lombardei und der mittelitalienischen Staaten die Vergrößerungspolitik zu einem Ruhepunkte geführt zu haben glaubte, der zur Consolidirung des neu errungenen Besitzstandes benutzt werden sollte. Wir haben Grund zu der Annahme, daß die Revolution Siciliens und Neapels seinen Wünschen nicht entsprach, weil sie die große ihm im Innern obliegende Aufgabe der staatlichen Consolidirung erheblich erschwerte und weil sie die italienische Bewegung in eine dunkle Bahn riß, welche möglicherweise auch zu dem Verlust des bereits Errungenen führen konnte. Wenn Graf Cavour sich gleichwohl nicht im Stande fühlte, der Unternehmung Garibaldi's entgegenzutreten, so liegt hierin ein Beweis, daß die Wogen der öffentlichen Meinung schon damals zu hoch gingen und nicht mehr innerhalb des Bettes gehalten werden konnten, welches die Politik des Turiner Cabinets ihnen anzuweisen gedachte. Und dieses Mißverhältniß ist durch die seitdem eingetretenen Ereignisse nicht unerheblich gesteigert worden. Die öffentliche Meinung hat, indem sie sich von den Bedenken der Politiker und Staats

männer emancipirte und selbständige, nicht mit staatlicher Sanction ausgerüstete Unternehmungen begünstigte, zu Erfolgen geführt, deren Glanz alle bisherigen Errungenschaften verdunkelt, — zu Erfolgen, die überdies von keiner Seite eine ernsthafte Anfechtung erfahren. Werden wir uns wundern dürfen, wenn die ungeheime Thatkraft nach solchen Erfolgen sich dem Glauben hingiebt, daß sie durch ihren Instinct sicherer geleitet werde als durch die vorsichtig vorschreitende und von tausend Bedenken gehemmte Staatsweisheit? Werden wir uns wundern dürfen, wenn Graf Cavour die öffentliche Meinung fortan noch weniger lenksam findet, nachdem er ihrer selbständigen Action zu Resultaten verholfen hat, deren Verdienste nicht der Unterordnung unter die vorsichtigen Rathschläge eines politischen Calcul's, sondern der thatsächlichen Auflehnung gegen dieselben zugeschrieben werden? Sicherlich werden wir nicht fehlgreifen in der Annahme, daß die italienische Bewegungspartei nach Beendigung des Kampfes in Unteritalien ihre ganze Kraft auf dasjenige Ziel richten wird, welches ihr von Anbeginn als das wichtigste vorschwebte, — auf die Erwerbung Venetiens, und so lange nicht andere Umstände dem Grafen Cavour zu Hülfe kommen, fehlt uns jedwede Bürgschaft dafür, daß es ihm gelingen werde, den glühendsten Wunsch des italienischen Volkes einstweilen zum Schweigen zu bringen. Allerdings zweifeln wir nicht an dem ernstlichen Willen des sardinischen Premiers, ein Unternehmen zu verhindern, dessen gefährvolle Chancen seinem durchdringenden Verstande unmöglich verborgen sein können, aber er selbst hat bereits erfahren, wie schwierig und mißlich es für ihn ist, den natürlichen Konsequenzen der von ihm in's Leben gerufenen Bewegung sich in den Weg zu stellen, und es will uns bedünken, daß er selbst durch die unumwundene Erklärung, die italienische Bewegung werde vor der Erwerbung Venetiens nie zum Abschluß gelangen, sich des besten Theils der Widerstandskraft von vornherein beraubt hat.

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die Konsequenzen, zu denen ein Angriff der Italiener auf Venedig führen müßte, so werden wir uns schwerlich der Illusion hingeben können, daß es uns möglich sein wird, einem solchen Kampfe als unbetheilte Zuschauer fernzubleiben. Wie die deutschen Grenzen nun einmal liegen, ist ein siegreiches Vordringen der Italiener, noch entschiedener aber eine vollständige Eroberung Venetiens ohne Verletzung des deutschen Bundesgebietes unmöglich. Der weit nach Süden vorspringende Zipfel Tyrols raubt den Italienern jede Aussicht, ihrem Angriff auf das Festungsviereck durch eine Diversion in den Flanken des Feindes zu Hülfe zu kommen; und selbst in dem kaum zu erwartenden Falle, daß sie auch ohne dieses Mittel im Festungskriege glücklich wären, würde ihr weiteres Vordringen so lange gelähmt sein, als das in ihrem Rücken liegende Tyrol vom Feinde besetzt ist und von ihm als Ausgangspunkt für Unternehmungen benutzt werden kann, welche die Verbindung der Italiener mit ihrer Operationsbasis zu durchschneiden drohen. Auf nicht minder ungünstige Bedingungen würden die Italiener stoßen, wenn sie sich entschließen sollten, durch eine Landung in Kroatien eine andere Operationsbasis zu gewinnen; denn der Zweck dieses Planes, dem gefährlichen Festungsviereck auch von Osten sich zu nähern und den Zusammenhang der österreichischen Armeen mit jenen gefährdeten Positionen zu durchbrechen, würde ohne Ver-

legung des Triestiner Gebietes, das zwischen Kroatien und dem Venetianischen bis an's Meer sich erstreckt, nicht erreicht werden können. Stellen wir uns nun die andre Möglichkeit vor, daß die österreichischen Waffen siegreich sind und in die jetzt mit Sardinien vereinigten Staaten vordringen —: kein Zweifel daß in diesem Falle eine neue Intervention Frankreichs in Aussicht steht, welches nicht zögern wird, sich unter so überaus günstigen Auspicien mit der Glorie eines entscheidenden Schiedsrichterspruches zu umgeben.

In beiden Fällen also würde ein Angriff der Italiener auf Venedig Ereignisse herbeiführen, denen gegenüber wir unsere Neutralität nicht länger bewahren könnten. Daß wir einer neuen bewaffneten Intervention Frankreichs nicht mit gekreuzten Armen zusehen dürfen, wird in Deutschland ziemlich allgemein anerkannt. Nicht minder — hoffen wir — wird man darüber einverstanden sein, daß wir es nicht geduldig hinnehmen dürfen, wenn das junge italienische Königreich bei seinem ersten Conflict mit einer andern Macht sich der Achtung vor neutralem Bundesgebiete entschlagen zu dürfen glaubt. Es hilft nichts, jetzt darüber zu klagen, daß auf dem Wiener Congreß die deutsche Südgrenze mitten durch ein Gebiet gezogen ist, welches durch die Natur der Dinge zu einem untrennbaren Ganzen geschaffen ist und nicht willkürlich auseinander gerissen werden durfte; oder sollte es irgend ein Deutscher für zweckmäßig halten, das: „Sein Vaterland soll größer sein!“ jetzt seufzend in ein „Sein Vaterland sollte kleiner sein!“ zu corrigiren? Die thatsächlichen Zustände legen uns Pflichten auf, deren wir uns nicht entschlagen dürfen, ohne Abbruch an unsrer Ehre zu erleiden, und Niemand wird den Muth haben, der preussischen Regierung anzufinnen, sie möge ihrem „deutschen Berufe“ dadurch nachkommen, daß sie die Augen zudrückt, wenn das italienische Königreich seinen ersten Kampf gegen eine andre Macht mit der Nichtachtung deutschen Bundesgebietes beginnt.

In diesen eigenthümlichen Verhältnissen liegt der Grund, weshalb wir der italienischen Bewegung gegenüber nicht genau dieselbe Stellung einnehmen können, welche England gewählt hat. Den Umsturz des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel dürfen die Engländer mit dem ungetriebten Behagen ansehen, welches ihnen ihr Haß gegen die in beiden Ländern geübte Regierungsweise eingiebt; wir hingegen können uns dabei nicht, des Gedankens entschlagen, daß dadurch nur die letzten entscheidenden Vorbereitungen zu einem Ereigniß vollzogen sind, welches zu einer Collision mit unseren Pflichten und Interessen führt. Den Engländern würde auch ein Angriff der Italiener auf Venedig ziemlich gleichgültig sein, wenn sie dessen sicher wären, daß sie den Kampf isoliren könnten, — und eintretenden Falls würden ihre Anstrengungen auch sicher auf dieses Ziel gerichtet sein; wir hingegen können es uns unmöglich verbergen, daß wir den Kampf nur dann isoliren könnten, wenn wir die Rücksicht auf Bundespflicht und auf die Wahrung der nationalen Ehre in die Schanze zu schlagen geneigt wären. Die Engländer also mögen die Flamme der italienischen Bewegung schüren; wir können uns nicht darüber täuschen, daß, je überwältigender sie emporlodert, desto näher auch der Moment rückt, in dem sie über unsere Grenzen hinüberschlagen wird.

Welche Haltung ist uns nun durch diese Verhältnisse vorgeschrieben?

Auf Grund der Erwägung, daß die weitere Fortentwicklung der italienischen Bewegung mit unseren Pflichten und Interessen zu collidiren drohe, hat das „Preuß. Wochenblatt“ vor einiger Zeit seine Ansicht dahin zusammengefaßt, daß wir den Eintritt jener Eventualität mit kühlem unbefangenen Sinn abzuwarten und inzwischen unsere eigenen Interessen wachsam und mit dem festen Entschluß, eine Beeinträchtigung derselben nicht zu dulden, in's Auge zu fassen hätten. Von anderer Seite ist dieses Programm als ein Ausdruck des Schwankens, der Unentschiedenheit, als „nicht kalt nicht warm“ getabelt und die Forderung aufgestellt worden, daß man sich über die Alternative entscheiden solle, ob man ein einheitliches und unabhängiges Italien wolle oder nicht, — wobei von der Ueberzeugung ausgegangen ist, daß die Entscheidung dieser Alternative zu einer anderen als der im „Preuß. Wochenblatt“ formulirten Antwort führen müsse.

Wir sind nicht dieser Meinung. Die Forderung des genannten Blattes scheint uns in der That eine Beantwortung jener Alternative zu involviren. Auch mit den darans gezogenen praktischen Folgerungen können wir nicht anders als übereinstimmen. Und zwar aus folgenden Gründen.

Unser politisches Interesse schreibt uns nicht vor, die Zerspaltung der italienischen Halbinsel in eine Anzahl verschiedener Staaten aufrecht zu erhalten oder uns deswegen gar in einen Kampf zu stürzen. Wer der Ansicht huldigt, daß ein zersplittertes Italien uns im Allgemeinen vortheilhafter sein wird, als ein einheitliches, wird die Taktik des „Preuß. Wochenblatts“ schwerlich für angemessen halten. Ihm würde sich ein anderes und einfacheres Programm darbieten, nämlich: unter möglichst vortheilhaften Bedingungen einen feindlichen Zusammenstoß Deutschlands und Italiens herbeizuführen. Zu den vortheilhaften Bedingungen gehören aber vorzüglich zwei: erstens müßte Italien, als der angreifende Theil, unseren klaren Rechten so zu nahe treten, daß wir zur Action gezwungen würden; und zweitens müßte dieser Angriff so lange hinausgeschoben werden, bis das Auftreten der italienischen Bewegungspartei die conservativen Interessen der europäischen Staaten in höherem Maße als bisher beunruhigt und uns die Sympathien weiterer Kreise gestichert hätte. Diesen Zwecken würde alles dasjenige förderlich sein, was die Führer der italienischen Nationalpartei zu dreistem Vorgehen ermuthigen, was ihren Siegesrausch erhitzen, ihre Ansprüche steigern, was sie über die Schwierigkeiten und Gefahren ihrer Projecte in Täuschungen einwiegen könnte. Durchaus unpraktisch aber würde es sein, vor der Zeit Alarm zu schlagen und auf die Grenzen hinzuweisen, an denen ein pflichtmäßiger und entschlossener Widerstand die revolutionäre Bewegung erwartet: der für gewisse Fälle von vornherein signalisirte Antagonismus könnte die Italiener bestimmen, den von ihren Gegnern gewünschten Conflict zu umgehen und inzwischen die Errungenschaften zu sichern, zu deren Zerstörung ihre Feinde einen vortheilhaften Anlaß herbei zu führen suchten.

Wenn nun das „Preuß. Wochenblatt“ jetzt, wo die Gefahr noch vermieden werden kann, es für rathsam hält, auf Verhältnisse hinzuweisen, deren Nicht-

beachtung Seitens des italienischen Volkes und eine feindselige Rolle gegen dasselbe aufzwingen müßte, so scheint dieser Taktik die Anschauung zum Grunde zu liegen, daß wir kein Interesse daran hätten, einen Keim zu Feindseligkeiten sich entwickeln zu lassen, deren Verlauf die Errungenschaften der sardinischen Politik in Frage stellen könnte. Diese Errungenschaften sind unserer Ansicht nach an sich in der That noch nicht gefährlich für uns: die Existenz eines größeren einheitlichen Staates auf der italienischen Halbinsel könnte in Zukunft vielmehr auch uns von Nutzen werden, und wir zweifeln gar nicht daran, daß im Laufe der Zeit Combinationen eintreten können, in denen der junge Staat jenseits der Alpen uns wirklich ein wünschenswerther Allirter sein wird. Aber irrthümlich, meinen wir, hält ein großer Theil der liberalen Partei diese Eventualität für viel sicherer und für viel näherliegend, als sie es in der That ist. Denn wir dürfen es nicht übersehen, daß der Abschluß einer preussisch-sardinischen Allianz der Regel nach zu einer Annäherung Frankreichs an Oesterreich, d. h. zu einer für uns ungleich ungünstigeren Combination führen wird, daß sie also nur in den seltenen Fällen für uns von praktischem Werth werden kann, in welchen eine derartige Annäherung der beiden Kaiserstaaten durch andere Umstände unmöglich gemacht ist. Bisher aber war gerade Italien dasjenige Gebiet, auf welchem die Interessen Oesterreichs und Frankreichs sich feindselig berührten; hört Italien durch die Bildung eines wirklich selbständigen Königreichs auf, ein Schauplatz des österreichisch-französischen Antagonismus zu sein, so sind die fruchtbarsten Keime der Zwietracht zwischen den beiden Kaiserstaaten getilgt und ihrer zeitweiligen Annäherung stehen ungleich geringere Hindernisse als bisher im Wege. Wir glauben also, daß die Fälle, in welchen wir die Existenz eines kräftigen italienischen Königreichs zu unserem Vortheil werden verwerten können, zu den selteneren gehören werden, und daß es der preussischen Politik sicher nicht leicht sein wird, solche günstige Eventualitäten herbeizuführen. Aber wie dem auch sein möge: die Möglichkeit, daß uns ein starkes italienisches Königreich vereinst einmal zum Nutzen gereichen kann, haben wir bereits früher anerkannt, wir wollen sie auch jetzt nicht in Abrede stellen, und lassen sie als ein Motiv gelten, welches uns verbietet, eine Feindseligkeit gegen den neuen Staat zu suchen oder auf seine Zerstörung hinzuwirken.

Wichtiger aber als diese hypothetische Hoffnung auf die Zukunft sind für uns die naheliegenden Eventualitäten der Gegenwart. Unmöglich können wir das Heute preisgeben, um nach unsicheren Vortheilen für ein unbestimmtes Morgen zu haschen. Um den unmittelbaren Erfordernissen des gegenwärtigen Moments gerecht zu werden, bedarf es sofortiger, den obwaltenden Verhältnissen entsprechender Entschlüsse; von viel geringerer Erheblichkeit ist es, ob die Fäden, welche sich in ferner Zukunft zu einem Netz zusammenschlingen sollen, heute oder ob sie morgen angespannen werden.

Fassen wir nun die Gegenwart in's Auge, so können wir nicht läugnen, daß die Bildung eines einheitlichen italienischen Königreichs unter Auspicien zu Stande gekommen ist, welche uns keinesweges günstig sind. Zwei Momente treten uns als besonders mißlich entgegen. Das Königreich Italien ist durch französische Hülfe geschaffen worden, und zwar um den ausbedungenen Preis

von Gebietsabtretungen, welche dem mächtigen Aürten den Schlüssel zu dem jungen Staat in die Hand liefern und ihn in den Stand setzen, auf die neue Schöpfung einen bestimmenden Druck auszuüben. Es ist zweitens geschaffen worden durch eine tödtliche Verfeindung mit seinem andern Nachbar, mit Oesterreich, — durch eine Verfeindung, welche dadurch noch mehr verbittert und befestigt wird, daß der junge Staat es von vornherein als seine Aufgabe proclamirt hat, von Oesterreich noch andere Gebiete loszureißen. Beide Momente wirken zusammen, dem italienischen Königreich die Allianz mit Frankreich zu einer Nothwendigkeit zu machen, — die Allianz gerade mit demjenigen Staat, dessen um sich greifende Politik der Hauptquell der in Europa vorherrschenden Unruhe ist und dessen gefährliche Pläne insonderheit wir zu befürchten haben. Ganz abgesehen also von der unmittelbaren Gefahr eines Conflicts, welche die Durchführung der Ansprüche auf Venetien uns nahe rücken würde, ist das italienische Königreich durch die Art seines Entstehens zur Zeit in eine Richtung gedrängt worden, die wir als eine für uns bedenkliche und gefährliche bezeichnen müssen. Es kann uns unmöglich erfreulich oder auch nur gleichgültig sein, daß die Kraft Italiens unter Umständen einheitlich zusammengefaßt und wirkungsvoll consolidirt wird, welche diesen neuen und bedeutsamen Factor der europäischen Staatenfamilie dem Träger einer für uns beunruhigenden Politik zu Gebot stellt.

Ist es möglich, der Umgestaltung Italiens diesen für uns gefährlichen Charakter zu nehmen? Hierauf würde sich ohne Frage unsere Aufgabe concentriren müssen, wenn wir von der Ueberzeugung ausgehen, daß die Schöpfung eines italienischen Königreichs nicht an sich und für alle Zeit ein mit unseren Interessen unverträgliches Ereigniß ist, sondern daß ihr nur durch besondere Umstände für die zur Zeit obwaltenden, aber doch wandelbaren Verhältnisse ein bedenklicher Charakter aufgeprägt wird. Gelänge es uns, diesen unmittelbaren Gefahren der Gegenwart vorzubeugen, so würden wir getrost den Muthes dem Moment entgegensehen, in dem uns gestaltet sein wird, dasjenige, was uns zur Zeit seines Entstehens eine beunruhigende Seite zutehrte, zu unserm Nutzen zu verwerten.

Und hier haben wir oft genug als das geeignetste Mittel zu diesem Zweck den Rath befürwortet gehört, daß Preußen durch eine Annäherung an Sardinien «einen Keil in die sardinisch-französische Allianz eintreiben möge.» Ohne Frage drängt sich zunächst Jedem der Gedanke auf, dem italienischen Königreich durch ein anderweitiges Bündniß ein Aequivalent für die französische Allianz zu bieten und ihm dadurch Gelegenheit zu geben, die Fesseln dieser drückenden Bundesgenossenschaft abzuschütteln. Erwägen wir aber die Situation genauer, so überzeugen wir uns bald, daß dieser Rath für uns und jetzt ein unpraktischer, ja ein entschieden zweckwidriger ist.

So lange nämlich Sardinien an dem Antagonismus gegen Oesterreich, an seinen Ansprüchen auf Gebiete festhält, welche zur österreichischen Monarchie gehören, giebt es absolut keine Allianz, welche in den Augen der sardinischen Staatsmänner einen höhern oder auch nur einen gleichen Werth besitzt wie die französische. Das Festhalten an der Feindseligkeit gegen Oesterreich ist durch-

aus unverträglich mit einer Politik, welche den westlichen Nachbar, den eigentlichen Urheber und den thatkräftigsten Bundesgenossen des italienischen Staates entfremden könnte. Selbst die Allianz Englands würde als federleicht befunden werden, wenn um diesen Preis das Aufgeben der französischen Bundesgenossenschaft erkaufte werden sollte, und wie dankbar Italien auch so entschiedene Kundgebungen zu seinen Gunsten, wie die in der letzten Note Lord John Russell's, hinnehmen mag, so werden sie doch auf die Natur der Beziehungen zu Frankreich zunächst nicht die geringste Einwirkung äußern. Der Irrthum, dem sich in dieser Beziehung ein großer Theil des Publicums hingiebt, entspringt aus der ganz richtigen Anschauung, daß Sardinien das Bedürfnis fühlen und sich die Aufgabe stellen müsse, sich möglichst bald von einem übermächtigen Allirten zu emancipiren, neben dem es doch nur die Rolle eines Vasallen spielen kann. Aber diese Aufgabe der sardinischen Politik wird offenbar erst dann praktisch, wenn der junge Staat das Werk der Wiebergeburt Italiens für vollendet und so weit für gesichert hält, daß er an den unabhängigen Genuß, an die unabhängige Verwerthung des errungenen Besitzes denken kann. Die mächtige Freundschaft, die ihm zu seinen bisherigen Erfolgen verholfen hat, wird er sicherlich nicht in die Schanze schlagen mögen, so lange er sich noch nicht im vollen Besitze des Fundaments befindet, welches er für den staatlichen Neubau zu gewinnen trachtet; und am wenigsten wird er dazu geneigt sein, wenn der Rest der Arbeit, den die volle Durchführung seiner Pläne noch erheischt, in nichts Geringerem besteht, als in einem Angriffskriege gegen Oesterreich, und zwar auf einem Gebiete, zu dessen Befestigung dieser Staat seit einer Reihe von Jahren alle seine Hülfsmittel erschöpft hat. Und selbst dann, wenn Sardinien sein Werk vollständig vollendet hätte; wenn es sich im unangefochtenen Besitze seiner bedeutenden Errungenschaften befände, — selbst dann würden die sardinischen Staatsmänner es für rathsam halten, für die Lösung einer so heiligen Aufgabe, wie die Emancipation von Frankreich und die Begründung eines anderen Allianz-Systems, eine besonders günstige europäische Situation abzuwarten. Wenn diese Erwägungen schon bei der Wahl zwischen der französischen und der englischen Allianz für jetzt entscheidend zu Gunsten der ersteren in die Waagschale fallen, — in wie viel höherem Grade ist dieses der Fall in Bezug auf ein freundliches Entgegenkommen Preußens, zumal da Preußen auf diesem Gebiet bei Weitem nicht so unbedingt und ungehemmt vorwärts gehen kann als England. Wer sich die Mühe giebt, die hier angedeuteten Verhältnisse zu durchdenken, wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß man, so lange Sardinien an seinen Ansprüchen auf Venedig festhält, den Stein des Sisyphus wälzt, wenn man daran arbeitet, die sardinisch-französische Allianz zu lockern.

Die eigenthümliche Stellung Preußens in Bezug auf die hier erörterte Idee erheischt indeß noch einige weitere Bemerkungen. Wir wünschten von denjenigen, welche in einer Annäherung Preußens an Sardinien die einfache Lösung des Problems erblicken, speciellere Angaben zu erhalten, durch welche Schritte sie eine solche Annäherung bekundet sehen wollen. Sie könnte z. B. darin bestehen, daß Preußen Victor Emanuel als König von Italien anerkennt; sie

Könnte ferner in einer Garantie des derzeitigen Bestandes des neuen Königreiches, sie könnte endlich in einem Schutz- und Trugbündniß bestehen. Daß der zuerst genannte Schritt, wie angenehm er dem Turiner Cabinet auch sein möge, doch zur Zeit nicht die Kraft besitzt, eine Forderung der sardinisch-französischen Allianz zu Wege zu bringen, daß Preußen also jetzt nutzlos eine Karte ausspielen würde, die vielleicht in einer nahen Zukunft vortheilhafter verwerthet werden könnte, liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Erörterung. Der zweite Schritt aber, die Garantie des gegenwärtigen Bestandes, fällt in seinen Consequenzen mit dem dritten, einem Schutz- und Trugbündniß, vollständig zusammen, so lange Sardinien seine Ansprüche auf Venedig aufrecht erhält. Denn in diesem Falle ist eine Garantie des gegenwärtigen Bestandes für Sardinien die wirkungsvollste Ermuthigung, gegen Oesterreich die Offensive zu ergreifen, weil sie diesem sonst so gewagten Unternehmen den schlimmsten Theil seiner Gefahren nimmt. Sie wäre unter den obwaltenden Umständen ein unzweideutiger Act der Feindseligkeit gegen Oesterreich, den Sardinien mit Vergier ausnützen würde und ausnützen könnte, ohne sein Verhältniß zu Frankreich zu ändern. Und welche Folgen würden sich für Preußen daraus ergeben? Ein Bruch mit Oesterreich und eine abermalige feindselige Zerküftung der deutschen Nation würden davon unzertrennlich sein. Aber noch mehr! Preußen würde Sardinien zu einem Kampfe gegen Oesterreich durch einen solchen Act nur dann ermuthigen können, wenn es seinerseits entschlossen wäre, die im Falle eines siegreichen Vordringens der Italiener unvermeidliche Verletzung des deutschen Bundesgebietes ungeahndet zu lassen und seinen »deutschen Beruf« durch eine moralische Cooperation bei Nichtachtung der deutschen Neutralität zu bekunden, oder im Falle eines siegreichen Vordringens der österreichischen Waffen an Oesterreich und seine deutschen Allirten den Krieg zu erklären, um für die Aufrechterhaltung des von ihm garantirten sardinischen Bestandes bei Zeiten einzutreten. Da wir nicht wissen, ob diejenigen, die uns unter den gegenwärtigen Umständen eine Annäherung an Sardinien anrathen, die eben bezeichnete Politik in vollem Ernst und nach reiflicher Ueberlegung als die für Preußen rathsame betrachten, glauben wir uns vorläufig jeder Kritik dieses Rathschlages enthalten zu dürfen. Nur Eines erlauben wir uns anzudeuten. Wenn wir für die italienische Sache wirklich entschlossen wären, den Italienern bei der Losreißung Venedigs von Oesterreich durch die Entzündung eines deutschen Bürgerkrieges zu Hülfe zu kommen, so würde eine solche Politik allerdings zur Lösung der sardinisch-französischen Allianz beitragen können; aber — wohl zu merken! — dann würde Frankreich diese Allianz bei Seite werfen, weil ihm anderwärts größere Vortheile winken: die Trennung der sardinisch-französischen Allianz würden wir durch die Begründung einer französisch-österreichischen zum Zweck einer Zertrümmerung Preußens und einer Rectificirung der französisch-deutschen Grenze erkaufte haben!

So zeigt sich der Rath, daß wir uns an Sardinien anschließen sollen, für die Gegenwart nach allen Seiten hin als ein unanwendbarer. Sind wir jedoch deshalb außer Stande, den italienischen Forderungen gegenüber eine positive Politik zu befolgen? — Mit Nichten.

Es wird den Lesern nicht entgangen sein, daß die Schwierigkeiten der Situation, von welcher Seite wir sie auch betrachten mögen, in letzter Instanz stets auf ein und dasselbe Grundübel zurückführen, welches eine für uns befriedigende Lösung des Problems zur Zeit vereitelt: es ist das noch immer auf neue Gebietserwerbungen gerichtete Streben der sardinischen Politik, es ist in erster Linie der feierlich proclamirte Anspruch auf den Besitz Venedigs! Dieses Streben ist der feste Kitt der sardinisch-französischen Allianz; es ist, so lange es unbefriedigt bleibt, und auch für geraume Zeit, nachdem es befriedigt ist, eine sichere Bürgschaft für den feindseligen Antagonismus zwischen Sardinien und Oesterreich, die mächtigste Triebfeder zur Anlehnung Sardiniens an Frankreich. Es schlägt jede Hoffnung, daß Deutschland einst der Existenz eines mächtigen italienischen Königreichs froh werden könnte, peremptorisch zu Boden. Es rückt uns sogar die Eventualität nahe, daß wir, in Erfüllung unsrer Bundespflichten, dem italienischen Königreich feindselig dürften entgentreten müssen. Es hemmt jede freie Bewegung der preussischen Politik, wenn dieselbe nicht ihren deutschen Charakter vollständig verlängnen will.

Glaubt man nun, daß derartige Erwägungen unter den Italienern selbst gar keinen Boden finden? daß sich dort Niemand aus dem allgemeinen Siegesrausch so weit ernüchtern kann, um sich die gefährlichen Wechselfälle zu vergegenwärtigen, zu denen ein blindes Fortstürmen auf der einmal betretenen Bahn führen könnte? daß dort Niemand ein Bedenken hegt, die bis jetzt errungenen, wahrhaft großartigen Resultate der italienischen Einheitsbewegung durch einen Kampf auf's Spiel zu setzen, in welchem der unausstiegbare Keim eines allgemeinen europäischen Krieges liegt? Eine solche Erscheinung würde allen Erfahrungen über die große Mannichfaltigkeit menschlicher Temperamente und Anschauungsweisen total widersprechen. Wie überall, wird es auch in Italien nicht an Personen fehlen, die vorsichtigen Sinnes auch bei kleinem Vortheil mehr an die Sicherung als an die Vergrößerung desselben zu denken geneigt sind; es wird auch dort nicht an Personen fehlen, denen das bisher Errungene — wie es auch in der That der Fall ist — so großartig und werthvoll, so über alle Erwartung hinausgehend erscheint, daß sie daran ein vollkommenes Genüge finden und jeden Gedanken an neue Speculationen, bei denen der überraschende Gewinnst gefährdet werden könnte, weit von sich weisen; noch Andere werden die Consolidirung der neuen Errungenschaften, deren Bestand noch aller festen, staatlichen wie völkerrechtlichen Grundlagen ermangelt, sogar für das dringendste Bedürfnis erachten, sie werden es für eine nicht länger hinauszuschiebende Aufgabe halten, die bisher getrennten und jetzt zusammengewürfelten Theile des italienischen Königreichs durch ein festes Band staatlicher Organisation zusammenzuschmieden, welches dem Ausbruch innerer Zwietracht festere Schranken entgegenstellt; noch Andere endlich, Solche, welche den Gedanken an eine weitere Ausdehnung des Erworbenen nicht aufgeben wollen, werden der Ansicht sein, daß der junge Staat zur Verfolgung dieser Pläne einer ungewöhnlichen Kräfteanstrengung und solcher Nachtmittel bedürfe, wie sie ihm nur durch eine rasche und fruchtbare Entwicklung des Errungenen gewährt werden können. Nehmen wir nun noch diejenigen hinzu, die sich darnach

sehen, sobald als möglich aus den Banden der französischen Freundschaft loszukommen, so sehen wir zahlreiche Kategorien von Personen vor uns, die — wie sehr sie auch an Temperament und politischen Anschauungen von einander abweichen mögen, doch darin übereinstimmen, daß es höchst bedenklich sei, den Werdeproceß eines mächtigen italienischen Königreichs durch die Aufnahme des Kampfes gegen Oesterreich zu verlängern und ihn den erheblichsten Gefahren auszusetzen.

Und diese Partei — die gemäßigtere und besonnenere Fraction der italienischen Nationalpartei, — die einem *va banque* entschieden abgeneigt ist, regt sich gerade jetzt mit besonderer Lebhaftigkeit. Ja, wenn wir die Sprache der officiösen Turiner Blätter prüfen; wenn wir uns die herben Urtheile vergewärtigen, mit denen sie die enthusiastische, zu weiterem Vorwärtstürmen anreizende Haltung Garibaldi's während seiner Dictatur und nach seiner Abdankung begleiteten, so glauben wir schließen zu müssen, daß das gegenwärtige Turiner Cabinet ebenfalls dieser gemäßigten Partei angehört. Der vom Siegesrausch erhitzten öffentlichen Meinung gegenüber muß ihr Programm, wenn es wirken will, allerdings zur Zeit ein höchst bescheidenes sein; es lautet im Betreff Venedigs: Temporisiren. Es verlangt nicht ein Aufgeben der Pläne auf Venedig, sondern eine Vertagung derselben, — und wir können hiermit einverstanden sein. Wenden sich die sardinischen Staatsmänner der inneren Organisation des italienischen Königreichs zu, so werden sie hier eine so colossale und zeitraubende Arbeit finden, daß die Vertagungsfrist jedenfalls nicht kurz gemessen sein wird. Vielleicht überzeugen sich die Italiener inzwischen, daß das italienische Königreich auch ohne den Besitz Venedigs ein tüchtiges und unabhängiges Staatswesen bilden kann, — wie die Deutschen sehr zufrieden sein würden, wenn sie, auch ohne das Elsaß zu besitzen, zu einer einheitlichen Organisation gelangten. Und wenn diese Erwartung nicht in Erfüllung gehen sollte, so ist es jedenfalls für uns ein Gewinn, die venetianische Frage von dem Wege der Gewalt mit seinen unheilvollen Wechselfällen und Consequenzen auf den Weg der Verhandlungen hinübergeleitet zu sehen, bei denen auch wir die speciell deutschen Interessen wahren könnten, ohne die von dem Appell an die physische Gewalt unzertrennliche Besorgniß, daß die unberechenbaren Chancen der Ereignisse uns in eine unsern Interessen fern liegende Sphäre hineinreißten möchten.

So ergibt sich für uns eine positive und sehr bestimmte Aufgabe: um dem bedauerlichen Conflict mit dem italienischen Königreich, der durch die Lage der Bundesgrenzen und durch unsere Bundespflichten bei einem Angriff auf Venedig zu einem fast unvermeidlichen gemacht wird, aus dem Wege zu gehen, haben wir die gemäßigte Fraction der italienischen Nationalpartei, welche den Angriff auf Venedig vertagt sehen will, nach Kräften zu unterstützen. Wir sind dazu um so mehr verpflichtet, als jene gemäßigte Fraction, wie wir bereits oben bemerkten, in dem Kampf gegen eine durch ganz ungewöhnliche Erfolge erregte Volksmeinung sich in einer so misslichen Position befindet, daß sie schwerlich durch eigene Kraft allein das Uebergewicht erringen wird; wir hingegen haben absolut keinen Entschuldigungsgrund,

wenn wir es an der Besonnenheit fehlen lassen, die dem besonnenen Theil der italienischen Politiker wirksam in die Hände arbeitet.

Lösen wir diese Aufgabe, wenn wir der italienischen Bewegung nur mit schwärmerischer Begeisterung entgegenjauchzen und in den jede nüchterne Erwägung ausschließenden Freudentaumel einstimmen, der bei der Masse des italienischen Volkes, bei den unmittelbar Betroffenen, so natürlich und verzeihlich ist? wenn wir von jener Bewegung nur in bathantischen Dithyramben wie von einem Ereigniß reden, welches nicht bloß vom italienischen, sondern auch vom deutschen Standpunkt in einem durchaus makellosen und überall erfreulichen Glanz erscheint? wenn wir jede Erinnerung an unsere eigenen Interessen, welche in diese Ekstase störend hineinführt, wie einen unheiligen Laut in dem Chor der Anbetenden, mit dem äußersten Mißmuth zurückweisen? wenn wir von der Wahrnehmung, daß eine Eroberung Venedigs ohne Verletzung der deutschen Grenzen nicht möglich ist, unwillig die Augen schließen und die Hinweisung auf Umstände, die uns die Erfüllung positiver Pflichten auflegen, als elende Kleinigkeitsträmerei prosaischer Naturen bezeichnen? Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß ein solches Auftreten jenseits der Alpen nur eine unseren Wünschen und Interessen entgegengesetzte Wirkung hervorbringen kann. Es kann dort nur die Vorstellung nähren, daß wir uns durch unsern Enthusiasmus und unsere unbedingten Sympathien für die italienische Sache gern bestimmen lassen würden, beide Augen auch dann zuzubrücken, wenn der Fortgang der italienischen Bewegung zu Ereignissen führen sollte, welche sonst keine Nation ungeahndet zu lassen pflegt, und daß wir im Schwunge unserer Begeisterung vielleicht sogar im Stande sein würden, das eigne Interesse willig zum Opfer zu bringen, wenn wir damit dem Interesse eines fremden Volkes dienen können. Wahrlich! wenn wir uns den Italienern in solchem Lichte zeigen, so thun wir Alles was in unsern Kräften steht, um den Sieg der besonnenen Partei in Italien über die radicale zu erschweren, — einen Sieg zu erschweren, von dem — wir können uns unmöglich darüber täuschen — die Fortdauer des jungen Königreichs und der Frieden Europa's abhängt.

Sollen wir die Rehrseite dieses Bildes noch ausführlich darstellen? Welchen andern Eindruck würde es auf die Italiener hervorbringen, wenn sie im Norden der Alpen ein Volk gewahrten, welches kraft desselben Nationalgeföhls, dem sie selbst so glänzende Erfolge verdanken, eifersüchtig seine Interessen überwacht und seine Rechte energisch zu wahren entschlossen ist! ein Volk, welches die Thaten der Italiener ehrt, ihre Erfolge nicht anseindet, aber ein viel zu lebendiges nationales Pflichtgeföhls besitzt, um sie nicht bei Zeiten vor bedenklichen Unternehmungen zu warnen, die zu einer Collision mit seinen eigenen Interessen zu führen drohen. Der besonnene Theil der italienischen Nationalpartei, der den errungenen Besitz zu sichern und zu consolidiren wünscht, wird seine Argumente zu Gunsten einer Vertagung der venetianischen Frage aus der derzeitigen politischen Situation entnehmen müssen, und ihm kann kein wirkungsvolleres Argument dargeboten werden, als die Thatfache, daß das deutsche Nationalgeföhls mächtig sich regt, daß es einem feindlichen Zusammenstoß der italienischen Bewegung mit den deutschen Interessen argwöhnisch entgegensteht,

daß es ungeachtet aller Sympathie für die italienische Sache eine Verletzung des deutschen Bundesgebietes nicht zu wagen entschlossen ist, daß also, da eine Eroberung Venetiens ohne einen solchen Eingriff nicht wohl ausführbar ist, unter den obwaltenden Umständen die Durchführung dieses Planes Deutschland in den Kampf hineinziehen und das Schicksal des italienischen Königreichs in den Strudel eines europäischen Krieges hineinschleudern würde.

Das wäre die Art und Weise, in welcher wir unsererseits die besonnene Fraction der italienischen Nationalpartei unterstützen können.

Die Befolgung dieses Rathes, weit entfernt, bloß der Ausdruck der Unentschlossenheit zu sein, ist geeignet, ganz positive und sehr wichtige Zwecke zu fördern. Und sie liegt nicht minder im wohlverstandenen Interesse Italiens, wie in unserm eigenem.

Sie ist geeignet, unter den Italienern der Mäßigung das Wort zu reden und denjenigen eine ernste Warnung vorzuhalten, die, von Siegen und überraschenden Erfolgen berauscht, alle glänzenden Errungenschaften der letzten Monate verwegend auf Eine Karte setzen wollen. Sie ist geeignet, denjenigen unter die Arme zu greifen, die, mit dem Erworbenen zufrieden, die Sicherung und Befestigung des neuen Besitzes für die bringlichste Aufgabe halten und vor Allem nichts von Unternehmungen wissen wollen, welche den jungen Staat mit noch drückenderen Fesseln in Abhängigkeit von Frankreich zu schmieben drohen. Sie ist — mit einem Wort — geeignet, die Existenz des italienischen Königreichs zu sichern und seine Emancipation von Frankreich in größere Nähe zu rücken.

Von uns selbst aber sucht sie einen Conflict fernzuhalten, der uns in zweifacher Beziehung aufs Höchste bellagenswerth erscheint. Erstlich weil er uns in einen Kampf gegen Italien hineinreißt, dessen Consequenzen sich jeder Berechnung entziehen, und zweitens weil er einen für uns sehr unvortheilhaften Ausgangspunkt für den doch wohl unvermeidlichen Krieg gegen Frankreich bildet.

Das letzte Moment fällt in dieser Zeit besonders schwer in die Waagschale, Wir müssen uns darauf beschränken, den Grund kurz anzudeuten.

Der plötzliche Umschwung in der Haltung der englischen Presse gegen Deutschland und Preußen ist Jedermann aufgefallen. Als Lord John sich nach dem Continent begab, fing die englische Presse plötzlich an, unter Hinweisung auf die Warschauer Zusammenkunft ihrem Publicum das Gespenst einer Erneuerung der heiligen Allianz in allen möglichen Drapirungen vorzuführen. Wohl Niemand wird der englischen Presse eine solche politische Urtheilslosigkeit zuschreiben um zu meinen, daß sie selbst an ihre Prophezeiungen geglaubt habe. Wenn sie sich in den Schein dieses Glaubens hüllte, so muß sie dabei bestimmte Zwecke verfolgt haben, und welcher Art diese Zwecke waren, ergab sich bald darauf aus der Behandlung des Macdonald'schen Handels, eines Vorfalls, den die englischen Blätter mit Beschämung hätten verschweigen sollen, und der nichtdestoweniger von ihnen aufgegriffen wurde, um unter einer erstaunlich dreisten Verleugnung der Wahrheit eine wahre Sündfluth von Beschimpfungen über die deutsche Nation anzugießen und die französische Civilisation auf den Altar zu

stellen. Daß dieses sonderbare Manoeuvre den Zweck hatte, die Antipathien gegen Deutschland aufs Höchste anzustacheln und den Engländern die französische Allianz wieder schwachhaft zu machen, konnte man sich in Deutschland nicht länger verhehlen. Wenn nun diese Expectorationen der englischen Presse gleichzeitig dazu benutzt wurden, Lord John Russell einige empfindliche Nachenschläge zu versetzen, — wir erinnern daran, daß die „Times“ erst damals die schon vor mehreren Wochen erschienene abmahrende Depesche Lord John's an Sir J. Hudson hervorbrachte — so können wir über die Persönlichkeit, welche an dieser Taktik ein Interesse hatte, kaum im Zweifel sein. Lord Palmerston wünschte, die französische Allianz wieder fester zu kitten und gleichzeitig die Stellung seines Collegen, des um seine Popularität ängstlich besorgten Ministers des Auswärtigen, zu untergraben. Den letzteren Plan freilich hat Lord John in einer durch ihre Originalität überraschenden Weise durchkreuzt: er schrieb seine zweite Depesche an Sir J. Hudson; unbekümmert darum, daß die zweischneidigen Grundsätze dieses Actenstückes in allen fünf Welttheilen unmittelbar gegen die Interessen Englands angewendet werden können, richtete er sein Augenmerk ausschließlich darauf, durch eine wahrhaft betäubende Dosis von Liberalismus John Bull zu befriedigen und dem edlen Premier ein Paroli zu biegen. Wie der letztere diesen Schritt aufnahm, ersehen wir aus der Times: wir erlebten das wunderbare Schauspiel, daß dieses sehr italienische Actenstück in der sehr italienischen Times mit äußerstem Mißbehagen besprochen wurde. Der spätere Artikel der Times über die angebliche Abberufung Hudson's liefert den Beweis, daß der Krieg zwischen den beiden Ministern noch fortgesetzt wird.

Wir können uns nun unmöglich zu dem Glauben überreden, daß ein so gewiegter und schlauer Politiker, wie Lord Palmerston, plötzlich in so energischer und auffälliger Weise die öffentliche Meinung zu Gunsten der französischen Allianz unzustimmen sich bemühen würde, wenn diese letztere nicht neuerdings durch ein uns unbekanntes Abkommen eine neue positive Unterlage gewonnen hätte. Auch das Hin- und Herreisen Persigny's erregte den Verdacht, daß bestimmte und sehr ernste Verhandlungen obschwebten, und das letzte Auftreten des französischen Gesandten in London redet der Vermuthung das Wort, daß diese Verhandlungen zu einem für Lord Palmerston und den Kaiser Napoleon befriedigenden Abschluß gediehen sind. Wie die Verabredungen von Compiègne, werden auch diese Stipulationen sicherlich erst durch die nun folgenden Ereignisse bekannt werden, und es wird gewagt sein, über ihren Inhalt eine Vermuthung auszudrücken. Daß es sich dabei um Leistungen und Gegenleistungen handelt, wird, dürfen wir mit Sicherheit voraussetzen. Wir wissen, daß Lord Palmerston sein Augenmerk vornehmlich auf den Orient richtet, und haben schon früher auseinandergesetzt, daß unserer Ueberzeugung nach hierin der Schlüssel zum Verständniß seiner Politik zu suchen ist, welche das Einvernehmen mit Frankreich, so lange es irgend möglich ist, aufrecht zu erhalten und den erhabenen Allirten auf solchen Gebieten zu beschäftigen sucht, auf denen er den englischen Interessen am wenigsten un bequem wird. Möglicherweise hat Lord Palmerston von dem Kaiser Napoleon Zusicherungen hinsichtlich der Dauer der syrischen Expedition erhalten und ihm dafür freie Hand in Bezug auf andere Pläne gelassen, bei

deren Durchführung die englische Nation leichter auf dem Boden der Neutralität erhalten werden könnte. Welcher Art diese Pläne sind und ob aus der Haltung der Palmerston'schen Mäxter auf sie ein Schluß gezogen werden dürfe, — über diese Fragen wollen wir dem Urtheil unserer Leser nicht vorgreifen.

## N o t i z e n.

Kurhessen unter dem Vater, dem Sohne und dem Enkel von \*\*\* (Besonderer Abdruck aus den „Demokratischen Studien“ von L. Walestrode). Hamburg, Otto Weisner.

„Drei Lebensläufe in absteigender Linie“ von Hippel dem Jüngeren. Hamburg, Otto Weisner.

Der Verfasser der „Politischen Todtenschau,“ seit dem Anfange der vierziger Jahre als politischer Schriftsteller mit Recht geachtet, L. Walestrode hatte bekanntlich die Koryphäen der demokratischen Partei zu Beiträgen für ein politisches Taschenbuch vereinigt, das er unter dem Titel „Demokratische Studien“ in Hamburg bei Otto Weisner herausgab. Die Bezeichnung hätte wohl besser gewählt sein können. Indeß die bekannnten und in ihren Kreisen geschätzten Namen derer, welche dazu beigetragen, verhiessen eine Sammlung von Aufsätzen, die nicht bloß der Gesinnungsgegenossen lebhabste Theilnahme zu wecken geeignet erschienen. Den gehegten Erwartungen entsprach keiner der Beiträge in dem Maasse wie der eine, dessen Verfasser ungenannt geblieben ist und auf dessen Besprechung wir uns hier beschränken. Derselbe ist in besonderem Abdruck erschienen und zwar zweimal: unter demselben Titel wie in den „Studien“ und zum Zweck offenbar einer vorläufig ungestörten Verbreitung in Kurhessen mit der an Hippel's „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ ironisch anklingenden Ueberschrift. Die beiden obengenannten Schriften sind eine und dieselbe. Der Zweck der Mystification soll vollkommen erreicht sein; während die „Studien“ in Kurhessen sehr bald unterdrückt wurden und der offen als solcher bekannte Abdruck dort keinen Eingang fand, ist die maskirte Schrift drei Wochen hindurch daselbst unbehelligt geblieben und in Masse abgesetzt worden. Die „drei Lebensläufe in absteigender Linie“ charakterisiren also den Wandel des Vaters und des Sohnes, welche Kurhessen regiert haben, und des Enkels, welcher zur Zeit noch diesen unglücklichen deutschen Staat regiert. Der verhüllende Duchtitel enthüllt den ganzen Inhalt. — Daß wir ein vorwiegend ästhetisches Volk sind, daran hat uns die kleine höchst interessante Schrift auf's Neue gemahnt. Wir brauchen darüber nicht verdrrießlich zu werden. Wohl uns, wenn der „Schodschwerenothstil,“ in welchem gelegentlich noch immer einmal die großen Fragen des Tages verhandelt werden, so ziemlich allgemeine Abneigung erregt. An dieser kleinen Schrift ist es vor Allem die Schreibart, was uns für sie einnimmt. Der unbekannnte Verfasser führt eine Feder, wie Wenige. Sein Stil ist von einer fesselnden Grazie; er hat genau das, was wir an den Franzosen den Esprit nennen. Dabei hängt die Leichtigkeit und Anmuth der Form, die von der ersten Seite bis zur letzten den Leser anzieht, mit dem Maasse und der Würde zusammen, welche bei einem Gegenstande, der so sehr zu galligem Ergaß und Jornaufwallung reizt, doppelt anerkennenswerth sind. Der Eindruck der kühlen Darstellung ist um so mächtiger; der in der Schrift verhaltne Unwille bricht in dem Leser desto heftiger hervor. Die Sprache ist nicht einmal die des strengen Richters, sondern durchweg die des aus guten Quellen schöpfenden Historikers. Eine besondere Tendenz tritt nirgends hervor. Aber, was wohlberechnete Absicht sein könnte, bewirkt

unter der glücklichen Behandlung der Stoff selbst: nämlich die stufenweise Steigerung. So ist besonders der Vater des jetzigen kurhessischen Regenten, indem er tief unter seinen barocken Vorgänger herabsinkt, mit einer so versöhnlichen Milde und gerechten Objectivität geschildert, daß das folgende dritte Lebensbild ein Relief gewinnt, von welchem sich seine Züge in wahrhaft erschreckender Grellheit abheben, obwohl auch diese mit einer Art von Schonung, ja selbst Liebe gezeichnet erscheinen.

Wer eine Standalgeschichte à la Behse erwartet, muß sich enttäuscht sehen. Aber je weniger standalsüchtig und medisant der Verfasser sich erweist, um so deutlicher erscheint das unerhörte Aergerniß im Ganzen und Großen. Wir wollen hier absichtlich nicht in Einzelnes eingehen. Das kleine Werk muß in seinem ganzen Zusammenhang betrachtet werden. Es genüge, den Einen Punkt hervorzuheben, auf welchen die Schrift mit leisem, aber bestimmtem Fingerzeige deutet. Die dänisch-schleswig-holsteinische Geschichte spielt in die tragische Geschichte Kurhessens hinein. Jener verwandtschaftlichen Beziehung zum dänischen Königshause entstammt die dunkle Anlage, welche den einen Zweig von Philipp des Großmüthigen erlauchtem Hause mit der Gewalt eines Verhängnisses erfaßt hat und eben jetzt auf Kurhessen seine hoffentlich letzten Schatten wirft. Der Verfasser hat den ihm eignen Tact auch hierin bewährt, zwischen den Zeilen lesen zu lassen, was bei aller Freiheit der Presse doch eine gewisse Scheu zu verbentlichen nicht zuläßt.

Ein charakteristisches Motto ist der Schrift beigegeben; aus Luthers „Bedenken, ob Kriegerleute auch im seligen Stande sein können.“ Es lautet wörtlich also: „Man liefet von einer Wittwe, die stund und betete für ihren Tyrannen außs allerandächtigte, daß ihn Gott wolle ja lange leben lassen. Der Tyrann hbrt's und verwundert sich, weil er wohl wußte, daß er ihr viel Leides gethan hatte, und solch Gebet seltsam war. Denn das gemeine Gebet für die Tyrannen pflegt nicht so zu lauten. Er fragte, warum sie so für ihn betete. Antwortet sie: Ich hatte zehn Kühe, da dein Großvater lebte; der nahm mir zwei; da betete ich wider ihn, daß er stürbe und dein Vater Herr würde. Da das geschah, nahm mir dein Vater drei Kühe. Abermals betete ich, daß du Herr würdest und er stürbe. Nun hast du mir vier Kühe genommen. Darum bitte ich nun für dich, denn ich sorge, wer nach dir kommt, nimmt mir die letzte Kuh auch, mit allem, was ich habe.“

Zum Schluß noch eine verbürgte Geschichte aus den letzten Tagen. Ein galonirter Diener holt aus einer Buchhandlung drei Exemplare der „drei Lebensläufe“ von dem „jüngern Hippel.“ Auch verschweigt derselbe nicht, in wessen Auftrag. Siehe da, es war — um mit Luther zu reden — für den, welcher „nach dir kommt.“

## Unsere Historiker.

---

Geschichtswerke, wie sie andere Nationen schon vor Zeiten als ein kostbares Gemeingut weiter Kreise hochgehalten, Werke, die in Stoff und Stil gebiegen gleichsam an das Herz eines Volks anschlagen, sind der deutschen Nation lange Zeit versagt geblieben und entstehen auch heute noch unter schwierigeren Verhältnissen als bei den Franzosen und den Engländern. Selbst die glorreichste Zeit, welche Poesie und Prosa der Deutschen erlebt haben, konnte trotz aller Versuche in der historischen Literatur kein ebenbürtiges Muster hervorbringen. Es hat dieser Mangel seine innerste Begründung in der politischen Existenzweise Deutschlands selbst, in der particularen Zerrissenheit, die, von allen realen Banden gelöst, vornehmlich in den idealen, denen des Geistes, den Schein der Zusammengehörigkeit bewahrte. Wenn irgendetwas, so läßt sich hieraus die Antwort auf die mitunter aufgeworfene Frage entnehmen, ob denn überhaupt zum Geschichteschreiben nationales Leben und politische Subjectivität erforderlich seien. Wir stellen die Gegenfrage: weshalb glänzen die beiden großen Literaturen des Alterthums, weshalb die englische bereits im achtzehnten Jahrhundert auch in der Historiographie? Nationale Tüchtigkeit und die eigene politische Durchbildung der Schriftsteller befähigten diese erst zu mustergültigen Leistungen und nicht minder das Publicum, an denselben Geschmack zu finden.

In Deutschland gab es aber lange Zeit kein Publicum, das sich viel um die Stöße von Folianten und Quartanten bekümmert hätte, die auch unter uns eine Unmasse historischer Aufzeichnungen bewahrten. Die Sprache gab sich nicht einmal Mühe andere und mehr Leser anzuziehen, als die gerade an dem Gegenstande theilhaftig waren. Von hohen akademischen Zinnen herab schrieb man vorwiegend nur für die Junft, auch wohl lediglich nur zur Belehrung praktischer Staatsleute, die an harte stilistische Kost gewöhnt waren; oder man hielt sich noch genügsamer an die Zusammenstellung von Materialien, deren Besitz späteren Generationen frommen möchte. Zwar war die Junft, wie überhaupt der geistige Handwerker-

stand im Vaterland überaus verbreitet, ihre Arbeit besaß sogar eine Art Ruf von Solibität über die Grenzen desselben hinaus; aber dennoch befaßten sich mit den Producten selbst nur Wenige drinnen und draußen, die nicht dem geschlossenen Kreise der Producenten nahe standen. Es gab kein eigentliches lesendes Publicum für deutsche Historie, und so konnte auch im höchsten Sinne des Wortes von letzterer selbst keine Rede sein.

Wie oft ist darauf hingewiesen, daß mit der nationalen Erhebung gegen das französische Joch in den Befreiungskriegen und mit der bewußten Anbahnung neuer politischer Zustände auf den Moder- und Trümmerhaufen der Vergangenheit überhaupt die Erkenntniß der geistigen Kräfte unseres Volks einen großartigen Aufschwung genommen, wie der historischen Wissenschaft in der weitesten Bedeutung nach allen Seiten hin neue Gebiete erschlossen wurden, wie gleichzeitig mit dem ungeheuren Zuwachs an Material, das dem siegesfrohen, auch seiner Vergangenheit wieder sich freuenden Deutschland zuströmte, auch die Kunst der Kritik erwuchs. Schon hatten die Gebrüder Grimm, jene wahren Pioniere dieser neuen Richtung, die unerschöpflichen köstlichen Schächten der deutschen Sprache sowie des alten Volkslebens angehört; die Sänger und Redner, die mutigen Gelehrten sogar der Befreiungsepoche wurden von der Strömung der Zeit getrieben sich ihnen anzuschließen, als fast gleichzeitig mit dem Werke der Befreiung einer ihrer größten Helden, der Freiherr vom Stein, durch seine Anregung und persönliches Beispiel Hand anlegte, mit Hilfe der geistigen und materiellen Kräfte des gesammten Deutschlands ein Quellenwerk zur Geschichte der Vergangenheit zu schaffen, wie es so vollständig und gründlich herzustellen schwerlich eine andere der großen europäischen Nationen im Stande sein dürfte. Es ist nicht von ungefähr, als ob ein kräftiger politischer Hauch durch die Entstehung der „Monumente der deutschen Geschichte“ fächelte, — ein Hauch, der sich auch auf verwandte Regungen erstreckte, die, mehr oder minder von jenem großartigen Unternehmen befruchtet, neue Bahnen der dem deutschen Geiste besonders zusagenden wissenschaftlichen Thätigkeit einschlugen. Wir brauchen nur daran zu erinnern, was seitdem für das Studium unserer Sprache, für ihre Geschichte und Literatur geschehen ist, welche Fortschritte das Rechtsstudium, die Verfassungsgeschichte gethan. Da sind auf der einen Seite ganz andere Muster der Diction gewonnen und ist dem Geschmac ganz anders wie bisher Gelegenheit geboten worden sich zu verfeinern, da ist auf der anderen Seite auch das Object, der Stoff historischer Darstellung ein wesentlich tieferer geworden, indem für den Leser, der sich in einem politisch lebendig gewordenen Zeitalter bewegt, die Schilderung politischen Lebens als die erste Bedingung für ein Geschichtswerk erscheint, das ansprechen soll.

Keine Frage, daß wir das Glück haben, neben denen, die den Stoff herbeitragen, und denen, die rüstig auf mehreren der Geschichte unmittelbar benachbarten Gebieten schaffen, in Ranken denjenigen zu besitzen, der, in Forschen und Wissen unvergleichlich, in der Darstellung künstlerisch, ein hell leuchtendes Muster aufgestellt hat. Mit Geist und hohem Talent, anknüpfend an die Pfade, die vor ihm Johannes von Müller, vor Allen aber Niebuhr gewandelt, hat er die Methode festzustellen, die Materie zu sichten und zu gestalten, durch den eigenen Vorgang in Schrift und Wort eine Schule zu begründen gewußt, die, ohne gerade auf die Worte des Meisters zu schwören, nach rechts und links aus einander gehend, dennoch ihres Ursprungs, ihrer Zusammengehörigkeit sich bewußt bleibt. Erst seitdem diese Kräfte in einer gewissen Gemeinschaft schaffen, und neben und mit ihnen so manche gleichzeitige, unabhängige, kaum minder helle Erscheinungen sich Bahn gebrochen, giebt es in Deutschland ein Publicum, das sich auf weitere Kreise erstreckt als professorische und bureaukratische Zunft. Je mehr der Geschmack an lesbarer Waare zunimmt, je mehr das immer weiter gehende Verlangen befriedigt wird, politisch belehrt zu werden, das staatliche Walten zu erkennen, die Verbindung des Individuum mit der Politik zu knüpfen, desto mehr wird auch nach dem wirtschaftlichen Gesetz der Wechselwirkung zwischen Bedarf und Vorrath die Menge und die Güte des Gebotenen wachsen. Die deutsche Literatur darf nunmehr mit Stolz auf einige bedeutende Historiker weisen, deren Werke trefflich geschrieben sind und schon deshalb von Tausenden mit Freuden gelesen werden. Wie ganz anders, wie viel tiefer und weiter wirkt die Belehrung an der Hand des angenehmen und leutseligen Wegweisers, als das schwere Studium zwar gebiegenen, aber übel vorgetragenen Materials, dessen Form allein oft den Wisbegierigsten zurückschreckt.

Jedoch mit der schönen Form hinwiederum ist es nicht allein gethan. Giebt es doch in verschiedenen Literaturen Werke, die sich trefflich lesen lassen und auf den Namen von Historien Anspruch machen, die aber kaum mehr Wirkung thun als gewisse Dichtungen, an denen das Reimgeltingel das Beste ist. Der Ruhm der antiken wie der modernen Muster der Geschichtschreibung beruht wesentlich auf noch anderen Factoren: auf der Anschauung großer politischer Verhältnisse, dem möglichst nahen Zusammenhange mit ihnen und, als dem besten Product davon, einer gebiegenen Befinnung, die gleichsam wie ein Funken nationalen Feuers beim lesenden Publicum zündet. Große Historiker sind gerade daher in der Regel die Ausgeburten mächtig erregter Zeitalter; sie sind fast ohne Ausnahme groß in Folge einer festen, entschlossenen Parteinahme. Schwankende, achseltragende, den Mangel an Muth etwa unter der Sentimentalität verbergende

Autoren, und wären sie die größten Gelehrten, die bezauberndsten Talente des Stils, können ihrem Geschicke nicht entgehn und werden sicher bei der Nachwelt von der verdienten Strafe der Verachtung getroffen. Die Wucht der öffentlichen Meinung bleibt im Durchschnitt eine stets gerechte Richterin, die dem kühnen, aber ehrlichen Vertheidiger einer verlorenen Sache oder eines veralteten Princip's weit lieber ihre Anerkennung zollt als Solchen, die es mit keiner Seite verderben, sondern immer nur mit dem jedesmal günstigen Winde steuern wollen.

Wie bewähren sich nun diese Anforderungen und Grundsätze in den neuesten Leistungen der Geschichtschreibung und unserer Geschichtswissenschaft überhaupt? In wiefern kommen sie der nationalen Kräftigung zu Gute? Was gewinnt das deutsche Volk in seinen politischen Bestrebungen aus der Belehrung durch seine Historiker? Das sind Fragen, die sich uns mächtig aufdrängen, und die nicht in jeder Beziehung mit gleich günstigen Resultaten zu beantworten sind. Nicht durchweg leistet z. B. die Kant'sche Schule den an sie erhobenen Ansprüchen Genüge. Gelingt es ihr, große nationale Gedanken zu fördern, am Bilde der Geschichte dem gegenwärtigen Geschlecht echte Ueberzeugung und Gesinnung einzuhauchen? An dem Quellenmaterial und der Geschichte vergangener Zeiten emporgekommen, verliert sich der Einzelne gar zu leicht in den Gegenstand seines Lieblingsstudiums, in die Bewunderung einer Epoche, deren Ideen und Principien dann maassgebend für seine Betrachtung der übrigen Zeitalter werden, während umgekehrt auch das Licht der Erkenntniß unserer Tage, als das letzte und reichste Resultat der menschlichen Entwicklung, erleuchtend auf das Dunkel der Vergangenheit fallen sollte.

Daß in diesen Kreisen poetische Neigungen, etwa ein Nachwehen der Romantik, der vornehmsten Aufgabe der Historie, der Fixirung der Wahrheit Abbruch gethan hätten, — nicht ganz wollen wir das in Abrede stellen: aber viel mehr doch gehen ihre Schwächen von dem philosophisch-idealen Gange des Deutschen aus; sie stehen nicht außer Zusammenhang mit der jüngst abgelaufenen Periode regen philosophischen Schaffens. Ja, die Methode selber neigt sich dahin, von der Idee aus und ihr zu Liebe den Gang der Thatfachen zu construiren oder den Gedankengang in der Seele leitender Persönlichkeiten nach der Norm der eigenen Meinung zu ordnen. Eine gewisse Mißachtung der großen treibenden, realen Kräfte ist nur zu leicht die Folge eines Verfahrens, das mit Stolz objectiv zu sein behauptet und, ehe es sich's versteht, in das Gegentheil umschlägt. Bei dem Verlangen, die Triebfedern der Dinge ausschließlich in den Hof- und Staatsactionen zu finden, wird dem großen Leserkreise häufig noch viel zu wenig Belehrung geboten über die Geltung der nationalen Interessen.

Der Meister selber dürfte von Vorwürfen dieser Art nicht völlig frei zu sprechen sein. Ranke hat sich mit unvergleichlicher Vorliebe in die Schilderung des Zeitalters der Reformation und der Gegenreformation geworfen, sich am Faden der Geschichte der wichtigsten europäischen Nationen tief in die Anschauung der gewaltigsten Gegensätze versenkt. In einem feinen, vornehmen, fast diplomatischen, nicht eben warmen Tone schwebt sein Urtheil über den Dingen, ohne eigentlich für die Sache, der er wohlwill, zu begeistern. Die Streiflichter, die gelegentlich auf vergangene oder gegenwärtige Zustände fallen, sind in ihrer Schärfe und Sicherheit selten anzufechten, aber sie lassen kalt wie die Sonnenstrahlen an hellen Frosttagen. Die viel gepriesene Objectivität, die unstreitig Großes leistet, besteht eben nothwendig nicht ohne Schattenseiten. Dort wird es aber hell und warm, wenn der Historiker das volle Mitgefühl, diejenige subjective Innigkeit walten läßt, die nun einmal zur Herstellung des vollendeten Kunstwerks unerlässlich ist. So ist es nicht ohne Grund, wenn z. B. zwei kleine Bücher Dahlmann's, über England und Frankreich, die nicht eben auf tiefer Forschung beruhen, dennoch ihrer Zeit viel bedeutendere Wirkung hervorbrachten, als sehr wahrscheinlich Ranke's Arbeiten thun werden, in denen ähnlicher Stoff behandelt wird. Eben so wenig ist es ein Wunder, wenn Macaulay's großartiges Beispiel, das sich freilich in vielen Stücken den deutschen Leistungen, namentlich einigen der Ranke'schen Schule, wieder nicht an die Seite stellen darf, in Deutschland kaum geringere Bewunderung gefunden hat als im Vaterlande des berühmten Geschichtschreibers. Gerade an Macaulay ist es zur Erkenntniß der Lesewelt gekommen, wie innig schöne Form und freie Gesinnung sich mit einander verschlingen können. Kein Wunder daher, wenn wir die Früchte solcher Aussaat auch in deutscher Geschichtschreibung Nachahmung finden und in einzelnen Beispielen herrlich reifen sehen. Neben gewissen bisher nur allzu gewöhnlichen Gesichtspunkten, denen der persönlichen Machtstellung, den gouvernementalen, den diplomatischen wenden sich die neusten Schriftsteller offenbar gern den staatsrechtlichen und rechtsstaatlichen Anschauungen zu und tragen den materiellen und geistigen Aeußerungen des Volkslebens, der Darstellung der nationalökonomischen und kulturhistorischen Tendenzen eine vollere Rechnung. Wenn in diesen Stücken vor Allem Mommsen's Römische Geschichte sich entschieden der Darstellungsweise des berühmten Engländers nähert, so folgt sie derselben doch keineswegs in ihre Abwege. Eine Detailmalerei wie dort verbietet sich schon durch das Fernliegende der Zeiten, und Tiefe der Forschung wie ideale Beherrschung des Stoffes sind eben nach deutschem Maßstabe zu messen. Ein Werk wie dieses bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt der deutschen Geschicht-

schreibung, weckt und reizt den Wettstreit und läßt zunächst bei denen, die nach ähnlichen Zielen streben, die Ahnung zur Ueberzeugung werden von dem, was dieser Zweig unserer Literatur bei anhaltendem Studium der vollendeten Muster alter und neuer Zeit, bei richtiger Anwendung unserer nationalen Anlagen und Vorzüge und vor Allem mit Hilfe größerer politischer Reife vermaleinst hervorzubringen im Stande sein wird. Ein Werk wie Duncker's Geschichte des Alterthums zeigt diese größere politische Reife wenigstens in einem einzelnen durchaus politisch angelegten Kopfe. Aber unendlich viel freilich hängt von der besseren Gestaltung unserer gesammten nationalen Existenz ab, davon, ob deutsches Volk und Land als solche in der Gesellschaft der Nationen die einst behaupteten Ehren wieder gewinnen werden, davon, ob der Rechts- und Verfassungsstaat, wie ihn die Gegenwart sowohl wider die verrotteten Präntensionen der Rastenherrschaft als auch wider die Centralisationsgelüste des Imperialismus fordert, unter uns zur That und Wahrheit wird. Nur in Staaten mit wirklich welthistorischen Missionen, wo im Innern und nach Außen sich eine gesunde Politik zu entfalten vermag, hat es auch große Geschichtswerke gegeben. Und so wird es in alle Wege bleiben.

Wenden wir uns nun im Besonderen zu der Betrachtung des Studiums und der Darstellung der vaterländischen Geschichte, so finden wir allerdings, wie unsere Tage auf diesem Gebiete mit einer emsigen, bisweilen auch sehr ersprißlichen und sogar vortrefflichen Thätigkeit angefüllt sind. Schon das Interesse am Material, vorzüglich dem provinziellen, culturhistorischen und persönlichen, überhaupt dem Kleinlichen hat sich ungeheuer gesteigert. Die vielen Local- und Provinzialvereine und Gesellschaften zur Erforschung und Sammlung aller möglichen Objecte von sehr verschiedenartiger historischer Geltung erzielen in vielen Fällen ganz unschätzbare Erfolge; nur liegt es in der Natur der Sache, daß dies ganze Streben der Gefahr der Zersplitterung, des Abweichens von einer höheren, allgemeineren Richtung ausgesetzt ist und leider nur zu oft zu dilettantischer Spielerei und alterthümlicher Gespreiztheit führt. Macaulay trifft mit seiner übertriebenen Genrezeichnung besonders eine unter seinen Landsleuten viel verbreitete Vorliebe, die in England unstreitig in dem dilettantischen Treiben Hunderte von Alterthumsvereinen ihren Ursprung hat. Das Zuviel im Kleinen schadet der Wissenschaft in ihrer Größe. Ob das germanische Museum in Nürnberg diese viel getheilten Bestrebungen bei uns unter Einen Hut wird bringen, ihnen höheres, einheitliches Leben wird einhauchen können, scheint uns mit Recht bezweifelt zu werden. Jenes Institut, das sich zur schirmenden Mutter zahlloser Töchter aufwerfen möchte, fördert doch nur die Lust am Sammeln und Katalogistren.

Schon die wissenschaftliche Systematik bedarf entschieden höherer Gesichtspunkte und strengerer Disciplin. Von Anregung zu freien literarischen Schöpfungen kann noch viel weniger die Rede sein. Es steht mit diesem fleißigen Zusammentragen historischen Details ähnlich wie ehebem mit der Philologie, die in ihrer alexandrinischen Buchstabentäuferei, in einer elenden Textkritik verkommen wäre, wenn nicht unter Meistern wie Wolf und Niebuhr, Böckh und Lachmann echte Alterthumskunde sich Geltung verschafft hätte. So werden auch auf unserem Gebiete die Sammler niemals das wirklich allgemein Wichtige zu allgemeiner Würdigung erheben können; dazu wird es nicht minder derer bedürfen, die zugleich die wissenschaftliche Methode bemeistern und am rechten Orte den rechten Stoff zu verwenden verstehen.

Etwas ganz Anderes und Bedeutenderes, als das germanische Museum mit seinem Generalrepertorium für die Quellkunde zur gesammten deutschen Geschichte jemals leisten dürfte, versprechen dagegen die neuerdings in München durch königliche Munificenz betriebenen Associationsversuche wirklicher Größen historischen Wissens und historischer Kunst. Außerlich anlehnd an die „Monumente“ und die Gesellschaft zur Erforschung älterer deutscher Geschichte werden hier mit wirklich großartiger Freigebigkeit eines einzelnen Fürsten die verschiedenartigsten Unternehmungen von noch ganz anderen Dimensionen in Gang gesetzt, die, falls sie selbst unter mißlichen Verhältnissen gedeihen sollten, durch die erforderliche Leitung, Verhandlung und Publication München einst zu dem Rufe einer Schule der Kunst auch den der edelsten und menschlichsten Wissenschaft erwerben würden. Es ist nicht unsere Sache, die vielen Projecte aufzuzählen, die theils in Anregung gebracht, deren Ausführung theils in Angriff genommen: — man weiß, daß tüchtige kritische Sammelwerke nach dem Muster der „Monumente“ und aus verschiedenen Sphären des großen politischen und socialen Lebens der deutschen Vergangenheit vorbereitet worden, und daß wir auch, wenn alle Gedanken zur Wahrheit werden, eigenthümlichen, viel versprechenden Darstellungen entgegensehen dürfen.

Aber die Münchener Commission, der die bedeutendsten Geschichtsforscher und die Sterne erster Größe unserer Geschichtschreibung angehören, mit ihren laufenden Arbeiten und alljährlichen Versammlungen, berechtigt außerdem zu Hoffnungen, die wir noch höher anschlagen. Im Anschluß an dieselbe besitzen wir zunächst seit zwei Jahren in Sybel's historischer Zeitschrift ein Organ, das, sehr verschieden von den zahllosen, vor Allem doch für Mitglieder bestimmten Vereinschriften, sich an das große Publicum wendet. Als Quartalschrift trifft sie in der äußeren Anlage einigermaßen mit den bekannten englischen Vorbildern zusammen, bietet aber

überwiegend Artikel von historischem Interesse. Altes und Neues, Kirchliches und Politisches, Aufsätze in der Richtung der Biographie oder des Verfassungs- und Staatsrechts sind gleich willkommen. Ist daher auch eine ausschließliche Beschäftigung mit deutschem Stoff unmöglich, so werden doch die vielen fremden Objecte vorwiegend im Sinne deutscher Forschung angegriffen und behandelt. Mit Vorliebe scheint sich die Wahl auf Partien der neueren und neuesten politischen Geschichte zu richten, um an der Hand lebendiger Interessen einen ausgedehnten Kreis unzüftiger Leser der Historie als solcher nahe zu bringen. Setzt sich die Zeitschrift nun allerdings hierdurch dem Vorwurfe aus, einen doppelten Zweck zu verfolgen, neben ihrer Wissenschaft Politik zu treiben, so kommt sie doch eben damit jenem Bedürfniß entgegen, das wir oben schon hervorgehoben. Die Klassen, die auf Bildung Anspruch machen, die immer größer werdenden Kreise, welche nicht zur Unterhaltung allein, sondern eben so gut zur Unterweisung lesen, wollen gerade auf solche Art durch möglichst gefällige und knappe Vorführung der großen historischen Fragen und Ereignisse, allerdings zunächst der modernen, ihr Verlangen erfüllt sehen. Aber, gelockt durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, werden sie gleichsam rückschreitend auch der Vergangenheit wieder zugeführt, zumal wenn der patriotische oder nationale Ton angeschlagen, die Anschauung und das Licht der Gegenwart auf die früheren Zeiten gerichtet wird, wenn selbst die Controverse, dem rein fachwissenschaftlichen Forum entrückt, Leben erhält für Alle, die sich den in ihnen schlummernden historischen Sinn wollen wecken lassen. Als vornehmster Bedingung begegnen wir ferner auch hier wieder der Forderung, daß die Darstellung leicht und selbst geschmackvoll gehalten sei, ohne doch dem historischen Stil durch Anwendung von Füllter und Tand etwas zu vergeben. Der immer sich erweiternde Beifall, den Sybel's Zeitschrift schon nach so kurzer Probe findet, ist ein wohl verdienter, denn sie bringt echte Geschichtskunde und zum Theil meisterhafte Darstellung unter das Volk. Es ist ein Erfolg, zu dem auch die periodische Literatur wie sie der Politik der Gegenwart zu dienen sucht, ein Erfolg, zu dem auch wir, deren weitergezogene Kreise sich vielfach mit denen jener Zeitschrift schneiden und berühren, neiblos und freudig Glück wünschen dürfen.

Allein noch mehr und nicht minder bedeutende Resultate scheinen sich uns an das Zusammenwirken der deutschen Historiker in München zu knüpfen. Eine beträchtliche Anzahl namhafter Gelehrter, kunst- und geistvoller Männer, welche die verschiedensten Zweige einer großen Wissenschaft, verschiedene, sogar entgegengesetzte Richtungen und Auffassungen vertreten, erscheinen hier gewissermaßen vor den Augen der Nation auf einer und

derselben Bühne. Wie sie im Wetteifer schaffen, bringen sie die Erzeugnisse ihres Fleißes und ihrer Kunst freiwillig zur Ausstellung. Da mag die Menge nach Geschmack und Bedürfniß wählen, denn für die mannigfaltigsten Ansprüche ist gesorgt: da mag selbst das Schiedsrichteramt, die Preisvertheilung dem großen Tribunal der öffentlichen Meinung vorbehalten bleiben.

Dieses Tribunal, dünkt uns, ist in reger Thätigkeit. Wir meinen, die Spitzen unserer Geschichtschreibung müssen es schon an der Aufnahme und dem Absatz spüren, mit dem die Werke belohnt worden, die sich jetzt in vielen Händen befinden, von denen an so vielen Orten die Rede ist. Das deutsche Volk, die öffentliche Meinung prüft eifrig und hat schließlich zu entscheiden. Da ist es denn von hohem Interesse, das Für und Wider zu vernehmen, von dem schon so Manches verlautet, auf das Resultat der Vergleichen zu achten, wie sie vom lesenden Publicum vollzogen wird, ja selbst über die Gegensätze populär aburtheilen zu hören, nachdem sie ursprünglich nur auf dem Boden der Wissenschaft zusammengetroffen. Es sind vornehmlich wenige Namen, denen sich solche Aufmerksamkeit zuwendet; — versuchen auch wir zum Schluß uns die Stellung, die sie im Augenblicke einnehmen, die relative Geltung, die sie sich erworben, klar zu machen.

Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit hat mit Recht eine sehr erfreuliche Verbreitung gefunden, hat bereits eine zweite Auflage ihrer ersten Partien erlebt und ist bei uns, in Berlin — wo man doch neuerdings nur das absolut Vollkommene scheint krönen zu wollen — mit einem hohen akademischen Preise belohnt worden. Solcher Erfolg entspricht der längst bewährten gediegenen Gelehrsamkeit ihres Verfassers, der gemüthvollen Wärme, welche seine Darstellung durchglüht. Allein neuerdings erhebt sich vielfache Einsprache wider die Auffassung, ja, sogar ein lauter Widerspruch gegen den politischen Faden, der sich durch das Buch zieht, ist erklungen. Sollen wir vorerst unsere Ansicht von dem Standpunkt des Verfassers im Allgemeinen zusammenfassen, so will auch uns bedünken, daß er keinen wesentlichen Fortschritt im Vergleich zu früheren Werken offenbart, die sich mit demselben Gegenstande beschäftigten. Der Geist, der das Buch so warm durchweht, hat seinen Ursprung mehr in einem warmen Patriotismus, der namentlich der Jugend höherer Schulen nahe gebracht zu werden pflegt, als in einer reifen politischen Ueberzeugung und Erkenntniß, mit der die Gegenwart gerade auch das gewaltige Zeitalter von Karl dem Großen bis auf Kaiser Friedrich II. angefaßt wissen will. Statt auf fesselnde Weise in das Getriebe des Rechts- und Verfassungslebens einzuführen, was namentlich in Bezug auf die inzwischen von Waiz so gründlich be-

handelten Karolinger besonders dürftig ausgefallen, — statt dessen wird noch immer zu viel aus der Seele und mit den Worten mönchlicher Chronisten erzählt, wodurch selbst der im Uebrigen so lesenswerthen Darstellung des Culturlebens Mancherlei von der einseitigen Anschauungsweise jener Berichterstatter zufließt. Es bleibt doch jedenfalls fraglich, ob man den Versuch, Kaiser Heinrich II. zu weit höheren historischen Ehren zu erheben, als ihm bisher zu Theil geworden, als gelungen betrachten darf, indem er ja eben recht eigentlich der Liebling jener monastischen Geschichtschreiber gewesen. Mit großer Spannung, selbst mit einigem Mißtrauen sehen wir daher dem Erscheinen der nächstfolgenden Abtheilungen entgegen, in welchen das große Zerwürfniß mit Rom unter Saltern und Staufern, der Kampf zwischen politischer Einheit und Vielheit geschildert werden soll, wo neben den Mönchen auch wirkliche Politiker unter den Gewährsmännern erscheinen, wo ein großartiger Prozeß in der Universalgeschichte dazu auffordert, beides, national und politisch Partei zu ergreifen, wo es gilt, klug und sicher weltlich und ghibbellinisch zugleich zu sein. Giesebrecht's historische Muse hat der Epoche der sächsischen Kaiser unstreitig ihre volle Neigung zugewendet; mit welchem Oranje begleitet sie die Ottonen über die Alpen, wie heimisch fühlt sie sich auf italienschem Boden. Und doch wie ernst ist sie jüngst gerade darüber zur Rede gestellt worden. Sybel in seinem geistvollen Vortrage über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit rügt die stereotype und auch von Giesebrecht vertretene Begeisterung für die Politik der Römerzüge auf das Entschiedenste. Haben sie doch mit ihren idealen und imaginären Zielen die Geschicke Deutschlands und Italiens zu unheilvollen Wirrsalen mit einander verflechtungen, haben sie doch statt der einheitlichen nationalen Gestaltung den Particularismus groß ziehen helfen, Abbilder des päpstlichen Regiments auf deutschen Boden eingebürgert, wie sie kein anderes Land Europas je gebuhlet, den Eingriffen des Auslandes in deutsche Politik von jeher Thür und Thor geöffnet. Da ist es wahre Lust, von Sybel betont zu sehen, wie von Anfang an wirklich einsichtsvolle Köpfe von solchen Wegen abgerathen. Der erste Sachsenkönig Heinrich hat sie niemals betreten und hätte allen seinen Nachfolgern ein leuchtendes Beispiel sein sollen. Statt dessen haben die Fürsten unter Otto dem Großen, sein eigener Sohn Ludolf, die seiner italienschen Politik entgegen zu treten gewagt, Heinrich der Löwe gegenüber Friedrich dem Rothbart mit ihrer Existenz dafür büßen müssen. Warnende, klagende Stimmen hat es immerdar gegeben bis auf die jüngste Gegenwart, wo noch einmal mit eisernem Griffel über ein seit fast einem Jahrtausend schon verdammtes Verfahren Kritik geschrieben werden muß. Wir sehen folglich nicht recht ein, wie Angesichts

der Entwicklung der Dinge in der Welt, mit der auch die jüngste Reaction in der Auffassung der Geschichte der deutschen Kaiserzeit in enger Wechselwirkung steht, wie gegenüber dem Proteste deutscher und italienischer Zeitgenossen der Heinriche und Friedriche Giesebrecht seine Erzählung in der begonnenen Art fortsetzen kann. Es ist doch etwas mit der festen Parteilichkeit eines Geschichtsschreibers im Leben wie im Schaffen; man verlangt sie heutigen Tags besonders da, wo es sich um vaterländische Entwicklung handelt, auch wenn stofflich tausend Jahre scheinbar trennend dazwischen liegen.

Wir wissen nicht, ob jene lebhafteste Anfechtung einer solidarischen italienischen deutschen Politik ohne nachdrückliche Entgegnung bleiben wird, ob nicht politische und confessionelle Freunde des von der Allgemeinen Zeitung verteidigten Princips es versuchen werden, ihre großdeutsche Gesinnung schon in der Handlungsweise der alten nach Italien ziehenden Kaiser ruhmvoll bestätigt zu finden. Das zwölfte und noch mehr das dreizehnte Jahrhundert wird ein Stein des Anstoßes bleiben, wo das Reichsfürstenthum und die ersten Ansätze zur Landeshoheit den Begriff des Imperium zu durchbrechen und aufzureiben beginnen. Wir wissen aber und freuen uns, daß Sybel's als kleindeutsch verschriener Protest durchaus mit den politischen Grundsätzen seines Meisterwerks auf dem Gebiete der neuen Geschichte — der „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795“ — in Harmonie steht. Wer mit dem unverzagten Worte zu Gunsten des ersten Sachsenkönigs, des armen Rudolfs und Heinrich's des Welfen nicht einverstanden sein kann, wird schwerlich die Art und Weise billigen, in welcher das, was Oesterreich im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts Reichspolitik nannte, bloßgelegt wird. Ihm wird es natürlich ein Greuel sein, dieselben revolutionären Principien, die im Westen von Unten auf die Welt umwühlten, im Osten in dem Treiben von Imperatoren nachgewiesen zu sehn, zu lesen, wie der Baseler Friede der letzte Rettungsanker Preußens blieb, wenn es nicht von zwei Mühlensteinen zermalmt sein wollte, wenn die Erben derer, die einst gegen Universalherrschaft protestirt hatten, nicht gänzlich untergehn sollten. Wir ahnen im Voraus, was Sybel in der Fortsetzung seines Werks bieten wird, deren Ankündigung so freudig vernommen worden. Die Darstellung der Napoleonischen Politik von seinem deutschen Standpunkte aus liegt sogar in jenem akademischen Programm angedeutet, das sich mit der früheren Kaisergeschichte beschäftigt. Solche Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung mit so viel Gewandtheit, Takt und Geschmack angefaßt, wie sie sich in der Leitung einer Zeitschrift, einer großen historischen Akademie und in vortrefflichen, mit Begierde gelesenen Büchern kund giebt, deckt den

Zeitgenossen die wahre Continuität der historischen Entwicklung, das Princip des unablässigen, durch Menschen nicht zu hemmenden Fortschritts auf, und weckt das Verständniß für die politischen Gegensätze der Gegenwart wie der früheren Jahrhunderte mit viel nachhaltigerer Wirkung, als wenn man, von den realen Momenten absehend, dem, was rein und groß allein in der Idee war, einen Werth sichern will, den ihm die Resultate absprechen.

Sybel's Richtung verwandt, vor Allen auch durch den Erfolg des Vortrags und der Lehrthätigkeit mindestens ebenbürtig erscheinen uns, wie sie deutsche Geschichte auffassen und darstellen, Häusser und Droysen. Beide herrschen vom Katheder aus mit einer Macht über die empfänglichen Gemüther der Jugend, wie sie in den Annalen unserer Universitäten zu den glänzendsten Erscheinungen gehört. Beide treten muthig an die Strömungen des öffentlichen Lebens der Zeit heran und verstehen es eben darum, dem starren, historisch gewordenen Stoff politisch lebendigen Geist einzuflißen. Während Droysen, vielleicht von Analogien des griechischen Alterthums ausgehend, von der Stelle aus angreift, wo das Reich bereits verloren, ein Reichsland im Norden es in Stücke zerschlagen hilft um Neues aufzubauen, während er, nachdem er ein biographisches Meisterwerk ersten Ranges geliefert, vielleicht etwas zu constructiv von der Geschichte der preussischen Politik handelt, anstatt vor allen Dingen mit echter Erzählung, da wo sie anheben kann, etwa mit dem Großen Kurfürsten, die begierige Menge hinzureißen, hat Häusser dasjenige Zeitalter der deutschen Geschichte zum Gegenstande gewählt, in welchem die letzte Nemesis über die morschen Formen des Reichs hereingebrochen. Trifft er in Stoff und Auffassung sehr nahe mit Sybel zusammen, so unterscheidet ihn doch auch Mancherlei. Deutschland in seinen staatlichen geographischen Grenzen bleibt das Theater, auf welchem sich gewaltige Hergänge entwickeln; nur um den Zusammenhang zu wahren schweift der Blick in die europäische Geschichte hinüber, voll und warm aber wie aus dem Herzen pulst das Leben durch die Epoche, die so wunderbar die letzte gewaltige Umgestaltung des deutschen Reichs hervorgebracht hat. Man hört wohl und vielleicht nicht ganz mit Unrecht tabelnde Aeußerungen über die Breite und Ungleichartigkeit der Schilderung fallen, allein wie werden diese Schwächen aufgewogen durch die Gabe flüssiger, am Erzählen als solchem sich erfreuender Erzählung, die diesem Historiker in hohem Grade eigen ist. Daß dieselbe mit der längst erprobten männlichen Gesinnung zu voller Geltung kommen wird in der von Häusser demnächst zu unternehmenden Arbeit, der Schilderung der Zeit Friedrich's des Großen vom Hubertsburger Frieden an, daran wird Niemand zweifeln, der die deutsche Geschichte gelesen. Ob

Jedermann freilich darum zu thun sein wird, gerade diesen König in seiner politischen Thätigkeit politisch treu und lebensvoll dargestellt zu sehn, das ist eine andere Frage.

Beachtenswerth und nicht zufällig erscheint uns doch, daß bei dem die Nation mit Aufmerksamkeit erfüllenden Schaffen solcher Geschichtschreiber wie Sybel, Häuffer und Drohsen neuerdings auch derjenige Staat activ theilhaftig ist, dessen providentieller, stetig fortschreitender Bestimmung auch die Richtung ihrer Thätigkeit vorzugeweise zu Gute kommt. Welche segensreiche Folgen der weise, liberale Entschluß gehabt, das preussische Archiv Männern wie ihnen, — und fügen wir hinzu Gervinus für seine gedankenreiche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, — zur Verfügung zu stellen, das ist fast auf jedem Blatte der Bände wahrzunehmen, die gegenwärtig unter uns Deutschen am meisten dazu beitragen, den historischen Sinn an dem unmittelbar staatlichen Interesse zu erquickern und zu fördern und dadurch eben das gesammte Studium der Geschichte nach allen Zeiten und Richtungen hin, wie wir darzuthun versucht haben, nachdrücklich zu heben.

---

## Die Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit.

---

Wer heutzutage in einem deutschen Blatte über Krieg und Waffenwerk spricht, hat über die Zeitgemäßheit seines Gegenstandes leider kein Wort zu verlieren. Tief und gründlich ist das Vertrauen auf die Unverletzlichkeit des Friedens und des Rechtes im Herzen Europa's erschüttert. Das Zeitalter der Eisenbahnen, der Telegraphie, des Freihandels, der Welt-Ausstellungen, der Völker-Verbrüderungsfeste aller Art sieht seine liebsten und unfehlbarsten Glaubenssätze, einen nach dem andern, vor unerbittlichen Thatfachen weichen. Weder die Schuldenlast der Staaten, noch der gesteigerte Völkerverkehr, noch die Bervollkommnung der Verkehrswerkzeuge, noch endlich die Macht der öffentlichen Meinung hat sich als untrügliches Schutzmittel gegen Krieg zwischen den europäischen Großmächten bewährt, — von dem in Trümmern liegenden Völkerrecht des weiland heiligen Bundes gar nicht zu reden. Schon der Krimkrieg brachte Viele auf andre Gedanken, welche sich sonst wohlbehaglich die Hände gerieben hatten, wenn sie lasen, wie Frankreich in Africa sein Geld und seine Leute verschwende, wie es dadurch ungefährlich werde für seine europäischen Nachbarn. Jetzt aber haben die Tage von Magenta und Solfer-

rino die Erwägung dieser Dinge zur brennenden Frage für uns gemacht. Sie brennt heiß und lichterloh in den Geldforderungen der Regierungen, in der Uniformirung unserer Heere, in der fieberhaften Thätigkeit unsrer Waffenfabriken und Arsenale. Neue Regimenter, festere Heerordnung, mehr Offiziere, gezogene Kanonen, Zündnadelgewehre, Festungen, Kästebefestigungen und Kanonenboote: das ist seit einem Jahre die Losung, bei uns wie ähnlich bei unsern Stammgenossen jenseit des Meeres. Und nicht nur auf die Vervollkommnung der Waffen, der Vertheidigungswerte und der Heerordnung ist es abgesehen: auch die Ausbildung der einzelnen Kämpfer ist mit großem Rechte ein Gegenstand ernsterer Fürsorge geworden. Die Leistungen der Franzosen haben namentlich auf diesem Gebiete maassgebend gewirkt für eine neue Auffassung des Kriegswesens oder vielmehr für eine Rückkehr zu dessen ältesten, klassischen Mustern. Man fängt an zu erkennen, daß der einzelne Mann, statt durch die vervollkommnete Waffe zur Maschine herabzusinken, nun erst recht zu persönlicher Geltung kommen muß, wie in den Glanztagen der hellenischen Hopliten und der römischen Legionäre. Schon die Vorgänge an der Alma, bei Zutterman, vor den Schanzen Sebastopols ließen die Zuverlässigkeit, die Beweglichkeit, die körperliche und geistige Tüchtigkeit der Untergebenen sehr bedeutungsvoll hervortreten, neben den Leistungen der obersten Führung. Doch ließen der zähe Widerstand der Russen, die ungeheueren Verluste und die verhältnißmäßig geringen Enderfolge der Verbündeten immer noch ein starkes Selbstgefühl in den bewaffneten Zuschauern des Kampfes bestehen. Das hat sich mächtig geändert, seit die berühmte, neugeschaffene österreichische Armee, trotz aller Tapferkeit, bei jedem Zusammentreffen mit den neunapoleonischen Franzosen den Kürzeren zog. Man mochte immerhin den größern Theil der Schuld auf die obere Leitung schieben, man mochte die gedrückte Lage eines Heeres unter einer feindseligen Bevöllerung gebührend in Anschlag bringen und der heldenmüthigen Leistungen vieler, namentlich auch deutscher Regimenter, in höchsten Ehren gedenken: immer blieb ein unbehagliches Gefühl in Tausenden von deutschen Herzen zurück. Das Bewußtsein überkam uns: „Diese Leute haben uns in dem wichtigsten Handwerke der nächsten Zukunft überholt, während wir ruhig daheim saßen; sie haben auf ihren Schlachtfeldern doch mehr gelernt, als wir auf unsern Übungsplätzen; ihrem Selbstvertrauen entspricht ihre Umsicht, ihre Geistesgegenwart, ihre Kraft und Gewandtheit — mit aller angeborenen Tapferkeit, mit aller Pflichttreue und Vaterlandsliebe wird es uns schwer werden, dem ersten Ansturm dieser Feinde siegreich zu begegnen.“

Diese Erwägungen waren fast allgemein, sie drängten sich den Männern des Faches auf wie dem Laien, und keine Partei hat sich ihnen

gänzlich verschlossen. Aber die Folgerungen, die man aus ihnen zog, waren sehr verschiedener Art. Hin und wieder schien man geneigt, dem Glaubenssage von der kriegerischen Ueberlegenheit der Franzosen sich einfach zu fügen, wie einer Naturerscheinung, gegen die nicht zu streiten sei. Nur Wenige, Gott sei Dank, folgerten daraus halblaut die Nothwendigkeit des Nachgebens oder des Anlehns an auswärtige, die Uebermacht sichernde Bundesgenossen. Dafür aber begegnete man auf dieser Seite nicht selten einer anderen, nicht ungefährlichen Auffassung unserer Wehrverhältnisse gegen unsere westlichen Nachbarn. Der Gemeinplatz von der deutschen Ausdauer und dem französischen Strohsfeuer wurde hervorgesucht. Man sprach vom Verlust der ersten Schlachten als von einer selbstverständlichen Sache; dann aber, wenn der deutsche Zorn erst mächtig geworden, werde die nachhaltige, wenn auch etwas schwerfällige deutsche Kraft sich zum Verderben der leichtfüßigen Franzosen bewähren. — Hoffentlich werden solche Vorstellungen an maßgebender Stelle niemals Eingang finden. Denn, gesetzt auch, das Wort von der deutschen Ausdauer im Unglücke wäre nicht bloß ein Ruhepolster für die Trägheit, so würde diese gepriesene Eigenthümlichkeit unseres Volkes dennoch mit nichten die ganz außerordentlichen Vortheile aufwiegen, welche bei der Restspieligkeit unsrer Kriegsführung, bei den künstlichen Besitz- und Erwerbverhältnissen und den üppigen Gewöhnungen unsrer Gesellschaft dem Sieger des ersten Feldzuges zufallen müssen. Es ist nichts leichter, als im Frieden von Vertheidigung bis auf den letzten Mann, von „Volkstkrieg“ sprechen. Ist die Sache einmal im Gange, bringt der Krieg erst, nicht nur den Armen, sondern auch den sonst Wohlhabenden, Verluste und Entbehrungen, so kommt die Begeisterung für die Ehre des Volks gegen Mäglichkeits- und Menschlichkeits-Rücksichten bald genug in's Gebränge. Wir werden es höchst wahrscheinlich zunächst nur mit kurzen, scharfen Feldzügen, mit schnellen Entscheidungen zu thun haben. Namentlich an der deutschen Westgrenze, in den reichen, dichtbevölkerten rheinischen Landen wird die Angriffskraft der Heere, ihre Beweglichkeit, ihre Leistungsfähigkeit für große, plötzliche Entscheidungen im freien Felde eine Hauptrolle spielen. Die ersten, reichen Früchte des Sieges werden dem taktisch überlegenen, elastischeren, bis in seine einzelnen Glieder, so zu sagen, lebendigeren und intelligenteren Heere zufallen, und es ist sehr die Frage, ob und wie weit die Wucht der wirtschaftlichen Verhältnisse es zulassen wird, daß die an sich unschätzbaren Eigenschaften der Zähigkeit und Ausdauer auf jenem Boden zu ihrer vollen, die endliche Entscheidung bedingenden Wirkung gelangen.

Es ist ein Glück und darf mit reiner Genugthuung hervorgehoben

werden, daß man sich, namentlich in Preußen, dieser Erkenntniß durchaus nicht verschließt. Ein Blick auf die Uebungsplätze des preussischen Heeres beweist, wie man dort gleich weit entfernt ist von selbst genügsamer Geringschätzung des Feindes und von dem lähmenden Aberglauben an die dem Deutschen unerreichbare französische Gewandtheit und Angriffskraft, wie man, und gewiß mit vollstem Rechte, sich überzeugt hält, daß nur eine zweckmäßige Ausbildung dazu gehört, um den preussischen Infanteristen, unbeschadet seiner nationalen Vorzüge, auch im Angriffskampfe zu einem ebenbürtigen Gegner der Zuaven und der africanischen Jäger zu machen. Die Uebungen des preussischen Fußvolks gewinnen mehr und mehr so zu sagen einen turnerischen Anstrich, die berufene Steifheit des Exercitiums macht leichtem, gewandten, dem praktischen Felddienste angepaßten Bewegungen Platz, ohne in haltungslose Nachlässigkeit auszuarten. Die Erfolge sind jetzt schon sichtbar und werden sich zuverlässig noch steigern. Es ist überhaupt das Beste zu hoffen von dem Geiste der Selbsterkenntniß und des eifrigen Fortschrittsdranges, welcher in einem keinesweges mehr einflußlosen Theile des preussischen Offiziercorps sich regt und kürzlich, unter Anderem, auch in einigen viel besprochenen Veröffentlichungen eines hochstehenden Heerführers so erfreulich hervortrat. Etwas Ganzes und Vollenbetes jedoch, ein dauerndes, von innerer Lebenskraft getragenes, zu den Bedürfnissen der Zeit und dem Kraft- und Kosten-Aufwande in befriedigendem Verhältnisse stehendes Ergebnis werden diese Bemühungen erst dann erreichen, wenn eine planmäßige, umfassende, großartig angelegte und gründlich durchgeführte Erziehung der männlichen Jugend zu körperlicher und — geistiger Wehrhaftigkeit ihnen zu Hülfe kommt.

Wir berühren hier eine in der Luft liegende, im Grunde, fast wie die Nothwendigkeit der deutschen Einheit, von Niemand bestrittene, in der Theorie fast trivial gewordene Wahrheit. Wir berühren sie, nicht um ihr durch neue Gemeinplätze zu hulbigen, sondern um durch bestimmte Vorschläge nach Kräften dazu mitzuwirken, daß sie aus dem Bereich der schönen Gedanken, der patriotischen Anregungen und Wünsche in das Gebiet der Thatfachen herabsteige. Die Schwierigkeiten der Durchführung dürfen und sollen nicht unterschätzt, aber auch nicht abergläubig gefürchtet werden. Der gute Wille der Einzelnen darf nicht in zerstreuten, planlosen und darum auch erfolglosen Versuchen sich abnuzen. Es müssen ernstlich die Mittel angewendet werden, welche geeignet sind, die vortrefflichen kriegerischen Anlagen der preussischen und deutschen Jugend in vollem Maße zu entwickeln, sie, ohne Ueberbürdung des Staats Haushaltes, ohne Verdrillung und Versteifung in ein einziges, großes, gewandtes, zuverlässiges, taktfestes Heer zu verwandeln. Mögen diese Zeilen dazu bei-

tragen, einflussreiche Patrioten von der Nothwendigkeit der Sache zu überzeugen und mögen die vorge schlagenen Mittel eine unparteiische Prüfung finden. —

Das deutsche Turnen ist, wenn nicht aus streitbarer Vaterlands liebe hervorgegangen, so doch sehr bald durch diese belebt und veredelt worden. Bekanntlich gaben die Bemühungen Bafedow's und seiner Schüler den ersten Anstoß zu planmäßiger pädagogischer Rücksichtnahme auf das leibliche Gedeihen der Jugend. Diese Bemühungen hingen mit der Wiedergeburt des deutschen Volkes, wie sie in den Geistes thaten der bahnbrechenden Schriftsteller sich vorbereitete, innig zusammen. Diese stellten das Recht gesunder, frischer Leiblichkeit wiederum her für ein unter dem Druck der täglichen Arbeit und Sorge und unter dem schlimmeren Druck des kleinmüthigen, engherzigen Vorurtheils verkommenes Geschlecht. Es ward seit den siebenziger Jahren allmählich wieder Sitte, auch bürgerlichen Knaben guter Familien einige Bewegung, einiges Tummeln in Wald und Feld, im Wasser und auf dem Eise gelegentlich zu gönnen, wenn auch zunächst nur in den „genialen und freigeistigen“ Kreisen. In Bafedow's Philanthropin zu Dessau tritt berechneter Wechsel geistiger und körperlicher Thätigkeit dann zuerst wieder als anerkanntes und befolgtes Grundgesetz geistlicher Erziehung auf: — ein Fortschritt, um dessentwillen dem unheiligen Propheten Rousseau'scher Erziehungskunst manche seiner Thorheiten verziehen werden mag. Dann griff Gutsmuths in Schnepfenthal seit 1785 die Sache zuerst planmäßig an. Seine „deutsche Gymnastik,“ 1793, darf als nächste literarische Quelle des gesammten deutschen Turnwesens betrachtet werden. Sie lenkte bereits in hohen, maasgebenden Kreisen hie und da die Aufmerksamkeit auf das Bedürfnis der leiblichen Erziehung hin. Dänemark (seinem Kronprinzen hatte Gutsmuths sein Werk gewidmet) griff die Sache zuerst praktisch an und zählte 1803 schon 14 gymnastische Anstalten mit 3000 Zöglingen. In Deutschland folgte Carl Roux in Erlangen durch seine gymnastischen Bestrebungen dem Beispiel der Schnepfenthaler, und nachdem Wirth 1795 in seiner „Encyclopädie der Leibesübungen,“ Gutsmuths 1804 in der zweiten Ausgabe der Gymnastik sich nochmals nachdrücklich an alle großen und kleinen Pfleger und Schüler deutscher Jugend gewandt hatten, brachte das Jahr 1804 in Preußen die Aussicht auf durchgreifende Erfolge. Der Minister v. Schudmann erklärte 1804 „körperliche Uebungen und Fertigkeiten der Jugend“ für ein wesentliches Stück seines Plans einer nationalen Erziehung. Dann brachte freilich der Krieg, wie überall, so auch hier zunächst Auflöfung und Stillstand jedes nicht durch die Noth des Augenblicks bedingten Wirkens. Aber auf keinem Gebiete folgte seinen Zerstörungen so

schnell ein neues, reicheres und gesunderes Leben, als auf dem der Erziehung. Wir schreiben hier keine Geschichte, weder des Schul- noch des Turnwesens und müssen es daher über uns gewinnen, an dem herzerquickenden Wisse der Jahre 1808—1812 schnell vorüberzueilen. Es genügt, des Auftretens Jahn's, Eiselen's, Friesen's in den Jahren 1810, 1811 und 1812, dieser romantischen Blüthezeit des Berliner Turnplatzes, nur mit Einem Worte zu gedenken. Jedermann weiß, wie der preußische Turnvater und seine Gehälfen so recht eigentlich von dem Gedanken ausgingen, daß es in Deutschland nun endlich Zeit sei, nicht mehr blos dem Einzelnen, sondern vor Allem dem Ganzen zu helfen. Man müßte kein Herz in der Brust haben, um nicht mit Erhebung und Erbauung immer wieder und wieder es zu betrachten, wie unter Drangsalen und harter Lebensnoth nun auch in den Führern der Jugend der ungeheure Fortschritt dieser ernsten Zeit sich vollzog: der Fortschritt von dem zerfließenden Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunderts zu dem Leben im Volke und mit den Mitbürgern, im bewußten, liebebeifrigen Dienste des Vaterlandes. Und diesem erhebenden Gefühl entspricht die niederschlagende Beschämung, deren sich der Deutsche noch heute vergeblich zu erwehren sucht, wenn er, nur ein Paar Jahre weitergehend in der Geschichte seines Volkes, dem kläglichen Ende jenes ersten Erwachens zu frischem und fröhlichem Mannes- und Bürger-Bewußtsein begegnet. „Nachdem im Jahre 1819 einige und neunzig Turnanstalten in Folge der falschen Richtungen, welche die Gymnastik an einigen Orten genommen hatte, aufgehoben worden, haben die dazwischen wieder gegründeten gymnastischen Anstalten bei ihrem unentschiedenen, um ihre Existenz gleichsam kämpfenden Zustande nicht vermocht, die Gleichgültigkeit und selbst die Abneigung, mit welcher die Mehrzahl des Publicums schon früher die Gymnastik betrachtete, zu besiegen und für dieselbe die Theilnahme zu erwecken, ohne welche sie nicht zu einer gedeihlichen Entwicklung gelangen kann.“ Diese Worte, nicht einer Oppositionschrift, sondern dem im Jahre 1842 durch die Minister v. Beyen, v. Rochow und Eichhorn dem Könige abgestatteten Berichte entnommen, mögen uns an diesem Orte jeder ausführlichen Würdigung dessen überheben, was die österreichische Partei durch ihre preußischen Diener an dem Turnwesen, wie an allen andern Herzens- und Ehrensachen des deutschen Volkes gethan hat. Zerstörung des gesammten Turnwesens, weil man „an einigen Orten“ falsche Richtungen desselben zu bemerken glaubte, Mißmuth, Enttäuschung, dann gleichgültiger Schlaf des „Publicums,“ später vereinzelte, halbe, unsichere Wiederbelebungsversuche, mißtrauisch überwacht, „um ihre Existenz kämpfend,“ darum auch ohne gesunde und dauernde Wirkung — das in der That ist in wenig Zügen das Bild der

Erfahrungen, welche das deutsche Turnwesen zu machen hatte, als über den Gräbern der für das Vaterland gestorbenen Turner der Rasen kaum eingegrünt war. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. bezeichnet auf diesem Gebiete unserer vaterländischen Arbeit, wie auf so vielen anderen, den Beginn einer besseren, regsameren, an die Tage der Erhebung wiederum anknüpfenden, wenn auch vielfach schwankenden und verworrenen Zeit. Die königliche Verfügung vom 1. Juni 1852 gewährte der Turnkunst von Seiten der Staatsgewalt die volle, unschätzbare Anerkennung ihres Werthes für die Erziehung der Jugend. „Dem Vaterlande tüchtige Söhne zu erziehen, durch harmonische Ausbildung der geistigen und körperlichen Kräfte ein heilsames Gegengewicht zu bilden gegen die gestiegenen Anforderungen an die geistige Ausbildung der Jugend“ — so wird ihre Aufgabe einfach und nicht unrichtig, wenn auch gerade nicht erschöpfend, bezeichnet. Es wird ihr Pflege und Schutz der Behörden verheißen, selbst Geldhülfe von Seiten des Staates im Falle dringenden Bedürfnisses in Aussicht gestellt. Freilich macht die Nachwirkung des früheren Mißtrauens sich gleich daneben bemerklich, in der Verwahrung „gegen die physischen und moralischen Nachtheile des früheren Turnens,“ in der besorgten Sindeutung auf die Gefahren alles „Schaugepränges,“ in der Betonung des einfachen, nächstliegenden, rein körperlichen Zweckes der Uebungen. Für die ländliche Bevölkerung werden die Leibesübungen noch überflüssig erachtet, auch in den Städten nur die höheren Lehranstalten, Gymnasien, höhere Bürgerschulen, Schullehrer-Seminare, Divisions- und Brigade-Schulen bedacht. Auch die Scheu vor Einführung der Turnpflicht, selbst für die Schüler jener bevorzugten Anstalten, brüct der ganzen Maßregel noch den Stempel einer gewissen Unschlüssigkeit, eines bloßen Versuches auf, — und demgemäß haben sich bekanntlich auch ihre Folgen entwickelt. Mit dem die Hoffnungen und Bestrebungen der vierziger Jahre überhaupt kennzeichnenden sanguinischen Eifer wurde die Turnsache hie und da in die Hand genommen; es entstanden Turnvereine, Turnhäuser wurden errichtet, Turnfahrten und Turnfeste veranstaltet. Namentlich in den Jahren 1843—1846 kamen hin und wieder recht tüchtige Leistungen zu Stande, Lehrer und Schüler gaben sich Mühe, Erwachsene betheiligten sich und gingen der Jugend mit Hülfe und Beispiel zur Hand. Aber auch der alte, vaterländische und freiheitliche Geist der Turnpläze begann sich zu regen. Mit mehr oder weniger Tact und Verständniß wurden die Erinnerungen der Jahr'schen Periode wieder belebt; der ebenso unklare als jugendfrische Fortschrittsdrang unsrer politischen Kinder- und Lehrjahre ließ sich das treffliche Agitationsmittel nicht entgehen. Die Turnfeste verwandelten sich hin und wieder in Volksfeste, wenn auch harm-

lofester Natur, die nervös-pathetische Kriegs- und Freiheitslyrik der Herwegh'schen Schule fand in den Turnliederbüchern manchen, wenn für gesunde Verhältnisse durchaus ungefährlichen, so doch häufig unpassenden und mindestens sehr überflüssigen Anklang, und da blieben denn auch die alten Widersacher und Mißverständnisse nicht aus. Das Turnen wurde von dem offiziellen Rückschlage, der schon die Jahre 1846 und 1847 bezeichnet, empfindlich genug getroffen. Man sonderte die Schüler von den erwachsenen Turnern und entzog dadurch dem Schulturnen eine mächtige Anregung und manche, sehr nützlich mitwirkende Kraft. Die Trennung der Schulen von einander knickte vollends den aufkeimenden, fröhlichen Gemeingeist der Turnjugend, und das Jahr 1848 mit seinen Nachwehen brachte dann auch auf diesem Gebiete, wie überall, nach kurzer Sturmfluth die köstlichste Erschlaffung. Ueber die Gesammtergebnisse der neuesten deutschen Turnbestrebungen haben kürzlich das Koburger Turnfest und die Verhandlungen des Nationalvereins nicht eben glänzende Aufschlüsse gegeben, die übrigens jeder Besucher deutscher Turnplätze aus eigener Anschauung ergänzen und bestätigen kann. Es fehlt in Deutschland derzeit durchaus nicht an eifrigen Förderern der Sache, es wird nicht eben schwer, von den deutschen Turnplätzen für irgend einen festlichen Zweck etliche Hunderte von trefflichen gymnastischen Künstlern zusammenzubringen; ihnen stehen etliche Tausende gewandter und eifriger Knaben als hoffnungreicher Nachwuchs zur Seite; — aber eine lebendige und allgemeine Theilnahme, auch nur des gebildeten Mittelstandes, ein Verwachsen der Turnübungen mit Sitte und Neigung des deutschen Volkes, eine kräftige Einwirkung desselben auf den vaterländischen Geist oder auch nur auf die körperliche Tüchtigkeit der in's Heer eintretenden Söhne der gebildeten Stände — alles das gehört bis jetzt noch vollständig in das Reich der frommen Wünsche. Nach der kürzlich in Leipzig erschienenen „Uebersicht der deutschen Turnvereine“ beträgt deren Mitgliederzahl gegenwärtig auf dem Papiere 23,870 Mann. Es gehen davon ab, zunächst die 458 österreichischen Turner, sodann 2000 Schüler, viele besoldete Feuerwehr-Männer und die große Masse der bloß eingeschriebenen und Beiträge zahlenden, nicht aber wirklich turnenden Mitglieder. Das Wochenblatt des Nationalvereins macht sich schwerlich einer Unterschätzung schuldig, wenn es die Zahl der wirklich tüchtigen erwachsenen Turner auf etwa 5000 berechnet, d. h. auf etwa ein halbes Procent der militärpflichtigen jugendlichen Bevölkerung der Städte! — Mit dem Turnen der schulpflichtigen Jugend steht es zur Zeit kaum viel besser. Zwar ganz ohne Vorrichtungen zu Leibesübungen sind seit 1842 wohl wenige höhere Unterrichtsanstalten geblieben; auch fehlt es durchaus nicht überall

an eifrigen und geschickten Turnlehrern und entsprechenden Leistungen der Schüler. Aber von solchen vereinzelt Bestrebungen und Erfolgen ist es noch ein weiter Weg, bis unser Schulturnen auch nur einigermaßen für die Besserung deutscher Dinge im Ganzen und Großen in's Gewicht fallen wird. Noch sind jene Klagen nur zu vielfach begründet, deren das nächste ministerielle Rundschreiben an die Provinzial-Schulcollegien erwähnt: Es wird daselbst (Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen, September 1860, S. 522 ff.) auf die Unpopularität hingewiesen, in der das Turnen beim Publicum im Allgemeinen noch stehe, auf die Abneigung vieler Eltern, welche zu Nachsuchen um Dispensation vom Turnunterricht führe. „Dem Turnen fehle vielfach noch rege Theilnahme der Lehrer und Schüler. Häusliche Arbeiten für die Schule, Privatunterricht in den neueren Sprachen, in Musik und Zeichnen, sowie Baden und Schwimmunterricht seien für Schüler der obern Klassen theils wirkliche Ursachen, theils Vorwände, das Turnen zu versäumen. In den meisten Fällen aber sei Bequemlichkeit, Geschmack an den Vergnügungen Erwachsener und Streben nach dem greifbar Nützlichen der eigentliche Grund der Versäumnisse. Nützten die Leistungen im Turnen zum Aufsteigen in eine höhere Klasse oder zur Erlangung des Zeugnisses der Reife, oder gewährten sie Vortheile für Ableistung des Militärdienstes, dann würde die Betheiligung ohne Zweifel eine allgemeine sein.“

Man müßte ein sehr sanguinischer Optimist sein, um diesen Klagen die Berechtigung abzusprechen. Die kalte, selbstsüchtige Berechnung, das vorsichtige Abwägen jeder Anstrengung gegen den unmittelbar zu erwartenden, mit Händen greifbaren Nutzen, die Hingabe an bequemen Genuß, das ablehnende, altkluge Verhalten gegenüber den idealen Anforderungen des Geistes- und Sittengesetzes bringt in der That aus unserm Familien- und Gesellschaftsleben, sowie aus unsern öffentlichen Zuständen von allen Seiten mit Macht in die Kreise der Jugend ein. Die komischen Figuren „Karlchen Miesnick's“ und seines Freundes „Abolar von Stiel“, sowie die des Whist-kundigen „Ballknaben“ in Kossak's „Federzeichnungen“ sind leider keine mäßigen Erfindungen. Jeder Lehrer höherer Schulen, zumal in großen Städten, hat täglich Gelegenheit, an diesem Geschlechte seinen Humor und seine Geduld zu üben. Sobald das ganz kindische Gekelassen der Flegeljahre aufhört, beginnt bei einer großen Zahl unserer Primaner, Secundaner, ja Tertianer die nüchterne, selbstsüchtige Berechnung. Die allgemeine Abspannung und Fahnenflüchtigkeit des mit Ummüß beginnenden und kaum hinter uns liegenden Jahrzehents ist an der deutschen Jugend so wenig spurlos vorübergegangen, als an deren Lehrern. Sie hat auf Gymnasien und Universitäten wahre Verheerungen angerich-

tet und eine Generation von frühreifen Praktikern in die höheren Lebenskreise eingeführt, deren Einfluß unsere Entwicklung erst nach Jahren noch zu überwinden haben wird. Auch mit der oben berührten Abneigung des „großen Publicums“, der erwerbseifrigen Väter, der übergläublichen Mütter und der humanen, gefälligen Hausärzte hat es leider zum Theil seine Wichtigkeit. Sie entstammt theils der platt-materialistischen Richtung der Zeit, theils ist sie durch bedenkliche Mißgriffe in den Turnbestrebungen selbst erzeugt und genährt worden.

Wir haben oben dem Andenken Jahn's und seiner Freunde den schulbigen Zoll dankbarer Hochachtung nicht versagen dürfen. Die Behandlung, welche sie erfuhren, wird für alle Zeiten ein häßlicher Flecken auf einem ohnehin nicht sehr reinlichen Blatte unsrer Geschichte bleiben. Diese Erkenntniß darf uns aber nicht abhalten, auch über die andere Seite der Sache unsre aufrichtige Meinung zu sagen. Das Jahn'sche Turnen war gewiß weder unsittlich noch staatsgefährlich, aber es hatte seine unpraktischen, geradezu zopfigen Seiten und wäre ohne eine gründliche Umgestaltung schwerlich jemals wahrhaft vollsthümlich und dauernd wirksam geworden. Es ist schon auffallend, wie sehr in der Einleitung zur „deutschen Turnkunst“ die sittlichen und vaterländischen Zwecke des Turnens gegen die Schaustellung des neu erfundenen Deutchthums, gegen die Erörterung der Turnsprache, gegen das Spiel mit Lauten, Sylben, Wortbildungen zurücktreten. Und dieses Haschen nach dem Sonderbaren, diese Verwechslung des Beiwerks mit der Hauptsache, diese Neigung zu ächt deutscher, Kleinmeisterlicher Pedanterie geht dann in der That in unerfreulicher Steigerung durch die ganze burschenschaftliche Turner-Romanistik hindurch. Von vorn herein machen gewisse Auswüchse der deutschen „Gründlichkeit“ sich fühlbar. Man liest mit Befremden, daß schon im ersten Winter 60 verschiedene Aufschwünge am Red ausgeheckt wurden, später sogar 132. Die praktischen, Allen zugänglichen und besonders dem Wehrzweck dienenden Uebungen traten bald genug gegen das Wetteifern in Kunst- und Schaustücken zurück. Eine Neigung zu zunftmäßiger Absonderlichkeit machte sich mehr und mehr bemerklich. Sie hat seitdem nur zu sehr auf deutschen Turnplätzen gewuchert, ganz besonders auch in dem Vorurtheile vieler Turner gegen das, was sie „militärische Verdrückung“ zu nennen pflegen. Ist doch selbst der so klare, verständige und gemäßigte Gutsmuths von dieser Gespensterfurcht keinesweges frei, wenn er sich gegen „militärische Zucht, Verfinsterng der fröhlichen Jugendzeit, Gliedersteifheit als Folgen des Exercirens auf dem Turnplatze“ verwahrt. Indem wir diesen antimilitärischen Zug unseres Turnwesens in seiner Entwicklung bis auf die neueste Zeit verfolgen, berühren wir freilich einen wunden Fleck unserer

Zustände überhaupt und setzen uns vielleicht der Gefahr des Mißverständnisses aus, gerade da, wo wir am dringendsten zu überzeugen wünschten. Gleichwohl halten wir es an der Zeit, unsere Wahrnehmungen einfach auszusprechen.

Es ist herkömmlich, das preussische Volk als ein „kriegerisches“ zu bezeichnen. Wenn damit gesagt werden soll, daß in den Preußen das Material zu tapferen, kriegstüchtigen Soldaten steckt, daß diese Tüchtigkeit sich vielfach auf dem Schlachtfelde bewährt hat, daß endlich der preussische Staat seinem Kriegswesen jährlich ein ungewöhnlich hohes Maaß von Opfern bringt: so giebt es natürlich keinen mehr gerechtfertigten Anspruch. Auch gewisse kriegerische Ueberlieferungen im Volke, namentlich in den unteren Ständen, sind in Preußen nicht zu verkennen und unterscheiden das Volksbewußtsein, namentlich in den alten Provinzen, merklich genug von dem mancher andern deutschen Landschaft. Dagegen hieße es sich einer gefährlichen Täuschung hingeben, wenn man in dem auf die Dauer doch wohl in erster Linie maaßgebenden Theile des preussischen Volkes, in den geistig gebildeten und materiell selbständigen Schichten des Mittelstandes, diesen eigentlichen Werkmeistern der geistigen wie materiellen nationalen Arbeit, gegenwärtig einen irgendwie schwungvollen kriegerischen Geist, ein Gefühl thatkräftiger Wehrhaftigkeit und Wehrlust voraussetzen wollte. Es mag unerfreulich klingen, aber es wird durch Verschweigen nicht besser: die Armee ist nicht eigentlich populär in diesen Kreisen, der Dienst in derselben gilt vielfach mehr für eine lästige Pflicht als für eine Ehre. Man entzieht sich ihm, wenn es irgend angeht und schlimmsten Falles thut man, im Großen und Allgemeinen, eben nur, was man muß. Wer namentlich öfters Gelegenheit hatte, mit preussischen sogenannten „einjährigen Freiwilligen“ vertraulich zu sprechen, wird nur zu oft einer gewissen blästrten Abneigung gegen den Dienst begegnet sein. Die Klagen der Linien-Offiziere über die aus den einjährigen Freiwilligen hervorgegangenen „Kameraden von der Landwehr“ waren und sind nicht bloße Aussprüche des Standesvorurtheils. Wir sind ihnen sehr häufig im Munde der verständigsten, von allem ausschließenden Hochmuth entfernten Offiziere begegnet, ganz abgesehen von unseren eigenen Beobachtungen im Kreise persönlicher Bekannten. Daß wir es kurz sagen: ein nicht eben breit zu Tage tretender, aber tief genug gehender Riß zwischen der offiziellen Wehrkraft und der freien Intelligenz des Landes kann nur von der Liebedienerei oder der Verblendung geklüget werden. Eine solche Erscheinung wäre in keiner Zeit und bei keinem Volk eine erfreuliche zu nennen. Sie wird doppelt bedenklich in einem Lande, welches wesentlich seiner allgemeinen Volksbewaffnung seine Geltung als Großmacht verdankt und zu einer Zeit,

welche sich anzuschließen scheint, die Schicksale der Völker wieder einmal auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Kein Zweifel, daß große Schicksalsschläge auch jetzt wieder die schlummernden Funken der Heldenkraft würden hervorsprühen lassen. Aber es wäre doch eine traurige und bedenkliche Sache, wenn wir dazu verurtheilt wären, den Weg zu Sieg und Ehre stets nur durch demüthigende Niederlagen hindurch zu finden.

Wir wollten hier zunächst nur ebenso schonend als freimüthig auf die Thatfache hinweisen. Die allseitige Erörterung ihrer Gründe liegt diesmal nicht in unserm Plane. Ohne Zweifel fallen die etwa begangenen Fehler nicht einzelnen Personen, auch nicht einem einzigen Stande zur Last. Es ist in Plüm gesündigt worden und vor den Mauern der Stadt, und es hat schwerer, fortgesetzter Mißgriffe bedurft, um die Nachfolger der Führer von Leipzig und Waterloo den Nachkommen der Freiwilligen so zu entfremden, wie es heute Jeder sehen kann, der nicht absichtlich die Augen verschließt. Wir ergreifen hier aber nicht das Wort, um dem Oppositions-Ritzel zu dienen, sondern weil die Besserung des Schadens uns Herzenssache ist, und weil wir glauben, einen, wenn nicht dem ganzen Uebel gewachsenen, so doch immerhin in seinem Kreise nützlichen und ausführbaren Besserungs-Vorschlag machen zu können. Er betrifft die Verwerthung des Turnens für die Wiedererweckung des kriegerischen Geistes zunächst in dem Mittelstande, für Annäherung des bürgerlichen Bewußtseins an das des Offiziers und des Soldaten, für Herstellung jener nationalen Einheit des männlichen Denkens, Empfindens und Willens des Geistes, der denn doch — wie noch kürzlich von hoher Stelle bei dem Fest der Berliner Universität es ausgesprochen wurde — trotz aller gezogenen Kanonen und Zündnadelgewehre die letzte Bürgschaft des Sieges bleibt.

Mit Genugthuung haben wir die neusten Bemühungen des Ministeriums um Hebung des Turnwesens begrüßt. Die im Centralblatte (September 1860, S. 519 ff.) abgedruckten Verfügungen an die Regierungen und an die Provinzial-Schulcollegien gehen weit über den Erlaß von 1842 und die an ihn anknüpfenden Bestrebungen hinaus. Sie machen das Turnen vor Allem zu einer Pflicht der Schüler, und entheben es dadurch zum Theil den nachtheiligen Einflüssen elterlicher Vorurtheile und jugendlicher Genußsucht, Blasirtheit und Trägheit. Sie dehnen diese Pflicht sodann auf die ganze männliche Schuljugend des Landes aus, in der sehr richtigen Erwägung, daß die einseitige und gleichförmige Körperthätigkeit des Landmannes ebenso der gymnastischen Beihülfe bedarf, wie die trägen, weichlichen Gewohnheiten vieler Städte. Die Verordnungen treffen ferner wenigstens einige Anstalten für Ausbildung von Turnlehrern

und sie betonen endlich mit Recht die Einfachheit und praktische Zweckmäßigkeit der Uebungen, sowie deren Berechnung auf Anschluß an die kriegerische Ausbildung der Jugend. Wir hätten hier gar nichts zu wünschen, als einfache, gewissenhafte Ausführung des Empfohlenen und Verordneten, wenn nicht eine Wendung des Erlasses uns Bedenken aufdränge. Dieselbe erscheint auf den ersten Blick so verständig und unverfänglich als möglich: sie erklärt sich gegen das Ausarten der Turnübungen in „militärische Spielereien“. Aber sie giebt diesem trefflichen Ausspruche gleich darauf eine Anwendung, die unsers Erachtens den Erfolg der militärischen Turnübungen in den höheren Anstalten wesentlich in Frage stellt. Es wird nämlich die Benutzung von Gewehren beim Wehrtturnen für unstatthaft erklärt, die kriegerischen Uebungen somit selbstverständlich auf Stellung, Wendungen, Marschiren und einfache Formationen beschränkt. Nach unsrer Meinung nicht nur, sondern nach unsrer Erfahrung dürfte, wenn diese Einschränkung nicht wegfällt, ein abermaliges Einschlafen der so schön begonnenen Bewegung, eine wiederholte Sonderung der Turnjugend in talentvolle Kunststückmacher und verdrossene, wenig thätige Zuschauer in nicht ferner Zukunft eintreten.

Gewiß ist nichts trefflicher und nothwendiger, als das Streben, ein ernstes, pflichtmäßiges Beginnen vor Ausarten in eitle Spielerei zu bewahren. Spielerei, d. h. Spiel am unrechten Orte und in unrechter Weise, bedeutet Ausartung des Spiels, Hingabe des Wesens für den Schein, Flucht vor der Anstrengung, Versäumniß des Nützlichen und Nothwendigen im Dienste der Eitelkeit und gedankenloser Zerstreuung. „Militärische Spielerei“ insonderheit wäre ein Schaustellen militärischen Flitters ohne Streben nach militärischer Tüchtigkeit, die eben nur durch Zucht, Mühe, Ausdauer erlangt wird. Von „militärischer Spielerei“ würden wir mißbilligend uns abwenden müssen, wenn wir eine Turnerschaa erblickten, die paradien wollte, ehe sie gehen und stehen gelernt, die keine Freude fände an den stählenden Strapazen des Dauermarsches und der Felddienstübung, die, sich selbst überlassen, weniger eifrig und thätig sich zeigte, als beim Schauturnen, beim Paradien vor den Augen der Mütter und Väter. Solch eitles Unwesen bleibe fern von unsern Turnplätzen. Aber — unsere Jugend zur Kriegstüchtigkeit und zu vaterländischem Stolge heranziehen wollen, und ihr das Waffenspiel und die Waffenfreude versagen, das hieße, unsrer Ueberzeugung nach, das innerste Wesen des ächten, gesunden Knaben und Jünglings bedenklich verkennen. Wer die Jugend fassen will, der muß an ihre Phantasie nicht weniger sich wenden, als an ihr Pflichtgefühl und ihren Verstand. Durch bloßes Machtgebot, durch bloße verständige Darlegung eines nur der Abstraction

erkennbaren Zweckes ist ihrem Willen und Eifer nicht beizukommen. Der Stod wird dem Knaben zum Pferde, das Sandhäufchen zur Festung, ein Paar in die Erde gesteckte Zweige zum Walde. Der heranwachsende Jüngling hält seine Einbildungen äußerlich mehr im Zaume. Er schwagt sie nicht gegen den Ersten den Besten heraus, er zeigt sie nicht in tiabilischen Symbolen, weil er nichts mehr fürchtet, als vor Erwachsenen sich lächerlich zu machen. Aber in der Phantasie lebt er erst recht, wosfern er einigermaßen Race hat. Wenn der Secundaner, der Tertianer sich vornimmt, Theologie zu studiren, so steht er im Geiste auf der Kanzel und schwelgt im Voraus in der Nührung seiner andächtigen Zuhörer. Seine ersten, gelungenen Verse lassen ihn mit dem inneren Auge, wenn noch nicht sein Stanbild, so doch seinen in respectablen Literaturgeschichten groß gedruckten Namen erblicken, und bei seinen ersten kriegerischen Plänen zeigt sein inneres Auge ihm seine Heldengestalt auf erstürmten Schanzen und unter eroberten Fahnen. Nichts aber berührt so magisch Sinne und Einbildungskraft des gesunden, zum Jüngling heranreisenden Knaben als die glänzende Waffe, das Sinnbild der Kraft, der Ehre, des über die Schrecken des Todes sich hinweg schwingenden Opfermuthes. Die schöne Sage von der Entdeckung des Achilles auf Scyros wiederholt sich noch immer und alle Tage. Der Schreiber dieser Zeilen hat hier nicht nöthig, sich auf die Schweizer Kabetten zu berufen. Er kann aus eigener Erfahrung sprechen. Noch am Ende der zwanziger Jahre, lange nach Schließung der Turnplätze, gab es in Altpreußen eine Erziehungs-Anstalt, in welcher der Wehrmanns-Geist unserer Befreiungszeit unbeachtet und ungenutzt fortleben durfte. Mehrere Lehrer hatten den Krieg mitgemacht. Sie ließen es sich nicht nehmen, die Jungen im Bilde durchleben und vorausempfinden zu lassen, was die glorreichen Jahre ihnen in heiligem Ernste gewesen waren. Ein benachbartes Zeughaus lieferte die Waffen, leichte Karabiner-Gewehre englischer Fabrik, mit allem Zubehör. Ein Knaben-Musikchor spielte die schönsten Weisen der Kriegszeit. Als höchste Festtage galten in der Anstalt der 3. August, der 18. Juni und der 18. October. Dann eröffnete ein patriotischer Vortrag die Feier, ein einfaches Festmahl folgte, und nun ging's hinaus mit Trommeln und Musik in Feld und Wald, bis am späten Abend, um die angezündeten Wachfeuer, die Körner'schen, Arndt'schen und Schenkenдорff'schen Lieder den Jubel zu feierlicher Weihestimmung steigerten. Solche Sectionen sitzen fest in den Herzen deutscher Jugend. Die größte Strenge im Dienste that der Lust keinen Abbruch; im Gegentheil, sie erhöhte sie, denn sie brachte uns eine bedeutende Vorstellung bei von der Wichtigkeit unseres Thuns. Mehr als einmal ward uns als Belohnung besondern Fleißes ein Nacht-

mandore bewilligt. Dann ging's nach 9 Uhr hinaus, und bis Mitternacht wurde nach Herzenslust Vorpostendienst, Ueberfälle u. bergl. geübt. Sie haben am andern Morgen Unachtsame in den Klassen sich mit Ermüdung entschuldigt. Zwei Jahre lang, noch in früher Jugend, in den Reihen der Kleinen, ohne Gewehr mitmarschirenden Rekruten unsers ernst-fröhlichen Corps machte der Verfasser dieser Zeilen dieses frische Treiben mit, und noch heute spürt er die Wirkungen in Kopf und Herz, so oft ein preussisches Regiment ihm begegnet oder er mit den Schicksalen und Aufgaben des Vaterlandes sich denkend beschäftigt. Was aber vor 34 Jahren möglich war, kann, dem langen Frieden und den gefüllten Fleischtopfen Aegyptens zum Trost, auch heute noch gelingen, wenn es richtig angefaßt wird. Die Sache ist nichts weniger als phantastisch und überschwenglich, sondern sehr wohl ausführbar, mit mäßigen Mitteln, wenn nur mit ernstem Eifer und einer festen Organisation der in Preußen reichlich zu Gebote stehenden Kräfte. Eine Ueberbürdung der Schüler, um gleich dem ersten, sicherlich nicht ausbleibenden Einwande zu begegnen, ist bei vernünftiger Einrichtung durchaus nicht zu fürchten. Wir nehmen zunächst nur für die höheren Stadtschulen aller Art wirkliche Waffenübungen in Aussicht und setzen dabei die allerdings nothwendige Fortsetzung des gymnastischen Unterrichts während des Winters voraus. Zweimal wöchentlich, jedesmal etwa anderthalb Stunden, werde im Winter geübt, um dem ungesunden Ofenhoden ein Gegengewicht zu geben. Bei einigermaßen umsichtiger Einrichtung ist es dann leicht, ohne Beeinträchtigung des eigentlichen Turnens, sämmtlichen Turnern zwischen 12 und 18 Jahren die soldatische Körperhaltung, die Wendungen auf der Stelle, den Reihenmarsch, die Griffe mit dem Gewehre nach und nach beizubringen. Es genügt, wenn diese Uebungen, wie das Fechten, in die regelmäßige Folge des Ringturnens aufgenommen werden. Die Schwächeren können mit hölzernen, eisenbeschlagenen Gewehren exerciren, bis nach und nach, nach Maßgabe der Mittel, leichte Kadetten-Gewehre beschafft sind. Für die größeren Turner müßten vor der Hand die Zeughäuser ausgerüstete Pionier- und Artillerie-Gewehre, sowie Jäger-Karabiner herleihen, bis der Patriotismus der Einzelnen, wie der Gemeinden, auch hier besseren Rath geschafft hätte. — Mit Eintritt des Sommers werden nun die im Einzelnen durchexercirten Turner bataillonweise formirt. Die beiden herkömmlichen Turnabende werden zwischen den Waffenübungen und der eigentlichen Gymnastik getheilt, so daß je einer nur auf eine Art der Uebungen zu verwenden ist. An dem Exercierabende wird dann hinausgezogen auf einen geeigneten Platz. Es wird die Compagnie-Schule und die Gränzbzüge der Bataillons-Schule nach und nach durchgemacht, gele-

gentlich treten tüchtige Marsch- und Felddienstübungen, als Turnfahrten, dazwischen, Exerciren im Feuer und Scheibenschießen als Prämie für Wohlverhalten und gute Fortschritte. Wer preussische Jungen kennt, weiß, was nach solchem Plane, recht angegriffen, sich ausrichten läßt. Das Ganze halte sich aber nur in richtiger Mitte zwischen Schlassheit und pedantischer Dressur; fröhliche Lust in den Pausen entschädige für die Strenge in Reih' und Glied, die vaterländischen Gedenktage werden durch angemessene Erinnerung und Feter begangen, dem berechtigten Ehrgefühl werde durch Beförderung, durch Uebertragung von Vertrauensposten Nahrung gegeben, — und es müßte schlimm zugehen, wenn das Bewußtsein des gemeinsamen, geordneten Wirkens nicht kräftigend in die Herzen dränge, wenn Fuß, Hand und Auge nicht wacker würden im ernst-heitern, an die höchsten Pflichten und Ehren des Bürgers mahnenden, durch die Glorie aller hohen vaterländischen Erinnerungen geheiligten Spiele, wenn schließlich nicht jeder halbwegs tüchtige Primaner und Secundaner die Schule verläße mit einer Ausbildung, die ihn nach kurzer, wirklicher Dienstzeit befähigen müßte, im Heere als Unteroffizier oder Zugführer seinen Platz zu füllen, oder als Soldat seinen Kameraden ein Beispiel und fester Halt zu werden in intelligenter Pflichttreue, Geistesgegenwart und Gewandtheit. — So die höheren Schulen. In den Elementar-Schulen, die ihre Zöglinge 4 bis 5 Jahre früher entlassen, läßt die Sache sich so weit nicht treiben. Stellungen- und Marsch-Übungen mit Holzwaffen müssen hier genügen, — versteht sich, neben den einfacheren Übungen des eigentlichen Turnens. Aber dann müßte in Stadt und Land ein System von Schützenvereinen, vom Staate im Bedürfnisfalle mit den nöthigen Gewehren, je 4 bis 5 für den Schießstand, für die ärmeren Theilnehmer auch mit Munition versehen, die heranwachsende, nicht studirende Jugend zwischen 14 und 20 Jahren mit dem Feuergewehr vertraut machen, zu gelegentlichen Repetitionen der Marschübungen und zu vaterländischen Festlichkeiten Veranlassung geben. An Führern der Schützenvereine und Exerciermeistern der Jugend kann es in dem, von gebienten Soldaten, Unteroffizieren, pensionirten Offizieren wimmelnden Preußen nicht fehlen. Allerding's wäre es vorzuziehen, wenn die Lehrer selbst auch hier in rüstigem, thatkräftigem Patriotismus den Schülern vorangingen, wenn sie danach trachteten, nicht nur als Menschen und Gelehrte, sondern auch als wahrhafte, patriotische Männer der Jugend ein Beispiel zu geben. — Größere militärische Turnfeste würden dann und wann eine herrliche Gelegenheit geben, den Wetteifer rege zu halten, das Bewußtsein der Verpflichtung gegen das Vaterland, männliches Ehrgefühl und fröhlichen Waffennuth in dem heranblühenden Geschlechte zu nähren — und es

müßte aller Zusammenhang zwischen Ursache und natürlicher Wirkung aufhören, wenn in der so angeregten und vorgebildeten Jugend dem preussischen Heere nicht in wenigen Jahren ein tüchtiges und reiches Material, namentlich eine allen Eventualitäten genügende Ersatzmannschaft für fehlende Unteroffiziere und Offiziere heranwachsen sollte.

Ob auch eine sichere Bürgschaft des Sieges? Wir sind nicht verliebt genug in unsere Pläne, um ihnen die Wirkung von Universalmitteln beizulegen. Zu einem siegreichen Heere gehört noch mehr, als rüstige, gewandte, intelligente und tapfere Rekruten. Aber es ist nicht unsere Absicht, hier über Dinge unserem Herzen Lust zu machen, welche, wenn nicht außerhalb des Bereichs unserer Sorge und unseres warmen Gefühls, so doch jenseits unserer sachmännischen Kompetenz liegen. Was wir hier mehr angedeutet als ausgeführt haben, hat wenigstens das Verdienst, daß es auf Anschauung und Erfahrung, auf kürzlich angestellte und nicht mißlungene Versuche, vielleicht auf einige Kenntniß des jugendlichen Charakters sich gründet. -- Möge die aufrichtige Vaterlandsliebe, welche es eingab, auch weniger beliebten Ansichten die Begünstigung eingehender Prüfung an maassgebender Stelle gewinnen!

---

## Ein Brief Goethe's an den Herzog von Weimar.

---

Der Originalhandschrift des nachfolgenden Briefes von Goethe, \*) von ihm selbst sehr sorgfältig auf vier Quartblätter geschrieben, ist die Adresse nicht beigefügt, aber der Inhalt desselben läßt keinen Zweifel, daß er an niemand anders gerichtet war als an den Herzog von Weimar.

Dieser, damals 27 Jahr alt, hatte Anfang oder Mitte October 1784 in Angelegenheiten des deutschen Fürstenbundes, zu dessen ersten und eifrigsten Beförderern er gehörte, eine Reise an die rheinischen Höfe angetreten, die ihn bis in den Januar des folgenden Jahres von Weimar entfernt hielt. Ueber diese Reise, von der bis jetzt nur spärliche, unzusammenhängende Nachrichten vorliegen, dürfen wohl in der Fortsetzung der Geschichte der preussischen Politik nähere Aufschlüsse erwartet werden, da ihrem Verfasser vergönnt war, die hierauf

\*) Derselbe befand sich in der großen Jallenstein'schen Autographensammlung in Dresden, bei deren Versteigerung er in den Besitz des Herrn S. Pirzel in Leipzig gelangte. Der Güte des Letzteren verdankt der Herausgeber die Mittheilung.  
A. d. R.

bezüglichen Weimarischen Papiere und Correspondenzen zu finden. (Siehe Drehsen, Carl August und die deutsche Politik S. 11).

Am 26. October schreibt Goethe an Frau von Stein: „Vom Herzog ist Nachricht da, daß er sich wohl befindet und noch einen weiten Umweg nehmen wird, um seiner Reise, von deren Absicht öffentlich gesprochen wird, einen Schein zu geben.“ Wir erfahren nicht, von wo der Herzog geschrieben, und wissen nicht zu bestimmen, an welchen Ort ihm Goethe's Antwort nachgeschickt wurde. Diese ist ein interessanter Beleg für die Behauptung, daß Goethe, obgleich er nur den Titel eines Geheimen Legationsrathes führte, thatsächlich dem Minister des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen in seiner Person vereinigte. Aber wir finden in dem Briefe nicht den Minister, der an Serenissimum unterthänigsten Bericht erstattet, sondern den treubeforgten älteren Freund, der dem jüngern in die Ferne von dem Leben zu Hause Nachricht giebt, der ihn mit herzlichem Antheil auf seinen mitunter mißlichen Fahrten begleitet und ihm auch wohl eine sanfte Mahnung zur Mäßigung und Besonnenheit zurufen darf. Es wird kaum ein Document aus jener Zeit bekannt sein, das uns einen so schönen Einblick in das Verhältniß Goethe's zu seinem fürstlichen Freunde verstattete.

Zum Verständniß des Briefes mag noch angeführt werden, daß der Grimmenstein ein uraltes Gebäude in Weimar war (später das Straube'sche Haus in der Gerbergasse), welches zu einem Spinnhause für Arme eingerichtet wurde. Der 24. October war der Geburtstag der verwitweten Herzogin Amalie, der Mutter von Carl August. Von den Regungen der dichterischen Federkeile zu Ehren des Tages scheint nichts erhalten zu sein. Endlich sei zum Ueberflus noch bemerkt, daß mit dem Herrn Schwager in Darmstadt, dessen Kurrechnung noch offen steht, der regierende Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Bruder von Carl August's Gemahlin, gemeint ist.

Durch Ihre Frau Gemahlinn habe ich einen Grus, und durch die Staffete einen Brief von Ihnen erhalten, ich danke für beyhdes und eile Ihnen aus dem stillen Kreise meines Lebens einige Nachrichten zu geben, die für Sie interessant sehn könnten.

Zuerst muß ich sagen, daß mich der Inhalt Ihres Briefs nicht befremdet hat. Denn obgleich das Schachspiel dieser Erde nicht genau zu kalkuliren ist, und ein fehlerhafter Zug manchmal Vorthell bringt, so schien es mir doch beynähe unmöglich, daß die Schritte des F. v. D. \*) zu etwas gutem und zweckmäßigen führen sollten, besonders war seine letzte Reise ein hors d'oeuvre, wie die Unterredung des Prinzen mit Emilie Galotti im Kreuzgange, worüber sich Marinelli mit Recht zu beschweren hatte. Ihre Verwunderung beym Anblick des R. R. M. konnte ich mir voraus

\*) Fürsten von Dessau?

denken. Es ist mir denn aber doch jetzt sehr lieb daß Sie die Reise machen, Menschen und Verhältnisse selbst sehn und in der Folge entweder sich zurücke ziehen, oder aus eigener Erfahrung, Trieb und Ueberzeugung handeln.

Nun zu dem Haushalte. In Daasdorf wird ein Anfang mit Umreisen eines Theils des Angers gemacht, ob wir gleich noch nicht mit der Guts Uebergabe zu Stande kommen können. Dem Pächter will die Einrichtung noch nicht in den Sinn, seiner alten Frau, die eigentlich Herr ist, noch weniger. Wir gehen sehr gellinde und sachte zu Werke, um unsern Zweck zu erreichen, und ihnen die Wege zu allen Entschädigungs Gesuchen abzuschneiden. Ich habe dem Cammerassessor Büttner und Cammer-Call. Treuter die Sache besonders aufgetragen, um auch diese in's Intresse zu ziehen, die Ausführung zu erleichtern, und sie in ihren Handelswelsen näher kennen zu lernen.

Im Grimmenstein ist alles in voller Arbeit, und ich hoffe bey Ihrer Wiederkunft sollen Sie das Raub und Mattenest wenigstens so umgeformt finden daß die Wohlthätigkeit ein Absteigequartier dafelbst nehmen kann. Den von Vertuch eingegebenen Riß, den der Zimmermeister Eurt gefertigt hatte, fand Castrop unausführbar, weil zu vieles in dem alten Werke hätte müssen umgeändert werden, und wirklich bey näherer Untersuchung war der Vorschlag sehr kostspielig und mit Gefahr verknüpft. Er that deswegen einen andern, ich berief Vertuchen, dem er auf dem Plage vorgelegt wurde; man überlegte, maß und fand daß derselbe Entzweck erreicht werden würde und daß die neue Einrichtung gegen die erste vielleicht einige Mängel, dagegen aber auch wieder Vortheile haben werde. Es wird also darnach die Abtheilung gemacht. Verschllossene Bänke, Klüber &c. werden auch gleich besorgt, und der Körper bis zur Belebung geformt werden.

Der Gesundbrunnen in Ilmenau worauf der arme Doctor Schwabe seine ganze Hoffnung gesetzt hat und schon völlig überzeugt ist daß die schwachen Nerven seines Beutels dadurch auf das dauerhafteste gestärkt werden würden, ist von Göttlingen sehr verständig und ausführlich untersucht worden, und es findet sich, daß das Wasser Gyps und Kalktheile und sonst weiters nichts, also eher schädliche als heilsame Ingrebtenzien enthält. Ich will ihm den darüber gefertigten Aufsatz zuschicken lassen, und er wird hoffentlich erkennen, daß es ein Irrlicht war, das ihn auf das sumpfig quellige Fled geführt hat.

In Jena ist auch alles in Ordnung, das Hospital abgetragen, und kann der Platz nun den Winter über liegen bleiben, der Brückenbogen ist frey, und wäre dadurch die letzte Hinderniß, die sich dem Abflusse des

Wassers entgegen stellte, gehoben. Der abgestochne Rand der Mähllache wird auch beslochten, wir haben diese Arbeit, die ieder Besitzer unter Aufsicht verrichten muß, dadurch erleichtert, daß wir ihnen die benötigten Pfäde dazu verwilligt haben. Es macht dieses gegen den Vortheil, der für das Publikum erreicht wird, eine kleine Summe.

Übrigens gehe ich das Cammerrechnungswesen durch und werde überhaupt wenn Sie wiederkommen einige Vorschläge wegen dieses Departements thun.

Was sonst vorgefallen ist werden Sie durch andre vernommen haben. Außer dem Brand von Hammerstädt weiß ich nichts schlimmes. Ihre Frau Mutter war am 24. Oktbr. vergnügt und munter. Alle dichterische Federkiele hatten sich geregt und allerley kleine harmlose Gaben waren dargebracht worden. Prinz Constantin verherrlichte das Fest durch seine Gegenwart und Tags drauf sahen wir einen Prinzen als Irwisch gleichfalls zu Ehren der Geburtsfeier auf dem Theater.

Knebel wohnte acht Tage bey mir und ist wieder nach Jena. Die Stein hat mich auch wieder verlassen, sie schleppt an dem Kochberger Wirthschafft's Kreuze, sie theilt bloß das Uebel ohne es heben zu können.

Das fünfte Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen geendigt und muß nun abwarten wie es aufgenommen wird.

Einen Brief an Gömmering über den famosen Knochen, dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben soll, habe ich auch geschrieben und werde ihn ehestens mit einigen Zeichnungen abgehen lassen. Walz wird fast täglich besser, er hat den Cassler Elephantenschädel ganz trefflich gezeichnet.

Wenn Sie nach Darmstadt kommen, haben Sie doch die Güte den Herrn Schwager höflichst auf die 20 Louisd'or zu exequiren, die er auf seine Kuxe zurück steht. Er hat mir nicht einmal geantwortet, oder den Empfang melden lassen. Wenn er ja mit unsern unterirdischen Operationen nichts zu thun haben will, und die Erinnerung an das Ilmenauer Leben ihm das Geld nicht aus der Tasche locken kann, so wünschte ich nur daß er die Gewährscheine zurückschickte und sich lossagte.

Das Vertrauen des auswärtigen Publici wächst immer, indessen unser innländisches sich gutmütig mit Fatalitäten beschäftigt die uns zustoßen sollen. Neulich haben sie zugleich das Werk erfäuft und die Arbeiter durch Schwefelbünste umgebracht.

Grüßen Sie Lavatern recht sehr, denn ich nehme als bekannt an daß Sie ihn sehen werden, auch Schlossern und wem Sie gutes begegnen.

Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie Sich mäßig und ziehn Sich wenn es nicht anders ist heraus, ohne Sich mit denen zu über-

werfen, die Sie hineingeführt und compromittirt haben. Die Reise des B. fiel mir gleich auf.

Noch hat mir Vobe einen Auftrag gegeben, auf den er sich balde Antwort erbittet. Sie haben ihm gewiß vor einiger Zeit gesagt, daß man Ihnen ein großes Capital angeboten, das wahrscheinlich Jesuiten Geld seye. Er habe für einen guten Freund die Summe von 40,000 Thalern nötig, ob Sie ihm nicht näher den Canal angeben könnten und wollten durch den zu diesem Anlehn zu gelangen seye.

Einer Pariser Loge fällt es ein, einen neuen Congreß zusammen zu berufen, der das Schicksaal der vorigen haben wird. Vielleicht hören Sie etwas in Straßb. davon. Vobe ist auch eingeladen, es fehlt nur am feurigen Wagen zu dieser Propheten Reise.

Leben Sie recht wohl, und gedenken der Ihrigen in fremden Landen. Ich schreibe bald wieder. Wenn ich mich repetire, so verzeihen Sie. Hier ein Probebrud von einer Kabirung Frikens nach einer Kobelischen Zeichnung. Leben Sie recht wohl.

W. d. 28. Octbr. 1784.

Goethe.

---

## Die wirthschaftliche Reformbewegung in Deutschland.

---

Die Deutschen sind von der Philosophie und der Poesie her zur Politik gekommen. Es erklärt sich daher wohl, daß ihr Blick die Höhen des Staatslebens früher als seine Tiefen gemessen hat. Der Stand der Anwälte ferner hat vornehmlich auf diesem Wege die Führung übernommen: so begreift man, weshalb anfänglich die rechtliche Seite der öffentlichen Zustände vor der wirthschaftlichen, die Form vor dem Inhalt in den Vordergrund trat. Diese doppelte Einseitigkeit ist für die Politik des Jahres 1848 charakteristisch. Die gründliche und nur zu lange Beschäftigung des Reichstages in Frankfurt mit den Grundrechten kann nicht als eine Gegeninstanz angeführt werden; gerade die Grundrechte enthüllten, wie tief der Stand der durchschnittlichen Einsicht in die wirthschaftlichen Staatsfragen noch war. Im Volke stießen ihre unbedingt freimachenden Bestimmungen auf ernsthafteren Widerstand als die ganze Reichsverfassung. Von der wesentlichen Einmüthigkeit vollends, womit die überwiegende Mehrheit der

Gebildeten den Forderungen des Schwurgerichts, des öffentlichen mündlichen Gerichtsverfahrens, der Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung Nachdruck gab, war in Bezug auf Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Zinsfreiheit und freier Theilbarkeit nicht viel wahrzunehmen. Neben der Pressfreiheit und der Vereinsfreiheit schienen jene niedrigen Schwestern gar nicht genannt werden zu können, und noch wichtiger wiederum als die Sicherung der freien Presse und der freien Vereinigung schien die unmittelbare Theilnahme am Staat in dessen höchster Sphäre: die Wahl der Volksvertreter und die eigne Theilnahme an dieser Vertretung. Man erinnert sich, welches Interesse im Sommer 1848 überall solche Streitfragen wie Monarchie oder Republik, absolutes oder suspensives Veto, directe oder indirecte Wahlen und allgemeines oder beschränktes Stimmrecht erregten; wie es dagegen lebiglich den Handwerkern überlassen wurde, die Gewerbegesetzgebung nach ihren abergläubischen Eingebungen umzugestalten, sowie den Kaufleuten und Fabrikanten, sich über die Streitfrage: Freihandel oder Zollschutz herumzuzanken. Da die ganze Bevölkerung damals in Aufregung war, so bewegten sich allerdings auch die sonst regungslosen Tiefen. Es gab eine Arbeiterfrage; es gab sogar Arbeiterministerien. Aber nichts zeigt besser als die thatsächliche Behandlung der Arbeiterfrage, wie wenig man sich auf den oberen Stufen der Gesellschaftsleiter bis dahin um die unteren bekümmert hatte. Indem die Vornehmen und Reichen sich in ungewohntem Drange persönlich zu den Armen und Niedrigen herunterbemühten, gaben sie ihre Würde preis, ohne ihre Sicherheit zu erhöhen. In der Absicht, den lange vernachlässigten Brüdern die hilfreiche Hand zu reichen, stießen sie dieselben mit ihrem übel berechneten Almosen nur noch tiefer hinab. Von falsch verstandener Humanität verlockt geriethen sie in den Irrgarten des Socialismus. Müde dieser beschwerlichen Wege ohne Ziel begrüßten sie dann die militärische Gewalt als den Erlöser, der ihnen die ehemalige Ruhe zurückbringen sollte, ohne sich vor der Hand im mindesten dadurch stören zu lassen, daß es gerade die nunmehr wiederhergestellten bestehenden Zustände gewesen waren, aus deren Schooße die politisch-socialen Unzufriedenheit mit allen ihren Nothen und Gefahren hervorgegangen war.

Aber wenn der gewaltsame Abschluß der Revolution durch die triumphirende Reaction auch die meisten Fortschritte rückgängig, die Geister kleinmüthig machte, so ging doch nicht Alles wieder verloren. Was schon vor 1848 die Ueberzeugung der Gebildeten für sich gehabt hatte, wie die Verbesserungen in der Rechtspflege und in der Staatsform, das blieb im Wesentlichen erhalten. Auf das Uebrige warf sich, sobald der erste starre Schreck der Niederlage verwunden war, der einmal angeregte Geist der

Prüfung und Besprechung öffentlicher Verhältnisse. Hierzu gehörten vor Allem die wirtschaftlichen Staatsfragen. Was für die rechtlichen Forderungen der Zeit schon vor 1848 geschehen war, das geschah jetzt für sie: die Vorbereitung praktischer Lösung. Von entfernten Zielen auf die nächsten persönlichen und häuslichen Angelegenheiten zurückgebrängt, begannen wir jetzt das Gebäude unseres öffentlichen Lebens von unten auf zu bauen, holten wir schrittweise nach, was wir überspringen zu können gewöhnt hatten: die Mittelstufen zwischen politischer Nichtigkeit und der Theiligung am höchsten Regiment. In den Jahren, die auf die niedergeworfenen Erhebungen Sachsens und Badens, Kurhessens und Schleswig-Holsteins folgten, drehte sich die vormärzliche Erscheinung um, und nahmen Gemeindefragen die öffentliche Aufmerksamkeit vielfältig stärker in Anspruch, als Staatsfragen. Man hatte sich an den specifisch-politischen Dingen einstweilen ersättigt: — das langsam wiederkehrende Interesse wandte sich zunächst den wirtschaftlichen Erscheinungen zu.

Die Theuerung von 1853 war die erste große Begebenheit, welche den Massen zu erhöhter Einsicht in die wirtschaftlichen Naturgesetze verhalf. Professor Roscher's Buch über „Kornhandel und Theuerungspolitik," in mehreren Auflagen rasch hinter einander vergriffen, leuchtete weit hin. Die Zeitungen entnahmen ihm lange Auszüge und gewöhnten sich bei dieser Gelegenheit an regelmäßige Behandlung nationalökonomischer Stoffe. Von den Regierungen thaten es nur wenige noch der Darmstädter nach, die es in ihrer unbesonnenen Fürsorglichkeit nicht lassen konnte, allerlei Schutzmaassregeln zu treffen, deren letztes Ergebnis war, daß ein namhafter Theil des Mainzer Getreidehandels nach Frankfurt und Mannheim überging. Das Gespenst des Kornwuchers wick aus den Köpfen der großen Mehrzahl, um fortan nur noch ganz kindische Furchen fürchten zu machen. Zugleich dämmerte hier und da eine richtigere Erkenntnis von dem Wesen der Armenpflege auf. Die ersten Maassregeln, welche zur Linderung der Noth ergriffen wurden, waren natürlich noch ganz im Geschmack der alten Almosenwirtschaft, und forderten durch ihre Erfolglosigkeit die Kritik heraus, die bei der herrschenden politischen Stille denn auch im Stande war, sich vernehmlich zu machen.

Auf diese vorübergehenden Nothstände folgte eine Zeit ebenso vorübergehenden Glücks — Glück mehr in dem Sinne von erwünschtem Zufall genommen, als in dem von wohlbegründetem Gedeihen. Die Schwindeljahre lösten die Theuerungsjahre ab, und waren nicht weniger als diese fruchtbar an wirtschaftlichen Lehren. Die Sucht, reich zu werden ohne die gewöhnliche Bedingung der Arbeit, fand in zahlreichen glänzend begonnenen und elend abgelaufenen Unternehmungen ihre Züchtigung,

die nicht wirkungslos blieb. Während die bescheidenen Genossenschaften stetig wuchsen und zunahmen, verschwanden die pomphaft auftretenden Robiliarcreditanstalten fast rascher, als sie gekommen waren. Schimmernde, aber hohle Finanzkünste wurden in ihrer Nichtsnutzigkeit erkannt. Je strenger mit den eintretenden Fehlschlägen die ökonomische Polizei der Regierungen gegen die einst begünstigten und künstlich aufgefütterten Banken einschritt, desto mehr Anhänger erwarb sich die einfache Lehre der Wissenschaft, daß der Staat am besten thue, das Bankwesen ganz den Bankiers zu überlassen oder wer sonst seine Haut zu Markte tragen will. Durch die große Creditkrise des zu Ende gehenden Jahres 1857 kamen diejenigen Handelsplätze am glücklichsten hindurch, die es mit der von der Wissenschaft vorgeschriebenen Enthalttsamkeit des Staats am ernsthaftesten nahmen.

Eine eigentliche Agitation zur Durchsetzung der richtigen ökonomischen Principien hatte sich indessen bei allen diesen Gelegenheiten nicht entwickelt. Sie veranlaßten mehr zu Studien für spätere thatsächliche Erscheinungen, als bereits zu Reformen. Die einzige auf Reform gerichtete Bewegung dieser Jahre war die der von 1848 her verbundenen Freihändler, deren Hauptsitz Hamburg war mit Nebenstigen in Berlin und Stettin, und die namentlich im Jahre 1853 in Hannover und Oldenburg gegen den Anschluß des Steuervereins an den Zollverein, in Preußen gegen die Erneuerung der Zollvereinsverträge auf der alten schutzzöllnerischen Grundlage, wiewohl vergebens, kämpften. Mit ihrer factischen Niederlage ermattete ihre Energie. Einige Jahre lang gab der einst so vielseitig thätige Hamburger Verein für Handelsfreiheit seinen anregenden Jahresbericht noch heraus, dann aber blieben auch diese aus, und die wirkenden Kräfte wandten sich speciell Hamburgischen Angelegenheiten wie dem Staber Zoll und der Thorsperre zu.

Gerade um diese Zeit jedoch begann eine neue Art von Kämpfern auf dem Kampfplatz zu erscheinen, die nicht, wie jene hanseatischen und preussischen Kaufleute, die Wissenschaft bloß als eine unschätzbare Bundesgenossin für ihre Standes- und Privatanliegen zu Hülfe riefen, sondern sie als Hauptmacht in's Feld führten und wenigstens der Idee nach alle ihre Forderungen zugleich vertraten. Auf dem europäischen Wohlthätigkeits-Congreß von 1857, der in Frankfurt am Main abgehalten wurde, ward eine Anzahl deutscher Mitglieder sich in dem hervortretenden Gegensatz ihrer Auffassungswelse zu der mancher Franzosen und Belgier ihres eigenen Strebens in seiner Gesamttbedeutung lebendiger bewußt. Sie erließen eine Sondererklärung zu Gunsten der freien Associationen der Handwerker und Arbeiter, denen der Congreß die ihnen gebührende Ehre

nicht hatte erweisen wollen, und einen Aufruf zur Bildung volkwirthschaftlicher Vereine. Wenn dem Letzteren auch nicht sofort buchstäblich entsprochen wurde, so ging dafür aus dieser Anregung der Wanderverein deutscher Volkswirther hervor und damit ein mächtigstes Werkzeug einer auf wirthschaftliche Reformen zielenden ganz Deutschland umfassenden Agitation.

Der erste volkwirthschaftliche Congress trat am 20. September 1858 in Gotha zusammen. Unter denen, die ihn bildeten, waren nur wenig anerkannte Gelehrte oder Staatsmänner. Die Univeritätswissenschaft schien sich im Dienste des Staats allzu gebunden zu fühlen, um an einer Vereinigung theilzunehmen, die im Grunde eine große öffentliche Verschwörung gegen bestehende Staatseinrichtungen war. Hatte man auf die Professoren gleichwohl einigermaßen gerechnet, so fiel die Abwesenheit von Ministern und Geheimräthen der größeren Staaten Niemandem auf. Preußen befand sich noch auf der Vorstufe zur Regentschaft, in den übrigen Ländern vollends stand noch kaum ein Wölkchen an dem helleren Himmel der Reaction. Die Staatsbeamten, welche theilnahmen, gehörten den wenigen liberal regierten Kleinstaaten wie Gotha und Oldenburg an. Desto stärker war der Contingent der oppositionellen Politiker, welche auch nicht etwa blos erschienen, um neben den öffentlichen Sitzungen her politische Fäden anzuknüpfen, sondern welche die in der nationalen Politik eingetretene Pause willig benutzten, um sich von den materiellen Interessen der Nation praktisch zu unterrichten. Halb zu ihnen gehörend, halb seine eigene Gattung ausmachend, trat Schulze-Deleitsch herzu, mit dem blühenden Schwarm der von ihm gestifteten Genossenschaften hinter sich. An der Spitze einer weniger zahlreichen als gründlich überzeugten und entschlossenen Gruppe von Freihändlern erschien der Uebersetzer Bastiat's, Prince Smith aus Berlin. Die ältere Schule von Volkswirthern fand sich am bezeichnendsten durch Präsident Lette vertreten, dessen unermüdlige Regsamkeit und theoretisch-praktische Kunde dem Congress einen unerfeglichen obersten Geschäftsführer gab; die jüngere durch den Redacteur des Bremer Handelsblattes, Dr. Böhmert, der die Congressidee vorzugsweise hatte entwickeln und gestalten helfen. Aber die Jüngeren überwoogen. Den Meisten, welche sich in Gotha begegneten, war das Gefühl neu, im Angesichte des ganzen Vaterlandes zu wirken; dies Gefühl steigerte ihren Eifer und ihre Thätigkeit. Fernerstehenden wird es damals, und selbst Theilnehmern mag es hinterher verwunderlich erschienen sein, daß so nüchterne Aufgaben, wie die der Wirthschaftslehre überhaupt, mit solcher Begeisterung ergriffen werden können, als sich in Gotha mitunter zeigte. Offenbar hatte aber auch der zufällige Zeitpunkt seinen Antheil

an diesem plötzlich sich entzündenden Feuer. Die erschöpften Kräfte des Volkes hatten sich in der Ruhe der Reactionszeit allmählich wieder verjüngt, und doch war die politische Rennbahn ihrer Bethätigung noch nicht wieder geöffnet. Das kam der ersten Versammlung deutscher Volkswirthe zu Gute, theils in der Betheiligung von Männern, wie von Bennigsen, von Kirchmann u. A., theils in der Empfänglichkeit, die das große außenstehende Publicum für ihre Anregungen an den Tag legte.

Und auch die Erfahrungen von 1848 kamen dem Congreß zu Gute. Sie hauptsächlich befähigten ihn, nach erreichbaren Zielen auf gangbaren Wegen zu trachten. Er ergriff die richtigen Stoffe, und ergriff sie mit ziemlich sicherer Hand, weder sich verlierend in irgend ein verlodendes Einzelbestreben, noch hastend an abstract theoretischer Unterhaltung. So wurde und blieb er bis jetzt der Führer der wirtschaftlichen Reformbewegung, die er selbst der Hauptsache nach erst in's Leben rief. Zwar bildeten sich nach seinem Muster wirtschaftliche Gesellschaften — die eine für Nordwestdeutschland oder Bremen, Hannover, Oldenburg, schon in Gotha projectirt, die übrigen in Berlin, Frankfurt, Wiesbaden, für Ost- und Westpreußen in Danzig und für die sächsischen Lande in Dresden — die für Agitationszwecke den offenbaren Vortheil der Begrenzung auf einen oder ein paar Staaten hatten; aber der Congreß hat sich bisher nichts desto weniger als Heerd der ganzen Bewegung behauptet, da einmal doch noch nicht ganz Deutschland mit dem Netze jener anderen Vereine überzogen ist, für's zweite eine große Zahl wirtschaftspolitischer Tagesfragen eine auf ganz Deutschland berechnete Behandlung nicht nur erträgt, sondern geradezu herausfordert, und endlich auch in den örtlich beschränkten Gesellschaften nicht immer diejenige Vermischung theoretischen Wissens unter den Praktikern sich findet, die zur Sicherung stichhaltiger Ergebnisse nöthig ist.

Der Congreß begann seine Verhandlungen mit der Gewerbebefreiheit, auf die auch seine bisherigen beiden Nachfolger, der Frankfurter von 1859 und der Kölner von 1860, haben zurückkommen müssen. Dafür ist denn in dieser hochwichtigen Angelegenheit die Einmischung des Congresses von den bedeutendsten Folgen begleitet gewesen. Der Kampf ruhte. Die Handwerker träumten auf den eingebildeten Lorbeern, welche sie im Jahre 1848 über die vormärzlichen Befreiungsversuche einer halb-liberalen Bureaucratie davongetragen hatten. Es wurde ihnen zwar keineswegs wohl dabei; so wenig in dem preussischen Rückschrittsgesetz vom 9. Februar 1849 als in dem hannoverschen vom 15. Juni 1848 und in den übrigen gleichartigen fanden sie den „goldenen Boden“ des Handwerks, nach dem sie so verlehrt suchten, wie nur irgend ein alter Alchymist; aber Niemand klärte

sie auf, daß in ihrem eigenen Aberglauben an Zwang und Vorrechte der Grund ihres Verkommens liege, daß ihr Sieg, bei Richte betrachtet, die schlimmste Niederlage gewesen sei. Erst der sehr freisinnige Entwurf zu einer österreichischen Gewerbeordnung vom Jahre 1855, dem anderthalb Jahre später ein durch seine Verirrungen merkwürdiger sächsischer Entwurf folgte, lenkte die Blicke wieder auf die Nothwendigkeit rascher und vollständiger Ausrottung der Zünfte. Indessen wurden die Entwürfe nicht zu Gesetzen, der eine nicht, weil die Jesuiten, der andere nicht, weil die Kritiker in der volkwirtschaftlichen Presse es nicht haben wollten, — und so wäre ohne den Gothaer Congreß die kaum erweckte Aufmerksamkeit wahrscheinlich wieder eingeschlummert. Seine unumwundene Erklärung für Gewerbefreiheit, der drastisch wirkende Schilderungen der herrschenden Mißstände vorausgingen, schlug durch. Sie fand Nachfolge, wo man es vielfach am wenigsten erwartet hatte, in der Mitte des Handwerkerstandes selbst. Diesen hatten nämlich seit 1848 in aller Stille hier und da frei entstandene und nicht einseitig technische Gewerbevereine in die Schule genommen: sie hatten ihn namentlich durch die Vetheiligung von Männern aus anderen Ständen gelehrt, über das antisociale Interesse des Producenten hinweg auf das Interesse des consumirenden Publicums zu blicken, und sich seiner zünftigen Abgeschlossenheit zu entschlagen; sie hatten ihn außerdem durch Anleitung zu gemeinsamen Unternehmungen gewöhnt, auf die eigene Kraft zu vertrauen im Gegensatz zu den Krücken parteiischer Gesetze und Behörden, und sich, wo diese nicht ausreichte, in freier Vereinigung mit Genossen zu üben. Wie schnell diese geräuschlose Erziehung aus Kindern Männer gemacht hatte, erlebte man, als der Reihe nach die hannoverschen, nassauischen, sächsischen, württembergischen und badischen Gewerbevereine den Beschluß des volkwirtschaftlichen Congresses zu dem ihrigen machten. Man kann sagen, daß dies die Sache im Grundsatz entschied. Zwischen dem Gothaer und dem Frankfurter Congreß freilich geschah nichts, als daß in Koburg-Gotha verschiedene zünftige Schranken des Gewerbebetriebs eingerissen wurden. Aber dann entwickelte sich der schönste Wettstreit. Bevor die Volkswirthe in Köln wieder zusammentrafen, war die Gewerbefreiheit in Oesterreich und in Nassau der gesetzliche Zustand geworden, hatten Bremen, Oldenburg, Württemberg, Sachsen, Preußen freisinnige Entwürfe, entwickelte sich in Bayern, Baden, Weimar und Frankfurt eine energische Agitation zu demselben Ziel. Allenthalben, mit einziger Ausnahme von Bremen, war auch dem Beschlusse des zweiten Congresses entsprochen worden, wonach die Gewerbefreiheit ohne allen Uebergang einzuführen ist. Worin die neuen Gesetze und Entwürfe bei entschieden freisinniger Richtung noch gegen den einfachen und großen

Grundsatz der Freiheit zu verstoßen scheinen, das beruht theils, wie die Concessionen, auf einem in's Gewerberecht hereinragenden besonderen und besonders hinwegzuräumenden Stein des Anstoßes, theils stammt es von einer mißverständlichen Uebertragung der genossenschaftlichen Idee auf die überlieferten Ruinen der Zünfte, und wird zukünftigen Congressen zu thun geben.

Eine wissenschaftlich probehaltige Ausprägung der genossenschaftlichen Idee war die zweite Aufgabe, deren der Congress sich annahm. Nicht alle seine Mitglieder, und zum Theil gerade die bedeutendsten nicht, waren anfänglich geneigt sich mit der Genossenschaftsfrage zu befassen. Nach ihrer Meinung hatte der Congress es nur mit der Kritik des Bestehenden zu thun, nicht entstehende volkwirthschaftliche Bildungen mit seinem fürsorglichen Rathe zu begleiten. Aber diese Auffassung, welche aus der langen und ausschließlichen Gewöhnung der Freihandelspartei an Opposition entsprang, machte bald der andern Raum, daß die vereinigten Volkswirthe gerade deswegen weil sie in den meisten Richtungen vorläufig anzugreifen, zerstörend zu wirken haben würden, alle Ursache hätten die ihnen dargebotene Gelegenheit zu fördernder, unterstützender, schaffender Einwirkung dankbar zu ergreifen. Diese wurde ihm denn auch keineswegs schwer gemacht. Die Genossenschaften konnten ihre Satzungen dem Auge der strengsten Richter ruhig unterwerfen; alles was man in Gotha, Frankfurt und Köln zu thun gehabt hat, ist die Anerkennung gewesen, daß Schulze-Delitzsch und seine Jünger auf dem rechten Wege seien. Aber dieser bestätigende Act, den jene Vereine zu ihrer innern und äußern Stärkung wünschten, hätte trotz seiner Leichtigkeit doch auch für den Congress nicht ohne Schaben unterbleiben können, denn in dieser Ergänzung des die Gewerbefreiheit verlangenden Beschlusses lag für den deutschen Handwerkerstand die wohlverstandene Bürgschaft, daß vorzugsweise auch um seiner selbst willen, nicht in einseitigem Interesse des consumirenden Publicums, die Beseitigung der Zünfte gefordert werde. Langsam, aber mit Stetigkeit brach sich seitdem die Ueberzeugung Bahn, daß die leere Stelle, so weit es nöthig und wünschenswerth, nur von unbedingt freien Genossenschaften eingenommen werden könne.

In den Genossenschaften vollzieht sich von der praktischen, in den Gewerbevereinen von der theoretischen Seite her eine der bewundernswürdigsten Entwicklungen, von denen wir Zeugen sind: die Selbstbefreiung des deutschen Handwerkerstandes. Dem Bauernstande haben aufgeklärte Staatsmänner aus eigenem freien Entschluß die Fesseln abgenommen, und nur sehr allmählich wächst derselbe zur Erfüllung seiner staatsbürgerlichen Pflichten heran. Der Handwerkerstand wird, sobald er nur erst frei ist, auch

dem Staate seine ganze Schuld ohne Säumen bezahlen, denn er wird sich seine Freiheit größtentheils selbst errungen haben. In diesem großen Prozeß ist der Widerstand, der sich, Manchen unerwartet, auf dem preussischen Handwerkertage kundgegeben hat, nichts weiter als eine natürliche Vorstufe zu dem Ziele, das erstrebt wird. Er hat sich gerade in Preußen herausgestellt aus keinem andern Grunde, als weil Preußen so früh die wesentlichen Wohlthaten der Gewerbefreiheit erlangt und auch durch die Rückschrittsmaaßregel von 1849 nur zum kleinsten Theile wieder eingebüßt hat. Die Verleihung dieser Freiheit von oben her, die Verleihung zu einer Zeit, wo die Bildung der Handwerker noch sehr beschränkt und die Capital und Credit ersehende Genossenschaft noch nicht erfunden war, ermöglichte Rückschläge im Handwerkerstande selbst wie die künstlerische Bewegung, welche in der Verordnung vom 9. Februar 1849 ihren Triumph feierte. Diese ist an und für sich ohne Zweifel ein äußerst unblütliches Stück Gesetzgebung. Nach unwiderlegten öffentlichen Angaben wurde sie nicht bloß den Kammern, sondern sogar dem Ministerrath octroyirt; muthmaßlich um zu verhüten, daß sich nicht in dem einen oder andern der Herren Collegen des Handelsministers die gute altpreussische Ueberlieferung des Beamtenstandes gegen solches Schönthun mit dem Aberglauben der Künstler auflehne. Ja, es fällt schwer, auch nur an die kunstsreundliche Gesinnung des Herrn v. d. Heydt zu glauben, die die Vermuthung und alle sonstigen Indicien gegen sich hat. Es wird also wohl der damalige politische Tageszweck gewesen sein, zu dem die zufällig reactionäre Tendenz der Handwerker in Bezug auf die Gewerbegesetzgebung gemißbraucht wurde. Und wie die Entstehung trübe, so waren die Wirkungen der Maaßregel nichtig. Die Gewerberäthe, welche sie einsetzte, kamen gar nicht in Gang. Der Gewerbefreiheit that sie keinen nennenswerthen Abbruch, außer daß sie ihren Verächtern Recht, ihren Zweiflern ein Bedenken mehr zu geben schien. Eben diese Verbindung von praktischer Unwirksamkeit und moralischer Bedeutung aber war es, was sie so unheilvoll machte. Denn da sie die thatsächlichen Zustände kaum veränderte, so rief sie nicht jene unmuthige Erregung der Geister hervor, welche in den übrigen Ländern aus der Unerträglichkeit des Kunstwesens entsprang, und welche in Preußen vielleicht früher als irgendwo zur reinen Herstellung der Freiheit genöthigt, welche jedenfalls die letzten Reste des Kunstglaubens früher als im Jahr 1860 hervorgehakt und abgethan hätte. Da sie andrerseits doch auf dem scheinbaren Grund vierzigjähriger Erfahrung hin die Gewerbefreiheit wieder einschränkte, und das in dem einzigen deutschen Staate, der sie vom einen Ende bis zum andern besaß, in dem größten deutschen Staate überdies, — so triumphirten im übrigen Deutschland alle Kunstfreunde, und die Freunde der Freiheit fan

den es unmöglich, über diese grobe Thatsache hinwegzukommen. Eine vollständige Wiederherstellung der Zünfte mit allen alten Vorrechten und Mißbräuchen wäre ihnen tausend Mal lieber gewesen als jene halbgeschlächtige Verordnung, die ihnen nicht einmal den Gefallen that, den öffentlichen Widerwillen zu erwecken. In ihr liegt die Schuld, wenn die Arbeit der sächsischen, württembergischen, hannoverschen und so vieler anderer Gewerbevereine in Preußen jetzt erst nachgeholt werden muß; in ihr auch die Hauptschuld, daß die Gewerbefreiheit nicht längst das Gesetz von ganz Deutschland ist. Da ihre praktische Wirkung beinahe gleich Null gewesen ist, so kann ihr Urheber jetzt noch bei den Behörden herumfragen, ob sie gut oder übel gewirkt habe, was er sich andernfalls wohl hüten würde zu thun. Daß ihre moralische Wirkung hingegen nachhaltig gewesen ist, erschen wir noch aus der Milde, welche der Dunder-Weit'sche Gesetzesentwurf gegen Innungen und Prüfungen walten läßt. In der Gewerbegesetzgebung erfordern alle Interessen des Liberalismus ein radicales Verfahren. Statt der kümmerlich fortvegetirenden Innungen haben wir die blühenden und lebensfrischen Genossenschaften. An die Stelle der Prüfungen tritt die freie Nachfrage der Kunden, die in jenen längst keine befriedigende Bürgschaft mehr findet. Wozu also noch zögern mit der Gewährung der vollen Freiheit? Dies erkennt man in Staaten, deren Gesetz eben noch die Zunftverfassung des vorigen Jahrhunderts war, und in Preußen, das schon 1810 die Bande löste, wollte man sich besinnen sie zum zweiten Male für immer abzunehmen? Seit dem 1. Mai dieses Jahres ist die österreichische Gesetzgebung in diesem Punkte der preußischen bereits voraus — die österreichische, die für eine Reihe halbroher Völkerschaften mitgilt! und Sachsen und Württemberg rüsten sich, den letzten Sprung zu thun. Sogar in dem in dieser Beziehung verstockten Bayern regt es sich, und in Hannover sind die Geister der Befreiung längst entgegengereift. Nach wenigen Jahren würden also diese Länder im Punkte der wirthschaftlichen Freiheit an Preußen eine moralische Eroberung zu machen haben, während es jetzt noch eben Zeit wäre, der segensbringenden Bewegung durch einen entschlossenen Vorgang verdoppelte Schnelligkeit und Sicherheit zu geben.

Zu der Forderung der Freizügigkeit, die derjenigen der Gewerbefreiheit nahe verwandt ist, nimmt Preußen eine ganz ähnliche Stellung ein. Die Freiheit der Niederlassung ist in Preußen sogar noch älter als die des Gewerbebetriebs; Präsident Lette nennt sie ein altes preußisches Grundrecht, das denn auch einigermaßen das Schicksal der deutschen Grundrechte getheilt hat, indem es zur Zeit der Reaction durch ein den Städten freigestelltes Einzugsgeld vielfach beschränkt, und auch der unter der Regentenschaft dargebotnen Gelegenheit unerachtet noch nicht in

seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt ist. Auch hier ist die indirecte Wirkung schlimmer als die directe. Während man in Preußen so geringfügige Beschränkungen nicht gerade unlieblich findet und mit einer kräftigen Anstrengung abschüttelt, dienen sie in den übrigen deutschen Ländern, wo der Mensch noch ungleich mehr an die Scholle gebunden ist, die Entfesselung zu erschweren, indem sie zu dem Wahne verleiten, daß sich die Freizügigkeit in Preußen nicht bewährt habe. Dies sollten preussische Staatsmänner und Gesetzgeber immer im Auge haben. In Preußen, als in einem großen Lande, könnte sich gegen ein wirklich unwürdiges Heimathsrecht die öffentliche Meinung leicht zu einem solchen Sturm erheben, daß kein Widerstand Stich hielte; in den Kleinstaaten ist dies nicht denkbar, und diese leiden somit unter der nicht kalten noch warmen Gesetzgebung Preußens zweifach, da weder ein einfach großes und bereites Beispiel sie nach sich zieht noch eine mächtige Agitation mit den eignen Fesseln zugleich die ihrigen zerreißt. Daß das Bedürfnis gefühlt wird, zeigen außer verschiedenen Beschlüssen von Gewerbevereinen für unbedingte Freizügigkeit derjenige der wirtschaftlichen Gesellschaft für Nordwestdeutschland vom 13. Januar und der des volkwirtschaftlichen Congresses vom 11. September 1860.

Die Gewerbefreiheit ruft in mancher ängstlichen Seele immer noch ohne Noth das erschreckende Gespenst der Massenverarmung hervor. Ernster und störender ist der Zusammenhang, in welchem die Freizügigkeit mit dem Armenwesen steht. Die Verpflichtung der Gemeinde und an letzter Stelle des Staats zur Armenpflege, welche im Augenblick allenthalben der bestehende rechtliche oder thatsächliche Zustand ist, ist das Einzige, was dem Widerstande gegen freie Niederlassung einigen Schein verleiht. Ihre Anhänger sehen sich deshalb überall dahin gedrängt, der Armenpflege ihre Blicke zuzuwenden. Seit dem europäischen Wohlthätigkeitscongrès von 1857, der in Frankfurt am Main tagte, ist in Deutschland diese große Frage nicht öffentlich behandelt worden; und damals geschah es außerordentlich ungenügend. Wir befinden uns nach dieser Richtung hin bedeutend im Rückstande gegen England, die Schweiz, Belgien und Holland, wo die Armenpflege zu den populärsten Stoffen der Discussion gehört, und selbst gegen Frankreich, wo sie seit der excentrischen Anregung der Socialisten nie ganz wieder von der Tagesordnung verschwunden ist. Doch hat die nordwestdeutsche Gesellschaft sie am 22. Juni dieses Jahres in Oldenburg aufgegriffen, und der Congrès wird sie wahrscheinlich für nächstes Jahr auf sein Programm erheben. Das Ziel ist offenbar auch hier die von Staat und Kirche unabhängige, von der Gemeinde abgelöste, in sich selbst ruhende freie Armenpflege; es

kommt darauf an, die Wege zu bezeichnen, die am ehesten dorthin führen können.

Eine halb und halb armenpflegerische Bestimmung des preussischen Gewerbegesetzes vom 9. Februar 1849, diejenige nämlich, wonach die Fabrikherren zu Beiträgen an die Arbeiterunterstützungsklassen auf statistischem Wege gezwungen werden können, hat zu lebhaften Beschwerden der rheinischen und westphälischen Handelskammern Veranlassung gegeben. Es ist eine von den Maaßregeln, aus denen die Wissenschaft die geistige Verwandtschaft zwischen der Bürokratie und dem Socialismus abgeleitet hat. England mit seinen ungeheuren Fabriken weiß hiervon so wenig, wie andrerseits die continentale Polizei von einem Gewährenlassen, das die Verabredungen der Arbeiter in Bezug auf die Löhne gerade so gut zuläßt als die Verabredungen der Fabrikanten, Kaufleute und Handwerker in Bezug auf Preise. Zu irgend einem Erfolge haben die Vorstellungen der Handelskammern noch nicht geführt. Am Ende aber wird doch wohl die Einsicht durchbringen, daß der Fabrikant am Lohne abziehen muß was man ihn über den Lohn hinaus zu geben nöthigt, und daß die Friendly Societies in Großbritannien blühen, weil sich Niemand außer ihren Genossen um sie kümmert, die Sociétés de secours mutuel in Frankreich aber herunterkommen, weil die ganze weltliche Hierarchie bis zum Kaiser gnädig begünstigend auf sie herabsieht.

In eine höhere Sphäre wirthschaftlicher Existenzen reicht das mit der eigentlichen Gewerbegesetzgebung vielfach verflochtene Concessionswesen hinauf. Es hat sich früher durch seinen Mißbrauch zu finstren politischen Zwecken, als durch wirthschaftliche Wirkungen der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen. Aber es ist vollkommen würdig, die Thätigkeit wirthschaftlicher Reformer zu beschäftigen, und hat in der That nun auch dem dritten volkwirthschaftlichen Congresse zu Köln ein Verdammungsurtheil abgewonnen. Diefem war eine Untersuchung der bestehenden Zustände vorgegangen, die interessante Aufschlüsse namentlich über Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Hannover, Frankfurt am Main, Württemberg und Bayern ergeben hat. Preußen wurde nur hinsichtlich seiner noch sehr elementaren Versicherungspolitik berührt. Für Preußen hat indessen der Dunder-Beit'sche Gewerbegesetzentwurf einen sehr erfreulichen Anstoß gegeben, der, wenn er nicht ganz so weit geht wie der Wahrpruch der vereinigten deutschen Volkswirthe, dafür seine eigenthümlichen Verdienste hat und dem politischen Mißbrauch wohl für immer vorbeugen würde. Im Allgemeinen muß man zugeben, daß das Concessionswesen in der öffentlichen Meinung noch nicht in demselben Grade entwurzelt ist wie die Zünfte mit Allem, was daran hängt. Die Concessionen haben noch einigen Schein für sich als Sicherun-

gen der Gesundheit und der Sittlichkeit bei den sogenannten gefährlichen Gewerben, während die radicalen Gegner des Concessionswesens behaupten, daß es dafür andre Mittel gebe. Diese Streitfrage wird wohl die nächste Zukunft schon erlebigen. Dasselbe ist von der moralischen Erschütterung zu sagen, die die bevorrechtete und beschränkte Stellung der Anwälte, Aerzte und Apotheker durch die Gewerbefreiheitsbewegung erfahren hat. Es sind vorzugsweise die Handwerker selbst, welche diese Ausdehnung des Grundgesetzes, dem die Zünfte geopfert werden, im Namen der Gleichberechtigung verlangen. Annäherungen nach dem fraglichen Ziele hin haben manche neuere Gesetzgebungen in Bezug auf den Anwaltsstand schon versucht. Die Freizügigkeit der Aerzte ist ebenfalls eine solche, wo sie besteht.

Die Träger desjenigen Theils der Bewegung, den wir bis jetzt besprochen haben, sind neben dem Congreß und seinen Zweiggesellschaften vorzugsweise die Gewerbevereine. Aber wir haben doch auch schon bei diesen Fragen der Handelskammern zu erwähnen gehabt, auf deren eigentliche Gebiete wir nun übergehen. Zwischen ihnen und den Gewerbevereinen besteht indessen ein sehr bedeutender Unterschied. Die hansestädtischen ausgenommen sind die Handelskammern in einer ebenso hemmenden als unwürdigen Abhängigkeit vom Staate, der sie allenthalben auch erst eingesetzt hat. Ein Minister kann sie zurechtsetzen, wenn sie ihm Beschwerden vortragen, die er nicht hören will. Wenn ihrer mehrere sich, wie auf dem preussischen Handelstage im Frühling dieses Jahres geschah, zusammenfinden, so zweifeln sie, ob sie überhaupt befugt sind ihre Stimme zu erheben, und regen gewiß nichts an, was mißfällig ist. Diese schwächliche Stimmung, das natürliche Erzeugniß langer und strenger Bevormundung, wird erst auf den nun in Aussicht stehenden deutschen Handelstagen — der erste soll im Mai 1861 zu Heidelberg abgehalten werden — einer männlicheren Auffassung von den Rechten des Handelsstandes und von den Pflichten seiner Vertreter Platz machen. Die nationale Allgemeinheit der Versammlung wird die Bande sprengen, welche in jedem einzelnen Lande um die Vereine des Kaufmannsstandes gelegt sind. Das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit aller deutschen Kaufleute hat übrigens in den letzten Monaten noch besonderen Nachdruck bekommen durch eine praktische Agitation. Das ist die enbliche Reaction des durch die Handelskammern zunächst repräsentirten verkehrtreibenden Publicums gegen die völlig despotische Art, in der die Eisenbahnen ihr Monopol ausbeuten. Erst der Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuchs hat mit seinem Capitel vom Frachtvertrage den Geschäftsleuten zum Bewußtsein bringen müssen, welche Ansprüche sie rechtlicher Weise an die Verantwortlichkeit der Eisenbahnen für pünktliche und vollständige Lieferung der aufgegebenen Güter

erheben können; und seitdem hat eine Bewegung, zu der einerseits der Handels- und Gewerbe-Verein für Rheinland und Westphalen, andererseits der Handelsstand von Chemnitz und Dresden den Anstoß gegeben, ganz Deutschland ergriffen, und die Eisenbahnverwaltungen bereits zum Rückzuge aus ihren vorbersten Positionen gezwungen, — ein Sieg, dem bei einiger Beharrlichkeit andere folgen werden. Und wie die Eisenbahnen, so steht der Kaufmannsstand auch den Telegraphen und den Posten gegenüber: der Repräsentant des ganzen Publicums gegen einen Monopolisten, der in den meisten Fällen der Staat selber ist, eine Gewalt also, deren Einschränkung ebenso nothwendig wie schwierig ist und nur eng verbundenen Kräften gelingen kann.

Eine vollständige Verdrängung des Staats aus dem Eisenbahn- und dem Telegraphenwesen ist noch nirgends in Deutschland zum Ziele eines planmäßigen Bestrebens geworden. Höchstens beginnen hier und da Fabrikanten oder Bergwerksbesitzer, die auf regelmäßige und starke Beförderung schwerer Güter angewiesen sind, sich dafür zu interessieren, daß die Concessionen auf eine bestimmte Strecke nicht mehr mit ausschließender Berechtigung, nicht mehr als Monopol erteilt werden. Im Uebrigen begnügt man sich, daß das entgegengesetzte Trachten der Staatsgewalt einigermassen zum Stillstande gebracht ist. Namentlich in Preußen war dasselbe durch Herrn v. d. Heydt in ein förmliches System gebracht worden. Auch hier aber verlangen die besten Interessen des Liberalismus, daß die Theilnahme des Staats am Bau und Betrieb der Verkehrsmittel wenigstens beschränkt werde; die Eisenbahnverwaltung insbesondere erfordert ein so ausgebreitetes Personal, berührt so viele Einzelne in ihren wichtigsten Interessen, daß sie sich dem Mißbrauch zu politischen Partezwecken nur zu leicht hingiebt. Liegt nun freilich die Abhilfe hiegegen in dem ganzen Geiste des Staatslebens, so wird doch sorgfältig abzuwägen sein, wieviel eine etwaige Befreiung der Eisenbahnen und der Telegraphen den Aufschwung des Verkehrs neu beflügeln oder aber andere und größere Inconvenienzen herbeiführen würde.

Noch weniger als die Einmischung des Staats in das Eisenbahn- und Telegraphenwesen ist bisher das sogenannte Postregal angegriffen worden; im Gegentheil giebt sich in denjenigen Staaten, welche ihr Postwesen ganz oder theilweise noch von den Beamten des Fürsten von Thurn und Taxis besorgen lassen, neuerdings ein zunehmendes Verlangen kund, dieses altüberlieferte aber dem Bedürfnis nicht mehr entsprechende Verhältnis aufzuheben und reinen Staatsbetrieb an die Stelle zu setzen. Die wirtschaftliche Weiterentwicklung des Postwesens in Deutschland hat bisher eine andre Richtung als die der Befreiung, der Ablösung vom Staate ge-

nommen — die Richtung auf größere Einheit im ganzen Umfange des Vaterlandes und auf Vereinfachung des Verfahrens. Aus diesem Streben ist der deutsch-österreichische Postverein hervorgegangen, eine der wenigen Schöpfungen der Reactionszeit, welche unsere rückhaltlose Anerkennung verdienen. Aber abweichend von den meisten Reformtendenzen hat sich diese bisher auch so ziemlich auf die betreffenden Beamtenkreise beschränkt, und wir wagen nicht zu behaupten, daß nicht hier durch die Natur der Sache selbst der corporativen Selbsthülfe eine Grenze gesteckt sei.

Drei andere Gegenstände, welche gewöhnlich zusammen genannt werden, Maas, Gewicht und Münze sind in derselben Richtung wie die Posten zum Stoffe wirtschaftlicher Verbesserungsthätigkeit geworden — in der Richtung auf Ausgleichung der in den einzelnen deutschen Staaten bestehenden Verschiedenheiten. Wir wiederholen hier nicht, was in genannten sachlichen Erörterungen über diese Dinge früher in unseren Jahrbüchern gesagt worden ist\*), sondern verhalten uns einfach referirend. Auch diesen hat der Kaufmannsstand noch nicht diejenige Sorge zugewandt, die sie von ihm in Anspruch zu nehmen haben. Maas und Gewicht erfreuen sich dafür einer lebhaften Aufmerksamkeit in den Kreisen der Techniker, deren Meinung mehr oder weniger übereinstimmend dahin zu gehen scheint, daß das französische Metermaas und die Decimaltheilung zur Grundlage genommen werden müsse. Die versammelten deutschen Landwirthe haben ihnen darin in diesem Herbst zu Heidelberg, die nordwestdeutschen Volkswirthe im Frühjahr zu Bremen beige stimmt, was das Maas angeht. In Bezug auf das Gewicht ist die Frage schon so gut als in diesem Sinne entschieden. Das Zollpfund, das auf dem Kilogramm beruht, ist gegenwärtig das Gewicht aller deutschen Staaten bis auf Bayern und Mecklenburg. Das Metermaas dagegen hat sich nur erst Baden, Nassau und Hessen-Darmstadt angeeignet, und dieses mit einem durch Zertheilung des Meters gewonnenen Fuße, nicht mit dem Meter selbst, als messender Einheit. Bekanntlich figuriren Maas und Gewicht auf dem Programm der Würzburger Fronde; da die Nation ohne Zusammenziehung ihrer militärischen und diplomatischen Gewalten in Eine unterzugehen besorgt, so soll sie von Bundestags wegen zur Beruhigung einerlei Maas und Gewicht bekommen. Eine Unterstützung, die so gemeint ist, kann den materiellen Interessen der Nation nicht viel Hoffnung einflößen. In der That ist bisher nur soviel gewiß, daß die bundestägliche Aneignung dieser Bestrebungen in Hannover den Entschluß gelähmt hat, sie für das nordwestliche Deutschland ganz ebenso zum erwünschten Ziele zu führen wie es das schon 1856 mit dem Gewichte gethan hat.

\*) Bergl. Jahrgang 1858, Juniheft S. 561 ff. und Octoberheft S. 363 ff.

Der deutsch-österreichische Münzvertrag ist leider ebenfalls unter allzu geringer Betheiligung der öffentlichen Stimmen zu Stande gekommen, und so rächt sich die systematisch unterhaltene Apathie der Reactionszeit noch heute in den Beschwerden des gemeinen Lebens. Jener Vertrag gewährte zwar verschiedene Verbesserungen; aber er hat ohne alle Noth Uebelstände bestehen lassen oder neu geschaffen, die jetzt an allen Ecken und Enden einen eigenen Münzverdruß hervorrufen. In Süddeutschland beklagt man, daß der zum Thaler so schlecht passende rheinische Gulden nicht in's Grab gelegt ist. Im norddeutschen Thalergebiet findet man es unbegreiflich, daß die Zehntheilung von einer Dreitheilung, und bei den Pfennigen hier und da obendrein von einer Wertheilung gekreuzt wird. Dort begehrt man daher, den österreichischen Gulden anzunehmen, hier entweder den Drittelthaler (Mark) als Münzeinheit betrachtet oder den Thaler in hundert Cents (wie am Rhein üblich) getheilt zu sehen. Im ganzen Münzverein ferner macht sich der Unterthanenverstand über die neugeschaffne Krone lustig, der er ihr schlechtes Verhältniß zum Silbergelde vorwirft, ohne indessen immer zu gewahren, daß, was er verlangt, ein festes Verhältniß zwischen Silber und Gold, theoretisch überhaupt nicht, und praktisch nur bei der Goldwährung zu haben ist. In den Umgebungen Hamburgs und Bremens endlich und theilweise an diesen Plätzen selbst leidet man unter der büreaukratischen Beschränktheit, welche vor vier Jahren den Münzvertrag einging, ohne die Hansestädte hinzuzuziehen. Dieses Stück hat der letzte volkwirthschaftliche Congreß herausgegriffen; er drückte den Wunsch aus, daß Preußen, Hannover und Oldenburg mit den Hansestädten anknüpfen und sie zum Eintritt in den Münzverein bewegen möchten. Hamburg besitzt wenigstens schon Silberwährung. Für Bremen entsteht die schwierige Zweifelfrage, ob es seine Goldwährung lieber aufgibt oder festhält, um ganz Deutschland, wie es wünschen muß, zum Glauben an die Goldwährung zu bekehren. Unter den Theoretikern hat dieser Glaube die meisten Anhänger und im praktischen Leben vielleicht mehr unbewußte Bekenner als bewußte.

Die Surrogate des gemünzten Goldes geben zu beiden Arten von Agitation Veranlassung: zu der einigenden, und zu der befreienden. Es sind hauptsächlich die Banknoten, um die es sich handelt, nachdem die Wechsel schon durch eine vormärzliche Einheitsmaafregel der Regierungen in ganz Deutschland dasselbe Recht erlangt haben. Die Jahre des Vertrauensschwinds riefen eine große, obwohl an sich keineswegs übertriebne Zahl von Banken hervor; ungesund war davon vornehmlich nur ihre Gründung in Orten wie Dessau, Luxemburg, Sera und Bückeburg, wo es an dem Verkehr mangelte, der einer Bank hätte zu thun geben können.

Aber dies war nicht die Folge verkehrter Wahl, sondern für die Unternehmer eine bitter genug gefühlte Nothwendigkeit. Es war die Folge der preussischen Bankpolitik. Diese hatte dem Staat zu allen seinen übrigen Pflichten auch noch die unmittelbare Fürsorge für den Geschäftsverkehr der Banken aufgeladen, eine Centralbank in Berlin in die innigsten Beziehungen zur Regierung gebracht, indem der Handelsminister selbst ihr Chef wurde, die Provinzialbanken dafür durch sehr strenge Normativbedingungen eingeengt, und so dem stetig zunehmenden Bedürfniß nur eine theilweise Befriedigung gewährt. Diese Befriedigung zu vervollständigen, entstanden jene Banken längs der ganzen preussischen Grenze von Rostock bis nach Leipzig und von Bückeburg bis nach Darmstadt und Luxemburg. Daß sie den preussischen Verkehr ausbeuteten, lag auf der Hand. Aber daß sie ihm geschadet hätten, daß der Nutzen nicht gegenseitig gewesen wäre, dafür liegen bloß einige zuversichtliche Behauptungen, keine Beweise vor. Jedenfalls war der Chef der preussischen Bank nicht geneigt, sie gewähren zu lassen. Nachdem einige feierliche Verwarnungen vorausgegangen waren, wurden die fremden Banknoten und später auch fremdes Staatspapiergeld von den preussischen Grenzen ausgeschlossen. In die so entstehende Lücke schüttete die preussische Bank ihr bevorzugtes Papier. Ein nicht allzu bundesfreundlicher Schritt, wie dieses Verbot war, sollte es durch Ansichten auf Verhandlungen unter den Zollvereinsstaaten einigermaßen verflüchtigt werden. Allein erst jetzt, mehrere Jahre nach der Maasregel selbst, hört man von ernster Anknüpfung von Verhandlungen. In der Zwischenzeit hat weder einer der betroffenen Staaten, noch eine der betreffenden Banken Bankerott gemacht. Wohl aber ist in den deutschen Geldverkehr eine Störung gekommen, wie sie so arg vor der Maasregel nicht bestand. Der ganze Segen also, den diese gestiftet hat, wird in dem vermehrten Einfluß und Einkommen der preussischen Bank bestehen, wogegen für Preußen, wenn man die Erschwerung des Verkehrs im übrigen Deutschland auch für nichts rechnen will, das moralische Obium eines solchen voreiligen Gewaltacts in Abzug kommen muß. Auch hier hat es bisher an einem Träger der Reformbewegung gefehlt, da der Handelsstand sich jetzt erst wirksam organisiert. Aber das Mißvergnügen ist nichts desto weniger weit verbreitet und ergreift fortwährend weitere Kreise, und Hand in Hand damit geht die Ausbreitung der Einsicht, daß nur in einer ordentlichen Bankfreiheit die wünschenswerthe Sicherheit des Bankwesens liegt. Die Banken der Hansestädte sind dafür drei lebendige Beweise, und der große Bruch von 1857 hat auf der andern Seite aufgedeckt, wie morsch alle überlieferten Stützen mit ihrer ewigen Staatseinknickung seien.

Die Erschütterung des Credits im Jahre 1857 führte auch zu zeitweiliger Aufhebung der Zinsbeschränkungen in Preußen und Weimar. Aber während Weimar diese gute Frucht aus einer bösen Ernte köstlich festhielt, ließ Preußen die schon gepflückte wieder fahren. Damit die Wucherer nicht aussterben, diese den Junkern so nützliche Menschenkaffe, nützlich erstens in der gemeinen Praxis des Lebens und zweitens als politischer Popanz, hält das Herrenhaus an den Wuchergesetzen mit seiner bekannten unbiegamen Zähigkeit fest. Aber auch in diesem Punkte scheint Preußen in großer Gefahr überholt zu werden. Schon sind Oldenburg, Bremen und Weimar bei der Zinsfreiheit angelangt und befinden sich auf's Beste. Nicht lange, so wird Sachsen, die Domäne des Freiherrn von Benst, ihnen nachgefolgt sein. Daß sowohl der volkswirtschaftliche Congreß als die Gesellschaft der nordwestdeutschen Volkswirthe sich im Jahre 1859 gegen die Wuchergesetze erhoben haben, wollen wir gar nicht rechnen; aber daß ihnen die deutschen Landwirthe darin schon 1858 auf ihrer Versammlung in Braunschweig zugekommen sind, und zwar auf Antrag des preussischen Abgeordneten v. Saenger aus Grabowo, sollte doch seine Wirkung thun. Die ältere Ansicht, daß die Landwirthe für die Wuchergesetze schwärmten, ist damit und mit der gleichartigen Erklärung zahlreicher anderer Vereine als nichtig nachgewiesen. Wenn aber die Landwirthe sie fallen lassen trotz der traurigen Lage des Realcredits, wer hält sie dann noch aufrecht? Einige reactionäre Politiker von halb juristischer halb theologischer Farbe, die sich nicht so weit vom kanonischen Rechte entfernen mögen, während der Entwurf eines deutschen Handbuchs der Zinsfreiheit vorschreibt, soweit sein Gebiet sich erstreckt. Bis dieser Entwurf indessen Gesetz wird, darf man in den meisten deutschen Staaten die Wuchergesetze überhaupt aufgehoben zu sehen erwarten.

Die Wuchergesetze sind fast die einzige Tagesfrage von wirtschaftlichem Belang, an der die Landwirthe sich betheiligen haben. Ihre große Freiheitsfrage, die Ablösung der bäuerlichen Dienste und Lasten, liegt im Großen und Ganzen hinter ihnen. Die Theilbarkeit der Hufe ist entweder festgestellt oder noch nicht reif zum Streite. Dagegen beginnt hier und da dasselbe Streben hervorzutreten, welches wir schon von den Handelskammern und von den Gewerbevereinen anzuführen hatten: das Streben, sich der Vormundschaft zu entziehen, die gefährlichen Gespenste zurückzuweisen, mit denen die Regierungen die landwirtschaftlichen Vereine an sich zu ketten suchen. Wie bei'm Concessionswesen, so ist es auch hier der politische Mißbrauch, was den ersten Verdacht gegen eine wirtschaftlich unvortheilhafte Abhängigkeit erweckt hat.

Wir haben noch von einer einzigen Bewegung zu sprechen, — von der,

deren Gegenstand die Zölle sind. Steuern im Allgemeinen, von denen die Zölle bekanntlich nur ein Theil, sind dem wirthschaftlichen Reformbestreben noch nicht verfallen. Die Grundsteuer-Ausgleichung in Preußen hat einen politischen Kern. Die mecklenburgische Steuerreform wird zunächst noch von der constitutionellen Agitation absorbiert. Nur in Hamburg hat sich vor einiger Zeit ein Verein gebildet, der eine vollständige Umgestaltung des Steuerwesens in Aussicht nimmt. Desto allgemeiner, wichtiger und dringender ist die Zollreform-Agitation. Sie betrifft weniger die finanzielle als die den Verkehr berührende Seite der Zölle, und theilt sich in zwei Hauptzweige, deren einer, der die Flußzölle betreffende, mit den Finanzministern verschiedener Staaten im Kampfe liegt, während der andere es mit den Zollschutz genießenden Fabrikanten zu thun hat. Der Krieg gegen die Rheinzölle und die Elbzölle findet das Publikum durchweg ungetheilt auf seiner Seite; es sind lediglich die Regierungen von Hessen-Darmstadt und Nassau, welche die ersteren, die Regierungen von Hannover, Mecklenburg und Dänemark, welche die letzteren nicht fassen wollen. Jene eigensüchtige Hartnäckigkeit in Bezug auf die Rheinzölle hat die weitere gehässige Folge, daß Baden, um dem Rheinverkehr nicht eine angeblich erdrückende Concurrency auf den Hals zu ziehen, allein von allen Zollvereinsstaaten seit Jahren der Aufhebung der Durchfuhrzölle widerspricht, die den deutschen Hansestädten in der Schweiz den Wett-eifer mit den französischen und belgischen Häfen erleichtern würde. Außer den eigentlichen Elbzöllen hält Hannover augenblicklich auch den Stader Zoll noch fest, den es bekanntlich als Schutz Zoll für seinen Hafen Harburg im Wettkampfe mit Hamburg verwerthet. Diesen scheinen wir jetzt nicht sowohl durch uns selbst, als durch Englands Einmischung auf dem Abblöndungswege loszuwerden. Gegen die Oberelbzölle richtet sich eine kaufmännische Agitation, die namentlich in Magdeburg ihren Sitz und die Regierungen von Preußen, Sachsen und Oesterreich auf ihrer Seite hat. Auch die volkwirthschaftliche Gesellschaft für die sächsischen Lande hat sich auf ihrer ersten Zusammenkunft in Dresden am letzten 8. October derselben angeschlossen. Die Rheinzölle haben zu eigenen dauernden Verbindungen gegen ihren Fortbestand Anlaß gegeben und von den theilhaftigen Regierungen strebt insbesondere die niederländische nach vollständiger Aufhebung. Der volkwirthschaftliche Congress hat die Durchfuhrzölle mit den noch bestehenden Flußzöllen in ein und dasselbe Verdammungsurtheil zusammengefaßt.

In Bezug auf die Eingangs- und Ausgangs-Grenzzölle des Zollvereins ist der Congress bisher so ziemlich der einzige Träger der Bewegung geblieben. Nur hat die wirthschaftliche Gesellschaft für Ost- und West-

preußen ihre Thätigkeit damit eröffnet, daß sie die Eisenzölle angriff. Eben denselben Punkt hat mit einem außergewöhnlichen Erfolge der Congreß in diesem Jahre zu Eöln herausgegriffen. Man nahm dort gerade deswegen die Eisenzölle vor, weil am Rhein einer der Herde des deutschen Eisenhüttengewerbes ist. Auch erschienen die Vertreter dieses Gewerbezweiges zahlreich und wohlgerüstet, an ihrer Spitze der Dr. Tögel, einst Mitarbeiter von Friedrich List. Nach gründlicher und ernster Erörterung sowohl in der Abtheilung als im Plenum entschied die eine wie das andere dahin, daß die bestehenden Roheisenzölle aufzuheben seien, nicht, wie die Minderheit wollte, nach vorgängiger Aufhebung der preussischen Bergwerksabgaben und Bervollständigung der Transportmittel, sondern unbedingt. Beide Punkte indessen, welche die Minderheit als Bedingungen wollte, wurden an sich ebenfalls aufgenommen. Ja, man verabredete sich zu einem gemeinsamen Felzuge gegen das Monopol in den Eisenbahnconcessionen. Zwei sehr erwünschte Neugierigkeiten haben sich also aus diesem Schirmkäuel der Freihändler mit den Schutzzöllnern ergeben: erstens, daß die letzteren den Zollschutz nicht mehr unbedingt verteidigen, und zweitens, daß sie in der umfassenderen wirtschaftlichen Bewegung des Augenblicks solche Verührungs- und Vereinigungspunkte mit ihren Angreifern finden, wie sie früher und noch 1848, gänzlich fehlten. Dasselbe gilt, beiläufig bemerkt, von dem Kampfe der Zünftler mit den Gewerbefreiheitsfreunden, seit die Genossenschaften erfunden sind. Die freihändlerischen Bestrebungen in Zollsachen richten sich auch nicht allein mehr gegen einzelne unleidliche Schutzzölle. Ehe noch England seinen Zolltarif decimirte, haben die vereinigten deutschen Volkswirthe eine Vereinfachung der Tarife auf wenige recht einträgliche Artikel empfohlen. In einem andern Stücke dagegen lernen sie wieder von England: wie man nämlich den mit Frankreich abzuschließenden Handelsvertrag benutzen kann, um den Tarif überhaupt umzugestalten. Die Bewegung also, die man erst für 1865, das Jahr der Erneuerung der Zollvereinsverträge erwartete, kann, durch Napoleon's Anträge hervorgerufen, schon in nächster Zeit ausbrechen. Schon hat sich der Eölnier Congreß dahin erklärt, daß die deutscherseits einzuräumenden Zollherabsetzungen allgemein und nicht lebdtiglich für Frankreich gelten müßten. Das Weitere hängt hauptsächlich von Preußen ab. Leider ist zwar der Finanzminister, aber nicht auch der Handelsminister als ein überzeugter und entschlossener Freihändler bekannt, was er doch sein müßte, wenn die außerordentlichen Schwierigkeiten der Zollvereinsverfassung überwunden werden sollen. Ueberhaupt läßt sich nicht sagen, daß die volkswirtschaftliche Reformpartei Deutschlands mit besonderem Vertrauen auf Herrn v. b. Heydt blickt oder zu blicken hat. Je tüchtiger

dieser thätige Minister auf der technischen Seite seines Amtes wirkt, desto leichter ist man vielleicht geneigt den volkswirthschaftlichen Mangel in ihm zu übersehen — wie man sich denn auch seine politische Haltungslosigkeit hat gefallen lassen. Aber zwischen den beiden Partien ist doch ein Unterschied, der uns eher bewegen würde gegen technische Unzulänglichkeit ein Auge zuzubräuen: dieser nämlich, daß Eisenbahnanlagen, Brückenbauten und alle ähnliche Unternehmungen zunächst nur Menschenkraft consumiren, allerdings meistens um es später mit Zinsen zurückzugeben; daß dagegen keine noch so geringfügige wirthschaftliche Reform eronnen werden kann, die nicht unmittelbar zur Ersparung von Arbeit, zur Erhöhung des Lohns und zur Befähigung der Kräfte ausschläge. Hierin liegt auch die hohe politische Bedeutung der wirthschaftlichen Reformbewegung von Deutschland — sie entbindet in Millionen Kraft für das öffentliche Leben. Macht Preußen sich zu ihrem Führer, so wird es politisch ernten was es wirthschaftlich säet.

### Hannovers Staatswirthschaft in den letzten zwölf Jahren.

Von jeher hat der Zustand der Finanzen des Königreichs Hannover großes allgemeines Vertrauen genossen. Stets sind hier die ordentlichen Staatsausgaben mit Leichtigkeit gedeckt worden und für außerordentliche Bedürfnisse boten sich dem Staatscredite überall willig Anleihen dar. Zwar als Ernst August das Staatsgrundgesetz beseitigte, und, angeblich das historische Recht wieder herstellend, eine willkürliche Trennung der Finanzen in die der königlichen Kasse und der Landes- oder Steuer-Kasse, einführte, da schien derjenige Theil der Finanzen, welchen die königliche Kasse umfaßte, den bisher bewahrten Ruf nicht aufrecht erhalten zu können: seine Jahresrechnungen schlossen mit steten Deficits ab. Seitdem aber 1848 die Vereinigung der Kassen wieder eingetreten war, durfte man hoffen, das Budget im Gleichgewichte erhalten und Deficits ganz vermeiden zu können. Wurden freilich damals die Ausgaben nicht unerheblich vermehrt, so empfand man dies doch nicht als Druck, da der Nutzen der Verwendungen ganz offenbar dem Wohlstande des Ganzen wieder zu Gute kam. Dagegen hat die Ausgabensteigerung in den letzten Jahren so bedeutende Fortschritte gemacht, daß der Abschluß eines Budgets ohne Deficit schon jetzt eine Seltenheit geworden ist und binnen Kurzem eine Unmöglichkeit geworden sein wird.

Weshalb diese Steigerung der Ausgaben, und was ist dafür dem Lande geworden? — Die im Folgenden mitgetheilten Ziffern sollen dazu beitragen, für einen einzelnen Staat den innigen Zusammenhang zwischen dem ganzen Systeme seiner Verwaltung und der Haushaltsführung klar zu legen. Möge man aus ihnen erkennen, daß es nicht zufällig ist, wenn gerade die Reactionszeit nach 1849 die Budgets der Staaten so unerhört beschwert hat.

Die Entwicklung der politischen Zustände Hannovers in den letzten zehn Jahren ist bekannt genug. Man weiß, daß im Jahre 1848 auf dem gesetzlichen Wege der Verfassungsmäßigkeit eine Umgestaltung des Staates auf constitutioneller Basis gemacht wurde. Wohlthätige Einrichtungen wurden im Innern geschaffen, die Verwaltung wie die Justiz ward auf neuen Grundlagen aufgerichtet; bei jener sollte eine möglichste Selbständigkeit der Einzeltätigkeit der Gemeinden gesichert, bei dieser unter Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit durch eine Justizorganisation, die seitdem mehreren andern Staaten zum Muster gedient hat, das Prinzip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit unter Heranziehung des Volks zum Rechtssprechen in's Leben geführt werden. Es war den Männern, die dies Reformwerk begonnen hatten, nicht beschieden, dasselbe vollenden zu können; die Organisationsarbeit fiel 1852 einem Ministerium zu, das sehr entschieden zur Bureaucratie hinneigte, und seinem Werke daher auch einen bureaucratistischen Anstrich gab, der in der Absicht der ersten Urheber gewiß nicht gelegen hatte. Indessen auch in der Weise, wie das Werk zur Ausführung kam, war es ein entschiedener Fortschritt und erwarb sich überall im Lande Freunde und Anhänger. Es war aber ein Werk, das dem Staatsbudget die Last einer erheblichen Mehrausgabe auferlegte. Zur Deckung derselben schreckten Regierung und Volk vor einer Erhöhung der Steuern nicht zurück, ihre Ausgleichung war ausgesprochener Maassen nicht zum geringsten Theile der Zweck des Anschlusses Hannovers an den Zollverein, der, als er am 1. Januar 1854 eintrat, erhöhte Zölle und Lasten in seinem Gefolge hatte. Aber schon bedeckte der Schatten der Reaction auch das Verfassungsleben Hannovers. Die Beschwerden der Ritterschaften führten die bekannten Bundesbeschlüsse herbei und diese 1856 die Oetroyirung neuer Verfassungsbestimmungen. Wie das politische Leben Hannovers unter der Herrschaft dieser Verfassungsbestimmungen geworden, davon zu reden, ist hier nicht der Ort; es genügt, an das allgemein Bekannte zu erinnern. Die Geschichte keines deutschen Staats seit 1855 ist so reich an Acten der Ausübung eines sogenannten Staatsnothrechts, wie die hannoversche, aber in keinem andern Staate ist dasselbe auch mit gleichem frivolen Leichtsinne geübt, wie in Hannover. Zwei der Regierung unangenehme Rechtsprüche der verfassungsmäßigen Gerichte riefen seine Thätigkeit hervor und hatten nacheinander die Beschränkung der Zuständigkeit der Schwurgerichtshöfe und die Einsetzung eines höchsten Disciplinargerichtshofes zur Folge. Dennoch fürchtete man die Unabhängigkeit der Gerichte und gab der Verwaltungsbehörde die Aburtheilung aller derjenigen Polizeivergehen anheim, die in einer Ueberschreitung der gewöhnlichen Ordnungsvorschriften in Bezug auf Gewerbeführung, öffentliche Dienstleistungen, Reiselegitimation u. dgl. bestehen, und die daher am ehesten geeignet sind, übrigens harmlose Menschen mit der Polizei in Conflict zu bringen. Wie die Sprüche der Gerichte, so fürchtete man auch die Macht der öffentlichen Meinung, die sich in der Ständeversammlung und in der Presse kund gab; man suchte sie also, so gut es gehn wollte, entweder zu bekämpfen oder zu fälschen. Zu dem Ende erfand man in der Nothwendigkeit der Erlaubnißertheilung zur Annahme einer Deputirtenwahl auch für die gewesenen Staatsdiener ein Mittel, die bisherigen Minister, und in der Unfähigkeitserklärung Soldat, die keine

Staatsdiener waren, ein Mittel, unabhängige ständische Capacitäten zu entfernen. Aber damit, daß man den Wählern die Möglichkeit nahm, die bekanntesten tüchtigen Kräfte zu berufen, war man noch nicht sicher, bequeme Stände zu erhalten: man mußte Deputirte haben, auf deren Gehorsam sich die Regierung unbedingt verlassen konnte. Hier Drohungen mit der Entziehung wirklicher oder eingebildeter Vortheile, Verlegung einer Garnison, eines Amtes- oder Gerichtssteges, dort Verheißungen von Gnadenbezeugungen u. dgl. brachten allerdings 1857 in der Kammer eine Majorität zu Stande, auf welche die Regierung, nach dem Ausbruche des Ministers von Borries als auf eine »getreue Bilanz« unbedingt zählen kann, deren einzelne Mitglieder aber eben dieser Herr von Borries selbst, nach der Aeußerung einer zu ihm in nahen Beziehungen stehenden Person, »verachten« soll. — Hatte man auf diese Weise sich mit dem einen Factor der öffentlichen Meinung abgefunden, so konnte man auf dieselbe Weise mit dem andern Factor, der Presse, fertig zu werden hoffen. Und in der That begann man hier dasselbe Corruptionsystem mit nicht viel minderm Erfolg. Es mußte verwundern, nicht bloß in der Localpresse des Landes, sondern selbst in größern, sonst unabhängigen außerhannoverschen Blättern plötzlich die Richtung der Regierung vertreten zu sehn. Wie man dies bei der auswärtigen Presse erreichte, das wissen wir nicht; die Localpresse aber bearbeitete man mit Einschüchterung und Versprechungen zur Aufnahme octroyirter, fabrikmäßig angefertigter Artikel. — So hat man es denn dahin gebracht, daß in Hannover Zustände herbeigeführt sind, die dem übrigen Deutschland, etwa Kurhessen und Schleswig-Holstein ausgenommen, fast unverständlich sind. Indessen was man hat erreichen wollen, eine scheinbar starke Regierung, die ihren Willen rückstandslos durchzusetzen im Stande ist: das hat man für den Augenblick erreicht. Die Seele dieser Regierung, der in den Grafenstand erhobene Minister von Borries, liebt es, in der Kammer auszusprechen, daß die Regierung »stark« sei und Confidete nicht fürchte, daß sie etwaigen Aenderungsversuchen vollständig gewachsen sei. Wir müssen ihm dies einstweilen glauben und wollen der Zukunft getrost die Entscheidung überlassen, ob die Stärke seiner Regierung die Probe bestehen wird. Nicht immer ist Ruhmredigkeit ein Zeichen von Stärke, und das Sprichwort weist bekanntlich der Hoffahrt den Platz vor dem Falle an. Inzwischen steht es mit dieser vermeintlichen Stärke im innigsten Zusammenhange, wenn die hannoversche Regierung den Einheitsbedürfnissen des deutschen Volkes mit souveräner Verachtung begegnet. Fast in keinem andern deutschen Staate ist mit so kaltem Spotte vom Ministerische aus dem Verlangen des deutschen Volks in's Gesicht geschlagen worden. Herr von Borries hat es klar und bestimmt ausgesprochen, daß er die hannoversche Souveränität der deutschen Einheit gegenüber aufrecht erhalten will, und sei es selbst durch das Mittel eines Vänbnisses mit auswärtigen Feinden, also durch einen Verrath an Deutschland. — Man will eben auch die deutsche Einheit mit der hannoverschen Souveränität und nach dem eigenen bürokratisch-polizeilichen Zuschnitte des Herrn von Borries haben.

Das ist die Stellung der Regierung und das ihr System! — Aber, sagt man, diese Regierung gerade hat die Ruhe und Ordnung im Lande wiederhergestellt und aus der letzten Zufluchtsstätte in Deutschland die Revolution

vertrieben. In der That ein schönes Lob, wenn es begründet ist. Indessen wenn man nur dasjenige wiederherstellen kann, was nicht in seinem bisherigen Zustande ist, so wird man die Herstellung der Ruhe und Ordnung in Hannover nicht als ein Verdienst der jetzigen Regierung bezeichnen dürfen; denn Ruhe und Ordnung ist nie ernstlich gestört gewesen. Wäre aber jenes Lob, das sich die Regierung so gern spenden läßt, berechtigt, so müßte sie im Stande sein, die Folgen der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Staatsleben, dem vorhergehenden unruhigen Jahren gegenüber, durch die Zunahme der Bevölkerung documentiren zu können. Wo ein gesicherter Rechtszustand ist, da herrscht Vertrauen; wo Vertrauen ist, da ist der Boden für die Begründung einer bürgerlichen Existenz; der Wohlstand nimmt zu, neue Familien werden errichtet, die Bevölkerungsstatistik zeigt immer steigende Ziffern. Legen wir diesen Maßstab an die hannoverschen Verhältnisse.

Die Einwohnerzahl Hannovers betrug:

1. Juli 1845.	—	1,773,711.
1. Juli 1848.	—	1,759,027.
December 1852.	—	1,819,253.
December 1855.	—	1,820,480.
December 1858.	—	1,844,651.

sie nahm also während der drei Jahre 1845 bis 48 um 0,7 % ab, stieg darauf in einem Zeitraum von fast 4½ Jahren um 3,9 %, d. h. jährlich um 0,7 %, von da an aber im jedesmaligen dreijährigen Zeitraume nur um bez. 0,1 und 1,2 %, d. h. jährlich bez. um 0,08 und 0,4 %. Außern sich so die Segnungen eines gesicherten Rechtszustandes?

Und was kostet dieses Regierungssystem dem Lande? Unter den zwanzig größten europäischen Staaten nimmt der hannoversche Haushalt die fünfte Stelle ein; \*) seine Einnahmen und Ausgaben sind allerdings relativ geringer als diejenigen von England, Baden, Niederlande, Frankreich; aber sie sind relativ bedeutend höher als diejenigen der Staaten: Belgien, Spanien, Portugal, Preußen, Dänemark, Sachsen, Bayern, Griechenland, Württemberg, Rußland, Oesterreich, Türkei und Schweiz. Dies Resultat wird gewonnen, wenn man lediglich der Vergleichung die Ziffern der betreffenden Budgets unterlegt. Was aber Hannover anlangt, so erschöpfen diese Ziffern keineswegs die gesammten Einnahmen und Ausgaben zu öffentlichen Zwecken des Staats. Große Summen werden außerhalb des Budgets für Staatszwecke verwaltet und verwendet. Die größten sind diejenigen des Klosterfonds, nämlich die, welche durch die Einkünfte der säcularisirten Güter gewonnen und zu Zwecken der Schulen, Kirchen und wohltätigen Anstalten verausgabt worden. Bedenkt man, daß der Currentfond des allgemeinen Klostervermögens jährlich etwa 480,000 Thlr. beträgt, daß das zu ihm gehörige, aber abge sondert verwaltete Vermögen des Klosters zu Ilfeld und der Domstructur zu Verden reichlich 34,000

\*) Horn, *Annuaire du credit public* 1860 p. 289. — Unfern Angaben haben wir für die Zeit 1848 bis 58 die offiziellen Nachweise über den Staatshaushalt aus den ständischen Actenstücken, für die spätern Jahre die Ziffern der Budgets untergelegt.

und 10,000 Thlr. jährlichen Ertrag liefert, so sieht man leicht, daß jene Budgetziffern sich allein dieses Postens wegen um mehr als 1/2 Mill. Thlr. jährlich zu erhöhen haben. Bleiben wir indessen lediglich bei den Biffern der Haushaltrechnungen und der Budgets. Die Staatswirthschaft Hannovers umfaßte in den letzten zehn Jahren von 1848 bis 58 im mittleren Durchschnitte

	für die Einnahmen:	für die Ausgaben:
1845 bis 48:	10,300,000 Thlr.	10,600,000 Thlr.
1848 bis 52:	12,257,700 "	11,801,180 "
1852 bis 55:	15,779,900 "	14,870,490 "
1855 bis 58:	18,896,260 "	18,485,370 "

Während nach diesem Durchschnitte 1845 auf den Kopf der Bevölkerung von der Einnahme 5,8 Thlr. fällt, von der Ausgabe wenig minder als 6 Thlr. nämlich 5,90 Thlr., so fällt drei Jahre später auf den Kopf 6,8 Thlr. und 6,7 Thlr., und es ergibt sich eine Zunahme in Procenten an der

	Einnahme:	Ausgabe:
1848 bis 52 bei einem jährlichen Bevölkerungszuwachse		
von 0,7 % um 18,9 %, jährlich um 4,2 %		— 11,3 %, jährlich um 2,5 %
1852 bis 55 " 0,03 % " 28,8 %, " " 9,8 %		— 26,07 % " " 8,8 %
1855 bis 58 " 0,4 % " 19,7 %, " " 6,5 %		— 24,3 % " " 8,1 %

Noch erschütterlicher wird das allmähliche aber stetige Steigen der Budgetposten, wenn man ihnen Schritt für Schritt folgt. Es betragen nämlich

	die Einnahmen:	die Ausgaben:
1848 bis 49. —	9,943,000 Thlr.	— 9,717,000 Thlr.
1849 bis 50. —	11,094,000 "	— 10,485,000 "
1850 bis 51. —	13,975,000 "	— 13,697,000 "
1851 bis 52. —	14,018,000 "	— 13,306,000 "
1852 bis 53. —	15,420,000 "	— 14,071,000 "
1853 bis 54. —	15,678,000 "	— 14,883,000 "
1854 bis 55. —	16,241,000 "	— 15,658,000 "
1855 bis 56. —	17,539,000 "	— 16,740,000 "
1856 bis 57. —	19,566,000 "	— 19,308,000 "
1857 bis 58. —	19,583,000 "	— 19,408,000 "

Nehmen wir die Hauptweige der Einnahme und Ausgabe in die Vergleichung auf, so ergibt sich eine mittlere Jahreseinnahme bei

	Domänen:	Steuern einschl. Stempelsteuer:	Zölle u. indirecten Steuern:	Eisenbahnen:	übrigen Einnahmen:
	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
1848 bis 52.	2,477,000	2,626,000	2,609,000	1,668,000	2,685,000
1852 bis 55.	2,827,000	2,690,000	3,511,000	2,480,000	4,272,000
1855 bis 58.	2,934,000	2,854,000	4,289,000	4,140,000	4,675,000

und eine mittlere Jahresausgabe für

	Kriegsministerium:	Passiv-Stat:	übrige Ausgaben:
1848 bis 52. —	1,993,000 Thlr.	— 1,365,000 Thlr.	— 8,453,000 Thlr.
1852 bis 55. —	2,015,000 "	— 1,706,000 "	— 11,150,000 "
1855 bis 58. —	2,630,000 "	— 2,214,000 "	— 18,642,000 "

Die Steigerung der Eisenbahneinkünfte ist die Folge einer an sich erfreulichen

Thatsache; sie hat ihren Grund in der Ausdehnung der bisherigen Eisenbahnunternehmungen und der Eröffnung neuer Bahnstrecken. Hannover hatte gegen Ende des Jahres 1847 52,7 Meilen in Betrieb, zehn Jahre später 107,2 Meilen, außerdem war der Bau neuer Bahnen in Angriff genommen. Die durch die Vergrößerung des Betriebs herbeigeführte Vermehrung der Einnahmen hat allerdings nur durch eine bedeutende Vermehrung der Staatsschuld erreicht werden können; indessen während die Eisenbahneinkünfte von 1848 bis 58 um 148,9 % gestiegen sind, ist in demselben Zeitraume die ordentliche Erfüllung der übernommenen Schuldenlast nur um 63,4 % schwieriger geworden und in diesem Verhältnisse der Passiv-Stat gewachsen. — Die erfreuliche Steigerung der Domainaleinkünfte ist größtentheils eine Folge der allgemeinen Steigerung der Grundrente gewesen. Aber auf die Vermehrung dieses Einnahmepostens wird seit 1856 nicht mehr stark zu rechnen sein. Nachdem nämlich 1856 durch das neue Finanzkapitel, welches die Domänen zum Kronfideicommiss erklärt, dem Könige gestattet worden, Domainalgüter zur eigenen Nutzung auf die ihrem Betrage nach fest vereinbarte königliche Bedarfssumme zu übernehmen und sich deren Nutzung nach Maßgabe des durchschnittlichen Pachtwerthes der letzten zwanzig Jahre anrechnen zu lassen, ist mit dem 1. Juli 1858 von dieser Befugniß in sehr ausgedehnter Weise Gebrauch gemacht, und während dadurch einerseits für die Zukunft die fernere Steigerung der Grundrente des größten Theils der Domänen finanziell dem Staatshaushalte nicht zu Gute kommen kann, hat andererseits das Ausschheidungsgeschäft selbst der Staatskasse dadurch einen directen Schaden zugefügt, daß der Nutzungswerth der ausgeschiedenen Grundstücke auf die Bedarfssumme um 120,000 bis 180,000 Thlr. geringer angerechnet wird, als er effectiv gegenwärtig ist. Die Steuereinnahmen haben sich in zehn Jahren um 8 % gehoben, die Einnahmen der Zölle und indirecten Steuern um 64,9 %. Diese Thatsache scheint einen starken Aufschwung der Steuerfähigkeit des Landes anzuzeigen; insbesondere ist die Steigerung, welche die Einnahmen aus den Zöllen von Jahr zu Jahr erfahren, überraschend; sie hat jährlich 6 % betragen. Indessen sind nicht die Zahlen allein hier für das Urtheil maßgebend. Mit der Vermehrung der Steuererträge ist die Erhöhung der Steuersätze Hand in Hand gegangen. Von 1856 bis 59 sind die Hauptsteuerarten durchgreifend erhöht, der Betrag der Häusersteuer um etwa 100,000 Thlr., der persönlichen directen Steuern um 200,000 Thlr., der Stempelsteuer um 30,000 Thlr., d. h. um je 55 %, 13 % und 25 % der bisherigen Einnahmen. Daneben sind auch die indirecten Steuerarten der Erhöhung nicht entgangen; die empfindlichste ist die Erhöhung der Salzsteuer um 16 %. Eine richtige Beurtheilung des Stats der Zölle aber hat noch andere Bedingungen zu berücksichtigen. Die Steigerung der Zölle wird besonders seit dem Anschlusse Hannovers an den Zollverein bemerkbar; sie wird also in diesem zweifellos ihren Grund haben. Der Anschluß an den Zollverein brachte aber Hannover einmal erhöhte Zölle und sodann das Präcipuum, nämlich den Hannover für die größere Consumtionsfähigkeit seiner Staatsangehörigen bis 1866 gewährten Vorantheil von  $\frac{1}{2}$  der unter die Genossen des Zollvereins zu vertheilenden Einnahmen. Das Präcipuum hat jährlich mehr als 1 Mill. Thaler in die Staatskasse geliefert. Nicht so sehr die Erhöhung der

eigenen Einkraft, also des Volkwohlstandes, ist es nun, was sich für Hannover in der Steigerung seiner Zolleinnahmen kund giebt; als der Antheil, welchen das Land gleichmäßig an der Mehrung des Volkwohlstandes der andern Vereinststaaten hat. Es sind zwei unüberlegliche Thatsachen, aus denen diese traurige Behauptung ihre Rechtfertigung entnimmt: die Ziffern der Volkszählungen und der in Hannover selbst für den Zollverein gehobenen Abgaben: — die Bewegung beider Ziffern entspricht der Steigerung der Zolleinnahmen nicht. So ist denn in den ordentlichen Einnahmequellen des Staatshaushalts die Möglichkeit einer dauernden Einnahmevermehrung kaum gegeben, dem Bedürfnisse darnach wird nur das Mittel einer abermaligen Erhöhung der Steuern offen bleiben, und auf die Nothwendigkeit einer solchen ist denn auch schon von der Regierung mit unerkennenswerther Offenheit hingewiesen worden. Für die Möglichkeit derselben mag aber der Umstand nicht günstig zeugen, daß schon 1856, also ehe die oben erwähnten Erhöhungen der directen und indirecten Steuern eintreten, die Last der Steuern und Zölle für den Kopf der Bevölkerung 3½ Thaler betrug und daß sie seit 1817 um 85 % gewachsen war.

Den Ruhm, die Lasten des hannoverschen Volkes erleichtert zu haben, kann die gegenwärtige Regierung also nicht für sich in Anspruch nehmen; vielmehr hat sie nach Kräften dazu beigetragen, diese Lasten zu vermehren, und jetzt, nachdem sie länger als fünf Jahre ungestört das Staatsruder geführt hat, sieht sie sich gezwungen, eine neue Steuererhöhung in Aussicht zu stellen. Wozu denn diese so bedeutende Anspannung der Leistungsfähigkeit des Landes? Weshalb ist der hannoversche Staat plötzlich so unersättlich geworden? Thörichte Frage! Das Bedürfniß seiner Ausgaben ist gestiegen und diesem Bedürfnisse entsprechend müssen Einnahmen beschafft werden. — Daß das Bedürfniß der Ausgaben gestiegen ist, lehrt ein Blick in das Budget. Sämmtliche Staatsausgaben von 1848 bis Mitte 1855, wo die jetzige Regierung in's Amt trat, betragen jährlich durchschnittlich 13 Mill. Thaler, dagegen von 1856 bis 1858 jährlich 18½ Mill., nach den Budgetpositionen von 1858 bis 62 jährlich 19½ Mill. Thaler; es ist also seit 1848 eine Steigerung um gerade 50 % eingetreten. Nun wird man vielleicht geneigt sein, diese enorme Steigerung der Ausgaben mit der genugsam bekannten Thatsache entschuldigen zu wollen, daß die Entwerthung des Geldes, oder mit anderm Ausdruck die Erhöhung des Arbeitslohns, eine Erhöhung der Staatsausgabeposten nothwendig mache, wie ja in jedem Steigen begriffen seien. Der Einfluß dieser Thatsache soll hier nicht verkleinert werden. Allein sie reicht nicht aus, um die ungeheure Vermehrung der Ausgaben zu erklären, wie sie wirklich statt gefunden hat. Ihr Einfluß muß selbstredend auf einzelne Budgetposten beschränkt bleiben. Sie kann es erklären, daß man z. B. einem angestellten Polizeibeamten zu seinem bisherigen Gehalte eine Zulage bewilligt, aber sie rechtfertigt es nicht, daß man zu diesem Polizeibeamten noch einen zweiten und dritten mit erhöhtem Gehalte anstellt; sie kann es erklären, daß z. B. der Ansat für das Armeematerial erhöht wird, aber sie rechtfertigt nicht die Vermehrung des Militärstandes. Nun ängert sich aber die Ausgabenvermehrung der neuern Budgets, und des hannoverschen nicht zum

Thatsache; sie hat ihren Grund in der Ausdehnung der bisherigen Eisenbahnunternehmungen und der Eröffnung neuer Bahnstrecken. Hannover hatte gegen Ende des Jahres 1847 52,7 Meilen in Betrieb, zehn Jahre später 107,20 Meilen, außerdem war der Bau neuer Bahnen in Angriff genommen. Die durch die Vergrößerung des Betriebs herbeigeführte Vermehrung der Einnahmen hat allerdings nur durch eine bedeutende Vermehrung der Staatsschuld erreicht werden können; indessen während die Eisenbahneinkünfte von 1848 bis 58 um 148,9 % gestiegen sind, ist in demselben Zeitraum die ordentliche Erfüllung der übernommenen Schuldenlast nur um 63,4 % schwieriger geworden und in diesem Verhältnisse der Passiv-Stat gewachsen. — Die erfreuliche Steigerung der Domanialeinkünfte ist größtentheils eine Folge der allgemeinen Steigerung der Grundrente gewesen. Aber auf die Vermehrung dieses Einnahmepostens wird seit 1858 nicht mehr stark zu rechnen sein. Nachdem nämlich 1856 durch das neue Finanzkapitel, welches die Domänen zum Kronfideicommiss erklärt, dem Könige gestattet worden, Domänialgüter zur eigenen Nutzung auf die ihrem Betrage nach fest vereinbarte königliche Bedarfssumme zu übernehmen und sich deren Nutzung nach Maßgabe des durchschnittlichen Pachtwerthes der letzten zwanzig Jahre anrechnen zu lassen, ist mit dem 1. Juli 1858 von dieser Befugniß in sehr ausgedehnter Weise Gebrauch gemacht, und während dadurch einerseits für die Zukunft die fernere Steigerung der Grundrente des größten Theils der Domänen finanziell dem Staatshaushalte nicht zu Gute kommen kann, hat andererseits das Ausscheidungsgeschäft selbst der Staatskasse dadurch einen directen Schaden zugefügt, daß der Nutzungswerth der ausgeschiedenen Grundstücke auf die Bedarfssumme um 120,000 bis 180,000 Thlr. geringer angerechnet wird, als er effectiv gegenwärtig ist. Die Steuereinnahmen haben sich in zehn Jahren um 8 % gehoben, die Einnahmen der Zölle und indirecten Steuern um 64,3 %. Diese Thatsache scheint einen starken Aufschwung der Steuerfähigkeit des Landes anzuzeigen; insbesondere ist die Steigerung, welche die Einnahmen aus den Zöllen von Jahr zu Jahr erfahren, überraschend; sie hat jährlich 6 % betragen. Indessen sind nicht die Zahlen allein hier für das Urtheil maßgebend. Mit der Vermehrung der Steuererträge ist die Erhöhung der Steuersätze Hand in Hand gegangen. Von 1856 bis 59 sind die Hauptsteuerarten durchgreifend erhöht, der Betrag der Häusersteuer um etwa 100,000 Thlr., der persönlichen directen Steuern um 200,000 Thlr., der Stempelsteuer um 30,000 Thlr., d. h. um je 55 %, 13 % und 25 % der bisherigen Einnahmen. Daneben sind auch die indirecten Steuerarten der Erhöhung nicht entgangen; die empfindlichste ist die Erhöhung der Salzsteuer um 16 %. Eine richtige Beurtheilung des Etats der Zölle aber hat noch andere Bedingungen zu berücksichtigen. Die Steigerung der Zölle wird besonders seit dem Anschlusse Hannovers an den Zollverein bemerkbar; sie wird also in diesem zweifellos ihren Grund haben. Der Anschluß an den Zollverein brachte aber Hannover einmal erhöhte Zölle und sodann das Präcipuum, nämlich den Hannover für die größere Consumtionsfähigkeit seiner Staatsangehörigen bis 1865 gewährten Vorantheil von  $\frac{1}{4}$  der unter die Genossen des Zollvereins zu vertheilenden Einnahmen. Das Präcipuum hat jährlich mehr als 1 Mill. Thaler in die Staatskasse geliefert. Nicht so sehr die Erhöhung der

eigenen Steuerkraft, also des Volkswohlfandes, ist es nun, was sich für Hannover in der Steigerung seiner Zolleinnahmen kund giebt, als der Antheil, welchen das Land gleichmäßig an der Mehrung des Volkswohlfandes der anderen Vereinsstaaten hat. Es sind zwei unwiderlegliche Thatsachen, aus denen diese traurige Behauptung ihre Rechtfertigung entnimmt: die Ziffern der Volkszählungen und der in Hannover selbst für den Zollverein gebobenen Abgaben: — die Bewegung beider Ziffern entspricht der Steigerung der Zolleinnahmen nicht. So ist denn in den ordentlichen Einnahmequellen des Staatshaushalts die Möglichkeit einer dauernden Einnahmevermehrung kaum gegeben, dem Bedürfnisse darnach wird nur das Mittel einer abermaligen Erhöhung der Steuern offen bleiben, und auf die Nothwendigkeit einer solchen ist denn auch schon von der Regierung mit anerkenntenswerther Offenheit hingewiesen worden. Für die Richtigkeit derselben mag aber der Umstand nicht günstig zeugen, daß schon 1856, also ehe die oben erwähnten Erhöhungen der directen und indirecten Steuern eintraten, die Last der Steuern und Zölle für den Kopf der Bevölkerung 3 $\frac{1}{2}$  Thaler betrug und daß sie seit 1817 um 86 % gewachsen war.

Den Ruhm, die Lasten des hannoverschen Volkes erleichtert zu haben, kann die gegenwärtige Regierung also nicht für sich in Anspruch nehmen; vielmehr hat sie nach Kräften dazu beigetragen, diese Lasten zu vermehren, und jetzt, nachdem sie länger als fünf Jahre ungestört das Staatsruder geführt hat, sieht sie sich gezwungen, eine neue Steuererhöhung in Aussicht zu stellen. Wozu denn diese so bedeutende Anspannung der Leistungsfähigkeit des Landes? Weshalb ist der hannoversche Staat plötzlich so unersättlich geworden? Thörichte Frage! Das Bedürfnis seiner Ausgaben ist gestiegen und diesem Bedürfnisse entsprechend müssen Einnahmen beschafft werden. — Daß das Bedürfnis der Ausgaben gestiegen ist, lehrt ein Blick in das Budget. Sämmtliche Staatsausgaben von 1848 bis Mitte 1855, wo die jetzige Regierung in's Amt trat, betragen jährlich durchschnittlich 13 Mill. Thaler, dagegen von 1856 bis 1858 jährlich 18 $\frac{1}{2}$  Mill., nach den Budgetpositionen von 1858 bis 62 jährlich 19 $\frac{1}{2}$  Mill. Thaler; es ist also seit 1848 eine Steigerung um gerade 50 % eingetreten. Nun wird man vielleicht geneigt sein, diese enorme Steigerung der Ausgaben mit der genugsam bekannten Thatsache entschuldigen zu wollen, daß die Entwerthung des Geldes, oder mit anderm Ausdrucke die Erhöhung des Arbeitslohns, eine Erhöhung der Staatsausgabeposten nothwendig mache, wie ja in jedem Steigen begriffen seien. Der Einfluß dieser Thatsache soll hier nicht verkleinert werden. Allein sie reicht nicht aus, um die ungeheure Vermehrung der Ausgaben zu erklären, wie sie wirklich statt gefunden hat. Ihr Einfluß muß selbstredend auf einzelne Budgetposten beschränkt bleiben. Sie kann es erklären, daß man z. B. einem angestellten Polizeibeamten zu seinem bisherigen Gehalte eine Zulage bewilligt, aber sie rechtfertigt es nicht, daß man zu diesem Polizeibeamten noch einen zweiten und dritten mit erhöhtem Gehalte anstellt; sie kann es erklären, daß z. B. der Ansat für das Armeematerial erhöht wird, aber sie rechtfertigt nicht die Vermehrung des Militärstandes. Nun äufert sich aber die Ausgabenvermehrung der neuern Budgets, und des hannoverschen nicht zum

Weniger, als die Steigerung der Ausgaben selbst, ist das Verhältniß, in welchem diese Steigerung zu der Steigerung der Einnahmen steht. In dem ganzen Zeitraume von 1848 bis 58 haben die Einnahmen um 83,3 %, die Ausgaben um 74,3 % sich vermehrt, also immer noch die Einnahmen mit den Ausgaben gleichen Schritt zu halten vermocht. Dagegen ist es erforderlich, darauf aufmerksam zu machen, daß das Verhältniß, in dem die Vermehrung der Einnahmen eingetreten ist, im Abnehmen, dasjenige für die Ausgaben dagegen im Wachsen begriffen ist. Innerhalb der letzten drei Jahre von 1855 bis 58 haben die Einnahmen sich um 19,7 % vermehrt, die Ausgaben um 24,3 %; ihr Fortschreiten ist dem der Einnahmen also um 5 % voraus. Zieht man noch die Ziffern der Budgets von 1858 bis 62 in unsere Betrachtung, so ergibt sich bei einer mittlern Jahreseinnahme von 19,528,000 Thlr. und einer mittlern Ausgabe von 19,560,000 Thlr. neben einem jährlichen Deficit von 32,000 Thlr. ein Fortschritt in den Einnahmen um 3,3 %, in den Ausgaben um 5,8 %; — eine Thatsache, welche genügend darthut, daß die Anspannung der Einnahmequellen des Staats ihre natürliche Grenze bereits erreicht hat und mit den Anforderungen, welche das Budget der Ausgaben stellt, gleichen Schritt zu halten außer Stande ist.

Das Gesammtergebniß der von uns mitgetheilten Ziffern ist kein erfreuliches. Der Gang, welchen die hannoversche Finanzverwaltung nimmt, muß Besorgniß erregen. Wir sehen seit 1848 eine anhaltende Steigerung des Budgets, eine fortdauernde Vermehrung der Staatsschuld. Aber dennoch ist unter den Ziffern vor und nach 1855 ein erheblicher Unterschied. Und zwar nicht nur quantitativ, sondern auch, und zwar ganz besonders, qualitativ. Vor 1855 überwiegt die Steigerung der Einnahmen diejenige der Ausgaben regelmäßig; als sie die naturgemäße Grenze erreicht hat, wird eine fernere Steigerung nur durch Steuererhöhung möglich, aber dennoch hält sie mit der gleichzeitigen Steigerung der Ausgaben nicht mehr gleichen Schritt. Diese Grenze scheint die Regierung nicht bemerkt zu haben, weil ihr der richtige Maßstab für die Ausgaben des Staats verloren gegangen ist. Gleichzeitig nehmen wir an der relativen Abnahme der Bevölkerung seit 1855 die Unfähigkeit der Regierung, den Volkswohlfstand zu heben, wahr. Aus diesen beiden Thatsachen folgt mit Nothwendigkeit eine dritte, nämlich die Unmöglichkeit eines Gleichgewichts im Staatshaushalte: das Deficit, mit dem das Budget in den letzten Jahren abschließt, ist in der ganzen Art der jetzigen hannoverschen Staatswirtschaft begründet. Es wird nicht verschwinden, ehe man die Ursachen desselben zu beseitigen nicht Neigung und ernstlichen Willen hat, vielmehr wird es sich nach aller Wahrscheinlichkeit mehr und mehr steigern, denn es ist eine alte Erfahrung — und sie wird sich auch hier bestätigen — daß im Staats- wie im Privathaushalte die Vermehrung der Ausgaben, wenn sie einmal begonnen hat, schwer ihre Grenze findet. Bedürfnisse auf der einen Seite rufen Bedürfnisse auf der andern Seite hervor; Bewilligungen zu diesem Zwecke sind ohne gleichzeitige Bewilligung zu jenem Zweck nicht wohl zu rechtfertigen: so gelangt man unmerklich in eine Finanzlage, von deren Gefährlichkeit man kaum eine Ahnung hat. Möge die hannoversche Finanzverwaltung noch zur rechten Zeit beherzigen, daß kein Haushalt auf die

Dauer bestehen kann, der nicht seine Ausgaben nach der Leistungsfähigkeit seiner Einnahmen bemisst, ein öffentlicher so wenig, wie ein privater. Es ist nicht wahr, daß die Staatsfinanzen sich lediglich nach dem Bedürfnisse der Ausgaben reguliren müssen, daß der Finanzminister nur danach zu fragen hat, wie er das Bedürfniß befriedigen kann. Im Haushalte des Staats wie des Einzelnen kann man von Niemandem mehr verlangen, als er zu leisten vermag; dort wie hier ist es aber rathsam, an die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit nur im höchsten Nothfalle vorzuschreiten. Nicht daß man dem Staate mehr und mehr Aufgaben zuweist und für die Erfüllung derselben seine Finanzkraft mehr und mehr in Anspruch nimmt, sondern daß man das Maas seiner Aufgaben beschränkt, soll daher das Streben einer einsichtigen Finanzpolitik sein. Es giebt nur Ein Mittel für Staaten, deren Finanzen, wie die hannoverschen, zurückschreiten, der Calamität einer Finanzzerrüttung zu entgehn: es liegt in der richtigen Begrenzung der Thätigkeit des Staats und in der Befolgung der Grundsätze der Wirthschaftslehre. Nur auf diesem Wege wird man den Staatshaushalt von einer Ueberbürdung befreien. Die Lösung der individuellen Thätigkeit von der überall eingreifenden Thätigkeit des Staats, die Zurückführung des letztern auf seine wirklichen und wesentlichen Aufgaben, der Verzicht endlich auf eine thörichte und unmögliche, dem nationalen Einheitsgedanken in's Gesicht schlagende Gracchamachtstellung, das Alles ist nicht bloß eine Forderung der Nationalökonomie, auch nicht bloß eine politische Forderung, sie findet ganz vorzugsweise ihre Bedeutung in dem Einflusse, den ihre Verwirklichung auf die Haushaltsführung der Staaten üben wird.

---

### Zum Stieber'schen Prozeß.

Berlin, Mitte December.

Eine tiefe und ungewöhnliche Erregung ist in den letzten Wochen durch die Bevölkerung unsres Landes gegangen, und hat in der Presse einen mächtigen Widerhall gefunden. Der Grund dieser Erregung war nicht eine große Maßregel innerer Politik, nicht ein großer Erfolg oder Mißerfolg unserer äußeren Politik, sondern ein in zweiter Instanz vor dem Kammergericht verhandelter Prozeß, — ein Schauspiel voll Aergerniß, welches, indem es ein vergangenes Regierungssystem in seiner tiefen Verworfenheit aufdeckte, zugleich die Schwächen und die Gefahren des gegenwärtigen erkennen ließ.

Es bedarf keiner detaillirten Wiederholung der allbekannten Thatsachen. Derselbe Mann, welcher plötzlich während der Krisis des Jahres 1868 den Rath fand, seinen Beruf — die Vertheidigung des Gesetzes gegen die ungesetzliche Willkür der Polizei in Beziehung auf die Presse — feierlich zu proclamiren, derselbe Mann ist inzwischen zum Ankläger eines höheren Polizeibeamten geworden. Indem er diesen als Helfershelfer bei der wiederholten Verletzung der gesetzlichen zum Schutze der persönlichen Freiheit bestehenden Vorschriften

anklagt, wird er gebrängt, ein ausgeführtes Bild jener systematischen, Recht und Gesetz mit Füßen tretenden Polizeipraxis zu entwerfen, wie sie unter Hindelbei und Westphalen in Uebung war. Er scheint sagen zu wollen, daß das Gesetz in jener Zeit ohnmächtig war: er sagt in der That nur, daß er sich selbst nicht scheute, den Titel eines Wächters der Gesetze fortzuführen, ohne doch diesem Beruf rücksichtslos nachzukommen. In noch naiverer Weise — wir bitten dieses Ausdrucks wegen um Entschuldigung — gesteht der Angeklagte seine Mitschuld an den Gesetzlosigkeiten der Polizeibehörde ein, zugleich jedoch schleudert er dieselbe Anklage seinem Verkläger zurück. Mehr als das. Er verwickelt in diese Anklage mit dem Oberstaatsanwalt zugleich den Justizminister. Er weist nach, daß mit Wissen und Willen Weider, unter der Autorität des letzteren Polizei und Justiz gemeinsame Sache gemacht haben, um aus Rücksichten politischer Zweckmäßigkeit die klaren Vorschriften des Gesetzes zu entkräften.

Die Mitschuldigen also und die Fehler jenes heillosen Zustandes, der seit der Uebernahme der Regentschaft als ein vergangener gelten durfte, klagen sich wechselseitig an. In dem Lichte einer neuen politischen Zeit, welche Recht und Gesetz, Freiheit des Wortes und der Ueberzeugung auf ihre Fahne geschrieben, kommen die Frevel der Vergangenheit an den Tag. Unsere erste Empfindung bei dem unerhörten Schauspiel ist die, daß die Principien der Gerechtigkeit und der Freiheit, wenn sie auch nur gewollt und ausgesprochen werden, mit der Macht des offenbaren Gewissens wirken. Es ist vergeblich, über die Vergangenheit einen Schleier zu werfen — es ist so lange vergeblich, bis diese Vergangenheit völlig und wahrhaft überwunden ist. Der Versuch, eine neue Zeit im Grundsatze und im besten Willen zu beginnen, ohne mit der alten thatsächlich gebrochen zu haben, hat sich als ein eitler erwiesen. Die Rückstände einer Periode, in welcher Uebertretung und Umgehung des Gesetzes einen Hauptbestandtheil politischer Selbsterhaltung bildeten, erscheinen nur als desto dunklere Schatten in einer Periode, welche dem Erwachen des Rechtsbewußtseins und dem Entschlusse der Rückkehr zum Rechtsstaat ihren Ursprung verdankt. Zwei aus der früheren Verwaltung in die gegenwärtige herübergenommene Beamte stehen im Vordergrund der künftigen Geschichte. Der gegenwärtige Chef der Berliner Polizei ist von den Anklagen auf Gesetzesverletzung mitberührt, und die schwerste Schuld endlich haftet an dem Minister, der die Justiz gelehrt hat, sich mit derselben Biegbarkeit an die Tendenzen des Mantuffel-Westphalen'schen wie an die des gegenwärtigen liberalen Regime's anzuschmiegen.

Unser nächstes Gefühl, um die Wahrheit zu sagen, war das Gefühl eines Wortwurfs gegen uns selbst. Bedurfte es der Entschuldigungen dieses Prozeßes, um uns die Unzuträglichkeit einzuschärfen, welche darin liegt, daß in dem höchsten Rathe Seiner Königl. Hoheit zwei Männer zu sitzen fortführen, welche die scrupellosen Diener des dem gegenwärtigen gerade entgegengesetzten Systems gewesen waren? Bedurfte es der Schwarz und Stieber, um die gesammte unabhängige Presse zu dem Ruf zu drängen, daß man mit dem alten System nicht gebrochen habe, so lange in den einflussreichsten Stellen die fanatischen oder aber die geschmeibigen, die selbstwilligen oder aber die willenlosen Werkzeuge der Reaction feststehen? Nicht zwar, als ob die Presse oder als ob wir selbst

diese Forderung nicht wiederholt erhoben hätten. Gestehe wir es jedoch ein: die Stimme der Freunde des derzeitigen Ministeriums hat sich weder ununterbrochen noch nachdrücklich genug in dieser Richtung vernehmen lassen. Sie ist in der Kammer wie in der Presse nur erhoben worden, um wieder zu verstummen. Sie hat sich immer von Neuem beschwichtigen lassen durch das Vertrauen auf die unzweifelhaft ebenso freisinnige wie ehrenhafte Gesinnung der Mehrheit des Ministeriums, durch den Hinweis auf die Schwierigkeit, die es habe, der Forderung eines Beamten den Schein bloßer Willkür oder parteiisch-gehässiger Gesinnungsverfolgung zu nehmen, durch die Andeutung noch anderer zum Theil der Kritik, zum Theil der Auseinandersetzung sich entziehender Schwierigkeiten.

Nun, das öffentliche Aergerniß dieses Prozesses zeigt, daß dies Alles übelangebrachte Subtilitäten waren. Es zeigt Zweierlei. Einmal, daß die Verschuldungen so grell, die Verstöße gegen die ersten Fundamente des verfassungsmäßig gewährleisteten Rechts so handgreiflich sind, daß es weder eines besonderen Scharfblicks noch eines besonderen Muthes bedurfte, um einen Anhalt zu ernstlichem Ein- und Durchgreifen zu finden. Sodann, daß es in der Natur gewisser Schäden liegt, sich selbst zu offenbaren, sobald nur ein Hauch gesunder Luft den Organismus berührt. Die unnatürlichen Verwickelungen der Justiz zumal mit der Polizei sind der Art, daß die Enthüllung und die gegenseitige Denunciation gar nicht ausbleiben kann. Es sind zwei rivale Mächte. Die eine hat die Offenbarung des Unrechts zu ihrem eigentlichen Wesen und ihrer Aufgabe. Die andre ist die Verwahrerin so vieler Geheimnisse: was wird sie nicht Alles ausplaudern, wenn Rache oder Nothwehr ihr einmal den Mund öffnet!

Der Eindruck mithin, welchen diese klägliche Prozeßgeschichte bei den Leitern unserer Politik machen mußte, konnte vernünftiger Weise nur der einer starken, nicht mißzuverstehenden und nicht abzuweisenden Warnung und Mahnung sein. Es ist, mußte man sich sagen, bisher viel versündigt worden, und daher dies Aergerniß, welches söglich hätte vermieden werden können. Es ist die höchste Zeit, die bisherige gelinde Praxis aufzugeben. Man mußte sich Glück wünschen, daß diese Warnung in einem Momente eintrat, wo es noch nicht zu spät war, mit allem Nachdruck Uebelstände zu beseitigen, deren weitere Duldung nicht nur neues Aergerniß, sondern eine am Ende unheilbare Verderbniß des ganzen Organismus herbeiführen müsse. Es fehlte vielleicht bisher an der vollen Ueberzeugung, daß die Organe des früheren Systems ein Pflanz im Fleische unseres Staates seien; es fehlte noch mehr, vielleicht insbesondere in Beziehung auf das Treiben der Berliner Polizei, an handgreiflichen Veweisen, an substantiirten, an öffentlichen und unbestreitbaren, nach oben wie nach unten überzeugenden Thatfachen. Auf Kosten des öffentlichen Anstandes, zur Schadenfreude derer, die in und außer Deutschland weder an die Macht noch an die Ehrlichkeit Preußens glauben und auf alle Fälle nicht daran zu glauben wünschen, — um einen theuren Preis also waren jetzt diese Ueberzeugung und diese Beweise gewonnen. Unerzüglich und mit Freuden mußte

die Gelegenheit ergriffen werden, den zu lange hinausgeschobenen Läuterungsprozeß nun endlich rücksichtslos, rasch und energisch zu vollziehen.

Ist dies wirklich der Eindruck gewesen, welchen die schmählische Geschichte in den zum Handeln Berufenen hervorgebracht hat?

Es ist billig, daß wir die ersten Aeußerungen der Verwirrung, des Schreckens und der Beschämung, mit denen die „Preussische Zeitung“ das Ereigniß begleitete, nicht heut noch mit dem ganzen Maß des Unwillens messen, welchen dieselben im ganzen Lande hervorrufen mußten. Wir wissen, daß es um ein derartiges Organ ein für alle Mal ein mißliches Ding ist, und daß sich eine Regierung keinen schlechteren Dienst leisten kann, als ihre publicistische Verttheidigung in die Hände eines abhängigen Beamtenthums zu legen. Wir sind deshalb nicht gemeint, die hochfahrenden und taktlosen Aeußerungen jenes Blattes einfach mit den Gesinnungen des Ministeriums zu identificiren. Wenn sich die Autorität, welche dem publicistischen Worte als solchem zukommt, mit dem Bewußtsein vermengt, noch eine andere Autorität, die der Macht und der Machtposition, hinter sich zu haben, so kann es nicht fehlen, daß die daraus hervorgehenden Aeußerungen die Form zudringlicher und süßsanfter Belehrung annehmen. Wir verweigern es, um der Ehre unserer Regierung willen, uns über die Absichten der Letzteren lediglich durch die „Preussische Zeitung“ belehren zu lassen. Wir verweigern es, weil wir sonst aus den ersten jener halboffiziellen Kundgebungen den Schluß hätten ziehen müssen, daß auch unsere Freunde im Ministerium zu denjenigen gehören, welche „nicht vor den Dingen, wohl aber vor den Worten zu den Dingen Scheu haben, und vor diesen eine unmäßige.“ Wir verweigern es, weil wir nicht glauben können noch wollen, daß unsere Regierung einen stärkeren Widerwillen vor der „Anarchie“ der verletzten Formen als vor der Anarchie hat, die — auf die unförmlichste Weise, es ist wahr — aber zum Heile des Landes in dem Grunde unseres Staatslebens ist aufgedeckt worden. Es würde, um es kurz zu sagen, diese Anarchie nicht beseitigen, sondern sie verschlimmern heißen, wenn man zwar das reizbarste Gefühl für den verletzten Beamtenanstand, aber erst in zweiter Linie Zorn und Entrüstung über die verletzte Ehre des Gesetzes, das will sagen über die gefährdete Ehre des Staates hätte.

Die Schritte der Regierung sind in der That nicht dabei stehen geblieben, der verletzten Beamten-Eitelkeit Genugthuung zu verschaffen. Auf die Entlassung des Oberstaatsanwalts ist die Entlassung des Herrn Stieber gefolgt. Die begonnene Untersuchung erstreckt sich auf das Verfahren des Herrn von Jedlitz, und Herr Simon's entzieht sich durch seinen Rücktritt dem Gericht, welchem seine Verwaltung unfehlbar vor dem nächsten Abgeordnetenhause wird unterzogen werden. Diese Schritte der Regierung so wie die späteren Auslassungen der ministeriellen Zeitung greifen nicht mehr bloß den Schein der Sache, sondern sie greifen die Sache selbst an, — aber sie lassen nichts desto weniger zweifelhaft, ob die Regierung den ganzen Ernst und die ganze Dringlichkeit der Lage erwogen hat.

Erst alsdann wird die Regierung ihre volle Schuldigkeit gethan haben, wenn sie nicht bloß die unmittelbar Compromittirten bestraft und beseitigt hat,

sondern wenn sie Bürgschaft gegeben hat, daß ähnliche Verbrechen in Zukunft unmöglich werden. Sie hat die eben enthüllten Ungefehllichkeiten nicht als einen isolirten Fall, sondern als ein Symptom einer tiefwurzelnden, den ganzen gegenwärtigen Zustand des Staates untergrabenden Krankheit zu betrachten. Sie hat nicht das Symptom, sondern die Krankheit selbst einer einschneidenden Heilung zu unterziehen. Sie soll nicht glauben, daß hier Einiges auf der Stelle geheilt, Einiges verschoben und wiederum Einiges vertuscht und vergessen gemacht werden kann. Sie soll sich gegenwärtig halten, daß hier nicht eine res interna der Verwaltung, sondern eine Lebensfrage des ganzen Staats, eine das Rechtsgefühl der ganzen Nation auf's Tiefste berührende Frage zur Verhandlung steht. Dieser Schaden ist ausgebrochen öffentlich, vor dem Angesichte aller derer, die von Preußen Schutz erwarten und denen von Preußen Schutz versprochen worden ist. Der Prozeß, welcher unter der Antheilnahme der gesammten öffentlichen Meinung begonnen hat, ist nicht anders durchzuführen als unter den Augen und mit dem Beirath derselben öffentlichen Meinung. Er ist zum Heile des Staats nur durchzuführen, nicht wenn Aufsehen vermieden, sondern wenn dieses Aufsehen zu Hülfe gerufen wird, um Maaßregeln durchzusetzen, welche dem Umfange des aufgedeckten Schadens entsprechen. Zu Schanden müssen alle diejenigen werden, welche spottend fragen, ob dies die „neue Aera“, ob dies das Preußen sei, welches Recht und Gesetz überall zur Geltung zu bringen sich vermesse, welches das Recht in Hessen und Holstein zu schützen über sich genommen, welches, pechend auf die eigne Rechtschaffenheit und auf seiner Hände Reinheit, auch außerdeutschen Staaten und ganzen Nationen die Pflichten des Völkerrechts, die Grenzen des Erlaubten und des Unerlaubten eingeschränkt habe? Im ganzen Umfange der Sache und im ganzen Umfange der Deffentlichkeit, und rasch endlich, wie als ob dieser Augenblick der letzte wäre, müsse eingeschritten werden. Ist denn nicht in der That für den, der seine Ehre an die Durchführung des Rechts geknüpft hat, ja, der seine Existenz auf die Spitze dieses großen Grundsatzes gestellt hat, ist nicht allemal für diesen der erste Moment, der ihm den Verfall der Rechtsordnung offenbart, der letzte für den Entschluß, sie zu retten und herzustellen? Ist unsere Stellung zu Deutschland und zu dem übrigen Europa von der Art, daß wir ein wenig Mißregierung im Innern, ein bißchen Herrenhaus mehr oder weniger wohl aushalten können? Oder liegen etwa diese Dinge zu weit zurück? Wäre es denkbar, daß man sich mit der Hoffnung tröstete, auch von dem Geschwornengericht der öffentlichen Meinung ein Verdict zu erlangen, das die begangenen Verbrechen für „verjährt“ erklärte? —

Wir hätten, Gott weiß es, gewünscht, daß es uns erlassen gewesen wäre, diese Forderungen und Mahnungen auszusprechen. Wir haben kaum etwas zu sagen, was nicht übereinstimmend bereits von allen Seiten zur Sprache gebracht worden. Wenn wir es dennoch, noch nach Wochen, nicht unterlassen, so geschieht es, um unseren Freunden im Ministerium darüber keinen Zweifel zu lassen, daß es in dieser Angelegenheit — die „kleine Partei“ immer ausgenommen — keine Meinungsverschiedenheit im Lande und daß es kein Ende der Aufregung giebt als in der Abstellung der vorhandenen Unerträglichkeiten.

Man verspricht uns nicht blos Untersuchung, sondern zugleich Veröffentlichung der Ergebnisse dieser Untersuchung. Wir haben von der Gewissenhaftigkeit unserer Regierung nichts Anderes erwartet. Wir wünschen nichts Angelegentlicher, als daß bei dieser Gelegenheit die Sünden der Polizeiverwaltung, der ganze Denunciantenklatsch der vorgefallenen Bestechungen und Unterschlagungen mit peinlicher Genauigkeit bis in's Detail geprüft werde. Aber das Ergebnis dieser Untersuchung, wie erheblich die Einzelheiten sein mögen, die sie zu Tage fördert, wird wenig zu dem hinzuthun, was vor aller Untersuchung gewiß und öffentlich ist. Die Thatsache, die uns drückt, und die uns mit Schaam und Besorgniß erfüllt, ist die, daß die wichtigsten Bestimmungen unserer Verfassung gewohnheitsmäßig verletzt worden sind, daß die berufenen Vertreter und Wächter des Gesetzes diesen Unfug theils nicht gehindert, theils ihn begünstigt und sanctionirt haben, daß endlich in den einflussreichsten Stellen dieselben Männer uns fort und fort vertreten, regiert und verwaltet haben, welche durch That oder Mitwissen, durch Dienst oder Gesinnung an dieser schuldvollen Vergangenheit theilgenommen haben. Die Thatsache ist die, daß die Misregierung des mit der Bürokratie verbündeten Junkerthums sich nicht blos der Gesetzgebung, sondern auch der Organe der Verwaltung bemächtigt und so alle Adern unseres Staatslebens vergiftet hat, und daß dagegen die neue Regierung diese radicale Verderbniß radical zu heilen bisher unterlassen hat, daß sie mehr mit ehrenwerthen Principien als mit praktischen Maßregeln, mehr mit dem Willen als mit der Kraft und den Mitteln eines neuen Systems zu regieren versucht hat.

Es ist, das erscheint ohne Weiteres unzweifelhaft, es ist unerläßlich, daß die Wiederkehr ähnlicher Zustände, wie die jetzt enthüllten, es ist ebenso unerläßlich, daß die Wiederkehr ähnlicher Enthüllungen für die Zukunft unmöglich gemacht werde. Nur umfassende Reformen können die Garantie dafür geben: Reformen der Gesetzgebung und Reformen in Beziehung auf das Personal der Verwaltung. Wenn nicht nach wie vor ein Ober-Staatsanwalt die Macht haben soll, durch den Glanz von Proclamationen oder von politischen Reden plötzlich den ganzen Staat in Aufregung zu bringen, als ob das Gesetz und seine Heiligkeit nur dazu da wäre, von Zeit zu Zeit einen großen Effect in Scene zu setzen, wenu das Gesetz vielmehr die stille und immer gleichmäßig schützende und segnende Gewalt sein soll, so wird das Institut der Staatsanwaltschaft auf legislatorischem Wege reformirt werden müssen. Wir erwarten von unseren Ministern, sobald sie der Gesellschaft des Herrn Simons lebig sein werden, daß sie Bedacht nehmen werden, das Amt des Staatsanwalts von seiner bisherigen Einseitigkeit zu befreien, es auf würdigere und umfassendere Basen zu stellen, ihm andrerseits das Monopol der öffentlichen Anklage zu nehmen. Wir erwarten, daß sie ferner durch Beseitigung des Disciplinargesetzes, noch besser durch allmähliche Umformung unserer kesselspieligen und überlebten Gerichtsorganisation Sorge tragen werden, den Richterstand wieder selbständiger zu stellen und den Gerichtshöfen das Vertrauen in ihre Unabhängigkeit wiederzugeben. Aber damit nicht genug. Wir erwarten vor Allem, daß das Ministerium seine eigenen Hände stärke. Zu schwach vielleicht und nicht ununterbrochen genug, aber von Anfang an ist von uns

darauf hingewiesen worden, daß es unmöglich ist, neuen Wein in alte Schläuche zu fassen. Wenn die „Preussische Zeitung“ jetzt bei Gelegenheit des Stieber'schen Prozeßes von einer Anarchie gesprochen hat, bei der keine Staatsordnung bestehen könne, so haben wir bereits bei Gelegenheit der Wahlen vom Herbst 1858 auf die Symptome dieser Anarchie und auf die Nothwendigkeit ihrer Beseitigung hingewiesen. Wir haben angeführt, daß es eine der ersten Pflichten der neuen Verwaltung sei, den Dualismus zu zerstören, der sich in dem Nebeneinander neuer Männer und neuer Principien an der Spitze und der alten unter dem reactionären System festgewurzelter Beamtenpraxis unter ihnen offenbare. Wir appelliren an eben die Ehrenhaftigkeit und Humanität, an eben das scrupulöse sittliche Gefühl, womit bisher der Herr Minister des Innern jedes derartige Andringen zurückgewiesen hat. Es ist nicht wahr, daß es sich hier um die Verfolgung der politischen Gesinnung handelt, sondern es handelt sich lediglich um die Beseitigung des renitenten Willens mit oder ohne Gesinnung. Wohl ist es ein würdiges Ziel des höchsten politischen Ehrgeizes, den Hader der Parteien zu schlichten und alle Parteien zu dem Wohl des Ganzen aufrichtig zusammenwirken zu machen. Allein dieses, wie jedes andere politische Ziel ist nur mit starker Hand und nur durch den Eindruck der Macht zu erreichen. Nur dann erst, wenn man den ernststen Willen gezeigt hat, für das Wohl des Staates einen bestimmten, nach allen Seiten geschlossenen Plan zu verfolgen und in der Durchführung desselben sich durch nichts beirren zu lassen, nur dann erst wird die gegnerische politische Ansicht das relative Recht der herrschenden Ansicht, als einer solchen, die eben zu herrschen versteht, anerkennen. Den Beweis ihrer Regierungsfähigkeit hat eine Partei erst dann geführt, wenn sie diejenigen Organe, die ihr System nach Außen zu vertreten berufen sind und welche die leitenden Functionen des Organismus zu versehen haben, vollkommen mit ihrem Geist und Willen durchdrungen hat. Nur von diesen, wie sich von selbst versteht, ist die Rede, — denn nur in ihnen beruht die Einheit und die Kraft des Regiments. Um großmüthig und human zu sein, muß man allererst stark und sicher vor Ubdank sein. Die großmüthige Schwäche wird lediglich verachtet und belämpft werden; sie wird das Fundament der Autorität untergraben und ihre Gegner, statt zur Versöhnung, zur Hoffnung auf ihren Sturz erziehen. Nur die Großmuth, welche die Macht hinter sich hat, wird zugleich durch die Schonung, die sie übt, gewinnen, durch die Energie, die sie entwickelt, Respect einflößen. Es ist fürwahr ein übel angebrachter Realismus, die Humanität gegen Personen bis zu dem Grade zu treiben, daß darüber die Sicherheit der Rechtsordnung, die Möglichkeit des Regierens überhaupt in Frage gestellt wird. Solche Humanität schlägt die Person des Beamten höher als seine Beamtenlehre an, ja, sie wird — wie in dem Falle des Herrn von Zedlig — geradezu zum Unrecht auch gegen die Person. Wenn hier sittliche Grundsätze die entscheidenden sein sollen, so giebt es keinen höheren, als den, das Rechtsbewußtsein der ganzen Nation nach jahrelanger Trübung und Unruhe zu dem Glauben an die selbstgewisse und unabweisbare Herrschaft des Gesetzes zu erheben. Eben dies ist in der That der principielle Boden, auf welchem die gegenwärtige Regierung sich gestellt hat.

Sie thut sich selbst Unrecht, wenn sie sich für eine bloße Partei, für die Vertreterin einer liberalisirenden Ansicht hält. Ansichten mögen sich mit Ansichten vertragen. Aber zwischen einem Regiment, das sich zum Träger des Gesetzes und einem solchen, welches Recht und Gesetz zum Spiel seiner Willkür gemacht hat, giebt es schlechterdings kein Vertragen. Wir haben immer gemeint, daß der Systemwechsel des Jahres 1858 eine sittliche Erhebung und Umgestaltung bedeute. In dieser Meinung hat das preussische Volk den neuen Ministern ein Vertrauen, eine Bescheidung und Mäßigung entgegengebracht, die im Ganzen und Großen über alles Lob erhaben war. Wir selbst sind die Ersten gewesen, welche bei jeder Gelegenheit daran erinnert haben, daß Compromiß das Wesen aller Politik ist und daß das Bessere der Feind des Guten ist. Aber es heißt den Nerv der moralischen Kraft des Systems zerstören, wenn man nicht bloß mit den unabänderlichen Umständen, sondern auch mit Personen und Gesinnungen transigirt, die alle Ehre mit dem Troß ihrer „Unbiegsamkeit“ erwiebern.

Wir würden nicht meinen, mit diesen allgemeinen Bemerkungen irgend etwas gegen einen zum festen Vorurtheil gewordenen Kanon auszurichten, wenn nicht die jüngsten Enthüllungen eine beredtere und dringendere Sprache redeten. Sollen wir es ruhig erwarten, bis uns über kurz oder lang irgend eine ähnliche Enthüllung aus irgend einem Cabinet kömmt, daß auch in der Betreibung unsrer auswärtigen Angelegenheiten zwei entgegengesetzte Strömungen sich kreuzen, um uns lahm zu legen? Fühlen wir nicht jetzt schon den Boden unter unseren Füßen wanken? Welche Maßregel, um Kraft und Einheit in die Regierung zu bringen, könnte jetzt den Rathgebern Er. königlichen Hoheit feilschlagen, jetzt, wo sie dem hohen und geraden Sinne des Regenten gegenüber, auf das Eine, was Noth thut, sich berufen und auf den erschütterten Glauben, auf die unruhige Sorge der Nation hinweisen können, ob wirklich das November-Programm eine Wahrheit sei?

Niemals sind wir unserer Verpflichtung, unsere Freunde im Ministerium zu stützen, so eingedenk gewesen, wie in diesem peinlichen Augenblicke; niemals haben wir mit besserem Gewissen für sie gesprochen, als heute, wo wir sie auffordern, ein großes Uebel nicht mit kleinen Mitteln heilen und die Heilung nicht verschieben zu wollen. Sie haben die volle Gunst einer Stimmung erfahren, welche sich in dem Entschlusse zusammensetzte, die Regierung in ihrer reformirenden Thätigkeit „nicht zu drängen.“ Mögen sie in dem ungeduldigen Drängen, welches jetzt von allen Seiten an ihr Ohr schlägt, nicht bloß die Stimme der Feindschaft zu vernehmen glauben. Es steht bei ihnen, ob sie eine Partei von Neuem in's Leben rufen wollen, welche durch ihre Traditionen zu keiner Delicatsse gegen sie gestimmt sein kann. Wir würden das Wiederaufleben einer geschlossenen demokratischen Partei als ein neues Verwürfniß in unserem Volkstörper auf das Aeußerste beklagen. Die einstimmige Forderung des Landes, die gegenwärtige Krisis zu einem ernstern Läuterungsprozeße zu benutzen, bildet einstweilen das Band, welche die vorgeschrittenste mit der gemäßigtesten der liberalen Parteien verbindet. Wir verlangen alle, daß die Herrschaft des Rechtes und Gesetzes, ohne Ansehen der Personen

und ohne Schonung jener Beamtenaristokratie, welche in die neue Ordnung der Dinge den Keim der Schwäche und der Inconssistenz hineinträgt, sich thatsächlich bewähre. Denselben Ruf wird, wie wir vertrauen, das Haus der Abgeordneten erheben. Ihn zu folgen oder vielmehr ihm zuvorzukommen, das ist das Mittel, welches unsere Freunde im Ministerium besitzen, um sich eine stärkere Stellung zu erringen, als sie seit dem Antritt ihres Amtes noch jemals inne hatten. Ihn in den Wind zu schlagen, das ist das Mittel, ihre Stellung unwiederbringlich zu untergraben. Die allgemeinen Wahlen werden kommen, und wir hoffen zu Gott, daß wir die Männer, welche gegenwärtig am Ruder unseres Staates sitzen, alsdann mit dem besten Grunde gegen jeden Angriff werden verteidigen, daß wir werden sagen können: sie haben der Wiederehr des Junker- und Polizeiregiments die letzten Dämme versperrt, sie haben die Fahne des Rechts hoch gehalten, sie sind sich selbst und ihrer Partei treu geblieben.

### Aus Oesterreich.

So wäre endlich das Drama des Richter-Prozesses zu Ende gespielt. Wir wollen hoffen, daß der Gerichtshof bei der Fällung des Urtheiles sein Gewissen zu Rathe zog und nicht einem äußeren Befehle sich beugte, wie dieses leider im Laufe der Untersuchung verkam; wir wollen glauben, daß Richter so unverständig war, durch Bestechung ein Geschäft an sich zu reißen, welches ihm selbst nach der Aussage der Belastungszeugen keinen eigentlichen Gewinn brachte; wir wollen diesen Widerspruch aus einer falschen Berechnung Richters erklären und an dem Urtheilsprüche nicht weiter mäkeln. Wäre auch Richter aus der Untersuchung völlig schuldlos hervorgegangen, die Regierung hätte den Prozeß nicht vollständiger verlieren können, als es bei dem tatsächlichen Ausgange desselben der Fall ist. Wir wissen es ja alle, daß auf Richter die Schuld aller erdenklichen Verbrechen von den Machthabenden gewälzt wurde, weil sie um jeden Preis in dem General Synatten, in dem Standesgenossen nur den leichtsinnigen Verfährten erblicken wollten, weil sie meinten, die Ehre des Staates werde minder gefährdet, wenn über Civilbeamte das Schuldig gesprochen wird, als wenn Militairpersonen als gemeine Verbrecher gebrandmarkt würden. Es sollte ferner das stehende Bewußtsein, daß Bruch durch moralische Mißhandlung in den Tod gejagt wurde, beschwichtigt und nachträglich der Beweis geliefert werden, daß er durch seinen Selbstmord dem strafenden Spruche des Gerichtes entging. Wie wenig hat der Ausgang des Prozesses diesen Erwartungen entsprochen. Richter geht hervor als ein Kaufmann, dessen Handlungen gerade nicht auf der Goldwaage strengster Sittlichkeit gewogen werden können, keineswegs aber als der schamlose Verbrecher, wie ihn die Anklageschrift angeschwärzt hatte: dagegen wurde alles Schmachvolle, welches die öffentliche Meinung von Synatten und seiner schamigen Paschawirthtschaft ausgesagt, in der traurigsten Weise bestätigt, die unverantwortliche Sünde, um kein schärferes Wort zu gebrauchen, der Männer, welche diesen anrüchigen Menschen mit einer unerhörten Macht-

vollkommenheit ausgestattet haben, an das hellste Licht gebracht, Bruck's bürgerliche Ehre wieder hergestellt. Die Freunde der Wahrheit dankten dem bereiten Verteidiger Richter's, daß er den Muth gehabt, das Verdikt in Bezug auf Bruck offen auszusprechen und seine That als das Werk des gekränkten ehrgeizigen Stolzes zu bezeichnen, an welchem die Furcht vor dem Strafgerichte nicht den geringsten Antheil hatte.

Doch genug von dem Wille der Schande und der Jämmerlichkeit unserer Zustände, welches der Gerichtssaal uns entrollt. In wenigen Tagen wird Richter vergessen sein: auf Ungarn sind jetzt alle Blicke gerichtet, um vielleicht in kurzer Zeit wieder von einem andern Object, etwa von Venedig, abgelöst zu werden.

Wir sehen mit banger Sorge den Augenblick immer näher rücken, wo Ungarn für Oesterreich zurückerobert werden muß. Durch Nachgiebigkeit gegen die Altconservativen wählte die Regierung das ganze Land zu beruhigen, sie ahnte nicht, daß dieselben von der zahlreichen Partei der „Achtundvierziger“ nur vorgeschoben wurden, um den ersten Angriff gegen das Regierungssystem zu vollführen, daß dieselben verurtheilt waren, bei Seite geworfen zu werden, sobald sie ihre Aufgabe gelöst und ihren Platz den Freunden der Revolution räumen würden. Die Altconservativen meinten zu schieben und waren die Geschobenen, das Ministerium erblickte nicht die durch die Altconservativen gedeckten Gegner und hielt in der That die magyarische Volkspartei durch die berücksichtigten Bachhusaren vernichtet. Wenige Wochen reichten hin, um den wahren Stand der Dinge aufzudecken und die grobe Täuschung der Regierung zu enthüllen. Die Altconservativen haben keine andere Wahl, als sich verschämt und verspottet zurückzuziehen oder, wenn sie ihren Einfluß behalten wollen, sich mit der vorgeschrittenen Partei Deak's und Cötvös zu verbinden. Diese allein — Schwarzseher meinen, nur provisorisch bis zur Ankunft Kossuth's — herrscht im Lande, und gebietet über das Volk. Welche Pläne sie hegt, darüber sind wir Alle, mit Ausnahme des Ministeriums, genau unterrichtet. Schon sind alle nicht magyarischen Beamten verjagt; von der Wiener Regierung feige verlassen, der Noth und dem Elend ausgesetzt, konnten sie nichts Besseres thun, als sich hinter die Leitha zu flüchten und hier ihren Standesgenossen die Anhänglichkeit an die dankbare Regierung zu predigen; in wenigen Tagen ist die ganze Administration in den Händen der Bewegungspartei, die Zustände des Jahres 1848 thatsächlich wieder hergestellt. Gelingt es der Regierung nicht, durch Gewalt den schon mächtig angeschwollenen Strom der Revolution zu hemmen, so wird vom Januar 1861 die Trennung von dem Wiener Ministerium eine vollständige sein. Alle Anstalten sind getroffen, daß keine Steuern eingezahlt, keine Soldaten ausgehoben werden. Diesen Rüstungen gegenüber, — welchen Weg wird wohl die Regierung einschlagen? Wir verargen es ihr nicht, daß sie sich gegen die Forderungen der Magyaren sträubt; dieselben freiwillig zu bewilligen und abzudanken, Oesterreich's Auflösung zu dekretiren sind nur verschiedne Ausdrücke für dieselbe Sache. Wohl aber vermöchten wir ihre Verblendung, auf den Rath jener zu horchen, welche der gegenwärtigen Bewegung das Schicksal der achtundvierziger Revolution prophezeien und die alten Mittel zu ihrer Be-

fliegung empfehlen. Bereits wird wieder der Samen des Hasses zwischen Magyaren und Slaven gesät, den politischen Gelüsten der Kroaten insgeheim Beifall gezollt, das Fellschichtventmal nach Kräften gefördert, durch Achselträgeri und Zweideutigkeit jede Einigung der Parteien vereitelt. Man hofft, Ungarn isoliren, die Bewegung in die Hände der Phantasten und Radicalen spielen zu können, man hofft dann, die Hälfte des Reiches gegen das „selbstflüchtige“ Ungarn wieder unter die Waffen zu bringen, und dann —. Wahrlich, das Resultat der Unterdrückung Ungarns vor elf Jahren ist nicht darnach angethan, um denselben Kreislauf der Dinge herbeizuwünschen, aber auch in der Voraussetzung, daß die verschiedenen nationalen und politischen Parteien die alten Sünden und nur dieselben begehen werden, beruht auf einem groben Irrthum. Freilich, wer die Dinge nur oberflächlich betrachtet, könnte sich leicht in die berühmten Märztage zurückgesetzt dünken. Wie damals haben wir auch jetzt die Schmach auf uns geladen, daß wir uns die Besserung unserer Zustände von den Magyaren schenken lassen, daß wir nicht unserer eigenen Kraft, sondern der Agitation der Ungarn das Diplom vertanken, wie damals, so finden auch jetzt die Magyaren unter der slavischen Bevölkerung ihre Costümaffen, wie damals glaubt sich auch diesmal wieder jeder Czegenjüngling berechtigt, seine kostbaren Glieder in eine Hanswurstjude zu stecken und eine Nationaltracht anzunehmen, deren Ursprung in der Trödelbude während des Carnevals zu finden ist, wieder wie vor zwölf Jahren ist Niemand staatsweise, außer wer noch auf der Schulbank sitzt, wieder wie damals ist der Bürger, sind die gebildeten Klassen so feige, daß sie von Studenten und Schülern sich einschüchtern lassen und diesen allein das große Wort in der Politik einräumen, sie selbst flüchten hinter den Soldatenrock und sehnen sich nach der Polizei, wieder wie damals müssen die politischen vor den sprachlichen und sogenannten nationalen Interessen die Fahne streichen, und wie damals sehen wir die Deutschen, statt zusammenzutreten und eine Partei auf Grundlage realer Zustände zu bilden, entweder großdeutschen Träumen nachgehn, worüber ihre Existenz in Oesterreich selbst zu Grunde geht, oder der Regierung sich blind ergeben. Doch möge auch die Ähnlichkeit in diesen und andern Dingen noch so sehr zutreffen, identisch ist die Lage Oesterreichs gegenwärtig mit jener in den letzten Revolutionsjahren noch keineswegs. Wir betonen nicht, daß der Staat ungleich erschöpfter ist und unfähiger geworden, gewaltigen Stürmen Widerstand zu leisten, wir weisen nicht darauf hin, daß die Geldverhältnisse sich jetzt am Anfange der Bewegung schon in der verzweifeltsten Lage befinden, welche in der ersten Revolutionsperiode erst spät am Ende derselben eintrat, dagegen müssen wir, so hart es uns auch ankommt, gegen das eigne Fleisch zu klagen, eingestehen, daß im Vergleich mit der grimmen Wuth, der furchtbaren Leidenschaft der Massen, welche den gegenwärtigen Bewegungsmännern gehorchen und folgen, die Revolutionäre des Jahres 1848 lammfromme, friedfertige Naturen waren. Wer Gelegenheit hatte, einen Einblick in die Stimmung der unteren Volksklassen und der Jugend, dieser Hauptträger einer österreichischen Bewegung, zu thun, wird mit uns übereinstimmen, daß das Schlimmste zu befürchten steht und die Schreckensscenen früherer Revolutionen viel eher zur Wiederholung gelangen können, als die Tage

